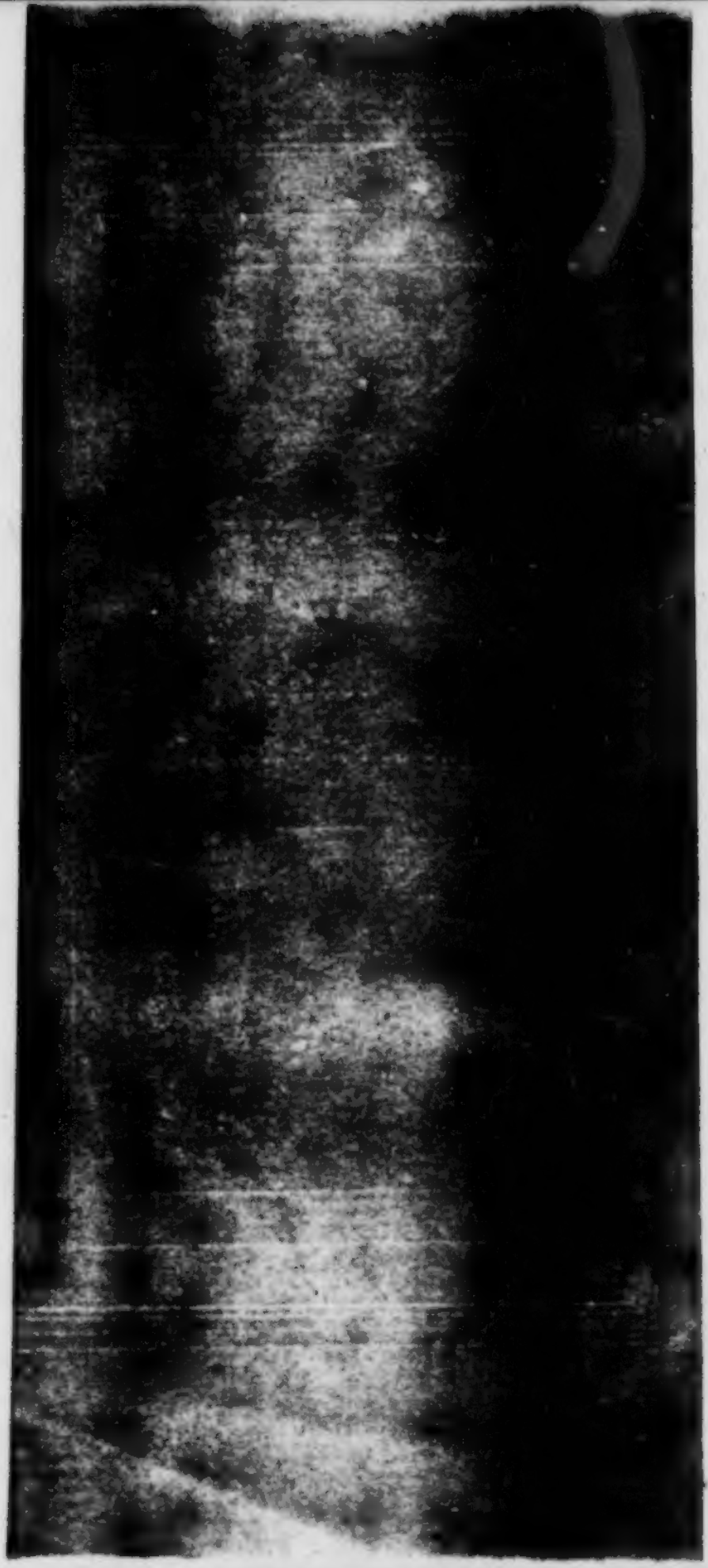


Gedichte

von

Adolph, Ritter von Tschabuschnigg.

Druck und Papier:
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Gedichte

von

Adolph, Ritter von Tschabuschnigg.

Dresden und Leipzig,
in der Arnold'schen Buchhandlung.

1833.

Sächsische
Landesbibliothek
2 9. JULI 1978
Dresden

Inhalt.

	Seite
Mein Wahler	1
Posthornklang	3
Beim Herandämmern der Nacht	8
Mädchenbrauch	9
An die Heimathberge	10
Stille Rast	12
Scheidethränen	13
In einer Gesellschaft	15
Im Frühlinge	16
Träumen	17
Im Mairegen	19
Einsamkeit auch	21
Liedchen	23
Vom Wahler	24
Das Ländchen der Liebe	27
Erwiderung eines Gedenkblattes	29
Am Grabe des Wanderers	30
Vom treuen Reiter	32
Am lezten Heimathhügel	35
Vom Wiedersehen	38

	Seite
Der Alpengang	41
Als ſie ſchieden	42
Das ſtille Grab	44
An Sie. Bei einer Vermählung.	47
Der Nachtwandler	48
Zum Abſchiede	50
Des Wildſchützen Liebe	52
Die weinende Roſe	54
Epilog zu Wilhelm Hauffs Lichtenſtein	56
Vor einem Grabe	58
Im Walde	59
An Laura	60
Das Zauberſchiff	61
Nachtgang	62
Ausbeuten auf der Promenade	64
Vor'm Scheiden	69
Die Ruine	71
Ein Blik	73
Vergiß	74
Die ſieben Grafen von Kuenring	75
Ermunterung zur Freude	80
Am Waldplaze	81
In's Blaue	82
In der lieben Gaſſe	83
Vom alten Grafenhaus	86
Blumen und Dornen aus geſelligen Kreiſen	90
Der Scheideabend	93
An *	95
Die Schildwache	96

Seite

Wiederſehen 102
Ergebniſſe 105
Am Freithofthore 108
An Adonide 110
Erfüllung 111
Fragen an Sie 113
Die zwei Wanderer 115
Der Traum 117
Auf Nimmerwiederſehen 118
Auf der Alpe 120
In der Burgruine 121
Wiederhall 122
Begegnung 124
Der ſterbende Titane 126
Der Sternenbräutigam 129
Neue Liebe 131
Der alte Huſar 133
Als ihr Bruder ſchied 136
Die Hausmutter 138
Der Mittag 140
Allerſeelentag 141
Der Seeräuber 144
Ergebniſſe 147
An ein junges Herz 150
Ritter Arthur 152
Auf der Wanderſchaft 156
Kirchweihe 158
Stille Fahrt 160
In der fremden Stadt 161

	Seite
Vor einer Gesellschaft	162
Am Abende	163
Der Liebe Ewigkeit	164
Ein Hochzeitstük	167
Beim Abendläuten	168
Des Zigeunerweibs Prophezeiung	169
Ihr Gast	171
Ständchen	173
Wettlauf	174
Frühlingweissagung	175
Ende vom Liede	176
Leichenstük	177
Spruch	179

Mein Mahler.

Ich hab' einen Mahler, der mahlt mir
Mit redlichem Bemüh'n,
Ich mag nicht das grelle Flimmern,
Das freche Farbenglüh'n.

Die flammende Sonne brennt mir
Die müden Augen aus,
Zwei rothe, schwappelnde Wangen
Sind für mich ein wahrer Graus.

Mein Mahler mahlt die Landschaft
In mildem, mattem Glanz',
Auch Blumenstäke, nur blendet
Keine Farbe im dunklen Kranz';

Blüthenbäume leis überſilbert,
Spielpläze, Kirchhofraum,
Brautkränze, Todtenkronen —
Man kennt ſie auseinander kaum;

Und was das ſchönſte, er mahlt mir
Meine Träume mitten hinein,
Webende, ſtille Geſtalten —
Einen wankenden Elfenreih'n!

Mein Lieb iſt unter ihnen
Gar ſchmerzlich lächelnd und blaß,
Die Wange, wie Sternengeflimmer,
Das Aug' vom Thaue naß. —

Wenn lang ſchon der Abend verglühte
In Wolken und Wieſenplan,
Kömmt heimlich mein Mahler gezogen
Den dunklen Hügel heran.

Da ſchau' ich auf ſeine Bilder
Im ſtillen, träumenden Licht',
Und nebenbei lang oft dem Mahler
In's liebe, blaſſe Geſicht.

Posthornklang.

Schwellender Seufzer,
Langgedehnt —
Ueber Thal und Hügel,
Tief bis zum Herzen hinab!
Rufst von der Heimath
Gar lokend hinaus! —
Einmahl noch blüht es, und lächelt um uns,
Hegt an der Brust uns noch einmahl so warm,
Spiegelt noch einmahl im leuchtenden Blik';
Ade, ihr Berge, du Thal ade!
Die Aeltern steh'n zitternd neben,
Segnen den lieben Wand'rer noch,
Und Liebchen am Herzen
Die Hände ringt,
Mit Aeuglein so roth,
Ade, ade!
Posthorn klingt, in die Welt hinaus!

Wie's Einem tröſtend zu Herzen ſpricht
Mit dem vollen, dem kräftigen Klang!
Und drängt und drängt
Auf den ſchwebenden Tönen
Gar mächtig fort!
Die kräftige Sonne dort,
Wie ſie aufſteigt;
Der blaue Himmel
In der Ferne dort —
Alles, Alles
Treibt in die Welt uns
Freundlich hinaus!
Vergeſſen ſind die Verlaſſ'nen,
Die friſche Morgenluft
Troknet die heiße, quellende Thräne, —
Einen Blik noch zurük,
Und die Heimath hinter den Bergen,
Die Lieben im Herzen,
Sinken hinab!

Friſcher Muth,
Wagendes Jugendblut!
Und der Poſthornklang

So voll und rein
Stimmt in den Sehnſuchtsdrang
Kräftig mit ein! —
Wagen und hoffen!
Die ganze Welt
Steht der freudigen Jugend offen!

Aber die Täuſchung flieht!
Und die Heimath fern
Winkt uns ſo hell,
Wie der Morgenſtern,
Und in der rauſchenden,
Fremden Welt
Zittert und bebt uns
Das Herz in der Bruſt
Vor Schmerz und Luſt,
Wenn das Poſthorn
Vorüber klingt;
Herzliche Grüße,
Küſſe, ſo warm
Schiken wir ſtill
In die Jugendwelt heim! —

Wonne! das Posthorn klingt!
Heimwärts die Fahrt! —
Froh aus dem Herzen ringt
Sehnsucht voraus,
Und die lustige Weise dringt
Laut, bis zum Herzen hinab;
Und die lieben Berge
Tauchen herauf —
Still und groß,
Wie ihre Reihe
Einst unſ're fröhliche Jugend umſchloß,
Und näher und immer näher heran!
Der traute Kirchthurmknauf
Strahlt ſchon im Abendroth' grüßend herauf, —
Und das liebe Thal liegt, wie einſt,
Vor uns im freundlichen Abendſchein',
Und die Jugend ſchwebt wieder
Auf Roſenwolken von drüben herein;
An der Aeltern Herz ſinkt der Flüchtling hin,
An der Geliebten
Stürmiſche, fliegende Jugendbruſt,
Da ändern Jahre nichts,
Der Gereifte

Schmeichelt, wie ſonſt, an den Aeltern hinan,
Und, wie als Kind einſt — unſchuldig, vertraut,
Schmiegt ſich an's Herz ihm
Die liebende Braut! —

Schwellender Seufzer!
Bald traurig, bald froh! —
Freundliche Blike
Grüßen entgegen,
Weinende Blike
Schauen uns nach!
Wie's an das Herz uns greift,
Tönſt du ſo kräftig, ſo ſchmeichelnd zu uns,
Sinnend in's Weite ſchweift
Schmachtend der Blik,
Träumen gar weit, gar weit,
Ach, in ſo manche Zeit
Schwärmend zurük!

Beim Herandämmern der Nacht.

Willkommen, liebe, dunkle Nacht,
Im blassen Sternenkleid'!
Durch dich nur wird mir Trost gebracht,
Und Lind'rung meinem Leid'!

Am Tage ist's so heiß und schwül,
Das Leben ist so wild,
Du aber bist so still und kühl,
Dein Odem ist so mild!

Mein Herz schwillt oft so wunderlich,
Wird oft so bang beschwert, —
Ach! nach dem Frieden sehnt es sich,
Der ewig, ewig währt.

Und kömmst du dann, — so denk' ich fast,
Ein Engel seiest du,
Und rufest mich zur stillen Rast,
Zur tiefen, lezten Ruh'.

Mädchenbrauch.

Du ſchauteſt mich ſo freundlich an,
Wenn ich vorüberſtrich,
Da war es um mein Herz gethan,
Und, ach! ich liebte dich!

Manch Blümchen gabſt du ungeſeh'n
Und leis erröthend mir,
Da glaubt' ich deutlich zu verſteh'n:
»Mein Herz gehört nur dir!«

Doch auch nach Andern ſiehſt du hin,
Gibſt Andern Blumen auch,
Nun fühl' ich's wohl mit trübem Sinn',
Es iſt nur ſo dein Brauch!

An die Heimathberge.

Lebt wohl ihr Berge — still und groß,
Verklärt im Abendſchein',
Schwer reißt von euch das Herz ſich los,
Doch, ach! es muß wohl ſein.

Oft ſtand ich dort auf eurer Höh'
Im gold'nen Abendſtrahl',
Und ſah hinab mit ſtillem Weh',
In's hirtlich ſtille Thal.

Und ſah hinab, und ſah hinan,
Und wollte faſt vergeh'n,
Mich greift's ſo wunderbarlich an,
Der Abend war ſo ſchön!

Da dacht' ich an gar ferne Zeit,
An meiner Kindheit Glük,
Und ſchwamm in ſtiller Seeligkeit
Den Strom der Zeit zurük!

Und wo ich hinſah, ſah ich, ach!
Die liebe Heimath hier,
Und jeder Felſen, jeder Bach
Sprach gar ſo traut zu mir!

Doch ſchau' ich fürder einmahl hin
Zum hellen Abendſtern,
So bringt ihr mir nicht mehr Gewinn,
Da bin ich euch ſchon fern.

Drum ſteh' ich ſo bezaubert da,
In ſtiller Seeligkeit,
Seh' euch zum leztenmahle ja,
Und morgen bin ich weit!

Lebt wohl, ihr Berge, ſchüz' euch Gott
Nehmt dieſen lezten Gruß!
Möcht' glühend, wie das Abendroth,
Euch geben einen Kuß!

Stille Raſt.

Wehende Birken um den ſtillen Raſen,
Kühlende Lüfte durch die ſchlanken Wipfel,
Und durch der Wieſe Blumen zieht die Quelle
Leiſen Geflüſters!

Plätzchen des Friedens! wo der Wand'rer gerne
Unter den Birken lagert, wo die Quelle
Kühlt, wo des Abends Hauch, wie Gruß der Heimath,
Leiſ' ihn umſäuſelt! —

Müd' in dem Grünen ruht der Wanderſtab, das
Auge in Thränen ſchaut in's Abendleuchten,
Und in des Herzens Dunkel glüh'n die alten
Bilder der Liebe.

Wanderer! der nach mir hier ausruht, Einer
Lag hier in Thränen, ſah der Sonne nach mit
Brechendem Herzen; — Wand'rer! froher mög' der
Abend dir dämmern!

Scheidethränen.

Wer ſtumm trägt alle Leiden,
Fängt einmahl zu weinen an, —
Wer nie weint, weint beim Scheiden
So viel er weinen kann.

Heut' ſcheid' ich! heut und — nimmer
Seh' ich ihr Angeſicht,
Den Blik, wie Mondenſchimmer,
Der mild durch Thränen bricht!

O Gott! und kann nicht weinen,
Steh' blöd und lächelnd da, —
O — morgen will mir's ſcheinen,
Komm' i ch unbſeh' ſie ja!

Morgen, — ach Gott! das Heute
Begräbt ja vieles Glük, —
Morgen ſtarrt aus der Weite
Umſonſt das Aug' zurük!

Wenn ich zu ihr ſonſt gegangen,
Steht dann der Abendſchein
Juſt über ihr Haus gehangen, —
Ob ich dann auch nicht wein'?!

In einer Gesellschaft.

Wohl taug' ich nicht in eure frohe Mitte,
Und lebe gerne so nach meiner Weise,
Im Stübchen, bei der Lust vertrautem Schritte,
In meiner Fluren tief verschwieg'nem Kreise.
Das laute Jubeln ist nicht meine Sitte,
Und bin ich froh, dann bin ich still und leise,
Drum, liebe Leute! laßt mich immer gehen,
Ich kann euch nicht, ihr könnt mich nicht verstehen!

Was hilf' es euch, blieb' ich in eurer Runde,
Die Lustigen — die habt ihr ja nur gerne,
Liebt ja die Frohen nur im frohen Bunde,
Die sich erfreu'n am süßen Lebenkerne,
Blieb' ich auch hier, und spräche mit dem Munde,
Mein Herz und mein Gedanke blieb doch ferne,
Und säß' ich mitten auch im Kreise innen,
So dächt' ich leise sinnend doch von hinnen.

Im Frühlinge.

Rings ſuch' ich dich, rings lauſch' ich dir
Mit thränenfeuchtem Blik',
O holdes Liebchen komm' zu mir,
Kehr' in mein Thal zurük!

Die Wieſe grünt, die Veilchen blüh'n,
Und ſüße Düfte weh'n,
Wie könnten wir im jungen Grün
So wonnig uns ergeh'n!

Dort an der Straße will ich ſteh'n,
Im Früh- und Abend-Strahl',
Mit Blumen dir entgegen weh'n,
Kehrſt du zurük in's Thal.

Träumen.

Im glüklichen Nebenlande
Herrscht ein König von Allen geliebt,
Er hegt keinen Wunsch mehr, nur hat's ihn
Oft heimlich, wie Träumen betrübt.

Der Schäfer zieht mit der Flöte
Durch grünen, blühenden Raum,
Er wär' so seelig, doch leis oft
Berükt ihn ein seltsamer Traum.

Es gleitet ein Nachen spielend
Weit über die Fluth dahin,
Der Fischer sizt übergehangen
Einsam und träumend darin;

Am Eiland schimmert ein Lichtlein,
Der Kahn ist vom Fange schwer,
Die Wellen aber rauschen,
Er kann noch nicht heim vom Meer!

Der Zecher hält das Kelchglas,
Laut jubelt ein froher Toaſt,
Er aber vergißt zu trinken,
Unendlich Träumen hat ihn erfaßt.

Dort drüben in der Laube,
Am Wieſenwäſſerchen klar,
Ueberflattert von tauſend Blüthen,
Sitzt koſend ein liebendes Paar;

Er ſchaut ihr tief in die Augen
Voll ſüßer, unendlicher Luſt,
Sie ſind ſo ganz eine Seele,
Geſchlungen Bruſt an Bruſt.

Der Abend glüht röther, es laſſen
Sich leiſe die Hände aus,
Sie mögen nicht küſſen, und ſtarren
In's Abendroth träumend hinaus.

Im Mairegen.

Es war ſo heiß, es war ſo ſchwüh,
Manch Blümchen ſtarb dabei,
Nun aber regnet's lind' und kühl,
Und alles hebt ſich neu.

Da trag' ich meine Blumen auch,
An meinem Fenſter dort,
Hin in den freien, linden Hauch,
In's kühle Regnen dort.

's thut ihnen wunderbarlich wohl,
Kühl iſt es und doch lau,
Halb träumend bebt die Roſe, voll
Vom lieben Seegenthau.

Ach! könnteſt du mich kühlen auch,
Du liebe Maienfluth,
Und könnteſt ſtillen, linder Hauch,
Des Herzens heiße Gluth!

Möcht' träumend, wie die Roſe ſteh'n,
Im Freien friſch und lau,
Möcht' warten auf ein kühles Weh'n,
Auf einen Tropfen Thau!

Einmahl noch.

Laß noch einmahl alle Luſt und Freude
Still vorbei an meinem Herzen geh'n,
Laß noch einmahl, eh ich von dir ſcheide,
Mich in meinem ganzen Himmel ſeh'n!

Preß' noch einmahl die entfloſſ'nen Stunden
Wuchernd all' in einen Augenblik,
Einmahl noch, bevor es ganz entſchwunden,
Zeige mir mein ganzes Glük!

Einmahl noch das Lächeln voller Wonne,
Gottes ſchönſten Lohn für ſeine Welt,
Das in gleicher Klarheit auf die Sonne,
Und in ſtilles Blüthendunkel fällt.

Einmahl noch die warme Hand in meiner,
Und der Vollmond über dir und mir;
Einmahl meine Bruſt noch eng an deiner,
Eine ſtille Stunde noch mit dir!

Einmahl noch den Blik bis tief zu Herzen,
Sehnſuchtvoll, in Thränen mild verklärt,
Der mir ſelbſt der Trennung Schmerzen
Still in Wonneſchauer kehrt.

Einen Kuß noch für das lange Scheiden,
Mit dem Kuß dein ganzes Herz,
Als Erinn'rung an vergangne Freuden
Stärk' er mich in meinem Schmerz'!

Einmahl noch dein ganzes Bild, — o ſäume!
Und geblendet mög' der Blik vergeh'n,
Daß ich dann von dir nur träume
Immer bis zum Wiederſeh'n!

Liedchen.

Die Erle weht, die Quelle rauſcht
So wehmuthvoll vor mir,
Wenn Erl' und Quelle wieder rauſcht,
Bin ich nicht mehr bei dir!

Drum, ſüßes Liebchen, lebe wohl!
Und denke fürder mein!
Und rauſcht die Erle dumpf und hohl,
Mög' ich im Sinn' dir ſein!

Einſt rauſcht die Erl' im jungen Grün,
Die Quell' in voller Luſt,
Dann ſink' ich wieder ſeelig hin
An deine treue Bruſt!

Vom Mahler.

War einmahl ein Mahler geweſen,
Den man viel mahlend geſchaut,
Die Träume ſeiner Jugend
Er ſtill den Farben vertraut.

Der hing wohl ſeine Bilder
Im Stübchen rund herum,
Und ſaß oft unter ihnen
So ſinnend und ſo ſtumm.

Und ward es im Zimmer recht dunkel,
Da wurden die Bilder erſt klar,
Und ſahen ihn an mit Augen
Gar leuchtend und wunderbar.

Und fingen ſich an zu regen,
Und leiſe zu ſchweben um ihn,
Da träumte er ſtill zurüke
In ſeelige Tage hin.

Manch Freund, der lang ſchon im Grabe,
Der doch ihm nun wieder die Hand,
Es kehrte manche Stunde wieder,
Die längſt auf immer entſchwand.

Und mitten unter ihnen
Da ſchwebt gar licht und mild,
Viel heller als alle die andern,
Ein liebes, liebes Bild.

Es kömmt gar leiſe grüßend
Zum ſtillen Mahler heran,
Und ſchaut ihn an ſo gütig,
Wie's nimmer, nimmer gethan.

Da ſpringt er auf vom Stuhle,
Strekt ſehnend die Arme nach ihr,
»Ach! kömmſt nun einmahl, Berthe!
Kömmſt einmahl, einmahl zu mir!«

Da zukt ins dunkle Zimmer
Ein leuchtender Mondenblik
Das Bild, das huſcht im Fluge
In den engen Rahmen zurük.

Und alle Wilder im Kreiſe
Seh'n wieder gar ſtumm ihn an,
Er wiſcht ſich eine Thräne vom Auge,
Und ſtarrt zum Mond' hinan.

Das Ländchen der Liebe.

Voll Kämpfe und Falschheit, gar arg ist die Welt,
Gar übel zumahl ist's auf Erden bestellt,
Doch kenn' ich ein friedliches, freundliches Land,
Es wird nur das Ländchen der Liebe genannt.

Ist anderswo Nordsturm und drükende Gluth,
Erstirbt jedes Blümchen in Thränen und Blut,
Gluth, Nordsturm wehen hier schonend vorbei,
Im Ländchen der Liebe ist ewiger Mai.

Nicht mißt's man nach Meilen? es ist gar klein,
Oft schließt es ein blühendes Laubendach ein,
Es ist groß genug eben dem liebenden Sinn',
Stets finden zwei Herzen ein Plätzchen darin.

Und Mancher, den außen das Leben erfaßt,
Der dankios sich mühet in redlicher Hast,
Dem winket der Friede, die Ruhe nur hier,
Ihn lohnen zwei himmlische Stunden dafür.

Manch Einer, dem Kummer das Herz ſchier zerdrükt,
Dem Blume und Knoſpe das Leben zerpflükt:
Ins Ländchen ſo heimlich da baut er ſein Glük,
Da glänzt nur in Thränen der Wonne ſein Blik.

Der Weg in's Ländchen der Liebe iſt ſchmahl,
Führt heimlich, in Roſen verborgen, durch's Thal,
Ihn findet allein nur ein offener Sinn,
Es führet nicht Geld und nicht Macht dahin.

Im Ländchen der Liebe ſind alle ſich gleich,
Da kennt man nicht Fürſten, nicht arm und nicht reich,
Da freut ſich der König im blühenden Gras,
Wo jüngſt noch ſo ſeelig der Bettler ſaß. —

In's Ländchen der Liebe, da flücht' ich gar oft,
Wenn Manches zerflittert, woran ich gehofft,
Stets kehr' ich ſo kräftig in's Leben zurük,
Mit Glauben im Herzen, verklärtem Blik'.

Erwiderung eines Gedenkblattes.

Wohl denk' ich noch nach manchen, manchen Jahren,
Wenn längſt der Lenz mit ſeinen Blumen ſchwand,
Noch an die Zeit, wo wir ſo glüklich waren,
Noch in das ſchöne, heit're Jugendland.
Treu werd' ich ſtets dein liebes Bild bewahren,
Wie ich dich einſt in holder Anmuth fand,
Durch's weite Leben wird es mich begleiten,
Ein Roſentraum aus fernen, ſchönen Zeiten.

Ernſt über's Leben zieht der Lauf der Stunden,
Bald ſteht uns all das Liebe, Alte weit,
Die traute Jugend iſt gar ſchnell entſchwunden,
Streng iſt das Leben, und die Welt im Streit'. —
Da halt' dich ſtets, wie ich dich einſt gefunden,
Das Weib noch zier' der Jungfrau Lieblichkeit!
Und ſiegend mög' der ſchöne Glaube ſtehen:
Noch iſt ſie ſo, wie ich ſie einſt geſehen! —

Am Grabe des Wanderers.

Da drinnen liegt ein Wand'rer,
Der ſchläft gar ruhig im Grün,
Er hat den Stab hingeworfen,
Wo ſtille Gräſer blühn.

Viel Wand'rern iſt er begegnet,
Viel Wand'rern, ſo unſtätt wie er,
Er iſt mit keinem gegangen,
Zog immer gar einſam daher.

Viel Blumen ſah er blühen,
Viel Blumen duftig und licht,
Er hat ſich nur eine gebrochen,
Die war ein Vergißmeinnicht!

Viel Quellen ſah er ſpringen,
Gar lieblich im blumigen Mai,
Er iſt bei keiner geblieben,
Raſtlos zog er vorbei.

Er hat geglaubt und gehoffet,
Sein Glaube trug ihn ſo weit,
Hat nebenbei einmahl geliebet
In ferner, entſchwundener Zeit.

Und ob er es nun gefunden,
Worauf ſein Glaube gebaut,
Und ob er nun errungen,
Woran er gehofft und vertraut,

Wohl kann ich es euch nicht ſagen,
Ich ſah nur ſein Aug', als es brach,
Es blikte noch einmal nach drüben,
Gar ſelig dem Abendroth' nach. —

Vom treuen Reiter.

1.

Hinaus in die Schlacht zog der Reiter treu,
Noch einmahl ritt er bei Liebchen vorbei,
Wohl weint's ihm entgegen mit Augen voll Schmerz,
Wohl möcht ihr zerbrechen, zerſpringen das Herz.

Da ſchwingt er vom Roſſ' ſich, da eilt er hinauf,
Zu Liebchen an's Fenſter in ſehnendem Lauf',
Und küßt ſie, und ſchließt ſie in ſeeliger Luſt
Zum leztenmahl' feſt an die liebende Bruſt.

»Komm', gib mir die Locke, in der ich gewühlt.
Mit der ich oft ſtundenlang ſeelig geſpielt!«
Und ſie gibt ihm die Locke, und davon er ſprengt,
Bald iſt er vor'm weinenden Auge verdrängt.

2.

Wie Gold iſt der Himmel rings anzuſeh'n,
Hellfunkelnd die Reiter im Morgenlicht' ſteh'n,
Und drüben da blizt's auch ſo ſchaurig herab; —
Wohl Manchen der Kühnen bekt Abends ein Grab.

Und Alle ſind fröhlich, und Alle voll Muth,
Es drängt ſie zum Kampfe das feurige Blut,
Nur Einer ſteht ſtumm bei Seite und ſtill,
Und ſtimmen nicht mit in den Jubel will.

Ein Löckchen ſo goldig das zieht er heraus,
Blikt's an und ſchaut ſtill in den Morgen hinaus,
Drükt's feſt und in Thränen an Buſen und Mund, —
Und iſt dann zum Kampfe bereitet zur Stund'.

3.

Der Tag iſt entſchwunden, heiß und ſchwül,
Schon ſäuſelt's hernieder ſo ſtill und kühl,
Und wo erſt gewüthet der Kampf im Thal',
Da ſchwimmt's nun ſo ruhig im Abendſtrahl'.

Manch Einer, der Morgens zu Roſſe noch ſaß,
Der liegt nun ſo bleich und ſo blutig im Gras,
Die Vögelein ſingen ein Schlummerlied,
Da ſchließt ſich manch Auge ſchlafensmüd'.

Und mitten innen liegt Einer auch,
Der hielt wohl die Treu' bis zum lezten Hauch',
Die blutige Locke, am blutigen Herz',
Die ließ er nicht fahren in Tod und Schmerz'.

Am lezten Heimathhügel.

Halt an, halt an, mein Wanderſtab!
Muß nochmahls ſchau'n zurük,
Gönn' mir noch einen Blik hinab,
Noch einen Scheideblik!

Laß ſaugen mich zum lezten Mahl'
Die liebe Heimathluft,
Mich ſeh'n zum lezten Mahl' mein Thal,
Voll ſtillem Abendduft'!

Hoch über'm lichten Kirchthurmknauf'
Erſcheint der Abendſtern,
Die Abendgloke tönt herauf,
Säng' mich in Ruhe gern!

Wie's um mich rauſcht, wie's zu mir weht,
So laut und doch ſo ſtill',
Kein and'rer wohl als ich verſteht,
Was es mir ſagen will!

Ein Wand'rer zieht den Weg heran,
Lenkt thalwärts ſeinen Schritt,
Weil', weil', du trauter Wandermann,
Nimm meine Grüße mit!

Gib jedem, den du unten ſieh'ſt,
Treuſchüttelnd deine Hand,
»Es grüßt euch,« ſag', »der ferne iſt,
Und euch gar wohl bekannt!«

Mußt auch zu meinem Liebchen geh'n,
Und ſagen, was ich ſprach,
Daß du am Hügel mich geſeh'n,
Als ich ein Blümchen brach!

Dort wo ein goldnes Wölkchen ſchwebt,
Weit hinter'm Waldesgrün,
Da iſt die Flur, auf der ſie lebt,
Dahin mußt du auch zieh'n!

Nun zieh' hinab, und richt' es aus,
Und Gott belohn' es dir!
Und komm' ich in dein Vaterhaus,
Grüß' ich dein Lieb dafür!

Leb' wohl, mein Thal! — nun Wanderſtab,
Nun fort auf gutes Glück!
Ich ſchau' nicht mehr in's Thal hinab, —
Das war mein letzter Blik!

Vom Wiederſehen.

Bin oft gar trüb' geſeſſen,
Mein einz'ger Troſt im Leid'
Iſt Wiederſeh'n geweſen,
In ferner, ſchön'rer Zeit;
Hab' ſtill mir ausgeſonnen
Die Bilder all' der Luſt,
Wenn ſie in tauſend Wonnen
Mir ſinkt an treue Bruſt.

Bin ſtundenlang gelegen,
Hab' ſie im Geiſt' geſeh'n,
Wie ſie mir flog entgegen,
Beim frohen Wiederſeh'n;
Wie ſie mich lieb geherzet,
In ſtiller Seeligkeit,
Hab' drüber oft verſchmerzet
Die einſam trübe Zeit.

Die Stunden ſind verflogen,
Sich gleich blieb ſtets mein Sinn,
Da bin ich froh gezogen
Zur Heimath wieder hin.
Und ging vor allen Wegen
Zu ihrem lieben Haus, —
Sie flog mir nicht entgegen,
Der Athem blieb mir aus.

Da ſchlich ich ſtill und bange,
Klopft' an ihr Kämmerlein,
Wohl ſcholl's mir erſt nach lange,
Gar zögernd: »Nur herein!«
Ich trat in's Zimmer leiſe,
Sie ſah gar fremd mich an,
Es ſaß auf traute Weiſe
Bei ihr ein ſchöner Mann.

Das hat mich ſchwer getroffen,
Wie unverdienter Hohn;
Das alſo war mein Hoffen,
Das meiner Treue Lohn? —

Muß wieder weiter gehen,
Hab' keinen Troſt im Leid,
Am Ziel kein Wiederſehen
In ferner, ſchön'rer Zeit.

Der Alpengang.

Im Thale tief unten, beim Bache ſo klar,
Da lieben zwei Herzen ſich innig und wahr,
Und that's auch kein einziges Wörtchen noch kund,
Schon lange verband ſie ein inniger Bund.

Oft wollt' er ihr laut ſchon geſtehen den Schmerz,
Oft ſie ihm ſchon ſinken an's glühende Herz,
Doch immer da faßt ſie's im Buſen ſo ſcheu,
Da geh'n ſie ſo fremd an einander vorbei.

Auf duftiger Alpe, in blumiger Au,
Hoch über der Erde, im himmliſchen Blau,
Da traf ſich einſt morgens das liebende Paar,
Die Wieſe iſt blüthig, der Himmel klar.

Da drängt ſich's nicht länger in Buſen zurük,
Sie ſinken an's Herz ſich mit leuchtendem Blik.
Und hoch in der Alpenwelt kräftig und frei,
Da ſchwören zwei Herzen ſich ewige Treu'.

Als ſie ſchieden.

So zieht denn auch ihr nun
Ihr Lieben mir fort,
Und ſizen nun nimmer
Zuſammen mehr dort.

Wohl weil' ich nun einſam
In Blumen am Bach'
Und ſchaue in Thränen
Dem Wellenzug' nach.

Möcht' paken, möcht' ſchnüren
Mein Bündel, wie ihr,
Möcht' über die Berge
Fortziehen von hier.

Ach, iſt doch die Heimath
So freundlich, ſo ſchön,
Und möcht' ſie ſo recht nun
Einmahl wieder ſeh'n

Möcht' grüßen, möcht' küssen
Manch Einen in Lust,
Möcht' schließen lieb Liebchen
An liebende Brust!

Mich faßt's wie die Vögel,
Wenn's einsamer ist,
Es kömmt mir zum Wandern
Das alte Gelüst.

Möcht' paken, möcht' schnüren
Mein Bündel im Mai,
Möcht' ziehen die Blumen,
Die Quellen vorbei.

Möcht' über die Berge
Fortwandern von hier,
Möcht' gehen, möcht' fliegen
Zur Heimath, zu ihr.

Das ſtille Grab.

Da drüben ſteh'n viele Gräber,
Gebrech'ne Herzen darin,
Es wallt und kömmt gar leiſe
Zu den lieben Gräbern hin.

Sie bringen viel ſchöne Blumen,
Viel liebe Blumen heraus,
Und ſtreuen ſie all' auf die Gräber,
Und ſchmüken ſie freundlich aus.

Möcht' auch ſo niederknieen
Und ſchmüken und beten gern,
Ach! aber meine Todten
Ruh'n in der Grüne gar fern!

Kenn' keines aus all' den Gräbern, —
Von den tauſend Herzen zumahl -
Schlug keines je an meinem,
Vergehend in Luſt und Qual.

Was iſt denn dort in der Ecke
Für ein Grab noch friſch und neu?
Es eilen Alle vorüber,
Und kreuzen ſich flüchtig dabei.

Kein Blümchen, kein junger Raſen
Umgrünt das einſame Grab,
Es weint kein liebendes Auge
In's ſtille Dunkel hinab.

»Der einſam da innen ſchlummert,
Der ſprang in den Mühlteich hinein,
Seine Liebſte brach ihm die Treue,
Da mocht' er nicht länger ſein.«

Das alſo iſt dein Verbrechen,
Drum ſind ſie furchtſam entfloh'n,
Weil treu du an Liebe gehalten,
Iſt Scheu und Bekreuzung dein Lohn!

Da will ich niederknieen,
Und beten und weinen einmahl,
Will Blumen zum Grabe tragen,
Und ſchmücken das ſtille Mahl!

Schlaf ruhig, ſchlaf' ſanft da innen,
Du treues, du herzliches Blut!
Vergiß ſie, — die Arge, die Falſche,
In deiner ſtillen Hut!

Und Jede, die Treue will brechen,
Und geht hier am Hügel vorbei,
Die mög' es im Herzen ſtechen,
Und mahnen an Liebe und Treu'!

An Sie.

Bei einer Vermählung.

In ſtiller Eke kniet ſie, holdbefangen,
Schaut auf die Braut mit träumeriſchem Sinnen,
Der Augen Glanz, die hocherglühten Wangen
Verkünden, was ſie fühlt im Herzen innen,
Wohl ahnet ſie der Freundin ſüßes Bangen
Und das Entzüken, das ſie wird gewinnen;
In ſüßen Bildern, holdbewegten Träumen
Soll ihr der Liebe leiſe Ahnung keimen.

Wohl wirſt auch du gar bald zum Altar treten,
Wirſt Ringe wechſeln, ſüße Blike tauſchen,
Und ſtillentzükt, wie heut' die Braut, erröthen,
Da werd' ich fern in ſtiller Eke lauſchen,
Werd' einſam weinend für dein Glük nur beten,
Und leiſe fleh'n im jubelvollen Rauſchen;
Ein ſchöner Seegen mög' dein Leben leiten,
Und Liebe dir den Kranz aus Mirten deuten!

Der Nachtwandler.

Da drüben im einſamen Kämmerlein
Da ſchläft er all' Abend gar ſtill und allein,
Sonſt hielt wohl ſein Liebchen ihm freundliche Wach',
Nun nimmer, ſeitdem er die Treue ihr brach.

Und kömmt nun der Vollmond bleich ſchimmernd heran,
Und ſchaut ihn ſo winkend durch's Fenſter an;
Da faßt's ihn im Schlummer ſo ängſtiglich ſchier, —
War oft ja geſeſſen im Monde mit ihr.

Da treibt's ihn vom Bette, da drängt's ihn hinaus,
Da kömmt er allnächtlich in's Freie heraus,
Mit glanzloſem Auge, mit bleichem Geſicht',
So wandelt er einſam im Mondenlicht'.

Allnächtig da ſchleicht er gar unſtätt und ſcheu
Bei jeglichem Pflänzchen der Liebe vorbei,
Schwankt ſtille vorüber am Bachesrand',
Wo einſt ihm ſein Klärchen die Liebe geſtand.

Es treibt ihn wüſt ohne Ruhe fort,
Durch einſame Haide zum Friedhof' dort,
Da will's ihn über die Gräber durch's Grün
Gar einſam in heimliche Ekе zieh'n.

Dort drunter da ſchlummert ein treues Herz,
Die Treu' ward gebrochen, da brach's auch der Schmerz,
Eine Thräne ſinkt ſtill aus dem ſtarren Blik',
Als dächt' er voll Wehmuth zurük, zurük.

Da beugt er ſich leiſe zum Hügel herab,
Pflükt ſtille ſich thauige Blumen vom Grab',
Schleicht leiſe dann, wie er kam, nach Haus,
Manch mahnend Vergißmeinnicht hat er im Strauß'.

Und weicht nun dem Morgen die ſcheidende Nacht,
Und wenn er nun müde zu Bette erwacht,
Da liegen Vergißmeinnicht rund um ihn, —
Wohl weiß er, auf welchem Herzen ſie blüh'n.

Zum Abſchiede.

Holdes, liebliches Mädchen, lebe wohl! ach,
Ferne wirſt du von mir nun ſein, doch immer
Werd' ich dein noch gedenken, liebe Seele!
Feuchteren Blikes. —

Und gedenken der ſchönen, heil'gen Stunden,
Wenn, ergriffen vom Aufſchwung deiner Lieder,
Kühn und wirbelnd mein Geiſt in ſchön'ren Träumen
Feſſellos ſchwebte;

Dein gedenken, wenn künſtlich und gemeſſen
Mich die Sänger der Reſidenz ergözen;
Anders klangen, ſo fühl' ich dann, die Lieder
Meiner Luiſe!

Ach! ein Jubeln, ein Seufzen war dein Singen,
Im verklärteren Auge ſchwamm der Himmel,
Und der heilige Buſen hob ſich zitternd,
Leiſe erbebend.

Wann der Buſen dir wieder heilig aufbebt,
Und dein Auge im Liederſchwunge leuchtet,
Dann, Luiſe! dann mög'ſt du mein gedenken —
Feuchteren Blikes!

Des Wildſchüzen Liebe.

Wenn Nachts ſchon längſt von Haus zu Haus
Der Schlaf zu zieh'n begann,
Da rauſcht es aus dem Wald' heraus,
Ein langer, dunkler Mann.

Vorbei an Gräbern ſchleicht er dicht, —
Bei Todten weilt ſein Sinn —
Er hat nicht Ruhe, ging er nicht
Zu Röschens Fenſter hin.

Der Wildſchüz liebt, — am Kirchengang'
Sah er ſie einmahl ſteh'n,
Seitdem treibt's jede Nacht ihn bang,
In's Dorf hinab zu geh'n.

Ein Dornenzaun ſteht, wie zur Huth,
Um Liebchens Aufenthalt,
Was kümmert's ihn wohl, ob ſein Blut
Weißroſe überwallt.

Sie flicht just drin ihr goldnes Haar,
Beim matten Lampenſchein',
Kniet fromm dann hin zum Hausaltar',
Und lächelt betend drein.

O Gott, da möcht' er knien, auch ſo
Fromm beten, ach, wie ſie; —
Wohl jedem ſteht ein Blümchen wo,
Für ihn blüht Roſe nie!

Die weinende Roſe.

Innig umſchlungen ſtanden Beide, ſtürmiſch,
Bange klopfte des Jünglings Buſen, ſtiller
War die fromme Seele des Mädchens, und ſie
Glühten in Liebe.

Innig umſchlungen ſtanden Beide — bange,
Ach! — der nächſte Moment ſchon rief zur Trennung,
Und das Wort erloſch, an der Lippe ſanft hin-
Sterbend im Kuſſe.

Glühender, heißer ſchwelgte Aug' in Auge,
Und es neigte das Mädchen ſich zum Jüngling',
Drükt die Hand ihm wärmer und reicht ihm eine
Roſe des Frühlings.

Und aus dem Blik' des Jünglings fiel ein Tropfe
Heiß und glühend, und eine Thräne rollte
Aus dem ſanften Auge der Jungfrau mild, wie
Thauen des Himmels.

Und in die Roſe ſanken beide Thränen,
Miſchten inniger ſich im ſtillen Kelche,
Und als Zeichen ewiger Liebe nahm der
Jüngling die Roſe.

Einſt bei des Wiederſehens Wonne reicht' er
Still begeiſtert der Jungfrau hin die Roſe,
Und die Jungfrau ſchlang in den Hochzeitkranz die
Weinende Roſe.

Epilog zu Wilhelm Hauff's Lichtenſtein.

Der Vorhang ſinkt, die lieben Bilder ſcheiden,
Die wechſelvoll dem Auge vorgeſchwebt,
Mariens Luſt und Bärbchens Liebeleiden,
Zum Traume wird, was kaum noch friſch gelebt;
Gerührt fühlt ſich das Herz, und mag nicht meiden
Die Thräne, die dem Auge leis entbebt,
Was dieſe einſt geführt zu Luſt und Schmerzen,
Es webt noch fort in jedem Menſchenherzen.

Beruhigt längſt ſind jene ſchönen Auen,
An Rebenhügeln Nekars Wellen ziehn,
Von keiner Thräne mehr die Spur zu ſchauen,
Wie ſie auch heiß im Auge mochte glüh'n;
Auf Lichtenſtein darf Neſt der Geier bauen,
Des Pfeifers Haus ließ keine Spur im Grün,
Von ihrem Leben, wie von ihrem Lieben,
Iſt nur der Sage dunkler Klang geblieben.

Wir walten jezt, verändert iſt die Sitte,
Die Gegenwart behauptet ſtreng ihr Recht,
Die rohe Kraft gebannt aus unſ'rer Mitte, —
Doch manche Tugend floh auch, fromm und echt;
Und auf die Zeit, mit ihrem Rieſentritte,
Schaut zweifelhaft das feinere Geſchlecht,
Mag Vieles wechſeln, Rede, Kleid und Falten,
Der Sinn des Herzens kann doch nie veralten.

Und eben, wie ſie damahls liebten, irrten,
Liebt, irrt und träumt das arme Herz noch jezt,
Noch prangt als Lohn des Kampfs der Kranz aus Myrthen,
Wie ihn die gute, alte Zeit geſezt;
Doch mit dem Schwert' nicht, wie ſich's Ritter gürten,
Leis wirbt man nun, und hofft und ſchweigt zulezt;
Sonſt mochte Blut gebrochn'e Liebe rächen,
Wer zählt die Herzen nun, die heimlich brechen.

Vor einem Grabe.

Ein Grab! — ſo ein dämm'riges, trautes Aſil, –
Keine Luſt mehr, kein Lebenſchmerz!
Läg' gerne da innen ſtill und kühl,
Zur Ruhe gebracht das Herz.

Weiß nicht — die Leute, und drückt ſie noch
So Vieles, ſeh'n ſcheu nur hin,
Mir fehlt juſt nichts auf Erden, und doch
Läg' am liebſten vor Allem da drin. –

Einſt lag ich gar ſtill im Wiegenſchrein',
Bin nun dazu ſchon zu groß,
Kann nunmehr in dieſe Wiege hinein,
In der Erde Mutterſchoß.

Im Walde.

Es rauſchen die Wipfel, es ſingen
Die Vögel mit darein,
Ich leg' im Moos und ſtarre
In's Regen und Weben hinein.

Es läutet eine Gloke,
Mich überkämmt ein Schmerz,
Als wär' ich wo weit in der Südſee
Das einzige liebende Herz!

An Laura.

Keine Freude mehr, Laura! ausgetreten
Deine Sterne, verweht die Blumen, troſtlos
Deine Zukunft, nur jähe Blize leuchten, —
Weil du geſündigt!

Keine Liebe in deinem ganzen Leben,
Nie ein Säugling am Buſen dir, kein Menſch, der
Je dich herzlich umfängt, der eine ſtille
Thräne dir troknet!

Noch glüht dein Mai, die Wange leuchtet, Sehnſucht
Flammt dir im Blik, die ſtrengen Schweſtern ziſchen,
Statt des liebenden Himmels ſinkt die Erde
Kalt in den Arm dir!

Das Zauberſchiff.

Es rauſcht die Fluth, es ſteht das Meer,
Bald wild, bald ſpiegelklar,
Da fährt ein Schiff gar ſchnell daher,
Nun eben hundert Jahr'.

Nach ſeiner Heimath will das Schiff
Zu ſeinen Lieben zieh'n,
Der Fährmann ruft, es droht das Riff,
Sturmvögel ſchrei'n und flieh'n.

Bald ringt es ſchwer durch Sturmesweh'n,
Windſtille hält es d'rauf,
Kein Ufer hat es noch geſeh'n
Im hundertjähr'gen Lauf'.

Das Schiffvolk müht ſich immerdar,
Die Segel treiben fort, —
Da ſteht's nun wie im erſten Jahr',
Juſt an demſelben Ort'.

Nachtgang.

Blau iſt der Himmel, herrlich zieh'n die Sterne
In ſtillen Kreiſen, Welten ohne Zahl,
»O, drüben in der hellen, blauen Ferne
Gibt es ein Wiederſeh'n einmahl!«

— Nein, Mädchen! weg mit deinen frommen Träumen,
Raub' für den Himmel nicht die Erde aus,
Wohl tauſend Welten geh'n in jenen Räumen,
Für unſ're Lieb' iſt dort kein Haus!

Hier dieſe Erde, dieſe enge, kleine,
Begränzte Welt nur iſt der Liebe Raum,
Hier, Mädchen! liebe, lächle, weine,
Hier träum' und träum' ihn aus den Traum!

Hier, wo die Blume noch in Faus' und Düften,
Wo noch in Worte ſich verhüllt der Gruß,
Hier, Mädchen! ſchwelg' in ſüßen Frühlingsluften,
Hier, Mädchen! glüht zum lezten Mahl' der Kuß.

Trittſt du hinaus aus dieſen ſtillen Schranken,
Strahlt ohne Blüthengold der ew'ge Mai,
Es wählt der Geiſt im Reiche der Gedanken,
Doch mit dem Haſſ', der Liebe iſt's vorbei!

Wohl wirſt du wach in einer jener Welten,
Dich triffſt du wieder über deinem Grab', —
Doch wo bleibt ich?! — die Nicht'rin wird vergelten,
Das ſchöne Erdenleben ſank hinab!

Nur die Beſtimmung ſteht! im tollen Winde
Brauſ't fort der Zeitſtrom — fürchterlich; —
Und doch — küſſ', küſſ' mich, Mädchen! dieſe Sünde
Trägt ihre Seeligkeit in ſich!

Ausbeuten auf der Promenade.

Der Promenirende.

Schön iſt der Tag und heiß, es ergeht ſich gar lieblich im Schatten,
Und das frohe Gewühl drängt mich gar luſtig mit ſich.

Der Grieche.

Mag den Peloponnes Türk', Jud' aber Grieche beherrſchen,
Sicher ſpaziere ich hier, rauche in Frieden Tabak.

Der Schweizer.

Wär' ich im Alpenthal', im Spiegeln der ewigen Jungfrau!
Denn die irdiſchen hier ſcheinen mir falſche Compote.

Der Reisende.

Viel traf ich am Pol', am Niagara den Menschen,
Wie der Franzos' à la mode, prahlet der Neger im Fell'.

Die alte Tröblerin.

Halten können sie sich [illegible] wahr, wie echte Kontessen,
Wer wohl kennt aus dem Puz' meine zwei Mädel heraus!

Die Verblühte.

Ach, wie girrten sie sonst, und schmachteten, baten und flehten,
Aber der glanzlose Herbst hält nur den Freund noch zurük.

Die Schöne aus der Provinz.

Nein! da lob' ich mir doch mein Städtchen, — das wüste Gewühl hier!
Ach! wie sahen sie dort alle nur einzig auf mich!

Die Kokette.

Mir gefiel' das Gewühl? Ach! lieber Baron, was sie denken!
Könnt' ich am blumigen Hang' weilen im einsamen Thal'!

Die Schwester.

Drüben her schielt der Husar; ach, wie sich die Schwester doch aufbläht,
Und sein schmachtendes Aug' weilt doch nur einzig auf mir!

Die altbürgerliche Familie.

Köstlich ist's hier im Grünen bei Wein und duften dem Schinken,
Mag die moderne Welt hungern im flittrigen Tand'.

Der Sonderling.

Daß ich hieher mich verirrt! das leidige Quiken und Quaken!
Wohl in drei Wochen kaum geht mir der Lärm aus dem Ohr'.

Die Weltdame.

Seh'n ſie, mam cher! die Baronin geht dort ganz ohne Begleitung,
Sein ſie galant, der Major reicht mir indeſſen den Arm.

Die Verlaſſene.

Drüben tändelt mein Karl mit der argen, buhlenden Dirne,
Mitten im frohen Gewühl' bricht mir im Stillen das Herz.

Das Stubenmädchen.

Wehe, die Herrſchaft! — mein Freund, aus der Hauptallee echappiret!
Denn die gnädige Frau kennt ihren Schleier gewiß!

Die vornehme Dame.

Bitte einmahl, Chevalier! wie gepfropft der Schmuk und die Perlen!
Aus überladenem Quark' ſchaut die gemeine Madam.

Der Schuldner.

Jezt gilt's, hinein in's Gewühl! Kaum wag' ich mich
heute an's Taglicht,
Bringt mir der Teufel auch schon so einen Herrn
auf den Hals.

Vor'm Scheiden.

Ich ſaß vor ihr, man weiß es,
Das Scheiden kömmt Manchem ſchwer,
Und ſchlug in einem Buche,
Gedankenlos vor Gedanken, umher.

Ich trug ſie längſt ſchon im Herzen,
Zwar ſchwieg ich immerfort,
Bei ihr auch, ſchien mir's zu ſcheinen,
Bedurfte es nur ein Wort.

Ich ſuchte das wahre Vokabel,
Mein Kopf war juſt diesmal ſo dumpf,
Sie ſaß zur Seite ſchweigend,
Und ſtrikte an einem Strumpf.

»Mein Fräulein!« nun hatt' ich's gefunden,
»Mir iſt die Bruſt ſo ſchwer,
Ich muß — « o, der leidige Huſten,
Kein Wörtlein vermocht' ich mehr!

»Ich verſtehe, mein Guter!« ſo ſprach ſie,
Und lächelte engliſch dabei,
Und ſchob ein Stüklein Zuker
In den Mund mir, groß wie ein Ei.

Die Ruine.

Willkommen, du alte Ruine!
Da mach' ich einmahl Raſt,
Und lade mir die Erinnerung
In deinem Schatten zu Gaſt'.

Oed' liegt das verfall'ne Gemäuer
Im wüſten Schutt' umher,
Nur Echo tönt ſcheu durch die Hallen,
Kein Laut des Lebens mehr.

Der Himmel ſteht frei darüber,
Durch die Fenſter zieht der Sturm,
Aus all' den Prunkgemächern
Ragt nur noch der Geiſterthurm.

Was wucherſt du, Epheu, hier oben,
Mit deinem gleißenden Grün,
Was lügſt du üppiges Leben,
Wo ſo Alles — Alles dahin!

Laut pocht es mir im Buſen,
Es faßt mich an, wie Schmerz, —
Ach, biſt du nicht, alte Ruine,
Faſt wie ein gebrochenes Herz!

Ein Blik.

Ein Blik war's, der den Lenz gebracht,
Und wieder war's ein Blik,
Der mich so arm wie vor gemacht,
Beraubt mein kurzes Glük.

Es war ein Blik so mild und hell,
O, nie vergeß' ich ihn,
Und alle Knospen mußten schnell
In Maienpracht erblüh'n.

Ein Blik war's, gar so fremd und kalt,
Ein Reif im schönen Mai,
Da starben all' die Blumen bald,
Der Maitraum war vorbei!

Ein Blik nur war's, und um mein Glük
War's allzumahl gethan; —
Ihr glaubt es nicht, wie so ein Blik
Ein Herz zerreißen kann!

Vergiß.

Vergiß! das iſt mein leztes Wort im Scheiden,
Reich' lächelnd mir die Hand hin und vergiß!
Vergiß das Weh und deine kleinen Freuden,
Vergiß den Flitterkranz, weil er zerriß!

Vergiß! dies eine Wort kann ich dir geben,
Für's Daſein weih' ich mit dem Wort' dich ein; —
Vergeſſen heißt die eine Hälfte Leben,
Die and're Hälfte die heißt — fröhlich ſein

Vergiß, daß du gejubelt und geweinet,
Fang' neu zu lächeln und zu weinen an,
Vergiß die Stunde, die uns einſt vereinet,
Vergiß dich ſelbſt und mich — und was verrann!

— Wie, Thränen! weg damit von friſchen Wangen,
Raub an dem Leben iſt Erinn'rungſchmerz, —
Sieh' mich noch einmahl an, bin ich gegangen,
Wirf dich vergeſſend an ein and'res Herz!

Die ſieben Grafen von Kuenring.

1.

Herr Erneſt im Eiſen ſitzt ſtreng zu Gericht,
Ein Urthel iſt jedes Wort, das er ſpricht,
Der Freimann-Knecht neben im rothen Gewand',
Es zuckt ihm gierig das Schwert in der Hand.

Manch Haupt, ſonſt feurig und ungeſtüm,
Liegt nun ſo bleich und blöd' vor ihm,
Und wer ſich im Stillen der Schuld bewußt,
Dem fährt es mit Schauder jach durch die Bruſt.

Da tritt der Kanzler mit heimlichem Hohn'
Tief abwärts gebückt zu des Herzogs Thron':
»Noch eine Klage — auf Hochverrath,
Die Grafen von Kuenring vollbrachten die That!«

»Die Grafen von Kuenring — da lügſt du mir!«
»»Auf Pergamen herab hab' ich's verſchrieben hier.««
Der Herzog lieſ't lange mit finſterer Ruh';
»Auf, Grafen von Kuenring, was ſagt ihr dazu?«

Und heraus aus dem Kreis' treten ſieben an der Zahl,
Mit dem gold'nen Wappen am Schild' aus Stahl,
Und der Aelteſte neigt ſich tief und ſpricht:
»Auf Hochverrath antwortet ein Kuenring nicht.«

»Sprecht immer! zu rein iſt [illegible] im Reich',
Vor dem Richtſtuhl' iſt Graf und Bettler gleich,
Und Rechenſchaft unehrt nimmer die Treu'!«
Doch die ſchweigen und ſchütteln den Kopf dabei.

»Nun wohl, ſo ſeid ihr geſtändig der That,
Es zeugen fünf Freie auf Hochverrath,
Und wer ſo ſchweres Beginnen vollbracht,
Verfallen iſt er in des Henkers Macht.«

»Doch dieweil uns einmahl in aller Zeit
Ein Kuenring das Leben gerettet im Streit,
So ſei euch, damit wir auf ewig quitt,
Allen ſieben das Leben geſchenkt hiermit.«

»Auch eure Burgen behaltet all',
Schwelgt luſtig im mahnenden Ahnenſal'. —
Nur weil euch die Ehre gering und feil,
Zerbrech' euer Wappen des Henkers Beil.«

Herzu tritt höhnend der Henkermann,
Zerſchlägt das Schild mit dem Wappen daran,
Und oben hoch am Rabenſtein,
Da ſcharrt er es unter'm Rade ein. —

Und die ſieben Grafen reiten fort,
Still ſchauten ſie zu und ſprachen kein Wort,
All' ihre Burgen blieben leer,
Von einem Kuenring vernahm man nicht mehr.

2.

Schlacht iſt auf der Haide, Mann gegen Mann
Stürmt wild mit gezogenem Schwerte heran,
Herzog Ernſt tummelt ſein feurig Roß,
Ficht tüchtig, wie der Gemeinſte im Troß.

Feſt neben ihm reiten ſieben Reiter, ganz
In Eiſen verluppt, ohne Farbe und Glanz,
Kein Wappen, kein Kettlein ziert Schild und Bruſt,
Ihren Namen hat keiner zu nennen gewußt.

Wo's nur recht toll geht und ungeſtüm,
Da iſt Herzog Erneſt und die ſieben mit ihm,
Ein Herze bricht auf jeden Schlag,
Als ſtünden ſie mit dem Tod' im Vertrag'.

Da faßt es die Feinde mit grimmiger Pein,
Und ſie drängen wild auf den Herzog ein,
Die ſieben kämpfen, — durchbohrt fällt Einer dort,
Die andern reiten mit dem Herzog fort. —

Und ſiebenmahl kömmt er in Lebennoth,
Und ſiebenmahl retten ſie ihn mit Gott,
Doch Einer von denen im Eiſengewand
Sinkt allemahl todt für ihn in den Sand.

Und als nun der Lezte im Blute liegt,
Da hat auch Herzog Erneſt geſiegt,
Das Abendroth lächelt mild über's Feld,
Als gäb' es nur Friede und Lieb' in der Welt.

»Wer ſind die ſieben, wer kennt ſie, ſprecht!
Ich mach' ſie im Lande zum erſten Geſchlecht';
Auf, auf, wer mir Leben in Einem nach weiſ't,
Dem ſei, was ſein Herz als das Köſtlichſte preiſ't.«

Die Knappen ſprengen; bald liegen all'
Die ſieben vor dem Herzog im blutigen Fall',
Kein Wappen, kein Kettlein zu Zier und Luſt,
Kein Hauch des Lebens mehr in der Bruſt.

Doch ſieh', da hebt ſich ja Einer hervor,
Preßt matt den ſchwarzen Helmwurf empor,
Ein tapferes Antlitz, ein edler Greis,
Die Wangen verblichen, das Haupt ſchneeweiß!

»Und haſt du uns nimmer, Erneſtus, gekannt,
Die weiland die Grafen von Kuenring genannt,
Die Ehre und Treue iſt uns nicht feil,
Zerbrach auch das Wappen des Henkers Beil!«

»Und liegt euer Wappen zerſchlagen vor mir,
So nehmt nun mein eigenes Wappen dafür,
Und glaubt' ich des Hochverrath's ſchuldig euch,
So ſeid nun die Erſten dafür im Reich'!«

Da zuckt wie im Lächeln des Alten Mund:
»Laß gut ſein, der Letzte des Stamm's ſtirbt zur Stund',
Kein Kuenring mag Graf mehr auf Erden ſein!«
Da ſinkt er, und ſchläft zu den Andern ein.

Ermunterung zur Freude.

Sei fröhlich, Mädchen! laß die karge Freude,
So oft ſie naht, einzieh'n in's arme Herz,
Schnell wiſch' die Thräne ab, zur Trauerweide
Wind' eilend dir die kurze Blume Scherz!
Genieß' den ſchönen Augenblik, was geht uns Beide
Die Zukunft an, der ungewiſſe Schmerz,
Am Herzen halt' ich dich, am warmen Munde,
Lach', Mädchen! wär' nun auch die lezte Wonneſtunde.

Es blüht der Frühling, ſieh'! ob tauſend Herzen
Auch in der Nachtigallenzeit vergeh'n,
Und bricht das nächſte, laß uns thöricht ſcherzen,
Und lächelnd auf den jungen Hügel ſeh'n:
Fahr' wohl, du Herz, auch über unſ're Schmerzen
Wird üppig eine Freudenhore weh'n,
Dann ſind wir quitt, dann mögt ihr froh euch rächen,
Und lächelnd ſteh'n, wenn unſ're Herzen brechen!

Am Waldplaze.

Ich war einmahl mit Liebchen hier,
Da lagen nur Blumen herum,
Heut' ſtehen Schüſſeln rings vor mir,
Die Tiſche werden faſt krumm.

Es perlt der Wein, es iſt eine Luſt,
Zu ſchau'n auf der Speiſen Laſt,
Und doch vergüht mir vor Durſt die Bruſt,
Das Herz verhungert mir faſt.

In's Blaue.

In's Blaue da ſchau' ich oft lange hinein,
So oft mir die blühende Erde zu klein,
Da ſchau' ich hinauf in die blauen Höhn,
Bis ſtill mir die Augen in Thränen vergeh'n.

Wohl ſinken die Blätter, es ſtarrt die Au,
Doch leuchtet unendlich das himmliſche Blau,
Drum ſeh' ich viel lieber als irdiſche Pracht,
In's Blaue, das ewig über mir lacht.

Und wird es oft dunkel rund um mich her,
Das eigene Herz in der Bruſt mir ſo ſchwer,
Da blik' ich hinauf in den Vollmondſchein,
Da dicht' ich und träum' ich in's Blaue hinein.

Und iſt nun gar einmahl ihr Auge umhüllt,
Im irdiſchen Dunkel der Himmel ſo mild,
Da faßt mich vor Allen hienieden ein Graus,
Da wein' ich, und liebe in's Blaue hinaus. —

In der lieben Gaſſe.

Da bin ich wieder nach manchem
So hingeſchwundenen Jahr',
Die Häuſer ſind noch ſo finſter,
Das Pflaſter ſchlecht, wie es war.

Am Blaurok' zählt' ich die Jahre,
Am Herzen verſchoſſen, wie er,
Man kennt ſchon jeden Faden,
Lang' halten beide nicht mehr.

Dort drüben an der Ecke,
Da gibt es ja guten Schmaus,
Sonſt bin wohl ich dort geſtanden,
Nun duften Würſte heraus.

Einmahl kannt' ich da viele Geſichter,
Sie lächelten, wenn ſie mich ſah'n,
Nun glozen mich Kinder und Alte
Schier wie ein Geſpenſte an.

Ja, manche Zeit iſt vergangen,
Seit ich drüben das leztemahl ſtand,
Dem Mondſcheinhauſ' gegenüber,
Gelehnt an die dunkle Wand.

War damahls ein lockeres Bürſchchen,
Und machte mir eben nicht viel
Aus Scheiden und Ander'm, noch ſchien mir
Das Leben ein luſtig Spiel.

Ich kam juſt von weinenden Augen,
Thät eben manch tröſtlichen Schwur,
O, derlei ſei leicht zu halten,
Glaubt man, ich — vergaß ihn nur.

Im Fenſter wuchern nun Blumen,
Eine ganze Frühlingau,
Sonſt ſtand dort nur eine Roſe,
Und Thränen trug ſie ſtatt Thau.

Weit zog ich herum im Leben,
Nur kam ich nie mehr hieher,
Hab' viel nach Blumen gerochen,
Eine Roſe fand ich nie mehr!

Du weiche, dornlose Rose!
Warum hattest kein stärker Gemüth?
Nun wär' es ja wieder Frühling,
Was bist du im Winter verblüht!

Vom alten Grafenhaus.

Es war ein uraltes Grafenhaus,
Ein adlig'res gab's nicht landein, landaus;
Seit alten, undenklichen Zeiten ſchon
Stand der Altgraf des Hauſes zunächſt dem Thron'.

Und im Stammbaum, auf Pergamen gemahlt,
In großer, gold'ner Schrift es ſtrahlt,
Daß jeder aus ihnen, von Ahnherrn gezählt,
Ein ebenbürtig Fräulein zum Geſpons gewählt.

Auf der Stammburg oben im Ahnenſal',
Reih'n Bilder im Kreiſe ſich ohne Zahl,
Je ein Graf mit der Kron' mit eilf Perlen geziert,
Eine Gräfin je, ſchlank in Gold geſchnürt.

Im Sammtkleid des Kanzlers prangt dieſer und trägt
Die Stirn in ſinnige Furchen gelegt,
In Eiſen ſtarrt jener, das Feldherrnſchwert
In gewaltiger Rechte, des Sieges werth.

Der trägt die Perüke, der Loken wie Gold,
Dem sprüht es vom Auge, der blikt so hold,
Doch hinab und hinauf aus jedem Gesicht'
Derselbe Zug seltsamer Schwermuth bricht.

Doch die Dame daneben im Prunkgewand',
Mit Spangen aus Gold und Rubinen umspannt,
Wirft die Lippe so stolz und befriedigt empor,
Lächelt adelig fein aus dem Rahmen hervor.

Ei, was seid ihr nicht glüklich, was ist euch nicht recht,
Seid doch aus dem ältesten, reichsten Geschlecht',
Zur Seite jedem ein schönes Gemahl
Aus dem ältesten Hause, die eigene Wahl!

Jede Braut, die sich einer des Grafen erkührt,
Wird hinauf in den Saal zu den Bildern geführt,
Der Reihe nach blikt sie auf jedes Gesicht,
Doch den Zug voll Schwermuth merkt sie nicht.

Und auf Robe und Aermel ruht prüfend der Blik,
Denkt belächelnd auf uralte Mode zurük,
Schaut den Goldstoff an und die Spizentracht,
Des Demants Feuer, der Perle Pracht.

Nun ſteht ſie unten am Ende der Reih',
Da hängt ſchon ihr eigenes Konterfei,
Aus Seide das Kleid, ſchwer mit Gold herum,
Daneben ihr Bräutigam, ernſt und ſtumm.

Und kennſt du die Mähr' nicht, hochgräfliche Braut!
Die einſt mir ein alter Diener vertraut,
Zu jedem gräflichen Konterfei
Gehören der weiblichen Bilder zwei.

Oft, trat er Nachts in den Sal hinein,
Da ſah er ſchaudernd im Mondenſchein'
Auch an des Grafen linker Hand
Ein liebliches Frauenbild an der Wand.

Das war nicht geſchmükt wie die Damen rechts,
Man ſah's, nicht ab'ligen, alten Geſchlechts,
Doch den ſchmeichelnden Liebreiz der holden Natur
Erhob das Gewand ohne Zierrath nur.

Bleich waren ſie Alle die Reihe hinab,
Und ein Kreuz ſtand darüber, wie auf einem Grab',
Einen Kranz trug jede im flatternden Haar',
Als wär' ſie geſchmükt für die Jungfrauenbahr'.

Und linkwärts ſtarrten der Grafen Zahl,
Als hinge nicht rechts nur ihr ad'lig Gemahl,
Und Blike verwebten ſich leis in Schmerz,
Man ſah's, nur die Linke beſaß einſt ihr Herz.

Die Lezte hatte mein Alter erkannt,
War des Fiſchers Töchterlein, Lore genannt.
Zum See kam der Graf ſonſt viel hinaus,
Als er freite, zog man ſie jähe heraus.

Blumen und Dornen aus geſelligen Kreiſen.

Enthuſiasmus.

Alles ſpielt, nur Einer ſteht und ſchaut in den Abend; —
Wunderſchön, mein Herr! »Ja, und auch morgen wird's ſchön!«

Der Eiferſüchtige.

Sizen läßt er das Fräulein und, tändelt galant mit den Damen,
Nah't ſich ihr aber ein Mann, hu! da ſchnaubt er vor Wuth.

Der Stumme.

Was ſoll ich ſprechen mit euch? ſoll ich euch langweilen und mich auch!
Nein, ich ſchweige, und euch will ich langweilen, nicht mich.

Aeſthetiſcher Cercle.

Wahrlich! das hebt die Literatur, ſie beſprechen ſich,
ſchreiben,
Leſen dann vor, und man lobt Jedem nur das,
was — er las.

Sentimentalität.

»Sonnenaufgang, wie ſchön! alle Tage möcht' ich
ihn ſehen.«
»»Da hör' das liebliche Kind!«« Freund, Ungeſe-
henes reizt.

Bei einem Soupé.

Delikateſſen genug, doch wenig Delikateſſe,
Fein ſind die Weine, und doch leidet der Magen
dabei.

Nach der Geſellſchaft.

»Dunkler glühte ihr Aug', es glühte röther die
Wange;
Was ſie ſich da wohl gedacht!?« Nichts, Freund,
aber ſie ſprach.

Gartenassemblée.

Weiß ist der Blüthenschmuk, die Lilje ist weiß
und die Damen,
Und die Natur ist so weis', ach! nur die Herrn
sind — schwarz.

Toleranz.

Tolerant sein ist leicht gegen Jeden, doch tolerant
sein
Gegen die Intoleranz, das nenn' ich erst tolerant.

Der Scheideabend.

Wir ſaßen traulich am Kamin',
Bei lautem Spielgelag',
Sie ſchaute her, ich ſchaute hin,
Wie eben alle Tag'.

Ich trieb manch einen keken Spaß,
Sie lachte oft dabei,
Das Auge war nicht feucht, nicht naß,
Wir ſchwazten mancherlei.

Die Karte fiel mir glüklich ab,
Mich liebte Pique und Coeur,
Doch ſah ich auf das Coeur hinab,
Ward's mir im Herzen ſchwer.

Da ſchlug es neun, ſtill ſtand ich auf,
Und grüßte rund herum,
Sie wünſchten frohen Reiſelauf,
Ich dankte Allen ſtumm.

Sie nahm das Licht, wie ſtets geſchah,
Und trillerte ein Lied,
Da faßt' ich ihre Hand und ſah
In's naſſe Aug' und — ſchied.

An *

Leiſe kam es, wie ſo Vieles,
Unter Scherz und unter Luſt
Stand ich an dem End' des Zieles,
Des Erringens unbewußt.

Und des Glükes ſchöne Spende
Nannt' ich froh und dankend mein,
Drükte ſeelig dir die Hände,
Und mein ganzes Herz war dein.

Wie gekommen, ſo vergangen,
Ferne ſeh' ich wieder dich,
Freude glüht auf deinen Wangen,
Aber, ach! kein Strahl für mich.

Und das Herz will trüb' ſich regen,
Alte Wünſche werden wach, —
Sieh', da zieht auf fernen Wegen
Jedes ſtumm dem Schikſal nach.

Die Schildwache.

Ueber der Landſchaft ſtumm
Lagert die Nacht,
Und kein Lämpchen mehr wacht
In den Häuſern,
Und kein Vogel mehr hüpft
Herum
In den Wipfeln,
Der Soldat nur iſt wach,
Und geht ſtumm
Ab und auf.

Dort kömmt auch der Vollmond herauf
Ueber den Wald,
Willkommen, du alter Bekannter —
Sanft und ſtill, wie du biſt,
Hab' lang' ſchon gewartet auf dich,
Nun aber geh'n wir auch gleich zuſammen,
Du am Himmel hoch, ich auf Erden tief,
Im muntern Lauf'
Ab und auf!

Hei, Nachtwind, was machst denn du auch
schon dabei?
Wer hat denn nur dich gebeten,
Wild und kalt zu uns herzutreten!
Ja, wärst mir nur nicht so ein flinker Gesell,
Da rief' ich bald
Das gewaltige Halt! —
Husch den Mantel höher herauf,
Und dann wieder ab und auf,
Du aber, Nachtwind, sei mir zu Willen,
Und laß mit dem Mond' mich ein wenig im
Stillen!

Wie es Einen so mild anhaucht,
Und sogar so traut
Uiber Seele und Herz läuft,
Wenn man ein bischen nur in den Mond schaut,
Da treibt's Einen im Strome der Zeit
Zurük gar weit
In die alten Tage,
In die alte Zeit,
Es wird Einem zu Muth
So weich und lind,

Man wird ſo faſt wieder ein Kind,
In den Adern ſchwillt wieder
Das alte, das herzliche Blut,
Und die Weihnachtbäume,
Die lieben Träume
Kehren alle, alle zurük! —
Pfui, alter Knaſter! jezt ſchäm' dich gleich,
Ich glaube wohl gar, du wirſt noch weich! —

Es war doch eine Zeit einmahl
Wie Morgenſchimmer,
Und das liebe Thal,
Ich vergeſſe es nimmer!
Und der Kuhreigen, der Flötenklang,
Die Lämmergloken, der Hirtengeſang!
Es tönt mir noch immer
So ſüß im Ohr'!

Auf der Alpe
Zog ich ſtill
Durch Frühlingwieſen
Und blies die Flöte,
Das Abendroth

Zu grüßen;
Da ſprang's bald heraus
Aus dem lieben Hauſ',
Und wenn der Vollmond hernieder hing,
Franz wohl auf holdere Wache ging.

O, Gretchen! wie denk' ich noch dein ſo oft,
O, Gretchen! wie denk' ich noch dein!
Im Kanonendonner
Hab' ich dein nicht vergeſſen,
In Dampf und Feuer
An dich oft gedacht!
Und manche Nacht vor'm Schlafe
Biſt du mein Gedanke,
Und da ſchwillt mir das Herz,
Und da wird mein Sinn
So mild und ſo ſtill,
Wie zum Beten! —

Wo du nun biſt? — wo du nun ſein magſt?
Ob du denkſt noch an Franz —
Manchmahl noch! —
Vielleicht unter'm Grün ſchon —

Gott segne' dich!
Dein Franz steht allein in der Welt! —
Das blaßrothe Band da, 's war dein Zopfband,
Hab's getragen immer am Herzen,
Hat manchen Zug mitgemacht mit deinem Franz,
Lag oft an der Brust mir
Wenn die Kugeln sauf'ten
Und jede ein Herz brach; —
Das liebe Band, wie's so bleich schimmert im Mond',
Wie Weiden am Grab',
's kömmt auch einmahl mit mir hinab! —

Wie, was! auch ihr seid heut' da,
Die ich lange Jahr' nicht wieder sah —
Thränen!
Ja, ja! da steht so eine am Knebelbart' noch! —
Man sollt's nicht meinen,
So ein alter Kerl
Und noch weinen! —
Sei still, Franz! laß fahren!
Stehst ja auch nicht allein, —
Da, da, das Gewehr,

Was braucht ſo ein alter Kerl denn noch mehr!
In die ganze Welt geht's
Mit dir,
Fällt in's Gras einmahl
Mit dir!

Nun aber! Gewehr in Arm!
Und richt' dich in Ordnung, du weiches Ei!
Oder willſt vor den Andern weinen,
Die Zeit iſt vorbei!
Dort kömmt der Korp'ral ſchon
Mit den Gemeinen; —
Abg'löſ't! —

Wiederſehen.

Ich ſah nach manchen Jahren,
Man glaubt nicht, wie ſchnell ſie vergeh'n! —
Wieder einmahl vor ihr im Seſſel,
Wie's einſt alle Tag' geſcheh'n.

Ich ſtarrte ihr blöd' in die Augen,
Das meine, glaub' ich, war naß,
Die Wange glühte ihr voller, —
Was war ſie denn damahls juſt blaß!

Sie ſprach von Theater und Wetter, —
Hu, in der Stadt da lernt man den Ton,
Mich hatte das Land verwildert,
So etwas zeigt ſich ſchon.

Nächſt ſaßen idealiſch,
Mit ringelnder Lokenfluth
Ein Fräulein, zwei Buben, eine Puppe,
Gar eine herzige Brut!

Und hinter der Gnädigen duftend
Stand, was man ſo nennt, der Gemahl
So zierlich, ſo lächelnd, ſo heiter, —
Doch ſchien er mir etwas fatal! —

Den Fuß trug er ſtreng auswärts,
Die Hand über'm Rokknopf', nah'
Am Jabot eine ſchimmernde Nadel,
Ich ſaß recht gemein vor ihm da.

Scheu gafften die Kleinen, verwundert
Auf den fremden, ſeltſamen Mann,
Wie ein Unthier ſah'n ſie den Kurzrok,
Die wirren Loken an.

Kaum hört' ich mehr, was ſie ſagte,
Jedoch ſie ſprach gelehrt,
Wie nie ſonſt, da hab' ich zerſtreut mich
Hinüber zur Puppe gekehrt.

Wohl hab' ich ſie etwas unſanft
Vielleicht am Fuße erfaßt,
Es blieb mir ſo was von dem Quarke
Zwiſchen den Fingern in meiner Haſt;

Toll ſchrie da die Range daneben:
»Ach, hilf! meine Famon dort,
Mama! ich will ja recht fromm ſein,
Schik' nur den Alp erſt fort.«

Der Herr Gemahl bemerkte
Was recht Spaßhaftes, das Blut
Kam ihr in's Geſicht, ich faßte
Aufſpringend meinen Hut.

»Man iſt ſchon als Kind ſo dämiſch,«
Fing ſie nun entſchuldigend an,
»Sie werden ſich ſelbſt erinnern,
Wie wir's einmahl gethan.«

's war eine recht artige Zeit doch,
Die damahls uns Beiden entſchwand,
Gern' denk' ich zurük noch, — hätte
Die Jugend nur auch mehr Verſtand!«

»Sie ſind ein Dichter, Sie wiſſen,
Der ſchöne Mai kehrt nie;«
Ich neigte mich tief: »Madame!
Ich beſing' ihn einmahl für Sie!«

Ergebniſſe.

Auf der Promenade.

Leuchten' des Abends rings durch die Wipfel, und fernher verhallend
Tönt in das wilde Gewühl friedlich das Abendgeläut,
Aber da horcht kein Ohr, und eitel treibt ſich die Menge,
Nur mit geſenkterem Haupt' betet im Stillen ein Greis.

Der Sarkophag als Taufſtein.

Kind! hier weih'n ſie zum Leben dich ein, hier weih'n ſie zum Tod' dich,
Dort erfüllt er ſich einſt, wo du den Seegen bekamſt.

Wunder.

Wunder verlangt das Volk, und die Sonne ſteigt und der Mond ſcheint,
Iſt es nicht Wunder genug, daß es noch Wunder verlangt!

Langeweile.

Langeweile! du biſt der Göttinnen mächtigſte, heute
Treibſt du zum Guten das Herz, morgen zum
Böſen es an.

An *

»Wahrlich! die Leute um mich ſind doch wie echte
Inſekten!«
Freund, wo ein Leichnam liegt, ſammelt ſich derlei
Geſchmeiß.

Landpartheen.

Landpartheen! das iſt ein gar äſthetiſches Wört-
lein,
Fahren, heißt es, auf's Land, eſſen und trinken im
Grün.

Mann — Weib.

Oft gibt der Mann ſeine Kunſt, ſein Wiſſen oder
ſein Handeln,
Aber das Weib gibt ſich nur einmahl und einig
dahin.

Milde.

Wenn dich ein Menſch beleidigt, dann denk' ar
ewige Scheiden!
O! das Verzeih'n iſt ſüß! Todten vergibt m
nicht mehr.

Am Freithofthore.

Friſch zu, du wakerer Fuhrmann!
Im luſtigen Trabe daher,
Ein herrliches Aerndtewetter,
Der Wagen vom Seegen ſchwer!

Und Bänder flattern herunter,
So recht nach Schnitterart,
Darüber weht eine Krone —
Lilien und Roſen gepaart.

Viele Leute geh'n an der Seite
Von beiderlei Geſchlecht,
Ein Lied wird auch geſungen,
Nur den Text verſteht man nicht recht.

Glük auf, du fleißiger Schnitter,
Brav haſt du abgemäht, —
In Hoffnung und in Freude
Ward einſt die Saat geſä't.

Die ſchöne Frühlinglerche
Schlug auf ihr Neſt darin,
Unkraut und Blumen wuchſen
Still durch einander hin.

Aufquellende Halme wiegte
Des Frühlings kräftiger Hauch,
Viele Freude zog darüber
Und manches Herzweh auch!

An Adonide.

Ja, ich liebe dich, Mädchen!
Weil dein Lächeln hold iſt,
Wie des ſpielenden Frühlings Blik,
Weil deine Haare
Ueppig dem zierlichen
Knoten entſtrömen,
Weil deine Lippen
Schwellend und purpurroth glüh'n;
Ja, zur Liebe biſt du geſchaffen, Mädchen!
Dieſer Glieder reizende Wölbungen
Verſchlang ein Gott,
Tadellos zum Entzüken,
Dieſer Buſen
Bläht ſich für keinen Seufzer,
Nur die Fülle ruhigen,
Unendlich lieblichen Daſeins.

Erfüllung.

Bei wie manchem ſchönen Thale
Kam's mich oft ſo ſeltſam an,
Hoffnung ſprach mit einem Mahle:
Hier beſchließt ſich deine Bahn!

Und das Wäldchen und die Wieſen
Standen längſt erwünſcht um mich,
Alte Zeit ſchien mich zu grüßen,
Und die Zukunft wunderlich.

Auch das Haus im frohen Schatten
Schien zu meinem Glük' gebaut,
Und der Siz auf grünen Matten
Unter Birken war ſo traut.

Manches Kind mit holden Zügen
Ging die Straße ſittig rein,
An dem ſchönen Herzen liegen
Wollt' ich, ach! und ſeelig ſein.

Reine Form rief zu Entzüken,
Schönheit durch ſich ſelbſt geweiht,
Anmuth lag in Feuerbliken,
Weicher Mund bot Seeligkeit.

Und nun kömmt es, nett und gleislich
Steht im ſchönen Thal' das Haus,
Und die Hausfrau, hold, berührlich,
Drängt ſich waltend ein und aus.

Birke ſäuſelt für den Müden,
Arme winken ausgedehnt,
Und doch alles ſo verſchieden,
Als ich einſt geträumt, erſehnt.

Fragen an Sie.

Denkst du noch mein im süßen Blüthenschatten,
Denkst du noch mein im kühlen Mondenstrahl'?
Und wallst noch oft durch die bekannten Matten
Zum stillen Quell' hinab in's liebe Thal?

Weilst du noch gerne dort im Blätterdache,
Und weh'n die Erlen noch so ahnungvoll?
Blüh'n die Vergißmeinnichte noch am Bache,
Wo wir geweint das lezte Lebewohl?

Gehst wohl noch oft in traute Waldesfülle
Und weckst den vollen, weichen Lautenklang?
Singst noch die Lieder in der tiefen Stille,
Die Lieder, die dein Freund dir liebend sang?

Trägst du noch ganz die alte Lieb' im Herzen,
Ist deine Lieb', dein Herz noch, wie es war?
Hast du sie nie entweih't durch eitles Scherzen,
Und bist die Meine wohl noch ganz und gar?

Schmükt ſie dich noch die ſchöne Lokenfülle,
Und haſt kein Löckchen tändelnd weggeſchenkt?
Biſt wohl die Alte noch, ſo fromm und ſtille,
Die liebend noch des wilden Flüchtlings denkt?

Und haſt die blaſſe Schleife oft genommen,
Die liebe Schleife, die einſt ich dir gab? —
Wirſt froh an's Herz mir ſinken, — werd' ich kommen,
Und führſt mich dann, wie einſt mein Wanderſtab? —

Die zwei Wanderer.

Gar still ist's, die Sonne im Unterglüh'n
Küßt die Wipfel zum lezten Mahle,
Und Müken schwärmen und Wolken zieh'n,
Die Wachtel lokt fern im Thale.

Wie die Lüfte leise und kosend weh'n,
Tief unten rauschen die Wogen,
Zwei Wand'rer, zwei stumme Wanderer steh'n
Am Hügel, am Stabe gebogen.

Und nach Westen schaut der Eine zurük,
In die stille, versinkende Sonne,
Der And're wendet nach Osten den Blik,
Verklärt in Hoffnung und Wonne.

Zwei Thränen Jedem im Auge steh'n,
Der Eine weint vor Freuden,
Ihm leuchtet am Ziele ein Wiedersehn,
Der And're muß scheiden, scheiden.

Und nach Weſten ſchaut er, dort unten im Thal'
Da muß er ſein Alles verlaſſen,
Noch ſieht er ſie winken, zum lezten Mahl',
Und kann ſie nimmer erfaſſen.

Nach Oſt ſchaut der And're, heimathwärts
Vor ihm liegt all' ſein Hoffen,
Dort ſchlägt ihm entgegen ein treues Herz,
Dort ſteht ihm ſein Himmel offen.

Die Sonn' iſt verſunken, ſie wenden ſich um,
Und bieten ſich freundlich die Hände,
Und ſinken an's Herz ſich ſchweigend und ſtumm,
Ihr Abendgebet iſt zu Ende,

Und wandern hinein in die Welt nun Weib',
Viel Wand'rer ziehen am Stabe,
Nicht Einer weiß, was ſie quält und freut,
Im Herzen tief liegt es zu Grabe.

Der Traum.

Nun seit sie ferne, da seh' ich
Sie manchmahl im Schlaf' vor mir,
Heut' brachte mich wieder ein böser,
Ein lieber Traum zu ihr.

Sie saß am Sopha, es hielt sie
Ein schöner Mann an der Hand,
Sie war so zärtlich, ich lehnte
Vergessen an der Wand.

Mir wurde so weh', — doch als ich
Erwachte, da dacht' ich doch,
Ach! wär' sie nur hier, und lehnt' ich
Einsam bei Seite noch!

Auf Nimmerwiederſehen.

Bin oft von dir gewandert,
Kam aber ſtets zurük,
Hab' lächelnd dir getroknet
Den Scheidethränenblik,
Reich' nur die Hand her, Liebchen!
Muß wieder einmahl geh'n,
Wein' aus an meinem Herzen
Auf Nimmerwiederſeh'n.

Biſt mir im Arm' gelegen,
Wie's immerdar ſein ſoll,
Die Stunden flieh'n und kommen,
Was weinſt nun drüber toll?
Das Herz möcht' dir zerſpringen!
Ei, Närrchen! glaub' es nicht,
Ein Fels kann eh' zerfallen,
Eh' nur ein Herze bricht.

Willſt nimmer wieder koſen!
Halt' ein das blöde Wort,
Der Frühling kommt und ſchmüket
Jeden verlaſſ'nen Ort;
Die Laube grünt, es ſchmachtet
Ein Pärchen, traut geſellt,
Du biſt dabei, — ich irre
Wo draußen in der Welt.

Verlorne Zwillingroſen
Eint oft ein lindes Weh'n,
Doch wir geh'n auseinander
Auf Nimmerwiederſeh'n!
Und hab' ich dich geherzet,
So war's auch deine Luſt,
Und herz' ich einmahl wieder,
Iſt's nicht an deiner Bruſt!

Auf der Alpe.

Gottes Morgen, gegrüßt auf stiller, einsamer Alpe,
Wo sein Blumengedüft heilend und süß mich umweht,
Fernab rauscht mir die Welt, ihr unheiliges Treiben und Lärmen,
Und der entzüktere Geist schaut in's Unendliche hin.

In der Burgruine.

Mühſam ſtieg ich umher durch's düſt're, alte Gemäuer,
Las manchen Namen und Spruch ſinnend an Pfeiler und Wand,
Sieh', und da fand ich den meinen auch, gar ſorgſam gekrizelt,
Und ich erbebte vor Luſt, ach! es war ihre Hand!
Einſam durchwallte ſie hier der Hängebirken Umſchattung,
Sah hinunter in's Thal, ach! und hat mein dann gedacht!

Wiederhall.

Dort drüben zwiſchen den Bergen
Da liegt ein einſamer Grund,
Rieſenſtämme, graue Felſen
Steh'n um die Grüne rund.

Dort klingt aus verſtekten Klüften
Ein ſeltſamer Wiederhall,
Die Alpengloken, des fernen
Abendgeläutes Schall.

Alles, was zum Menſchenherzen
Weit um in der Runde ſprach,
Dort oben klingt es gebrochen
In langen Tönen nach.

Jeder Jubel, jeder Seufzer
Schlägt leis nachhallend empor,
Das Kirchenlied ſingt auch oben
Ein unſichtbarer Chor.

Oft ſitz' ich dort und horche
Faſt wie in tiefem Traum',
Der Abend haucht durch die Wipfel,
Ich aber merk' es kaum.

Und ſeltſam, da hör' ich klingen,
Was nimmer außer mir war,
Ein langes, helles Tönen,
Luſt — Wehe durcheinander gar.

Ja, was nur hier im Herzen
Gewebt, das hab' ich gehört,
Was ich geträumt und empfunden,
Ach, was mich ſo ſüß bethört!

Begegnung.

Da drängteſt du dich wieder mir entgegen,
Verwegen war der Laune Wunſch und toll,
Fort gingen wir auf weitzerriſſ'nen Wegen,
Nicht troknes Auges, aber ohne Groll.

Wahr iſt's, dein Frühling lag an meinem Herzen,
Mein Arm umſchloß dein ganzes Himmelreich,
Doch rechte nicht! ſieh', auf wie viele Schmerzen,
Fällt nie ein Strahl, — und Alle ſind wir gleich.

O dieſes Herz! oft ſcheint's ſo zahm und eben,
Doch kettet ſich ein zweites Herz daran,
Da brauſ't es jäh' und ſtürmt in irrem Streben,
Der Wildniß Kind, durch Steppen ohne Bahn!

Du biſt ſo bleich, o dieſe Wangen blüh'ten
Einſt röther denn des Lenzes Purpurſchein; —
Verwelkt die Augen faſt, als ſie noch glüh'ten,
Wie ſah ich ſeelig und verzükt hinein!

Was ſoll die Thräne noch in deinem Blike,
Des Vorwurfs bitt'rer Zug um deinen Mund?
Weil ich nicht jammernd rechte mit dem Glüke,
Glaubſt du, dies Herz ſei drum auch minder wund?

Zwei holde Engel ſpielen dir am Schooße,
Mein Lebenbaum ſteht ohne alle Frucht,
Und fühlſt du auch die Dornen mit der Roſe,
Du fandeſt dennoch mehr, als du geſucht!

Leb' wohl noch einmahl! — ſeh'n wir uns je
wieder,
So wollen wir das traut're Nahen flieh'n;
Der einz'ge Gruß ſei der der ſtummen Brüder:
Gedenk' des Todes! — und uns ſei verzieh'n!

Der ſterbende Titane.

Im Schooße der Mutter lag
Des Uranus Sohn,
Matt und gebrochen hingen die Glieder,
Und der gewölbten Muskeln
Kraft war verſiegt.
Uiber die edlen Züge
Fuhr's nun mit plözlichem Zuken hin,
Seltſame Verzerrung,
Dem Leben fremd, ſchuf
Nahend der Tod.

Ernſt auf Delta lagerte Zeus,
Blikte aufmerkſam ſtill
Auf des ewigen Schikſals Schluß,
Wie das Gebild,
Kunſtvoll nach Götterformen erzeugt,

Ringend ſich löſ't in des Urſtoffs
Sinnloſe Maſſe,
Und dem unſterblich ew'gen Gemüth'
Ging der Gedanke vom Tod' auf,
Scheußlich — und Nichtſein.

Aber die herrlich gewandten Glieder
Rekten ſich
Nun in mächtiger Länge,
Nun in wilder Verkürzung
Zukten ſie un..atürlich empor,
Das Leben kämpfte und der Tod
Um die ſchöne, herrliche Beute,
Und mit dem Athem drang es
Sehnſüchtig immer noch einmahl
In die urkräftige Bruſt zurük.

Eilend lenkte
Phöbos Apollon vorüber,
Die Roſſe brauſ'ten
Scheu und unſtätt dahin;
Und zur Erde ſchweigend
Trat nun die alte, rathende Nacht,

Hilflos rannen der Mutter Thränen
Uber die nahrungsprossende Brust,
Aber die Nacht verhüllte
Mild ihr mit Schleiern das Angesicht. —

Der Sternenbräutigam.

Wenn leiſer des Abends
Die Welle ſich bricht,
Im Weiher ſich ſpiegelt
Des Mondes Licht,
Da rauſcht es allnächtlich
Durch's Weidicht heran,
Im ſchwankenden Nachen
Ein einſamer Mann.

Gar bleich ſind die Wangen,
Die Augen gar ſtier,
Er lächelt gar ſtille
In's Sternenrevier,
Schickt aufwärts viel Grüße,
Und Küſſe gar viel,
Und treibt mit den Sternen
Sein heimliches Spiel.

»Ihr weilet wohl lang' ſchon
Am goldenen Thron,
Und wartet wohl bang auf
Den Bräutigam ſchon?
Gar böſ' ſind die Leute
Dort drüben im Haus,
Kann heimlich nur ſchleichen
Zu Liebchen heraus!«

So ſeufzt er allnächtlich
In's Blaue hinauf,
Läßt frei ſeinen Nacken
Im ſchwankenden Lauf',
Es ſpielen die Wellen,
Sie ſind ihm gar gut; —
Einſt Morgens da wiegte
Ihn freundlich die Fluth.

Neue Liebe.

Des Morgens, wenn ich erwache,
Da denk' ich ganz feſt bei mir:
Heut' gehſt du zu Bier oder Spiele,
Zu Allem, nur nicht zu ihr.

Doch eh' noch der Abend gekommen,
Da geht ſchon mein Sinn zurük,
Da ſiz' ich vor ihr und ſtarre
In den ſüßen, bethörenden Blik.

Und in der Bruſt treibt es wieder
Hold, wie im Frühlings-Raum', —
Aber jede Nacht d'rauf im Schlafe
Verfolgt mich ein böſer Traum.

Es iſt finſter und ſchaurig, am Ring' nur
Steht wogend ein dunkler Schwarm,
Dann bewegt ſich's, und Alle ſchreiten
Zu Paaren Arm in Arm.

Sechs ſchwarze Träger kommen
Mit einer Jungfrauenbahr',
Darauf zwölf weiße Mädchen,
Mit Kränzen und Roſen im Har'.

Ich frag' nicht lange, und gehe,
Wie man ſo mit nun zieht,
Und ſchau' auf die weißen Jungfrau'n,
Wie man auf derlei ſieht.

Drauf hält der Zug, und der Pfarrer
Weih't lange und ſingt dazu,
Nachbetet der Glökner, ich wünſche
Der Stillen ſüße Ruh'.

Es werfen die Kerzen im Kreiſe
Auf den Sarg ein grelles Licht,
Ich trete näher und blike
In ein alt bekanntes Geſicht.

Der alte Huſar.

Tapfer fochten die Bürger, am öden Wall'
Liegen nun Alle im tödtlichen Fall,
Und durch's zerſprengte, ächzende Thor
Brauſ't jäh' der Feind in die Gaſſen hervor.

Vor der Stadt ſtand Mancher mit kräftigem Muth',
Nun modert er draußen in ſeinem Blut',
»Rächt euere Brüder!« zornerfüllt
Ruft's der Feldherr, der Soldat folgt lüſtern wild.

Und durch die Stadt wird's nun ſchaurig laut,
Die Flamme ſchleicht buhlend dem Mord' nach als Braut,
Und die Gloke vom ſtillen Liebfrauenthurm',
Sonſt Sonntaggeläute, heut' kündet ſie Sturm.

Das Thor ſpeit Horde auf Horde aus,
Verſchont bleibt nicht Kirche, nicht friedlich Haus,
Schadenfroh dazu kriecht die finſtere Nacht,
Zum Schlimmſten hat ſie das Schlimme gebracht.

Den Säbel in der Fauſt, mit grauendem Haar',
Stürmt unter den Rächern auch ein alter Huſar;
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenſchein,
Sang heut' erſt eine Kugel in Schlummer ein.

Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen ſchütt' ich dir nach in's Grab!
Er jagt durch die Gaſſen mit zornſchnellem Lauf',
Eilt wild in das ſtattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, im ſtillen Gemach
Steht eine Wiege, drin ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Menſch, geſtellt
Zu Luſt und zu Wehe auf die wechſelnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein',
Seltſam mild ſchau'n die Sterne dabei herein,
O verdorrte Kindheit, kehrſt nimmermehr,
Wer noch ſo ein lächelnd Kindlein wär'!

Und das alte Mährchen, das längſt zerrann,
Faßt den Alten im Dolman von Neuem an,
Die Zeit, da er einnikt' bei Mütterchens Lied,
Auf der Haide ſaß einſam, bis die Sonne ſchied.

Wie er Knab' ward, auf's erſte Pferd ſich ſchwang,
Und ſtolzer nun jagte die Steppe entlang,
O Ewy, o Liebe, o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

»Schlaf' wohl, mein Bruder, du Mädchen ſüß,
Im Paradiesgarten ſpielt ihr gewiß!«
Der Alte ſtarrt ſtill in den Sternenſchein,
Und wiegt und ſchaukelt das Knäblein ein.

Als ihr Bruder schied.

Das Spiel war aus, zwei Stunden stehlen wollen
In blödem Schmerz' dem Weh' des Scheidenden!
Zum Flügel gingst du, sangst ein Lied im vollen
Aufschwung des Herzens, ach! vom Wiederseh'n.
Ein Lied, wie sie in stillen Alpen schollen,
Und süß, wie Heimweh fernherüber weh'n,
Wir horchten still, und als du nun geendet,
War jedes Aug' in Thränen abgewendet.

Abseits saß er, bei seiner Auserwählten,
Die Rücksicht fiel im Scheideaugenblik,
Die Lippe schwieg, und Blike nur erzählten
In stummen Thränen vom entschwund'nen Glük',
Wir andern standen ferner, und gesellten
Zur Mutter uns und dachten viel zurük; —
Geschwister, Aeltern, Alle sieht er wieder,
Nur zwischen ihr sinkt ew'ge Dämm'rung nieder! —

Mitfühlend war im Aug' dir aufgeſtiegen
Der Thräne Glanz, ich ſtarrte ſcheu hinein, —
O Blike! die in linden Traum mich wiegen,
Du Mund! wie Blüthenknospe weich und rein! —
Liegt Schmerz auch einmahl leis in deinen Zügen,
Wenn ich ſo ſcheide, ferner Thränenſchein?
Ich geh' ja auch ſo, wenn die Zeit verfloſſen,
Die Thräne ſelbſt in's tiefe Herz verſchloſſen!

Die Hausmutter.

Die Mutter iſt todt, in Saus und Braus
Lebt wüſte der Vater, und läßt das Haus,
Und was ſie gehegt und gepflegt bisher,
Kein Menſch der achtet und hegt es mehr.

Die Spindel ruht müßig, die Harfe, der
Sie ihr Lied oft geklagt, ſie tönt nie mehr,
Kein Menſch ſingt die Kinder zum Schlafen ein,
Sie mögen ſich ſelbſt in Ruhe ſchrei'n.

Und die Blumen pflegt keine ſorgende Hand,
Die Spinne mag niſten an ſtaubiger Wand,
Es regt ſich der Arm nur um Geld und Gewinn,
Wo die Hausfrau gewaltet mit liebendem Sinn'.

Das läßt ſie nicht ruhen im einſamen Grab',
Das Weinen der Kinder tönt zu ihr hinab,
Um Mitternacht wacht ſie vom Schlummer auf,
Sie ſteigt aus dem Grabe, ſie kommt herauf.

Und raſtlos, wie ſie's im Leben gethan,
So ſchwebt ſie auch nun durch die Zimmer heran,
Gießt ſtill auf die Blumen den labenden Quell,
Und ſcheuert geſchäftig und ordnet ſchnell.

Und ſezt ſich dann leis an der Wiege Rand,
Nimmt emſig die Spindel, die Harfe zur Hand,
Und wiegt und ſeegnet die Kinder ein,
Die Sterne ſchauen dazu herein.

Erwacht in der Wiege der Säugling dann,
Er kennt wohl die Mutter und lächelt ſie an,
Strekt freundlich die Händchen hinauf zu ihr,
Als wollt' er ihr ſagen: biſt einmahl hier?

Des Morgens aber duften und blüh'n
Die Blumen friſch an den Fenſtern ohn' Müh'n,
Das Auge der Kleinen gar freundlich lacht,
Lieb' Mutter hat ſeegnend bei ihnen gewacht.

Der Mittag.

Heiter iſt der Himmel und klar,
Wohin das Auge ſchaut,
Und der ewige Zeus
Liegt auf der blauen Fläche
Ausgeſtrekt und bequem,
Müßig die Erde beſchauend,
Und der prächtige Adler
Schwebt ihm zur Seite
Mit langſamem Flügelſchlage
Im Sonnenſchein',
Und der hohe Kronion
Lächelt gemüthlich,
Und bläſ't leichte Wolken
Zum Spiel' durch den Himmel
Mit lindem, ambroſiſchen Hauch'.

Allerſeelentag.

Trüb' iſt's, leiſer Regenſchauer
Rieſelt nieder feucht und kalt,
Und durch welke Stoppeln wallt
Zu dem Freithof ſtill in Trauer
Jung und Alt.

Wunden, die ſich längſt geſchloſſen,
Bluten heut', und Lieb' und Treu'
Kömmt zum theuren Mahl' herbei,
Thränen, längſt nicht mehr gefloſſen,
Fließen neu.

Was des Herzens Drang geboten,
Jeder thut's und zögert nicht,
Uebt im Stillen fromme Pflicht,
Und bald ſtrahlt durch's Reich der Todten
Licht an Licht.

Kindlich Treiben, o, kein Schimmer
Weckt die ſtillen Todten auf,
Liegt der dunkle Raſen drauf,
Kömmt das Herz erwachend nimmer
Mehr herauf.

Arme Braut! ob weinend, lauter
Du ihn rufſt mit naſſem Blik',
Tief im Moder liegt dein Glük,
Unerweklich kehrt dein Trauter
Nie zurük.

Arme Kinder, die am Hügel
Einer lieben Mutter ſteh'n,
Dürft die Gute nimmer ſeh'n,
Unerbittlich muß der Riegel —
Eiſern ſteh'n.

Und du! der beim armen Herzen
Kniet, das er einſt frevelnd brach,
All' dein Weinen iſt zu ſchwach,
Nimmer leuchten's deine Kerzen
Wieder wach!

O drum, dem mit warmen Pochen
Schlägt ein Herz in Lieb' und Treu',
Halt' daran in frommer Scheu,
Nimmer merkt es, ist's gebrochen,
Lieb' und Reu'!

Der Seeräuber.

Was biſt denn heute ſo ruhig,
Du alte, ſtürmiſche Fluth!
Mein' gar, du willſt mir im Herzen
Erweken das ſieche Blut.

Einmahl, ja! da hatt' ich als Bube
Gar einen windigen Hang:
Da mocht' ich in's Mondlicht ſchauen,
Still ſinnend ſtundenlang.

Mocht' einſam im Nachen mich treiben,
Hieß nur der trübe Geſell,
Und heimlich an Jenny denken,
Das konnt' ich an jeder Stell'.

Doch bald kamen beſſ're Gedanken,
Damahls fuhr der Peter juſt her,
Und mit ihm manch luſtiger Burſche,
Die nahmen mich mit in's Meer.

Das Netzwerk ließ ich am Ufer,
Bekam Piſtolen und Schwert,
Hab' ſeitdem was Tücht'ges erfahren,
Bin weit und breit nun geehrt.

Und Jenny, die weinte wohl lange,
Doch endlich da war's auch verſchmerzt,
Es gab noch viel tüchtige Burſche —
Hat Manchen ſeitdem geherzt.

Leb' hoch, meine ſchöne Lady!
Den Becher bringt Robin dir,
Und komm' ich nur einmahl wieder,
Dann herzeſt wohl auch mit mir! —

Und dieſen Becher, den trink' ich
Hochſchäumend dir, altes Meer!
Brauſ' wild aus tiefſter Tiefe
Mit all' deinen Wogen daher.

Der Seekönig will nicht Ruhe,
Die trifft er noch frühe genug,
Wenn ſchaukelnd einmahl ihn die Brandung
In's hohe Ufergras trug.

Erlöſch', ſchwindſüchtiger Vollmond,
Ihr gleißenden Sterne all',
Und orgle dein Liedchen, Sturmwind,
Biſt meine Nachtigall!

Und wenn die Wellen dann brauſen
Mit ſchäumendem Wipfel, ſo hohl,
Da ſinkt's mir herunter vom Herzen,
Da wird's mir im Buſen erſt wohl!

Da möcht' ich ſtundenlang ſtehen
Hinaus ſchau'n in's finſtere Grab,
Möcht' jede Welle umarmen,
Und ſinken mit ihr hinab!

Ergebnisse.

Die Wahrheit.

»Ist die Wahrheit nicht eins, nicht ewig, innig und einzig,
Wer nicht so denket, der fand nimmer ihr ewiges Eins!«
Freund! ist nicht eins auch das Licht, ist der Strahl ein einziges Leuchten,
Und das Prisma bricht siebenfach farbig den Strahl!

Die Hoffnung.

Mächtig steigt, ein einziger Strahl, die stolze Fontaine,
Aber ein nebelnder Staub fällt sie in Kurzem zurük;
So auch die Hoffnung, sie strebt gar prunkend empor mit dem Jüngling,
Mit dem ermatteten Greis' sinkt sie ermattet zurük. —

Meine Liebe.

Lieben ſollt' ich ein Weib, ach ja! die Weiblichkeit lieb' ich,
Aber die Weiber, bei Gott! ſind mir ein wenig fatal.

Höchſte Männerwürde.

Feſt ſei der Mann in ſich ſelbſt, er handle nach ewigen Regeln,
Inkonſequenz iſt fürwahr größer als jegliche Schuld.

An **

Wohl! von dem Täglichen ſprech' ich mit dir, vom Rechten und Klugen,
Doch in die innere Welt tappe dein Fauſtgriff mir nie!

Sühne.

Liebe nur tilget die Schuld, der viel liebt, dem wird viel vergeben,
Denn, nur der nimmer geliebt, beket die ewige Schuld!

Blumenbeutung.

Stumm ſind die Blumen zwar, doch gar ſeltſam iſt
ihr Geflüſter,
Jedem deuten ſie das, was er im Leben er-
fährt.

An ein junges Herz.

Wandle ſtill den Pfad hienieden,
Junges, kindlich frommes Herz,
Wenn auch Alles, nur den Frieden
Raub' dir nicht des Lebens Schmerz.

Ja! jezt ſteh'n wir uns noch ferne,
Wo du Regenbogenglanz
Sieh'ſt, und tauſend lichte Sterne,
Schau' ich dunklen Wolkenkranz.

Statt der Hundertblätterroſe,
Die dein Blik ſo lang' geſucht,
Seh' ich ſchon die blüthenloſe,
Schmukberaubte Dornenfrucht.

Jener blumenreiche Hügel,
Deines Abendganges Ruh',
Dekt mit dunklem Schattenflügel
Ach! ein junges Herz, wie du!

Stadtbibl. Landes-Bibl.

Du biſt reich, in deinem Traume
Liegt die ganze, weite Welt,
Mir zerfloß, gleich buntem Schaume,
Alles, was ich mir geſellt.

Sieh', ich denke — ſchwärmend Tollen
Hat das Leben mich verlehrt,
Klar bin ich im Sinn und Wollen,
Und ſo bin ich deiner werth.

Nimmer lieb' ich, — ach! dies Feuer
Hat das Herz mir ausgebrannt;
Und doch biſt du mir ſo theuer,
Wie ich nie ein Herz gekannt.

Pilg're deine Wanderjahre,
Was zerſplittert, war nur Schein,
Vieles bleibt — und am Altare
Der Erkenntniß werd' einſt mein!

Ritter Arthur.

Reih' an Reihe ſteh'n die Ritter,
König Karl jezt am Altan',
Und der Herold hebt das Gitter,
Und die Roſſe ſprengen an.

Sporen klirren, Lanzen ſplittern
In der ſtoßgeübten Hand,
Schilde hallen, Helme zittern,
Mancher taumelt in den Sand.

Vom Altan' winkt ſüßes Zeichen,
Blike niken, Schleife weht,
Aber Alle müſſen weichen,
Und nur Ritter Arthur ſteht.

Eifrig ſpringt er nun vom Roſſe,
Schwingt die Klinge prüfend aus,
Jeden aus dem Rittertroſſe
Fordert er zum Kampf' heraus.

Schärpe lokt, die Edelgunde
Wob, des Königs Töchterlein,
Und die Ritter in der Runde
Stellen ſchnell zum Strauß' ſich ein.

Doch da hilft nicht Muth im Herzen,
Holder Damen Liebeblik,
Ihnen wards nur Schmach und Schmerzen,
Ihm allein des Sieges Glük.

Und zum drittenmahle ſchreitet
Ritter Arthur kräftig hin,
Wirft den Helm ab, üppig gleitet
Goldnes Har um Stirn und Kinn.

Mancher Buſen hebt ſich ſchneller,
Triebe wachſen ungeſtüm,
Blike werden feucht und heller,
Jedes Herz neigt ſich zu ihm.

Aber weithin über Alle
Wirft den Sper er kraftgewandt,
Laut bei frohem Paukenſchalle
Wird als Sieger er genannt.

Karol winkt, mit glüh'nden Wangen
Schaut die Tochter ſcheu vor ſich,
Spielt mit ihres Mieders Spangen,
Hat nicht Athem — wunderlich.

Aber Arthur's Kniee biegen
Sich des Königs heil'ger Macht; —
Kämpfen mag er, dulden — ſiegen,
Aber ohne Dankes Pracht.

Einmahl liebt' er, einmahl eben
War ein Weib ſein ganzes Glük,
Alles bot er ihr — ſein Leben,
Doch ſie ließ ihn kalt zurük.

Die Gehenke, die ihn zieren,
Webte, ach! noch ihre Hand,
Keine ſoll ihn mehr berühren,
Keiner fremden Dame Band.

O, wohl wiſſen ſie's und ſchauen
Auf den Ritter ſchön und jung,
Wünſchen leis ihm mehr Vertrauen,
Sich ſolch eine Huldigung.

Still zu Roſſe zieht er weiter,
Holde Augen ſtarren nach;
Manches Herz wird nimmer heiter,
Manch Gefühl bleibt ewig wach.

Auf der Wanderſchaft.

Nun, herziges Mädchen,
So komm doch zu mir,
Im Gärtchen iſt's lieblich,
Und wohl mir bei dir.

Ich will dir erzählen
Die Länge und Breit',
Ach, ſchmieg' dich nur näher,
Und rük' nicht ſo weit!

Kredenz' mir den Becher
Mit duftigem Wein';
Es lebe dein Liebſter,
Mög'ſt glüklich ſein!

Weißt nicht die Geſchichte
Vom Wand'rer, der viel
Umzog durch die Welt
Ohne Stätte und Ziel!

Und wo in der Laube
Ihm wohl ward zu Muth',
Da weilt' er und saß er
Mit feurigem Blut'.

Ließ eben so gehen,
Wie's mochte, das Herz,
Und küßte die Dirne,
Halb Ernst und halb Scherz.

Und ging er nun weiter,
So gleich auch für ihn;
Versag' mir den Mund nicht,
Muß nun wieder zieh'n!

Kirchweihe.

Grün und duftig ſind die Wieſen,
Ganz mit Blumen überſä't,
Und in bunten Gaſſen ſteht
Zelt an Zelt, und Wimpel grüßen,
Sanftgeblä'h't.

Schüſſel dampft, die Burſche freuen
An dem kräft'gen Trunke ſich:
»Holla, Schenkin, tummle dich!«
Irr verſchlingen ſich die Reihen —
Wunderlich.

Und der Alte mit der Zither
Treibt manch einen frohen Schwank,
Ahndevoll horcht's um die Bank
Auf das Lied vom treuen Ritter
Minnebank.

Luſtig kegeln dort die Alten,
Pfeif' und Fiedel lokt und ſchnarrt,
Und nach längſt gewohnter Art
Wirbelt's ohne Raſt und Halten,
Süßgepaart.

Aber einſam lehn' ich, ſinnend
An der Gottesakerthür',
Und das Leben rauſcht vor mir,
Stolz ſich hebend, ſtill verrinnend,
Sonder Zier.

Alles kennt ſich; wo ſie ſaßen
Sizen noch ſie, und ſo arm
Steht der Fremdling in dem Schwarm',
Thräne rieſelt in den Raſen
Still und warm.

Stille Fahrt.

Schwellender Frühlinghauch ſpielt
Uiber den See, am Geſtade
Säuſelt es,
Und von den Bergen
Kommen die Waſſer heimlich herab.
Alles ſo ſtill! und der Kahn ſchaukelt,
Und die Wellen gleiten, —
O! und der Menſch iſt
So unendlich gerührt!
Aus dem tiefblauen Himmel,
Uiber die ſpiegelnde Fläche
Kommen die ſüßen Gedanken der Liebe,
Und ſie umſchwebt mich, und es erfüllt das Herz
Ihr unendlich liebliches Daſein.

In der fremden Stadt.

Lange Häuser, schwarzverborgen,
Menschen, ganz in dunkler Tracht,
Geh'n und tragen ihre Sorgen,
Ihre Freuden durch die Nacht.

Kein Gesicht ist zu erkennen,
Ob in Lust, ob schmerzentstellt;
Und dies Treiben und dies Rennen
Eine bange Mährchenwelt!

Lichter scheinen, und es runden
Menschen sich herum im Kreis',
Scherz und Spiel vertreibt die Stunden,
Ernste Rede, laut und leis.

Dort die Fenster glanzgeröthet —
Ob ein Sarg, ob Hochzeitlust?!
Alles fremd, das Herz nur betet:
Fried' und Seegen jeder Brust!

Vor einer Gesellschaft.

Die Lichter steh'n vor dem Spiegel,
Der Wagen vor dem Hauſ',
Zeit iſt's, ſich zu ſchmüken, nur ſieht es
Im Herzen ſeltſam aus;

Und ſchürz' ich mir jezt das Halstuch
Recht zierlich über's Jabot,
Oder nehm' ich dort die Piſtole
Und ſchieß' mich lieber todt!?

Am Abende.

Der Abend ſcheint durch Weiden,
Es blüht viel Heidekraut,
So weit ich ſpähe und lauſche,
Kein Leben und kein Laut.

Ein Holzkreuz ſteht dort drüben,
Einſam auf den Weg geſtellt, —
Ach! läg' ich dort drunter erſchlagen,
Und ging' mich nichts an auf der Welt!

Der Liebe Ewigkeit.

1.

Vom Erkerfenſter in Leid und Schmerz
Starrt einſam ein Fräulein himmelwärts,
Die Arme, ſo weiß wie Lilienſchnee,
Ringt ſtumm ſie hinaus in tiefſtem Weh'.

Es flattern die Loken wirr und zerwühlt,
Vom ſcherzenden Hauche des Morgens umſpielt,
Und das Aug', nur zu Liebe und Freude erwählt,
Strömt über von Thränen ungezählt.

Dort über die Straße geht ein Geleis,
Durch den Staub gezogen gar glatt und weiß,
Ach! den es entführte, den trägt ſie im Sinn',
Und der ging nun auf immer und ewig dahin.

Das Schikſal kam und zerriß den Bund,
Noch glüht ihr vom lezten Kuſſe der Mund,
Doch iſt's auch auf Erden für immer vorbei,
Sie ſchwuren ja ewige Liebe und Treu'. —

Es ziehet und rauſchet ein Strom im Thal',
Es winken die Wellen im Morgenſtrahl',
Ach! läg' ihr Herz, ſo liebend und gut,
Tief unten in feuchter, in kühlender Fluth!

2.

Zwanzig Jahre entfloh'n, — eine lange Zeit,
Wo mancheine Saat verdirbt und gedeiht,
Und was damahls gegrünt und gewuchert, geblüht,
Iſt nun längſt ſchon zu Staub' und gereift u
verglüht.

Und im Saale, von flimmernden Kerzen erhellt,
Steh'n viele Tiſche, zierlich geſtellt,
Und an einem ſizen zwei Menſchen da,
Die lagen am Herzen einander einſt nah'.

Das ſchillernde Stoffkleid rauſchte gar zart,
Und auch er war von feiner und adliger Art,
Gelaſſen ſchlug unter'm Sterne das Herz,
Das beim Scheiden geſtürmt und geraſ't vor Schmerz.

Manche Länder durchzog er, und vielfach zerſtreut
Uberflog ihn wie Traum nur die Blüthenzeit;
Und auch ſie kam längſt ſchon zu Troſt und Verſtand',
War die reichſte Gräfin geworden im Land'.

Und als er nun Coeur aufſchlug zum à tout,
Da gab er ein witziges Sprüchlein dazu,
Und ſie lächelte zierlich, und dachte dabei
Voll Anſtand an den fernen, zerflitterten Mai. —

Was blikt ihr ſo ſchnöde und ſtrafend mich an,
Ich hab' euch zu viel nicht, ihr Damen! gethan;
Und liebt von euch eine recht innig und wahr,
Die ſtell' ich zu Red' heut' im zwanzigſten Jahr'.

Ein Hochzeitſtük.

Am luſtigen Hochzeithauſe
Ging einer ſtill vorbei,
Es war nun ſchon dunkel oben,
Und tief in der Nacht, juſt zwei.

Es fiel ein kalter Regen,
Er hatte bis innen naß,
Sein Auge war angelaufen,
Und ſeine Züge gar blaß.

Nur als er hinaufſah fuhr es
Wie Lachen ihm über's Geſicht, —
Den ſüßeſten Kuß, den erſten,
Bekam der oben doch nicht!

Beim Abendläuten.

Die Sonne ſinkt und goldne Nebel breiten
Sich zaubergleich an blauen Bergen hin,
Im Thal' iſt's ſtill, nur ferne Gloken läuten,
Erinnerung durchſchauert Herz und Sinn.

Dort ſteh'ſt du nun an frohen Rebgeländen,
Und ſchau'ſt in's Thal, vom Abend überwebt,
Blikſt himmelwärts mit fromm erhob'nen Händen,
Und fleh'ſt zu ihm, der ſtill am Abend ſchwebt.

Die Traube glüht, die Alpen ſteh'n voll Schimmer,
Und in den Lauben athmet Freude leis;
Ich wandle ferne, — o, und ſtiehlt ſich nimmer
Ein dämmernd Bild in deinen frohen Kreis?

Noch brennt der Riß wie neu im armen Herzen,
Die Zeit heilt Alles, nur nicht Liebeweh',
Ein ſüß Geſchäft ſind ſtill gehegte Schmerzen,
Mein einz'ger Troſt dein Bild voll Glorie.

Des Zigeunerweibs Prophezeiung.

Ein armer Verliebter irrte
Herum durch Feld und Wald,
Da kam eine braune Zigeun'rin,
Verſchrumpft und häßlich und alt.

Auf Güter hielt er wenig,
Und nichts auf Prunk und Geld,
Um Liebe nur thät er werben,
Um dies einzige Glük auf der Welt.

Die dürre Alte winkte:
»Gib mir ein blankes Stük,
So leſ' ich dir aus den Händen
Dein ganzes künftiges Glük.«

Er beſann ſich nicht lange und warf ihr
Den lezten Thaler zu,
Sie nahm ihn gierig und faßte
Drauf beim Gelenk' im Nu.

Sie ſchaute und grinſ'te heiſer:
»Ei, ei! wie glatt und weiß,
Seltſame Lineamente,
Ein wildverworrener Kreis.«

»Ihr kommt noch einmahl zu [illegible],
Erlangt auch viel Geld dabei,
Doch die, ſo ihr nun liebet,
Die bricht euch vorher die Treu'!«

Ihr Gaſt.

Oft ſpielten wir, ich und die Freude,
Und trieben manchen Scherz,
Heut' aber ſitz' ich ſtille,
Mein Gaſt iſt heute der Schmerz.

Sie hat mir ihn hergeſendet,
Sonſt kam nur die Freude von ihr,
Ich will ihn gar wohl bewirthen,
Sie ſchikte ihn ja zu mir.

Es perlen helle Thränen
Als Wein gar brauſend und neu,
Bereitet liegt zum Imbiß
Mein eig'nes Herz dabei.

Was ſchau'ſt aus hohlen Augen
So ſcheu und trüb' mich an,
Gieß' lieber voll den Becher,
Du blaſſer, ſtummer Mann!

Lang' zu, wie's dich gelüstet,
Sei laut und munter doch,
Stoß' an den vollen Becher:
Sie lebe, ach! lebe hoch!

Ständchen.

Sie hat ihm geſchworen ewige Treu',
Und brach ihm loſe ihr Wort,
Mit ihrer Liebe iſt's längſt vorbei,
Auch er zog lang' ſchon fort.

Und ſeit dem lezten Neumondſchein'
Da reitet in jeder Nacht
Ein Reiter die einſame Straße herein,
Gar laut, daß das Fräulein erwacht.

Sie horcht mit Schaudern, dumpf und leer
Dröhnt's langſam das Pflaſter dahin,
Als wäre der Mann dem Roſſe zu ſchwer,
Und trüge viel Leid im Sinn'.

An der Straßeneke wohnt ein Schmied,
Der hämmert ſpät und früh,
Oft iſt er um zwölfe noch nicht müd',
Doch den Reiter den ſah er nie.

Weltlauf.

In jenem Hauſe drüben
Wohnt eine ſchöne Mamſell
Es kömmt zu ihr alle Tage
Ein junger, feiner Geſell.

Unter'm Feigenbaum, vor'm Hauſe
Sizt eine alte Perſon,
Die dreht gar emſig die Spindel,
Und lebt von kargem Lohn'.

Sie wünſcht ſtets guten Abend,
Er gibt ihr ein Stük Geld,
Sie dankt gar freundlich und lächelt,
Sie weiß, ſo geht's auf der Welt.

Ende vom Liede.

Und als man nun trank beim Hochzeitſchmaus,
Das junge Paar! es erſcholl,
Leerte Jeder ſeinen Becher aus,
Nur Einer ließ ihn voll.

Und als man ging, war's Mitternacht ſchon,
Und Jeder gab einen Spruch,
Nur Einer rannte ſtumm davon,
Und biß in ſein weißes Tuch.

Frühlingweiſſagung.

Was ſchaut ihr, ihr Blumen, ſo traurig mich an,
Als thät' es euch leid um den fröhlichen Mann,
Was weht ihr, als rieſet ihr ahnend mir her:
Ach, freu' dich, ſo wohl wird's dir doch nimmermehr!

Was tönt durch den jubelnden Lerchenklang
Wehmüthig, wie heimlicher Schwanengeſang,
Als lokte die Lerche mit fröhlicher Bruſt
Mich mahnend zur lezten, zur ſüßeſten Luſt.

Was regſt denn auch du dich oft ſeltſam, mein Herz!
Trägſt ſelbſt in den Frühling vergällenden Schmerz,
Sei ſtill, freu' dich harmlos am blühenden Mai,
Wär' Liebe und Luſt dann auch ewig vorbei!

Leichenstük.

Sechs derbe Gesellen sizen
Am runden Tische herum,
Der Pfarrer ist voller Muken,
Der Küster auch nicht stumm.

Die Kuchen duften ergözlich,
Der Wein glänzt hell und klar,
Dort drinnen in der Stube
Liegt eine auf der Bahr'.

Die Mutter weint erbärmlich,
Und dekt den Tisch dazu,
Der Vater im breiten Lehnstuhl'
Entbehrt die Nachmittagruh'.

Gevatter und Muhmen verschluken
In Thränen jedes sein Stük,
Und legen dabei für die Kinder
Auch einen Bissen zurük.

Sie führen ſehr kluge Reden,
Und loben, was jeder nur kann;
Da dringt durch die offene Thüre
Ein ungeladener Mann.

Am Säbel und weißen Roke
Verkündet ſich der Soldat,
Im verfallenen Auge ſieht man
Der Thränen nicht ſeltne Saat.

Sein Blik ſteht voller Waſſer,
Er ſtarrt ihr blöd' in's Geſicht, —
Barmherziger Gott! wie lange
Sah er die Blaſſe nicht!

Spruch.

Glaube auf Gott bis über'n Tod,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trotzigen Muth in Schmerzen,
Heiße Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden,
Über Alles die Treue,
Über nichts eine Reue!

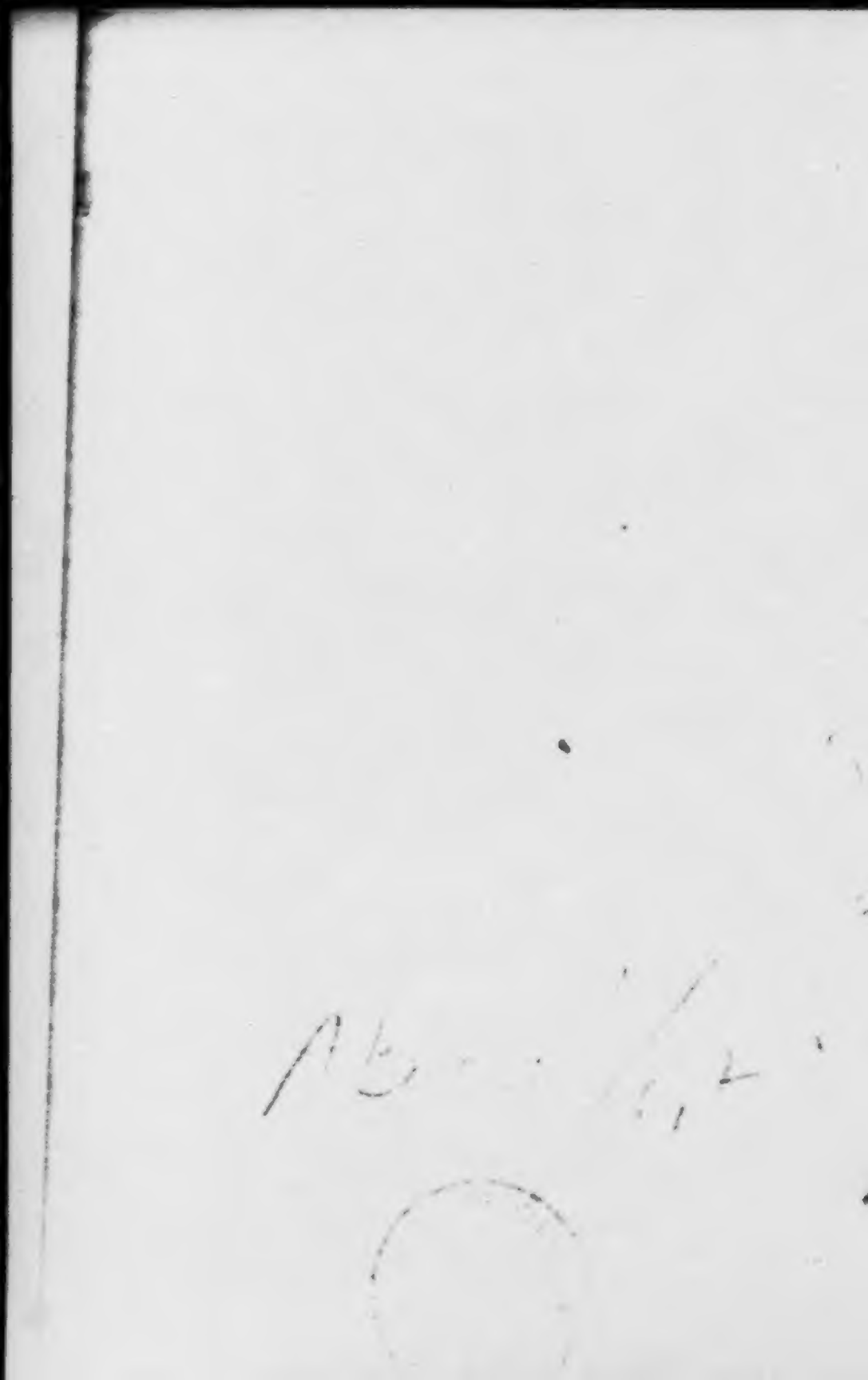
Humoristische Novellen

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Wien.
Verlag von Pfautsch & Kompagnie.

1841.



Metamorphosen.

Erſtes Kapitel.

„Ovidius ex Ponto. Ohne Datum.“

Mein Freund! ich lebe in der Wüſte. Mein Haus iſt die Höhle eines Löwen, ich ernähre mich von Heuſchreken und Wurzeln, Thierfelle ſind meine Kleidung, Kanibalen meine Geſellſchaft. Hundert Meilen von hier dürfte ſich, nach meinen Berechnungen, die nächſte menſchliche Wohnung befinden, tauſend — das erſte fühlende Herz. Mein Kind, ich ſpiele nicht einmahl Boſton. Lezteres ausgenommen, iſt zwar Alles nur Metapher, doch darum nicht minder traurig. Du kennſt meinen Onkel, Xedor; er iſt reich wie ein moderner Krösus, liebt mich wie ein Vater, und mishandelt mich wie ein Nero. Ich hatte das Vergnügen in deiner Geſellſchaft um die Welt zu reiſen, oder vielmehr du hatteſt es; wir haben Beide zuſammen die zwei Wendekreiſe von Petersburg und Palermo mit Nuzen durchſchnitten, die Linie bei Paris, London und Wien paſſirt, und kamen mit einer Fülle gelehrter Entdekungen bereichert in unſer glükliches Vaterland zurük: was war natürlicher, als daß ich mit Anſtrengung und Koſtenaufwand an der Herausgabe der Reiſereſultate arbeitete. Ich ſchaffte mir ein paar Longchamp-Tilbury an,

legte mir einige irländiſche Windhunde bei, gab ruſſiſche Parforce-Jagden, engliſche Hahnenkämpfe und deutſche Gaſtmahle, bewirthete meinen Onkel mit wälſchen Makaroni, Paſteten aus Straßburg und Rechnungen aus allen Enden der Welt, und führte einige Zeit ein recht gemüthliches Leben. Aber endlich fand ich auch im Vaterlande die traurige Entdekung beſtätigt, daß Onkel ungern Geld hergeben; wir hatten erſt unbedeutende Mißhelligkeiten mit einander, dann bedenkliche Streite, endlich offene Fehde. Mir konnte nicht gelingen, meinen theuren Onkel zu überzeugen, daß ich mein ſpezielles Naturalienkabinet nur zum Beſten des Vaterlandes unterhielte, er ſtellte ſeine Zuſchüſſe ein, und erklärte mich endlich für — wie ſoll ich es nennen, für — etwas leichtſinnig. Ich fühle mich gekränkt, ich verneine, betheure, beſchwöre, und laſſe mich endlich in einer ſchwachen Stunde zur Behauptung verleiten, daß ich ohne Beſchwerde ein paar Monathe im abgelegenſten Winkel der Erde leben könne. Das Wort war kaum ausgeſprochen, als ich deſſen unſeligen Inhalt bereue, doch zu ſpät; mein Onkel hat es ſchon erfaßt, und gibt ſein Ehrenwort darauf, daß er nur unter der Bedingung meine Verbindlichkeiten gegen Gaſtwirthe, Buchhändler, Reißkämme, Juwelire und Tod und Teufel in Richtigkeit ſtellen, und mir ein zukömmliches Jahrgeld auswerfen wolle, wenn ich vorher ſechs Wochen im Pontus zugebracht haben würde: dann ſollt' ich auch Gräfin Aurore heirathen. Das Ehrenwort eines Onkels, zumahl eines reichen, iſt eine zärtliche Sache, ich machte vergebliche Verſuche und Vorſtellungen und mußte endlich nachgeben. Ich glaubte in irgend eine Stadt zweiten Ranges,

allenfalls nach Stokholm, Lyon, Piſa zu gehen, auf einer Herrſchaft meines Onkels zu idilliſiren, oder in Genf, im Chamounithale die Molkenkur zu gebrauchen; nein, Kind, die Grauſamkeit meines Onkels hatte keine Gränzen, mir ward dieſes unbekannte Städtchen auserleſen, ich mußte ſchon am nächſten Tage abreiſen, und hier ſiz' ich nun in der Schenke zum Löwen und erfülle die Luft mit Seufzen und Gähnen. Dem Glüklichen läuft die Sanduhr zu ſchnell, dem Unglüklichen zu langſam, für den Gelangweilten liegt ſie horizontal. Ich verſichere dich, Junge! blieb' ich ein Jahrhundert hier, ich würde nicht älter, ja ich brauchte mich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mahl raſiren zu laſſen. Ich ſann auf verſchiedenen Zeitvertreib, zuerſt wollt' ich ein Hündchen abrichten, aber ich fürchte, es wird geſcheidter als ich, — dann wollt' ich einen neuen Knoten für Kravaten erfinden, die Kunſt iſt erſchöpft, — mir bleibt nichts übrig als die Langweile zu ſtudieren. Es iſt eine herrliche Erfindung um das Verliebtſein, — ich wollt', ich wäre es, ſo könnt' ich nun doch Liebbriefe ſchreiben und vor Sehnſucht ſterben, — ich wollt' ich würde es, dann möchte ich vielleicht Kabrioletś, Hunde und Hähne vergeſſen, dann könnt' ich wenigſtens Verſe machen! **A horse, a horse, a kingdom for a horse!** Doch vergeblich: ich durchſtrich die zweihundert drei und achtzig Häuſer bereits von Oſt nach Weſt, es gibt aber nichts als groſſe Füße und Mäuler, wenige Haare, ſchlechte Zähne, ſpize Naſen, platte Stirnen, ſtumpfe Augen, und allüberall widerwärtigen Fiſchottergeruch. Ich kam auf den närriſchen Einfall, mich in meine Braut zu verlieben, aber erſtens ſchikt es ſich nicht, zwei-

tens ſah ich Aurora als zehnjähriges Mädchen das lezte Mahl, und erinnere mich noch kaum an ſie. Damahls hatte ſie freilich ſchöne, große Augen, Haare wie Magdalena, Füßchen klein wie Edelſteine, hatte den Wuchs einer jungen Elfe, die Zartheit einer Kamelie — ſeitdem ſoll ſie noch ſchöner geworden ſein, — o Aurore, Aurore, wärſt du hier! — nein, nein! es geht nicht, es geht nicht! wenn ich aus dem Exile zurükkehre, werd' ich ſie heirathen, wie ſollt' ich mich nun in ſie verlieben?

Verzeihe mir, guter Junge, daß ich, während ich ſchreibe, ganz auf dich vergeſſen habe, aber die Langweile verleitet zu allen Laſtern, man wird ſogar ſentimental. In aller Eile habe ich heute ein paar Silhouetten abgeriſſen, und ſende ſie dir hierbei als Fortſezung unſerer phiſiognomiſchen Forſchungen. Seit wir uns das lezte Mahl ſahen, habe ich erſtaunliche Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gemacht. Man kann nicht vor jedem Begegnenden artig den Hut ziehen, und ihn erſuchen, ſich die Wölbungen und Einbüge des Schedels gefälligſt abfühlen zu laſſen, alſo iſt Gall unpraktiſch; — und wo hat Lavater einen feſten Anhaltpunkt, ein oberſtes Prinzip der Unfehlbarkeit? Ich hab' es, mein Kind! Jedes Menſchengeſicht gleicht einem Thiere; der Karakter der Thiere liegt offener da; wer wird z. B. am Muthe des Löwen, an der Furchtſamkeit des Haſen, an der ſtoiſchen Philoſophie des Eſels zweifeln? Finde nun die wahre Ähnlichkeit des Herrn N. und der Frau N. mit dem kongruirenden Thiere heraus, und der Stein der Weiſen iſt dein. Siehe gefälligſt den Schattenriß n an, was lieſeſt du aus dieſem Kopfe, deſſen Peripherie allenthalben vom innern

höhlen Zentrum gleichweit absteht, — was in den zirkelrunden Augen, in dem lieblich verschmizten Zuge um diesen Mund, der sich nie schließt, an der platten Nasenknorpel, am mangelnden Hinterkopfe, an den langen, rükwärts gelegten Ohren? Fedor, du müßtest aus meiner Gesellschaft geringen Nuzen gezogen haben, wenn du nicht das rasirte Kaninchen erkenntest. Schwieriger geht es mit dem Abrisse b; zerfließende Züge, saftige, vertriebne Nase, — schleimige Wangen — doch was hilft es, du bist Anfänger, ich muß dir auf die Spur helfen: kannst du den Eingeweidwurm, das Infusionthierchen in dieser Dame verkennen? Sage nicht ja, Fedor! ich müßte dich bedauern. Du weißt nun, wem diese zwei Wesen gleichen, du kennst nun auch ihren Karakter, ihre nothwendige Biographie. Was meinst du, Fedor, soll ich mir ein Privilegium auf meine Erfindungen geben lassen? Kenne dich selbst, so heißt der älteste Saz der Weisheit; Grund genug, daß ich seit Jahren meine eigene Physiognomie studiere. Anfangs hielt ich mich freilich für einen Schmetterling, aber es war Täuschung: mir fehlen die Fühlhörner, meine Flügel sind zu wenig entfaltet. Tieferes Studium leitete mich auf den wahren Weg: Eingedrükte Stirne, vorquellender Mund, verfallendes Kinn, dabei etwas Stupidität in allen Zügen — guter Junge! bald hatt' ich's weg, einem Fische sehe ich gleich, nur die Race ist schwer zu ermitteln. Man hat mit Fischen zu wenig Umgang, von einigen behalten uns die Holländer widerrechtlich sogar den Kopf bevor. Doch dächt' ich, gleiche ich einer Makrele, einer Schmarle oder einer Forelle. Daher meine Unbeständigkeit, meine Neigung für Sonnenschein und Ge-

fellſchaft, daher die Ungeſchiklichkeit meiner entfloßten Hände, die mich außer dem Federſchneiden keine Handarbeit erlernen ließ. Aus dieſer Ähnlichkeit fließt noch mancher fruchtbare Folgeſaz. Ich könnte dir zürnen, Feder, da ich dich mir eben mit einem ſchlauen, zweifelnden Geſichte vorſtelle; guter Junge! vermehre nicht noch das Elend meiner Lage und glaube mir! Ach, eine Forelle in dumpfer, dunkler Pfüze! In der Seelenwanderung liegt das begründende Prinzip meiner Theorie: entweder wanderte unſere Seele aus Thierleibern in unſere, oder ſie übergeht dahin. Bei jeder neuen Bekanntſchaft erforſche ich zuerſt die Thierähnlichkeit, habe ich dieſe weg, ſo kenne ich meinen Mann, und bin in meinem Benehmen zuverläſſig. Im Geiſte meines Siſtems erwarb ich mir einſt die Gunſt einer Dame, weil ich ihren Schwanenhals bewunderte, eine andere zog ich unwiderſtehlich an mich, indem ich täglich ein Sträußchen pes felinus in's Knopfloch ſtekte, einen Nebenbuhler erfand ich durch eine rothe Weſte zu ärgern, einen zweiten vertrieb ich ganz einfach durch Stehtragen. Ich hoffe, du findeſt nichts Abenteuerliches in meinen Anſichten; in dieſer Vorausſezung theile ich dir halb geborne Gedanken mit. Selbſt Vegetabilien und Mineralien gleicht manches Menſchenantliz: der Vergleich der Mädchen mit Roſen iſt alt, ich berufe mich nicht darauf, aber ich habe einen allerliebſten Bekannten, deſſen großer ſtaudiger Kopf offenbar zum Geſchlechte des Blumenkohls gehört, und, ſiehe, in der That hat der Gute die bleichgelbe Kalſiorfarbe, und muß, um genußbar zu ſein, etwas weniges geſettet werden.

Unter Andern, Freund! schik' mir einen bequemen Divan in die nahmenlose Stadt, einen echten Schooß Abrahams, weich, weit, mit Federn und niedrig. Ist es eine schöne Erfindung um die Sofa's! nach der Liebe wohl die beste. Denk' dir, ich habe nicht einmahl ein gesittetes Sofa. —

Holla! was seh' ich dort um die Eke huschen? — elegante Füßchen, allerliebste Taille, Raketenaugen — leb' wohl, Freund! — Jean, den nelkenbraunen Frak und das Merkurhütchen, — sie ist ein Engel — leb' wohl, schik' mir den Divan — ich muß ihr nach — in Eile dein Felix.

Zweites Kapitel.

„Ein Bok, der Flöte bläst. Ein Bastonvirtuos, Amatigeigen, Paganini, nichts als Musikalisches."

Felix war in den nelkenbraunen Frak gefahren, stülpte das Hütchen über den duftigen Harstrauß, und rannte auf die Gasse. Die Erscheinung war verschwunden. Er lief einige Mahle am holprigen Trottoir auf und ab, musterte die übrigen Vorübergehenden, prüfte die verschiedenen Hausthore an der Simpathie des Herzens, und musterte die Fenster mit dem Scharfblike eines Zöllners. Seine Blike wurden jezt geblendet; war's ein Sonnenrefler, waren es die Paar Augen, die dort hinter einem Rosenkrautstoke sichtbar wurden? Die Augen waren es, und sie gehörten zu den eleganten Füßchen, zur allerliebsten Taille, es waren die besprochenen Raketenaugen. Felix hatte nur Blike für sie, er rannte vorwärts, unter ihrem Fenster stieß er und ein Unbekannter auf

das heiligſte an einander. Auch dieſer hatte nur Augen für das Feuerwerk hinter den Blumentöpfen gehabt, und Felix ihn ungeachtet der gold'nen Lorgnette überſehen.

— Hol' Sie dieſer und jener, Herr!

— Bitte ergebenſt, Werthester!

— Halt, Herr! was Teufel! das iſt ja unſer kleiner Benjamin.

— Felix, du biſt's! welcher Wind treibt denn dich her?

— Staatgeſchäfte, Finanzoperazionen, geheime diplomatiſche Sendungen. Doch laſſen wir das. Was machſt du hier?

— Ich bin der Äskulap des Ortes.

— Was fällt dir ein! laß ihn ausſterben, du machſt dich um die Edukazion des Menſchengeſchlechtes verdient.

— Wo kommſt du her, Felix?

— Seit der Univerſität habe ich die Welt einige Mahle umreiſt, den Urſprung des Nils und die Polarſtraße entdekt, einen Plan zum Anbau der Wüſte Sahara und zur Austroknung des Weltmeeres entworfen, und die Seelenwanderung in den Piramiden Egiptens ſtudiert; baſta! Aber beim Angedenken unſerer Jugend! wie ſiehſt du aus, Herz! was ſoll dieſes lichtgraue Ungeheuer bedeuten, das dir dein Schneider für einen Frak verkauft hat? glaubſt du vielleicht, dieſe ſchlappen Fuchsſchwänze ſeien zwei Schooße, und dieſes weiße Turbangewinde um deinen Hals eine Kravate? Benjamin, es wäre dir beſſer geweſen, deine Mutter hätte dir einen Mühlſtein an den Hals gehängt, und dich in das Meer geworfen, wo es am tiefſten iſt.

— Nun, nun, was gibt's, was soll es geben? Freiherr, ich sehe, die Blüthe deines Gehirns treibt noch immer Wasserschößlinge. —

— Benjamin! überlasse dich mir, ich werde dich aus deiner unsaubern Kruste schälen, ich werde die ursprüngliche Menschenwürde in dir herstellen. Wer wohnt hier, Benjamin?

— Hier — hier? der Kanzleidirektor der ungenannten Stadt. —

— Heraus mit der Farbe, Kleiner! der Kanzleidirektor, dessen Tochter nebenbei dein Herz dirigirt. Führ' mich bei der doppelten Buchhaltung auf.

— Freiherr! das wird nicht gehen; doch ja: spielst du?

— Menschenkind, ob ich spiele! Posten wie ein Engel.

— Felix, ich meine Instrumente.

— Ist das eine Frage für das neueste Jahrhundert?

— Beim Direktor wenigstens: er ist Musikus mit Leib und Seele, und hat die fixe Idee, keinen Staubgebornen die Schwelle seines Hauses überschreiten zu lassen, der nicht Musik treibt; er musizirt, sein Weib thut es, seine Tochter; jeder seiner Freunde und Bekannten muß ein Instrument spielen; seine Dienerschaft nimmt die lezten Stellen im Orchester ein: alle Monathe großes Konzert, täglich Proben. Verstehst du weder zu spielen noch zu singen, so ist es geradezu unmöglich dich in des Direktors Haus zu führen.

— Und seit wann bist denn du ausübender Musikus, Benjamin?

— Auf der Universität trieb ich allerdings nicht Musik, doch später, Neigung, Kunstsinn — Verhältnisse — Liebhaberei —

— Benjamin, Benjamin! wie ſchlecht ſteht die Lüge zu deinem hölzernen Quäkerfrak. Die zwei Augen hinter der Roſenkrauſtande haben dein verliebtes Eingeweide in Saiten aufgewunden: vor der Sonne klingt die Memnonſäule.

— Nun ja, und wenn — , genug, ich lernte Flöte ſpielen, und bin ein Mitglied des muſikaliſchen Thees.

— Flöte ſpielen — richtig, das mußteſt du. Drehe dich gefälligſt etwas nach der Seite; ganz recht: kurze Naſe, knappe Lippen, unter dem Kinne ein Bart; Benjamin, blaſe immerhin die Flöte! Mich aber führſt du in dieſem Augenblike in das Heiligthum des Direktors: ich bin Violinvirtuoſe.

— Du, in der That?

— Guter Junge! du blaieſt die Flöte, warum ſollte ich nicht die Gambe führen? Vorwärts und hinauf!

Felix hatte den Doktor am Arme gefaßt, und ſchleppte ihn zuverſichtlich in das Haus des Direktors; dem Doktor ward auf der Treppe ſchwindelig, doch alſobald hatte der Freiherr die Thüre aufgeriſſen, es galt keine Wahl mehr, ſie ſtanden vor dem Direktor.

Der Alte ſtimmte eben ein Spinet. Von der Maultrommel bis zur großen türkiſchen befanden ſich alle Inſtrumente im geräumigen Zimmer, Pikelflöte und Drachenpoſaune, viole d'amour und Baßgeige; das Gemach glich einem Himmel voll Geigen. Der Alte war ein hageres, bukeliges Männchen, er hatte ein ſüßes, rundes Geſicht mit großen Augen, wenigen Barthaaren, er ſchlekte die Lippen und glich einem gutmüthigen ſpinnenden Kater. Gleichwol ſchien er grämlich über die unerwünſchte Störung; er ſchnitt einen Bukel, drükte den Kopf ein, und kroch lang-

sam. Benjamin präsentirte den Freiherrn und Virtuosen. Des Direktors Gesicht ward ein weites Lächeln, er gähnte allerliebst, schnalzte mit Zunge und Lippen, er soff fette Milch.

— Seien Sie mir tausendmahl und bestens willkommen, Schäzbarster! üben also auch die göttliche Kunst, die allmächtige Herzenbezwingerin? Schönes Instrument die Violine! treiben Sie es schon lang, Werthester?

— Seit meiner Geburt. Ich wurde musikalisch erzogen, spielte eher Sonaten, als ich Sonette schrieb. Ich kann wohl sagen, daß ich mit ihr aufgewachsen bin. Zuerst hatt' ich ein Geiglein, klein und winzig wie ein Spanferkel, dann eine größere, und endlich eine gewöhnliche; Viola, Bratsche, Bassetgeige folgten; als ich die Mansgröße erreicht hatte, nahm ich auch die Baßgeige vor.

— Verwunderlich, sehr verwunderlich: die Baßgeige!

— Ja! auch die Baßgeige; mein eigentliches Instrument blieb aber doch immer die Violine; wenn Sie es nicht für Eitelkeit auslegen wollten, so würd' ich Sie fragen, ob Sie in den Zeitungen nicht von dem lezten diplomatischen Konzerte gelesen haben, in dem ich zu London zu spielen die Ehre hatte?

— London, diplomatisches Konzert, Zeitungen —

— Freilich nur englische Blätter. —

— Englische Blätter, Allervortrefflichster!

— Ja, ich hatte die Ehre vor dem gesammten Hofe ein Konzert mit Paganini zu spielen.

— Menschenkind, mit Paganini haben Sie gespielt!

— Allerdings; sollten Sie es nicht aus den englischen Blättern wissen? Also ich spielte mit Paganini. Herr, es

war keine geringe Aufgabe. Wir ſpielten ein Duett, eine Doppelphantaſie ohne Kompoſizion. Erſt ging's durch alle Wendungen der diatoniſchen, enharmoniſchen und chromatiſchen Tonleiter. Wir rangen mit einander, Arm um Arm, mit gebogenen, windenden Leibern; nun hatt' ich den Proteus gefaßt, nun zerrann er in Sturm und Feuer; ich ſtürzte auf ihn als Fels und Waſſer. Er ſpielte auf der g Saite, ich auf der e Saite; in unſichtbarer Ferne lag das viermahlgeſtrichene a hinter uns. Der Kampf blieb unentſchieden; Paganini ward blaß, ſeine Züge bebten; jezt flog der Kolumbus der Muſik zwiſchen Pizzikato und Doppelgriffen in die unentdeckten Regionen des Klageeleds, ich hinter ihm drein. Nun ging der Kampf auf Tod und Leben: die Geigen ſtöhnten, die Saiten wimmerten und Töne ſprangen auf, flogen, zukten, blizten wie Sterne, Vögel und wilde Thiere. Einige Duzend Damen lagen bereits in Ohnmacht, den übrigen ſtand der kalte Schweiß vor der zitternden Stirne. Paganini weiß ſich nicht zu helfen, mit einem Ruk verſtimmt er die Saiten und beginnt himmliſche Töne mit umgekehrtem Bogen hervorzurufen; ich verſtumme verblüfft; Triumph glüht aus ſeinen dunklen Augen, mit hocherhobnem Haupte ſteht er gebiethend unter dämoniſchen Tönen, wie Merlin unter den Geiſtern. Nun hatt' ich's: ich riß die Saiten ab und ſpielte ohne Bogen. Einen Augenblik horcht er gerührt, einen Augenblik ſtarrt er mich an, dann wirft er ſeinen Guarneri weit von ſich und fällt mir in die Arme. Wir ſchluchzen Beide; die Menge erwacht aus der Verzauberung, und die engliſchen Blätter erzählen es.

Der Direktor ſtöhnte.

— Iſt Paganini der Meiſter der romantiſchen Kunſt, ſo hat die klaſſiſche, antike an mir ihren Heroen gefunden: die engliſchen Blätter haben es längſt entſchieden. Sein Spiel iſt Malerei, meines Plaſtik; er häuft Farbe auf Farbe, ich arbeite in's Gevierte; — die engliſchen Blätter berichten es.

Der Direktor fiel ihm in die Arme.

— Heraus, Weib und Kind! ſchrie er, hervor! beſtaunt den Homer der Muſik, den Orpheus der Violine.

Felix verneigte ſich. Ein invalides Windſpiel erſchien mit einem weißen Edelfalken am Arme.

— Meine Frau, meine Tochter.

Felix blikte bewundernd in die Falkenaugen.

— Spielen Sie oft, Freiherr?

— Oft, beinahe alle Abende.

— Komponiren Sie auch?

— Tabellen.

— Was ſagen Sie zu den Kompoſizionen des Bratſchiſten Fidelius?

— Neue Erfindung, ſchöne Gedanken, zukömmliche Ausführung, aber —

— Aber — nicht wahr: aber — Vortrefflichſter, wir verſtehen uns. Weib, Pamela! in der Tiefe dieſes Abers liegt eine ganze Kunſttheorie.

Pamela war errötbet, ſobald ſie Felix anſichtig geworden war; ihr ſcharfes leuchtendes Auge hatte den Fremdling aus dem Löwen, den blinden Augenglasmann vor ihrem Fenſter ſogleich erkannt; mit dunkelglühendem Auge, in dem ſich die zarte Scheu der Jungfrau mit der ſtolzen Offenheit des makelloſen Mädchens paarte, betrachtete ſie den

ſchönen, jungen Mann, deſſen Blike, Haltung, ja ſelbſt deſſen Hierſein der weibliche Scharfſinn ſie als eine ſtumme Huldigung für ſich errathen ließ. Der Bok wußte ſich während des ganzen ſo eben beſchriebenen Geſpräches nicht recht zu faſſen; ſeit Pamela gekommen war, ſchnitt er verliebte Geſichter und mäkerte nun ein paar Artigkeiten.

— Woher kommen Sie? winſelte das Windſpiel, und legte die Ohren rükwärts.

— Aus der Reſidenz, antwortete der Baron.

— Da werden Sie den Abſtand ungeheuer finden, bemerkte Pamele.

— Er iſt der von der Erde in den Himmel, fügte Felix leiſer hinzu.

Pamele erröthete.

Der Direktor hatte unterdeſſen ein halbes Duzend Geigen von der Wand genommen, abgeſtaubt, geſchraubt und nach der Reihe auf den Tiſch gelegt.

— O, Vortrefflichſter! laſſen Sie mich die Goldbüſte Ihrer Töne einſaugen, laſſen Sie mich nicht länger nach der Silberquelle Ihrer Melodien ſchmachten.

Felix ging auf die Geigen los.

— Geigſt du denn wirklich? flüſterte Benjamin verblüfft. Felix warf ihm einen ſtolzen Blik zu.

— Geben Sie mir gefälligſt die Amati.

— Amati — Herr, hier iſt eine Stainer, eine Kloz, ein paar Kremoneſer —

— Die Amati, wenn ich bitten darf.

— Aber eine Amatigeige beſize ich nicht.

— Nicht, — ich bedauere; in meinen Adern kocht gerade ein musikalischer Strom; meine Brust ist ein Ätna voll Töne, Sie kommen um einen vorzüglichen Kunstgenuß: Ich spiele nur auf Amatigeigen.

— Nur auf Amatigeigen?!

— Gewiß. Keine andere hat den vollen klingenden Ton, und dann: Künstlerkaprice. Er zog sich zurük. —

— Aber sehen Sie doch gefälligst diese allerliebsten Violinen an: breite und schmale Zargen, hohe und niedere Stege, herrliches Korpus, Hälse wie Schwäne, allerliebste Seelen.

— Umsonst, vortrefflichster Direktor! Lord Fly verlor an Sir Percy tausend Pfund, weil er wettete, daß ich auf den Wunsch der Miß Alice auf Paganini's Guarneri spielen würde. Er verlor die Wette, die englischen Blätter erzählten es. Nur eine Amati, sage ich. Schade, daß ich die meine in die Bäder nach Pisa schiken mußte, der deutsche Winter hat ihr geschadet.

— Halt, Sie sollen eine Amati haben; ich schreibe an Fidelius, in acht Tagen wird sie hier sein.

Drittes Kapitel.

„Zweite Epistel. Doppelte Liebe. Preisfragen. Phänomene und Nachschriften."

Das Genie, mein Fedor, ist Löwe und Maus zugleich; wie jener treibt es sich urkräftig durch die Wüsten des Lebens, wie diese zernagt es seine eigenen Fesseln, wenn es je in

welche fällt. Es gelang mir, auch im Pontus eine Intrigue einzuleiten; Intriguen aber sind das perpetuum mobile des Daseins. Ich habe die Bekanntschaft eines sanften Windspiels, eines musikalischen Katers und eines allerliebsten Falkens gemacht, und einen Bok unserer Bekanntschaft wiedergefunden. Beiläufig gesagt, der Kater begeht keine anderen Falschheiten außer musikalische, der Falke schlägt seine Krallen in mein Herz und hat Diamantenaugen, und das mekernde Wesen ist kein Anderer als unser Freund Benjamin. Du erinnerst dich oder erinnerst dich nicht, daß Benjamins Antliz, als wir ihn auf der Universität verließen, undezidirt an der Gränzlinie zwischen dem Hammel und dem Bok schwebte. Nun ist sein Gepräge solider; die wilde Weide der anonimen Stadt, das sterile Felsgebirge hiesiger Sozietät hat seinen Karakter etwas verwildert und seine zahmen Eigenschaften verwischt. Ich spiele nun Violine, nebenbuhle mit Paganini, werde mich in Privatkonzerten hören lassen, und — doch was erzähle ich dies Alles, lese die englischen Blätter. Ich unterhalte mich gar nicht übel, Fedor! — ich bin verliebt; vielleicht magst du mich fragen, in wen? In einsamen Träumen sehe ich Aurorens Bild: sie sizt — beim Stikrahmen allenfalls, zwei Hände weiß wie Lilien tippen in allerliebster Geschäftigkeit am köstlichen Gewebe herum; das Oval ihres Gesichtes ist der Rahmen eines Morgentraums, ihre Augen die zwei schönsten Sterne einer mondlosen Frühlingnacht, ihre Loken ein goldenes Gewölke. Die Gräfin ist noch in Negligée, sieh' die edlen Falten der griechischen Mantille, dieses Füßchen nur vom sammtnen Pantoffel umhüllt, dieses Füßchen klein und weiß, wie — Nichts

in der Welt. Der Onkel wird mir eheſtens ihr Portrait ſenden; aber, halt! welchem Thiere ſoll Aurore gleichen? — einer Taube — matt und albern; einer Gazelle, — zu gemein und wild; einem Goldfiſchchen — weg damit, Faſtenſpeiſe; gewiß Aurore kann nur einem Engel gleichen.

Und nun Pamele?! ihr Gegenbild; üppig und bunt wie alle Blumen des Frühlings, narkotiſch wie der Duft der Tuberoſe, die Augen ſcheinen zwei Korke, die nur mühſam den Champagnergeiſt, die Flammen eines Zaubertopfs verſchließen. Du ſiehſt, Fedor, meine Phantaſie ſizt am Iſolirſchämel der Einſamkeit. Pamele liebt Benjamin, wenigſtens glaubt ſie es, und er noch mehr. Die Liebe gefällt ſich in Paradorien, und Vulkan und Venus ſind nicht die einzige unbegreifliche Sintheſe. Ich glaube, daß ſich der Bok nicht wohl zum Gärtner ſchikt, ich mache mir daher kein Gewiſſen daraus, die Blume ſchmetterlinghaft zu umfliegen; ich will es ja nicht weit bringen, allenfalls nur bis zu einem Kuſſe. Sechs Wochen und ein Kuß! Benjamin bleibt noch immer genug zurük. Es wäre eine Preisfrage, wer die ſolidere, dauerhaftere Natur hat: eine Blume oder ein Schmetterling? Ich entſcheide mich zu Gunſten des lezteren: Fedor! eine Blume verblüht nur zu leicht und ſchnell, die Schmetterlinge flattern auch noch mit zerriebenen Flügeln. Überdies ſind heute zu Tage die meiſten Falter in Aſbeſt gekleidet, und die arme Flamme verzehrt eher ihr eig'nes Lebenöhl, als ſie.

Einen Händedruk habe ich nun in den erſten Tagen ſchon weg, und zwar in Benjamins Gegenwart. Sie ſang ein Lied, wirklich ſchön und klar wie die Sirenen des Odiſſeus;

ich war entzükt, und was iſt einem Enthuſiaſten nicht Alles erlaubt. Ich nahm ihre Hand, hielt ſie, drükte ſie. Benjamin ſelbſt ſah vergnügt und treuherzig zu.

Noch muß ich dir berichten, daß ich neulich der Zeuge einer außerordentlichen Naturerſcheinung war; ich ſah einen Sonnenaufgang. Weite, thaufeuchte Wieſen, dunkle, dampfende Wälder, unſichtbare Lerchen in den Morgennebeln und nun purpurne Blize, die den großen Sonnengott verkündeten. Er ſelbſt fuhr endlich ſtill und gigantiſch herauf, als Genius des Lebens, der Kraft und des Genies. Gern ſenkt' ich mein Aug' vor dem gebornen Gotte. Um nicht hinter der Zeit zurükzubleiben, wird er eine Eiſenbahn über den Himmel errichten laſſen und künftig ohne Roſſe in einem Dampfwagen fahren.

Nachſchrift. Vielleicht, Fedor! bin ich doch beſſer, als ich ſcheine.

Viertes Kapitel.

„1680. Singende Majoratherren, muſikaliſche Automate. Eine Gartenſzene."

Der Direktor rieb ſich vergnügt die Hände, und fiſtulirte vergnügt das ut, re, mi, fa, ſol, was er nur in den Stunden innerſter Zufriedenheit zu thun pflegte. Bald ging er an das Fenſter und ſchien Jemand zu erwarten, bald nahm er eine alte, verſchoſſene Geige von einem ſammtnen Polſter, gukte in die geheimnißvollen ſ- Löcher, blies ſorgfältig ein Sonnenſtäubchen vom Reſonanzboden, und

bewunderte Steg, Griffbret und Schrauben. Nun zog er die Knoten der Saiten feſter, dann fütterte er den Bogen übermäßig mit Koloſonium, jezt ſtemmte er den Geigenkaſten an die linke Schulter, ſenkte das Köpflein mit zugedrükten Augen auf ihre Deke, und hielt lüſtern den Bogen in der rechten Hand. Er wiſchte den Mund mit der Zunge, ſpinnte in innerer Freude jammernd; legte aber gleichwol die Violine wieder bei Seite, ohne auch nur den geringſten Ton verſucht zu haben. Ein zierliches Notenpult ſtand an der Seite, und am Tiſche lag eine Regiſtratur von Muſikalien.

Als er endlich Felix und Benjamin von Weiten kommen ſah, hüpfte ihm das Herz im Leibe; in aller Eile wiſchte er noch mit dem Ärmel ſeines ſchwarzen Fraks über den Boden der Geige, ſtrich mit dem Harze noch ein paar Mahle am Bogen, ſchob das Notenpult zurecht und rief Frau und Tochter.

— Herein, herein, Kinder! endlich werden wir den unvergleichlichen Virtuoſen hören, den Rivalen Paganini's. Weib, halte deine muſikaliſchen Seufzer zurük, wenn er in den Doppelgriffen herumſpringt, wie ein Eichhörnchen auf den Äſten, — Tochter, ich beſchwöre dich, verkümmere mir nicht die viermahl geſtrichene Oktave mit unzeitigem Beifall, aber wenn er die Sonate, Variazion, Phantaſie beendet hat, dann brecht in Gottes Namen in euere Verzükung aus, klatſcht, ruft, lacht oder weint, aber ja nicht früher. — Nur herein, nur herein, Unvergleichlicher! rief der Direktor und faßte den Freiherrn am linken Arme, den er heute zwiſchen den Bruſtknöpfen des Fraks trug. Felix ſchnitt ein Geſicht und ſchien einen geheimen Schmerz zu unterdrüken.

— Hier iſt die echte Amati, Vortrefflicher, ergreifen Sie dieſelbe, laſſen Sie den Bogen über die Saiten fliegen, entzüken, begeiſtern, vergöttern Sie uns.

Felix nahm die Geige in die rechte Hand.

— Doch halt, noch eins! ſie iſt aber denn auch eine wahre Amati, eine, wie ſie ſein ſoll, mit der Stimme Philomelens, mit der Chanterelle, die wie ein Stich durch's Herz bringt, — iſt es denn auch eine Amati vom Jahre des Heils 1680?

Der Direktor erblaßte, und ſchnappte nach Luft.

— 1680! 1680! Böſe Geſchichte — Unglükjahr, wer kann wiſſen, ob ſie denn gerade im Jahre 1680 zur Welt kam. Aber, Theurer! warum denn gerade vom Jahre 1680?

— Wie, Sie können fragen? — Künſtlergrille.

— Künſtlergrille! jammerte der Direktor.

Er hatte unterdeſſen die Violine zitternd ergriffen, drehte ſie hin und her, hielt ſie gegen das Licht und gukte in den innern Boden der Geige. Ein Strahl der Freude durchzukte ihn nun, er ſtotterte, rieb ſich die Augen; endlich rief er laut: Sie iſt es, ſie iſt es! hier ſteht es ſchwarz auf weiß: Nikolaus Amati anno 1680. Spielen Sie immer zu, Vortrefflicher! anno 1680! ſie iſt Ihrer würdig.

— Haben Sie einen Begriff von der Schadenfreude des Schikſals, Direktor aller Direktoren! begann nun Felix, und hielt die Violine in der rechten Hand gegen Himmel, während er die linke noch immer vom Jabot nicht entfernt hatte, — da haben wir die allein echte Amati, und dieſe Hand, die ſich nach der Harpeggirung der Saiten ſehnte, wie ein Bräutigam nach der Braut, iſt gequetſcht, der Arm faſt zerſchmettert.

— Gequetſcht — zerſchmettert —

— So iſt es; haben Sie nicht bemerkt, Unglüklicher, daß ich die Hand nicht aus der Bruſttaſche zog, daß ich nur mühſam ein Ächzen unterdrükte, als Sie mich ſo bieder und deutſch am Arme ergriffen?! Hier dieſen unvergleichlichen Doktor fragen Sie, ſeine Salben haben Wunder gewirkt, nur ſeiner Geſchiklichkeit verdanke ich es vielleicht, daß dieſer Schöpfer ſüßer Töne nicht für immer dahin iſt. Benjamin, ich danke dir! Sei nicht zu beſcheiden, Benjamin, und ſenke den Blik nicht von dem Lobe eines Dankbaren, der dein Freund iſt.

Der Doktor ſcharrte mit den Füßen und ſtotterte Unvernehmliches.

— Aber, wie, ſprechen Sie, wie haben Sie ſich — was ſich — wie haben Sie mir dieſes Unglük zugiehen gemocht?

— Es würde meine Beſcheidenheit verlezen, wenn ich Ihnen den Hergang erzählen wollte; es ſei Ihnen genug zu wiſſen, daß eine edle That, eine ſehr edle die Veranlaſſung gab. Leſen Sie die engliſchen Blätter, ſie werden ohne Zweifel davon zu erzählen wiſſen.

— Edle Thaten und engliſche Blätter! was habe ich davon! können die mir den Silberklang einer echten Amati, das Spiel eines Meiſters, den größten Kunſtgenuß der Welt erſezen!

— Beruhigen Sie ſich, Direktor! ich werde ſpielen, Sie ſollen mich hören. In einigen Wochen wird mein Arm hergeſtellt ſein; vorbereiten Sie einen ſpirituellen, muſikaliſchen Thee auf heute über vier Wochen, und ich werde

dabei Einiges vorzutragen die Ehre haben, dessen Ähnliches Sie gewiß noch nie gehört haben.

— In vier Wochen erst, ach, ach!

— In vier Wochen, und nun genug davon. Wissen Sie aber auch, Pamele! daß Ihr Auge mehr Balsam in sich schließt, als die Thäler Indiens, und daß Ihr Blik alle Wunden heilen würde, wenn er nicht neue schlüge.

— Sie sprechen im Wundfieber, Freiherr, ich werde unsern Doktor bitten, Ihnen einen Theil des phantasirenden Blutes abzulassen.

Für Sie, Göttliche! möcht' ich es bis zum lezten Tropfen verspritzen.

Aber halt, Felix! begann nun der Direktor wieder, vielleicht treiben Sie noch ein anderes Instrument, vielleicht singen Sie?

— Sie haben es getroffen. Ich hatte in der That als Knabe einige Anlagen zum Auswachsen und zum Singen. Jenes gestattete man mir nicht, desto mehr mußte ich mich auf dieses verlegen; ich machte wirklich Fortschritte. Später hatte ich vorzüglich Neigung gehabt, den Romeo zu singen, und ich hätte meinerseite keine Beschwerde gescheut, diesen Part auf das Pünktlichste einzustudieren, allein mein Hofmeister meinte, es schike sich nicht wohl für einen Majoratherrn, und ich stand davon ab; sang jedoch seitdem aus Verdruß keine Note mehr.

— Schade — Jammerschade! Ihre Stimme hätte sich für den erhabenen Stil geeignet.

— Treffend bemerkt, dasselbe sagte mir schon manche berühmte Sängerin.

— Haben Sie viele gehört?

— Alle.

— Berühmte Sängerin! ein schönes Ding um eine berühmte Sängerin, wie sehr hätte ich gewünscht, daß Pamela eine geworden wäre.

— Wünschen Sie es nicht mehr, die Zeit der berühmten Sängerinen ist vorüber. Einige der reichsten Operdirektionen, gereizt durch die immer übertriebner werdenden Forderungen der prime donne, die noch ihre Kehlen nach ihrem Tode um schweres Geld verkaufen, gekränkt durch Schnupfen, Rheuma, Katarrhe u. s. w. derselben, sind nunmehr zusammengetreten, und haben einem der ersten Mechaniker Englands den Auftrag gegeben, ein halbes Duzend berühmter italienischer Sängerinen zu fabriziren; das Werk schreitet bereits vorwärts, und er verspricht mit der Pferdekraft von 100—120 das unvergleichlichste Automat zu Stande zu bringen.

— Seltsam, seltsam! die Welt schreitet erstaunlich vorwärts.

— Fein bemerkt. Wir sind in der Epoche, wo Archimed's Versprechen, die Welt aus ihren Angeln zu heben, erfüllt werden könnte. Der Dampf ist ein neues, das mächtigste Element; Alles, Pamele, kann er bewegen, nur unsere Herzen bleiben noch ausschließlich den Weiberaugen vorbehalten.

— Die Ehre ist zweideutig; das schwächste Lüftchen vermag Federn zu treiben.

— Immer witzig und liebewürdig; ich aber schlage unvorgreiflich vor, in den Garten zu gehen: Sie sollten sich

mehr mit Ihren duftigen und bunten Schweſtern beſchäftigen, Pamela; ach, der erſte Sturm des Winters raubt Ihnen ſchon dieſe zarten vergänglichen Geſchwiſter.

Die Geſellſchaft ging in den Garten. Er lag hinter dem Hauſe des Direktors und hatte das freie Feld zum Hintergrunde. Der Garten war einfach, aber ſchön angelegt, und endete mit einer Terraſſe, unter der der Fluß der namenloſen Stadt vorbeifloß. Die ganze Gegend trug durchaus nichts Großartiges an ſich, aber der Mai machte ſie reizend, wie die Jugend jedes Mädchen. Das Gras am Ufer war hoch und voll Blumen, Heuſchreken und Grillen zirpten darin. Das Waſſer ging ſtill und blau, die Blätter der Bäume wieſen die mannigfaltigſte grüne Schattirung, und der Abendhimmel lag goldathmend darüber. Der Direktor hatte den Doktor gefaßt und ſprach mit ihm vom ſingenden Thee; ſeine Gattin ſammelte Maikäfer, Felix und Pamela gingen auf der Terraſſe auf und ab.

— Sie werden, begann Pamela, die Umgebung unſeres Städtchens todt und abgeſchmakt finden; aber für mich hat dieſe ländliche Einfachheit, dieſe prunkloſe Natur einen Reiz, den mir die Freuden einer großen Stadt nicht erſezen könnten. Ich glaube, es wäre mir nicht wohl, wenn ich das einſame ſchöne Gebirg dort nicht mehr ſehen könnte.

— Gewiß, Pamela, jede Landſchaft, in der Sie wandeln, muß gefallen, das Thal, wo Sie wohnen, wird zum Eliſium.

Das Mädchen blikte ihn ernſt an: Wie, Felix, auch hier eine Schmeichelei; die Maske der Geſellſchaft iſt ganz artig und allerliebſt, aber ich glaubte bei Ihnen zwei natür-

liche, glänzende Augen darunter zu entdeken, und das Lüftchen des Abends weht kühl und einladend.

— Gegen manche Andre wäre das Schmeichelei, was bei Ihnen nur Wahrheit ist.

— Ich sehe, Sie wollen in meinen Ton nicht einstimmen; so werd' ich denn den Ihren versuchen.

— Bei Ihnen ist nichts Versuch, Alles Gelingen. Pamela, Sie wären die Zierde unserer Salone.

— Getrauten Sie sich dies Ihren Damen zu wiederholen?

— Der ganzen Welt; wer es bezweifelt, hat mit mir eine Lanze zu brechen.

— Sie vergessen, daß Ihr Arm kassirt ist, und daß mein Ritter unterliegen müßte.

— Ihre Berührung würde ihn heilen. Gewiß Pamela, ein Kuß von Ihnen müßte unverwundbar machen.

— Bis zur Ferse, und nur — Achilles.

— Sie treiben Spott und grausamen Scherz mit mir, während Ihre Reize mich zum Sklaven machen.

— Der gebiethen möchte.

— Nur bitten, flehen und im Staube. Felix kniete vor ihr.

— Der schöne Sklave würde in Verlegenheit kommen, wenn man ihn fragte, um was er bittet.

— Nicht um mehr, als die Sultana gewähren wird: um einen Kuß.

— Den erhalten Sie nach dem unvergleichlichen Konzerte, antwortete Pamela spöttisch.

— Nein, jezt, Himmlische! küsse mich hier im Dufte der Blumen, im Leuchten des Frühlings und Abends.

Mit verſchränkten Armen ſtand das Mädchen vor ihm und betrachtete ihn ernſt: „Ich werde den Doktor, Ihren Freund, erſuchen, mehr Sorgfalt auf Ihr Fieber zu verwenden, es ſcheint bedenklich zu werden.“

Pamela verließ ihn; einen Augenblik blieb er verblüfft im Graſe knien, dann ſprang er verdrüßlich auf und rannte aus dem Garten.

Felix hatte ſeltſame Gedanken im Kopfe, er irrte die halbe Nacht durch's Thal, am Fluſſe, unter der Terraſſe; Johanneskäferchen flogen durch's dunkle Grün, und Sterne kamen und verſanken am Himmel.

Fünftes Kapitel.

„Felix an Fedor. Liebe. Theorie der Geſellſchaft. Menagerie.“

Ich habe ihr Bild erhalten, Fedor! und Aurore iſt wirklich ſo ſchön, als ich ſie mir dachte. Stundenlang kann ich ihre reinen Züge betrachten, und wenn ich ſie nicht mehr anſehe, ſo ſchwebt das Urbild in Lebensgröße durch meine Gedanken; ihre Haut iſt weiß und duftend wie Jaſmin, ſie ſpricht ſtundenlang mit meinen Träumen, und Liebe iſt's, was ſie mich lehrt, und ihre Stimme iſt voll des Duftes der Jugend. Fedor! bedaure deinen Freund! ich zähle zwanzig und ſo und ſo viel Jahre, und habe noch nicht geliebt, — beneide mich, denn ich werde Aurore lieben. — Jeder Menſch iſt beſſer, als er ſich zeigt. Das Leben zieht ihm ein Panzerhemd an, wir drüken einander die Hand in Glacé-

Handschuhen, und hüthen uns, das Jabet mit Thränen der Rührung zu beschmuzen. Darum aber gerade ist ja die Liebe so schön und macht dem Menschen so wohl, weil sie uns wenigstens ein Wesen zeigt, dem wir die weiche, unbewehrte Brust weisen dürfen, das keinen Wiz für unsere edlen Schwächen hat, kein Epigramm für unsere Rührung. Entzükt schliessen wir da alle unbeschüzten Tiefen und Kammern des Herzens auf, ihre milde Hand pflegt die zarten Blätter desselben, die kein Lüftchen ertragen können, die ein Sonnenstrahl tödtet. Es thut uns so wohl, uns ganz auf Gnade und Ungnade an ein Wesen ergeben zu können, — für ein Geschöpf in Allem schwach, nur in der Liebe stark zu sein. In dieser Ahnung ist jede Brust so bedürftig der Liebe, jedes Herz so sehnsüchtig nach ihr.

Du lächelst. Ich weiß nicht, ob ich dich beneiden oder bedauern soll. Die Maikäfer haben mir in einer lauen Nacht seltsame Lieder vorgesummt; ich lernte ein Mädchen kennen, das auch den Text dazu wußte. Die Landdirnen sind spröder als unsere Damen; der Sieg erfreut sie, sie wollen ihn genießen. Immer zu! den Kranz erringt am Ende doch die Stärke. — Pamela liebt vielleicht unsern Benjamin. Er verdient es nicht, doch wäre er darum zu beneiden. Liebe ist immer köstlich, obwol sie der Erfahrne allein verdient, der sicher durch's Treiben der Welt geht, der in sich genug der Galle des Wizes trägt. Nur Bienen sind des Honigs würdig; man muß Stachel und Saugrüssel haben. Ich weiß, du bist ein durchtriebener Bursche und ich heute zu aufrichtig; gleichwol trage ich dir jezt die Wette an, daß mir Pamela doch einen Kuß geben wird.

Du ſchwebſt jezt wol in tauſend geſelligen Freuden; die Sozietät erſchöpft ſich noch vor der villeggiatura. Obwol die ſchöne Natur für unſern Egoismus eine gar nicht üble Dekorazion iſt, ſo bleibt es doch immer ein Herrliches um die Geſellſchaft. Folgende Gedanken und Träume eines Verbannten mögen für dich und Deinesgleichen dienen.

Der Menſch iſt kein vierfüßiges, geflügeltes, beſchupptes oder kriechendes Thier, ſondern ein ſozielles. Sein karakteriſtiſches Organ iſt die Zunge, ſeine unterſcheidende Eigenthümlichkeit die Sprache. Lang ſtritten ſich die Philologen, ob die Thiere ſprechen; endlich vereinigten ſie ſich dahin, daß ſie es nicht thun. Das Element des Menſchen iſt das fünfte, Anarimanders formloſer Nebel: die Langweile. Sie iſt grau, wäſſerig, gränzenlos und die Mutter aller Dinge. In ihrer legitimen Erſcheinung heißt ſie Sozietät. Außer dem Menſchen kommt von den Vegetabilien nur der Thee-, und von den Thieren die Schooßhündchen in dieſer trüben Region fort. Die vier übrigen Elemente ſind dieſem Chaotiſchen beigemiſcht. In einzelnen elektriſchen Funken und Meteoren blizt das Licht durch daſſelbe, und das Prisma des guten Tons ordnet es in die ſieben Farben des Regenbogens. Violet bedeutet das Schweigen in der Geſellſchaft. In dieſer Region verkehren die unſchädlichen paſſiven Glieder der Sozietät; ſchöne Geſichter ſchweigen graziös, reiche Koſtüme ſind beliebte, ſozielle Meubles. Purpur iſt der Prunk, der Lüſtre der Geſellſchaft; Repräſentation, Titel, Schmuk, Livreen ſtellen ihn vor; ſein Erſcheinen iſt ſeine Thätigkeit, ſeine Wirkung Bewunderung und Schulden. Blau iſt das Spiel; Zank, Gewinnſucht und Liſt machen

es pikant. In diese solidere Farbe verliert sich häufig das Grün, das die Liebe, die Rührung, das Gefühl, die Empfänglichkeit bedeutet; sein Streif ist schmal und Blau und Gelb fressen es auf; er wird von allen Seiten bedrängt, und nimmt sich unsicher und armselig zwischen den dezidirten Farben aus. Gelb ist das Reich der Konversazion; an der einen Seite ist es matt, strohfarb, an der andern schreiend. Unschädliche Wetterdiskurse, wiederkäuende Klatschereien, Adorazionen, Komplimente und boshafte Anzüglichkeit umfaßt es. Nun kommt Orange, die Rubrike der Kabale, der Intrigue, des Neid's, der Selbstsucht. Roth beschließt als Musik und Tanz die Reihe. An die Musik knüpft sich der absolute Applaus, das obligate Erstaunen; an den Tanz die kategorische Rükficht und der Schweiß des Angesichtes. Diese sieben Farben auf eine Tafel gemahlt, die schnell umgeschwungen wird, stellen wieder das obenbesprochene Grau her. Zwischen ihnen stehen natürlich noch viele Nuancen und Übergänge.

Ich weiß nicht, soll ich die Bevölkerung der Erde auf 700 oder 800 Millionen Menschen annehmen. Ich scheide von dieser aber nur 50 Millionen eigentlich sozieller aus, die andern sind Degenerazionen, Misgeburten. Ich rechne fünfzig Personen im Durchschnitte auf eine Assemblée, und für diese zwei solche auf die Woche. Ich liebe nicht Übertreibungen, und rechne also auf das Jahr nur 104 Millionen Assemblées. Nach obigen Rubriken läßt sich die Statistik der Sozietät ohne große Schwierigkeiten ausführen. Da ich jedoch kein Meister im Rechnen bin, so überlasse ich dir selbst die Details, und führe nur ein paar an, die zu eigener Auser-

bannung dienen. Ich getraue mich zu beweisen, daß im Durchschnitte Jeder die Hälfte der Anwesenden um ihr Befinden fragt; diese Frage wird somit von Jedem in einer Sozietät 25 Mal wiederholt, und von Allen darin 1250 Male angebracht, macht im Ganzen im Jahre die Summe von 130.000,000,000. Rechnet man nun auf jede dieser Fragen sammt Anhange nur eine Minute, so werden auf sie 2.166,666,666 Stunden verwendet, und somit, wenn man auf einen Tag 8 Arbeitstunden rechnet, 270.833,333 Arbeittage. Ähnlich ist die Berechnung des Gähnens. Der artigste Mensch gähnt in einer Gesellschaft doch zehnmal: macht nur 500 solche Akte in einer Sozietät, doch im Ganzen für das Jahr 52.000,000,000, und einen zu zwei Sekunden angeschlagen: 3.611,111 Arbeittage. Der geringste Lohn eines Arbeittages wäre doch ein Franc; die Frage: wie befinden Sie sich? und das sozielle Gähnen kosten daher das menschliche Geschlecht im Jahre mindestens 274.444,444 Francs. Echter Wiz und wahres Gefühl trifft man beide gleich oft; sie kosten aber im Ganzen weniger.

Lieber Fedor! bald sind die sechs Wochen der Verbannung vorüber, und ich werde wieder in meinem Elemente sein. Aus Dankbarkeit für manche Kurzweile will ich dann den Direktor zu einem Diner auf Mäusefangen einladen. Auch den Blumen bin ich Verbindlichkeiten schuldig; ich werde an meinem Teppiche keiner mehr auf's Haupt treten.

Ein unerwarteter großer Genuß steht mir bevor: eine Menagerie ist angekündet. Gierig verschlang ich schon den Anschlagzettel; welch' eine Ausbeute für meine phisiognomischen Studien. Der Direktor muß mir zu Liebe einige der

zahmen Beſtien zum ſentimentalen Thee laden. Vielleicht laſſe ich mich als Freiwilligen in der Menagerie engagiren.

Sechſtes Kapitel.

„Vom tanzenden Thee a priori. Ein Liebespaar. Muſikprobe. Nichts weiter.“

Der Tag rükte immer näher, auf den Felix und der Direktor das Konzert mit Tanz feſtgeſezt hatten. Muſikaliſche Geſpräche verkürzten die Zeit, und der gute Alte ſchnalzte mit der Zunge im Vorgenuſſe der Wonne.

— Allerliebſter Felix, fuhr er dann oft aus dem vertraulichen Geſpräche ſorgenvoll auf, wird aber Ihr Arm bis dahin auch vollkommen geneſen, auf daß Sie die Quinte rein greifen und das Flageolet aushalten?

— Seien Sie ohne Sorgen: er wird es; ich will ſo ſchön vortragen, als je in meinem Leben; da werden Sie einen Stil hören.

Der Direktor miaute.

Im Hauſe war man geſchäftig, es wurde gekocht und geſcheuert, Einladungen verſendet und Inſtrumente geſtimmt. Jede muſikaliſche Seele des anonimen Städtchens ward geladen, die Landedelleute und Würdeträger der Umgebung entbothen; zu einem kleinen Tänzchen hieß es, zu einem Konzertchen, zum non plus ultra des Violinſpiels. Alt und Jung ſprach vom zweiten Paganini.

Felix hatte für das Konzert den Gartenſalon beſtimmt er lag im Blumengrün zwiſchen einer Rotunde von Roſen-

gebüschen. Leichte jonische Säulen trugen ihn, die Kuppel ließ Sonne- und Sternenschein einfallen, durch die Glasthüren zog der Duft des Gartens. Er war geräumig, und wurde nun in würdiger Weise dekorirt. Wenn das Wetter den bestimmten Abend begünstigte, so mußte die Wirkung vortrefflich sein. Die schönste Zeit des Jahres schmükte eben den Garten; der Junius hatte all' seinen Duft und Farbe verschwendet. Rothe und weiße Rosen schwankten an den Gebüschen und vereinten sich zu langen Guirlanden, und im Hollunderbusche pflegte jeden Abend eine Nachtigall zu schlagen.

Wenige Tage vor der Ausführung des Konzerts trafen sich Felix und Pamela im Gartensalon.

— Immer gleich grausam und schön, begann Felix.

Pamela schlug die Augen nieder und schien ihn überhört zu haben.

— Sie erinnern sich doch auf meine Bitte von neulich, und werden Sie mir gewähren.

— Und wenn ich sie aus Achtung für Sie vergessen hätte?

— Das konnten Sie nicht, denn meine Blike haben sie Ihnen hundertmal wiederholt.

— Bei uns auf dem Lande versteht man die Augensprache nicht.

— Sie ist die Sprache der Liebe, die Pamela nicht fremd sein kann. Doch da Sie wünschen, lassen Sie mich der Augen Dolmetscher sein: Pamela! ich liebe Sie!

— Die Redeart scheint Ihnen geläufig zu sein.

— Sie scherzen noch immer!

— Ich bin Skeptikerin.

— Wie soll ich Ihnen meine Liebe beweisen? Kann ich durch Feuer für Sie gehen, Sie entführen, mich um Sie schlagen?

— Sie wollen den Scherz nicht enden, Baron, so muß wol ich ernst werden: ich liebe den Doktor. — Eine schöne Röthe überflog ihr Antliz, der feurige Blik war gesenkt unter den langen dunklen Wimpern.

— Sie lieben Benjamin! er ist mein Freund, aber reden wir aufrichtig: ist er Ihrer Liebe würdig? verdient der gute Mensch Ihre glänzenden Eigenschaften? Sie werden doch nicht zu seinem Flötenspiele singen wollen? passen Ihre Ideale in seine Menage, und wird der brave Dokter den Pulsschlag Ihrer Begeisterung verstehen?

— Schlichte, treue Liebe ist der Talisman des Glüks, die schöne Wahrheit, die jede Phantasie übertrifft.

— Und wenn Sie ihn denn auch lieben, was schadet ihm ein Kuß, den Sie dem Verstoßenen geben?

— Wenig, doch so viel, als er diesem nüzt.

— Benjamin wünscht im Sanitätdepartement angestellt zu werden; ich habe Verbindungen, ein Kuß von Ihnen, Pamela, sichert ihm das Gelingen.

— Pfui, Felix! Sie thun Ihrem eignen Herzen unrecht; es hat keinen Theil an Ihren Worten. Ich wünsche, fuhr sie feierlicher fort, daß Sie bald wahr und innig lieben mögen; dann werden die Wasserblüthen leichtsinniger Laune abfallen, das üppige Unkraut Ihrer wilden Fülle verdorren, — dann Felix! werden Sie der werden, der Sie sein können.

Pamela verließ ihn. Felix ſtand ernſt, faſt traurig da; das Mädchen hatte eine geheime Saite ſeines Innern angeſchlagen, die ſchön und rührend fortklang.

Felix ſtrich die lezte Zeit viel in der Umgegend herum; es machte ihm ein Vergnügen unter einem Blüthenbaume zu ſizen, und die Abendröthe durch ſeine weißen Zweige ſchimmern zu ſehen. Sehnſüchtig horchte er oft auf den einſamen Waldruf der Vögel, betrachtete mit gerührtem Erſtaunen das Leben und Treiben der kleinen, kaum ſichtbaren Weſen im Waldmooſe, und die Erſcheinungen der Natur fanden den verwandten Nachklang in ſeinem Innern. Seit dieſem lezten Geſpräche erſchien ihm Pamela ſchöner, geweihter; an Aurore dachte er wie an die Nimphe des Frühlings. Sie war das Bild ſeiner Träume, die gefeierte Göttin ſeiner Sehnſucht. Er holte ſeine einſtigen Studien und Fertigkeiten hervor, durchging alte Auszüge und Bemerkungen, ordnete ſeine Reiſemappe, und zeichnete fleißig und unverdroſſen nach der Natur.

Unten am Fluſſe ſaß er unter den blauen Siringen, und hatte eben eine liebliche Stelle des Ufers gezeichnet: zwei babiloniſche Weiden, deren hängende Zweige die blaue Fluth zu entführen ſchien. Nun ruhte er aus. Ein ſanftes Waſſerlüftchen erhob ſich, die ſtummen Wellen ſchimmerten mit Sonnendiamanten beſäet und Libellen flatterten darüber. Da tönte von der Terraſſe des Gartens Pamela's Stimme herüber, rein und ſanft wie das Echo des Frühlings:

„Süße, heilige Natur!
Laß mich geh'n auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband."

Felix horchte, und als das Lied verklang, neigte er ſich nieder und küßte den Raſen des Ufers. Da er Schritte machen hörte, fuhr er ſich mit der Hand über die Augen.

Seine phiſiognomiſchen Scherze fanden in der Menagerie, die im Städtchen ausgeſtellt war, reiche Nahrung. Er brachte Stunden in Geſellſchaft der Thiere zu. Die antike Ruhe des Löwen ſchien ihm erhaben, die reflektirende Selbſtbeſpiegelung der Papageien intereſſant, und die ſcheue Anmuth der Gazelle lieblich. Er dachte der langen, mühſeligen Reiſe des Götterfunkens vom unterſten Schleimgebilde bis zur freieſten, ſchönſten Schöpfung. Die Kette der Metamorphoſen erſchien ihm rührend und deutungvoll. Er ſtudierte die Phiſiognomie der Thiere, und führte die Vergleiche mit der menſchlichen weiter. Die Zähmung der wildeſten Thiere, die Macht des denkenden Willens über ihre mechaniſche Kraft war ihm lehrreich und erhebend. Felix bedauerte die Thiere. Die Einkerkerung des Prometheus-Funkens in denſelben, die ſichtbare Angſt der Seele verſetzte auch ihn in Unruhe; er ſah ihr vergebliches Streben und Ringen und bemitleidete ſie.

Der Vorabend des Konzertes war da. Felix begab ſich, wie gewöhnlich nach Tiſche, zum Direktor; er trug heute ſeinen Arm das erſte Mal außer Binde. Der Direktor umarmte ihn aus Freude.

— Hergeſtellt?

— Vollkommen.

— Vortrefflich und herrlich! nun aber auch gleich ein kleines Pröbchen. Hier iſt die Geige, hier Pult und Bogen.

— Pflege nie Probe zu halten.

— Nicht also, Vortrefflicher! bedenken Sie, daß Sie nun seit Wochen nicht spielten, daß morgen ein kennendes, ausgesuchtes Publikum erscheint, und daß Sie sich als erster Meister des Violino zeigen müssen.

— Zweifeln Sie nicht.

— Thue es nicht, thue es nicht! aber nur ein paar Dutzend Striche, so ein Tralala durch alle Tonleitern, einen fabelhaften Lauf, nur um die Kraft des preßhaften Armes zu erproben.

— Geht gegen meine Grundsätze, thue es ungern.

— Bitte, bitte!

Es sei! — Er nahm die Violine in die Hand. — Halt! ist der Bogen gesalbt?

— Sicher, Vortrefflicher!

— Halten die Schrauben?

— Gewiß, Theuerster!

— Gestimmt?

— Ohne Zweifel, Geliebter!

— Lassen Sie hören. Singen Sie a!

Der Direktor that es.

— Höher, wenn ich bitten darf. Er ergriff die Schraube.

Der Direktor ermangelte nicht.

— Gefälligst noch höher. — Er schraubte noch immer.

— a, a, a! schrie der Direktor.

— Um eine ganze Oktave höher! — Er zog wieder an der Schraube.

— a, a, a! Dem Direktor ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne.

— Das viermahl geſtrichene a, Theuerſter!

— a, a, a!

Dem Direktor ſchlug die Stimme um, alle Saiten riſſen zugleich.

— Da haben Sie's. Wußt' ich's doch, für mich ſind die Proben nicht erfunden. Leben Sie wohl! Neue Saiten für morgen.

Siebentes Kapitel.

„Lezles Sendſchreiben. Fortſezung der Erzählung. Biographiſches über die vier Karten-Königinen. Arabesken und Verſe.“

Heute, Fedor! iſt der Morgen des lezten Tag's, den ich in der ungenannten Stadt verlebe. Wäre ich nicht närriſch in Aurore verliebt, ich könnte vielleicht auch von dieſem Abſchiede gerührt werden. Durch Gewohnheit lernt man ſogar das Unerträgliche ertragen. Die Einſamkeit hat mich bekehrt, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr recht. Dieſe Gebüſche, die ich nun ſo oft im Mondſcheine durchirrte, dieſe blaue Fluth, ſtill wie Lethe's Welle, dieſe einfachen Auen und Wieſen haben ſich ein Recht an mein Herz geſtohlen; ich fürchte, ich werde ſie ſchwer aus meiner Erinnerung bannen. Ich weiß nicht, ob hier die Leute entſezlich ſtupid ſind, aber gut ſind ſie, das weiß ich. Mögen ſie glüklich werden, wenn auch nicht weiſe. Wie einen ſchönen Stern laß ich Pamela hinter

mir, aber vor mir ſteigt ja Aurore! Wenn die Gräfin einmahl meine Gattin iſt, muß ſie mit mir in dieſes grünfriſche Thal, ich will ihr die Stellen zeigen, wo ſie mir in Viſionen erſchien, die Pläze, wo ich ihre Briefe las. Fedor! ihre Worte ſind Duftkörner des Orients. Morgen geht es ihr entgegen.

Faſt ärgerlich iſt es mir, daß ich mir feſtgeſezt hatte, Pamela vor meinem Abſchiede zu küſſen. Nicht, daß ich keinen Kuß von ihr bekommen könnte; Fedor, das wirſt du doch nicht glauben! Fedor, glaubſt du es richtig nicht? ſieh', Fedor, es iſt doch ſo! Aber ich will einen Kuß von ihr haben, er ſei der Scheidekuß meiner wilden Jugend.

Fedor, nicht wahr, ich bin heute entſezlich langweilig. Seit der erſten Zeile verſuchte ich wizig zu ſein; es geht nicht. Finde ich meinen Humor nicht bei euch wieder, Fedor, ſo iſt er verloren.

Geſtern habe ich Muſikprobe gehabt, heute iſt die große Akademie. Es wird alles vortrefflich gehen. Früher beſuche ich aber noch die Menagerie, ſeltſam, daß ſie und ich morgen abreiſen. Für heute Nachmittag iſt ſie dem Publikum bereits geſchloſſen; ich werde ſie alſo ungeſtört und allein beſuchen.

Auf baldiges Wiederſehen.

Es ging gegen Abend. Felix befand ſich allein im Sale der Menagerie. Er beobachtete das ſolide Leben einiger junger Krokodille, ließ die boa constrictor ein Kaninchen verſchluken und die Löffelgans einen Wallfiſch, diskurirte mit den Papageien und war mit den Affen um die Wette unartig. Ihm fielen tolle Scherze ſeiner Jugend ein: wie er ſich

mit einem guten Bekannten nur deßhalb zertragen hatte, weil er stets seinen Pudel früher grüßte als ihn. Wie er einmahl ein Fräulein kannte, das Mimi hieß, und gewisse Eigenschaften besaß; da es sich nun nicht wohl schikte, daß er es eine Gans nannte, hielt er sich eine Gans und nannte sie Fräulein Mimi. Felix nahm von jedem einzelnen Thiere nach der Reihe Abschied. Nun saß er eben vor dem blauen Fuchse; das anmuthige, listige Benehmen Reineke's gefiel ihm ungemein; er gedachte seiner galanten Abenteuer mit der Base Gieremund, und verwunderte sich, daß Reineke diese schlichte Art, die große Tour zu machen, vorziehe. Der Fuchs sprach zu angenehm, Felix mochte sich nicht trennen. Es dämmerte. Reineke zog die Uhr aus der Tasche und ließ sie repetiren.

— Schon sechs, sprach er, es ist Zeit.

Er schloß die Thüre seines Käfigs auf, und trat artig auf Felix los.

— Nicht wahr, Baron, Sie kommen doch auch zum tanzenden Thee? wir werden ganz allerliebste, ausschließliche Gesellschaft treffen.

— Allerdings.

— Ich komme nicht gern der erste; es ist gemein. Wenn es Ihnen beliebt, machen wir noch zuvor ein paar Gänge durch den Sal.

Er nahm Felix unter den Arm. Sie promenirten. Reineke erzählte, daß er seine Schäze am Busche Histerloh beim Bache Kröbelborn ausgegraben, und in die englische Bank gelegt habe. Er sprach über die neuesten Angelegenheiten, man sah, er las fleißig die Zeitungen; sein Blik ging tief,

er ſprach wizig, nur ließ ſich ſeine wahre Anſicht ſchwer errathen. Als Felix von ihm entſchiedene Aufſchlüſſe über die Ergebniſſe der Zeit zu erhalten wünſchte, ermahnte er in die Geſellſchaft zu gehen, und Felix konnte nicht leicht weiter in ihn dringen.

Die Flügelthüren gingen auf; ſie befanden ſich im eleganteſten Salon. Eine graue Kaze kauerte in der Tiefe des Sofas und machte die honneurs. Der Fuchs warf ſich an ihre Seite, und ſtrekte die Beine liebewürdig von ſich. Er zog die Lorgnette hervor, rieb ſie ſorgfältig in dem battiſtnen Schnupftuche, ſchante ſeine zwei Nachbarinen durch dieſe an, gähnte dreimahl und ſtand nun wieder auf.

Er ging auf Felix zu.

— Jezt gehöre ich ganz Ihnen an, ich habe mich lang genug angenehm gemacht.

Die Geſellſchaft war bereits zahlreich. Die Bedienten riſſen die Thüren auf. Ein grimmiger, zottiger Bär trat mit einem ungeheuern Stoke von bois de fer herein, an ſeinem Arme hing eine Schachelſter. Der Fuchs bemerkte, daß Felix über das fürchterliche Ausſehen des Bramarbas und über den ungeheuern Ziegenhainer erſtaunt war.

Er iſt ein ganz gutmüthiger Tropf, und was den Stok anbelangt, ſo trägt er ihn nur, um ihn auf einen Wink ſeiner Gattin über die Schultern zu legen, und zu tanzen, wie ſie pfeift. Sie leben in glüklicher Ehe.

Einige Stuzer kamen geflogen; ſie trugen lichtgrüne Windſorfrake mit gelben, blauen und rothen Gilets. Einige hatten ungeheure Kakadus. Sie plapperten allerliebſt in verſchiedenen Sprachen. Eine Henne trat nun ein, ein halbes Duzend allerliebſter Küchlein folgte. Sie glukte, die junge

Brut lief herbei; sie pikte ihnen vor, ließ sie unter ihre Flügel schlüpfen, und bemutterte sie musterhaft.

Der Fuchs schnitt verliebte Gesichter; nun klirrten Sporne, er zog sich verdrüßlich zurük.

— Wer kommt? fragte Felix.

— Die Freier der jungen Damen.

Ein paär krähende Hähne erschienen, und gingen von entgegengesezten Seiten auf die Besprochenen los. Sie drehten zierlich den Hals und ließen ihre Federn schimmern; so oft sie jedoch an einander stießen, krähte jeder zornig, klirrte verwegen mit den Spornen und sprang mit einem wüthenden Blike zurük. Mama und Töchter wußten sich nicht recht zu helfen, sie wollten es mit keinem verderben. Es half nichts. Die Jüngste sprach etwas länger mit dem schekigen Hahne als mit dem schwarzen, der Begünstigte machte die fashionablesten Scharrfüße um sie, aber der andere schaute nicht lange zu, sondern sprang kek gegen den ersten, indem er ihn fragte: Wie meinst du das, Herr Bruder?

— So mein' ich das, Herr Bruder!

— Du sollst es nicht so meinen, Herr Bruder!

— Ich will es aber so meinen.

— Ha! das ist zu viel! Genugthuung, Herr Bruder!

Er riß einen gräßlichen Säbel von der Seite, und hieb auf den Nebenbuhler fürchterlich ein Dieser war nicht minder gewandt, und entgegnete den Klingenhieb. Ihre Kämme waren aufgeschwollen, ihre Augen entzündet; sie sprangen sich an und retirirten. Ihre Federn sträubten sich. Es war entsezlich anzusehen. Die Damen lagen längst in Ohnmacht. Erst nachdem auf beiden Seiten Blut geflossen war, stürzten

ſie ſich verſöhnt in die Arme, und wurden ohne weiters hinausgeworfen.

— Sehen Sie, begann der Fuchs, dieſe unleidlichen Herren verkümmern Einem das geſellige Vergnügen; mit den jungen Kindern dort wäre allerliebſt zu konverſiren, wenn dieſe ewigen Eiferſuchtſzenen nicht vorfielen; darum halte ich mich lieber an dieſe ſanften, gebildeten Weſen.

Er führte Felix zu einigen geputzten Enten und girrenden Taubenpaaren und überſchüttete ſie mit Artigkeiten.

— Sie könnten Ihre Laura gewiß auf das Feinſte verbinden, ſagte er zu einem zärtlichen Tauber, den er auf die Seite zog, wenn Sie ihr aus der Vaſe des anſtoßenden Salons einige Roſenknoſpen bringen wollten.

Dankbar für den zarten Wink drükte ihm der Tauber die Hand und flatterte in das zweite Zimmer. Unterdeſſen wußte Reineke das Täubchen in die dunkle Fenſterniſche zu locken. Felix hörte einen Seufzer, und als er umſah, konnte er eben bemerken, wie der Fuchs Laura zerriß und in aller Eile auffraß. Reineke und der Tauber kamen zugleich zurük, dieſer mit dem zierlichſten Blumenſtrauße von der Welt.

— Wo iſt Laura?

— Daß ich nicht wüßte, begann der Fuchs, indem er ſich die blutige Schnauze ableckte.

— Aha, ſie ſchwärmt gewiß im Mondſcheine draußen.

— Faſt zuverläſſig, antwortete der Fuchs.

Der Tauber verſchwand.

Ein Eſel wieherte zärtlich vor einer Dame. Ein Kukuk rief ohne Unterlaß ſeinen eigenen Nahmen. Der Storch ſchritt nachdenklich durch die Menge. Ein Ochs rannte ein paar

große Herren um und bat um Pardon. Nun hüpften und sprangen einige Duzend Heuxferde, Frösche und Flöhe herein.

— Um Gotteswillen, was wollen diese Herren hier?

— Beruhigen Sie sich, sie sind zum Tanzen eingeladen.

— Auch dort, alter Reineke, fuhr Felix fort, bemerke ich einige Personen, die nicht in die Gesellschaft zu passen scheinen. Er wies auf eine Heerde Schafe und Hasen, die verlegen mit den Klatschen spielten und ihre Fächer drehten.

— Nüzliche Glieder der Gesellschaft; die sind hier, um nach Belieben von den andern zerrissen zu werden.

Ein paar Löwen brüllten eben, und Felix wußte genug. Einige Hunde in Livreen erschienen und warteten auf.

— Diese Trauben rathe ich Ihnen nicht, bemerkte der Fuchs, ich wette, sie sind sauer.

— Nehmen Euer Exlen, meinte ein gutmüthiger Bullenbeißer, dieses allerliebste Schlüsselbein, kostbares Mark, duftiges Fett, und hier und dort hat der Koch auch eine Faser Fleisch daran gelassen.

Seine hängenden Mundwinkel waren feucht, er lekte anständig am bezeichneten Knochen. Die Einladung war zu anlokend. Felix nahm ihn und fing an, ihn abzunagen.

Die Gesellschaft war im besten Gange; es wurde gegakelt, geschnattert, geheult, gezischt, gebellt; Alle drängten durch einander und Schmetterlinge und Scarabäi flogen darüber.

Eine Herzogin in partibus infidelium erschien; hinter ihr kam eine Dame im weiten, kaffeebraunen Reifroke mit engem Mieder; sie hatte einen hohen Hals, war à la giraffe frisirt, und trug einen unmäßig langen Fächer.

— Ach, die Künſtlerin! ſeufzten Alle.

Sie kam an Felix vorüber, und blikte ihn zärtlich an.

— Kennen Sie mich nicht? ich bin Ihre Geige und komme aus den Bädern von Piſa.

— Ah, Viola Amati! Er bot ihr den Arm und führte ſie zum Stuhle. Aber die Geſellſchaft ließ ſie nicht lange ruhig. Man nöthigte ſie zu ſingen. Viola trug eine unverdauliche Arie vor; man hielt ſich die Ohren zu und applaudirte unmäßig. Die Künſtlerin dankte gerührt.

Nun tanzte man. Eine Bachſtelze war die Heldin der Quadrille. Sie wakelte nekiſch mit dem Köpflein und hielt zierlichſt die Schleppe.

— Eine vortreffliche Tänzerin, bemerkte der blaue Fuchs, ich hörte mit meinen eigenen Ohren, wie ihr einſt Ludwig der Vierzehnte zu Verſailles ein Bravo zurief.

Es ward eine Pauſe gemacht. Die Henne lobte ihre Küchleins, insbeſonders die Jüngſte wegen ihrer zarten Sentimentalität.

— Iſt ſie auch häuslich? fragte eine Matrone.

— Sie können zweifeln? ſie lernt kochen, und weiß die Äſthetik ſo geſchikt mit der Häuslichkeit zu verbinden, daß ſie keiner Taube den Hals abſchneidet, ohne vorher eine Elegie, ein Epitaph auf das arme Vieh zu machen, — daß ſie unſere Krapfen nur in Roſenöhl bakt.

— Laſſen Sie uns in den nächſten Salon treten, meinte nun der Fuchs, Sie werden da andere Geſellſchaft, insbeſonders geſezte allerliebſte Damen mit ſoliden Anſichten treffen.

Sie gingen hinein. Felix konnte bald bemerken, daß es hier ernſter zuging. Am Ende eines langen, grünen Tiſches

daß König Pharao, um ihn eine Reihe Leute, deren Aug' und Ohr nur an seinen Lippen hing; ihre Züge waren markirter, die Teints blässer, einigen standen die Haare zu Berge. Der blaue Fuchs ging nur einen Augenblik zur Tafel, als er jedoch zurüktrat, konnte Felix dennoch einen gerupften Gimpel bemerken. Der Fuchs führte ihn zu einem Tischchen, bei dem vier Damen einander schweigend gegenüber saßen.

— Es sind vier Schwestern, obwol verschieden, doch sämmtlich gleich ausgezeichnet, zischelte der Blaue dem Freiherrn in das Ohr. Wir Soliveré halten uns oft ganze Abende an sie. Die älteste ist Witwe, sie trägt Schönheitspflästerchen; am dunklen Pünktchen unter der Nase können Sie bemerken, daß sie Tabak schnupft. Sie liebt es jedoch nicht, wenn die Leute davon reden. Die jüngste ist die Carreaudame; daß sie sich zur Empfindsamkeit neigt, liegt am Tage, denn sie riecht an einem Vergißmeinnicht; sie heißt Lise, und ist noch nicht unter der Haube. Wegen der Carreaudame hat sich schon Mancher eine Pistole vor den Kopf gebrannt, nun ist sie einmahl selbst daran; bemerken Sie, wie sie nach dem langen, blassen Jungen hinüberschielt? Die Piquedame hat ihrer Zeit flott gelebt, jezt ist sie vortreffliche Gattin und Mutter. Doch ich werde Sie präsentiren. Es geschah; sie neigten sich, und alle vier wußten Felix über die Postontabelle, an deren Verbesserungen er Antheil genommen hatte, Verbindliches zu sagen. Ein paar Matadore kamen und endeten das Gespräch.

Nun aber sprang ein Affe herein.

— Ach, der Poet, riefen Alle, der unvergleichliche Geist, der Wizling, der Satiriker, der Humorist!

Er riß das Jabot hervor, zog an Manſchetten und Kravate, ſprang von einer Dame zu andern, ſchnitt nach allen Seiten Krazfüße, ſchlug Purzelbäume, wies nekiſch die Zähne und Anderes und fraß Feuer.

— Welch' göttlicher Humor! riefen Alle, beim Stir, der iſt die Krone des Parnaſſes, der neue Apollo!

Er verneigte ſich gerührt, taſchenſpielte mit Worten, riß Poſſen, eskamotirte Gefühle, wiederkäute, verſchlukte ſeine eigenen Exkremente und übertraf ſich ſelbſt.

— Was bedürfen wir noch Klaſſiker, der Erſtaunungswerthe iſt die Quinteſſenz der ſieben und ſiebenzig Kamele des Morgenlands! ſchrie der Eine, — iſt der Potpourri aller poetiſchen Blumen! rief der Andere.

Der Herr vom Hauſe nahm ein kleines Peitſchchen und hieb ihn unter die Füße: Seien Sie wiziger, wenn es Ihnen gefällig iſt, noch origineller und unübertrefflicher.

Jezt leiſtete der literariſche Affe das Unglaubliche. Er ſprang bis an die Deke, gaukelte poſſirlich, purzelte, kollerte, ſchrie, ächzte, pfiff, und fiel endlich, in höchſter literariſcher Extaſe zu Boden. Ein paar Peitſchenſchläge genügten. Deklamiren Sie, wenn es Ihnen beliebt. Er wendete ſich an die Kartenköniginen und begann:

Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unſichtbar ein Gänſerich:
Zwei Blumen, rief er, hört es Peſtenkinder!
Zwei Blumen blühen für den weiſen Kinder:
Sie nennen ſich Miſère und Stich.

Wer dieſer Blumen eine brach, begehre
Die and're Schweſter nicht;
Es ſpiele Stich, wer Aſſe hat, die Lehre
Iſt ewig wie die Welt, — wer Zweier hat, Miſère, —
Der Fall der Karten iſt das Spielgericht.

Du hatteſt Aß, du ſollteſt Stiche wagen,
Pour onze war dein zugewog'nes Glük,
Du konnteſt die Tabelle fragen,
Was man von ſolchem Stichſpiel' ausgeſchlagen,
Gibt ſelbſt Ouverte nicht mehr zurük.

Alle waren gerührt, ſelbſt der Fuchs troknete ſich die Augen mit dem Schwanze.

— Einzig, charmant! rief die Carreaudame, das nenn' ich ältere Dichter mit Geſchmak benüzen.

— Nennen Sie es vielmehr dieſe alte Herren erſt genußbar machen, Frau Schweſter, entgegnete die Piquedame, ſo was entzükt, ſo was greift an die Nerven.

— Sie fühlen ſublim, Madame, bemerkte der Poſſenreißer, und küßte allen vieren die Hände.

— Nicht wahr? mein Herr! aber meine Töchter denken noch ſublimer, antwortete ſie, und ſchielte auf Felix.

— Halten Sie um eine von den Damen an, rieth der Fuchs.

Felix ſchwankte; da ergriff ihn jemand an der Schulter und ſchüttelte ihn.

— Da ſizt er ganz ruhig im Dunkeln mitten unter den Beſtien, begann Benjamin, während der Direktor im Angſtſchweiße harrt, und die Gäſte auf ihn warten.

— Wie — hm, was, hm —

— Ich glaube gar, du haſt auf das Prächtigſte geſchlafen.

— Geſchlafen, — was nicht noch!

Benjamin zog ihn fort.

Achtes Kapitel.

„Zugleich Lezte. Ein Kuß. Konzert; Tonkunſt en général. Kant ein Virtuoſe. Eben ſo Euklid und Euler. Muſik im Weltall. Nachtigall. Ohr der Sphären. Ein Ende, wie es ſein ſoll.“

Mit verwirrten Gedanken trat Felix in den Garten des Direktors; ſeine Phantaſie glühte aufgeregt, ſeine Pulſe flogen, ſein ganzes Weſen war exaltirt. Durch die Gebüſche drangen die Lichter des Gartenſalons und die gebrochnen Laute der Geſellſchaft. Benjamin ward abgerufen; ein Verhe erwartete ihn. Felix ſchritt durch die Laubgänge, durch die das Mondlicht brach, die weißen und rothen Roſen ſchwankten geiſterhaft in der Dämmerung, eine Nachtigall ſchlug, auf der Terraſſe begegnete ihm Pamela.

— Wiſſen Sie auch, Pamela, daß ich morgen ſcheide, daß wir uns dieſen Abend das lezte Mahl ſehen?

— Ich errathe es an Ihrem Vergnügen, uns zu verlaſſen.

— Auch der Abſchied macht Sie nicht milder? Pamela, einem Scheidenden mag man nichts verſagen: geben Sie mir den Kuß, um den ich Sie gebeten, er ſei der des Abſchieds.

— Verſtümmeln Sie Ihr Bild nicht noch in den lezten Augenblikken für meine Erinnerung.

— Pamela! noch einmahl: für diesen einen Kuß verschaffe ich Benjamin die gewünschte Stelle, die auch Ihren Brautkranz flicht.

— Mög' er später gewunden werden, aber ohne ein unreines Blatt. Um die geringste Verlezung der Treue mag ich das Glük der Liebe nicht erkaufen.

— Pamela! geben Sie einem Scheidenden einen Kuß, wie eine Gnadengabe, wie einen Bettellohn. Ohne einen Kuß von Ihnen verlasse ich das Städtchen nicht.

— Geben Sie ihm immer den Kuß, Pamele, rief Benjamin, der am Busche, hinter dem er einen Augenblik gelauscht hatte, hervorstürzte, geben Sie ihm den Kuß, der edle Mensch verdient ihn. So eben habe ich diesen Brief aus der Residenz erhalten: die Stelle ist mein, und nur seinen Bemühungen verdank' ich sie.

Pamela neigte sich leise wie eine Lilie, die Röthe der Freude leuchtete sanft auf ihrem schönen Gesichte, die edle Beruhigung mischte sich bei, daß sie Felix nicht verkannt, daß sie seine launenhafte Hülle durchschaut hatte. Sie reichte ihm die Hand, und der süße schamhafte Blik schien ihm zu gestehen, daß dem edlen Freunde kein Wunsch versagt sei. Felix ergriff die warme Hand, fromme Rührung hatte sich seiner bemeistert, sanft küßte er Pamela an die Stirne: seid glüklich ihr guten Menschen und bethet, daß ich es auch werde — durch Liebe. Benjamin und Pamela sanken sich in die Arme.

— Aber um aller Welt willen, Pamela, Benjamin, wo seid ihr? ist Felix noch nicht hier? ich bin unglüklich, untröstlich, ich verzweifle! schrie der Direktor durch den Garten.

— Hier ſind wir, Schäzbarer, antwortete Felix, haben Sie gewartet, deſto beſſer, das vermehrt die Spannung.

— Ah, ſind Sie da. Herein, herein!

Der Direktor zog ihn in den Gartenſal, ſeine triumphirende Miene ſchien zu ſagen, hier hab' ich ihn — da iſt er! — Die Geſellſchaft erhob ſich und begrüßte ihn mit enthuſiaſtiſchem Applauſe.

— Er iſt in der That ein erſtaunlicher Künſtler, rief Herr A.

— Ich ziehe ihn Paganini ohne weiters vor, Frau B.

— Bemerken Sie den dämoniſchen Schnitt ſeines Fraks, flüſterte Herr C.

— Und die ſchauerliche Farbe der Pantalon, Fräulein D.

— Erſtaunenwerth, höchſt ſeltſam, außerordentlich, abenteuerlich! ſchrie man durch einander.

Felix war unterdeſſen an das Pult getreten, hatte in den Noten geblättert, an der Violine geſchraubt, den Bogen mit Koloſonium geſtrichen. Nun nahm er die Geige, trat mit dem rechten Fuße vor, legte ſie an die Schulter, und ſchlug mit dem Bogen dreimahl auf das Geſtelle.

— Stille, ſtille! er beginnt, ſchrie der Direktor.

— Still, silentium! wiederhallte es, kein Athem ging, man hörte nur die Nachtfalter im Garten ſummen.

Felix ſezte an.

— Halt! wiſſen Sie es aber auch, meine Herren und Damen! daß die Diskantgeige das vollkommenſte und erſte aller Inſtrumente iſt? würdigen Sie auch, wie Sie es ſollen, ihren hohen Rang, ihre glänzenden Eigenſchaften?

— Wir wiſſen es, wir thun es, ſchrie man durch einander.

Gut! rief Felix, und ſezte das zweite Mahl an.

— Doch haben Sie auch die wahren Anſichten en général von der Muſik? unterbrach er ſich abermahls; nein, meine Verehrteſten, das kann, das darf ich Ihnen nicht zumuthen. Erlauben Sie daher, daß ich meinem Spiele ein paar Worte vorausſchike.

— Außerordentlich gründlich, jammerte der Direktor, ungeheuer ſiſtematiſch.

— Muſik, begann Felix, iſt die Darſtellung des Schönen durch Töne, ſie iſt bewegte, bewegende Luft, — die Urſprache aller Weſen der Schöpfung, — der Dampfwagen zwiſchen Ohr und Herz. Nach der Anſicht des preußiſchen Oberſtwachtmeiſters N. N. wäre ſie keine Kunſt, denn er gibt nur eine zu: die Kriegkunſt. Im Sinne der Griechen ſind Kant, die Parlamentredner, und Adelung große Muſiker. Die Tonkunſt dürfte nicht viel jünger ſein, als die Geſchichte. Wenn Eva auch nach dem Sündenfalle keine Kavatine vorgetragen haben ſollte, ſo muſizirte doch Lamechs Sohn Jubal ſchon vor der Sündfluth, und Mirjam, Moſes Schweſter, ſang gleich nach dem Durchgange durch das rothe Meer. Der egiptiſche Thaut war ein Muſikant. In Oſimandias Piramide fand man muſikaliſche Inſtrumente, die — 2000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung irgendwo einem Orcheſter angehörten. Was ſoll ich von Amphion, Linus, Orpheus ſagen? Marſias war der erſte Martirer der Muſik. — Töne ſind laute Empfindungen. Der Verſtand iſt der Muſik nicht ſehr hold, denn ſie braucht dieſen Zwiſchenträger nicht, wenn

ſie mit der Seele unterhandeln will, dieſen Vermittler, der immer das Beſte für ſich abmäkelt. Gleichwol wird ſie von Mathematikern und Philoſophen begünſtigt. Euklid und Euler waren gleich große Muſiker. Ohne höhere Mathematik und Logarithmen iſt ſie Chimäre. Pithagoras erfand einen eigenen Kanon. Plato führte ſie in die Politik ein. Er wollte die Kinder muſikaliſch erziehen. Nach ihm applizirte man eine falſche Quinte ſtatt der Ruthe. Der Brief an die Piſonen gibt weitere Aufſchlüſſe. Wer Nero einen Tirannen nennt, hat unrecht: bei ſeinem Tode wurden 500 Kammerſänger und Hofmuſiker abgedankt.

Iſt der Rhithmus das Skelet des muſikaliſchen Körpers, ſo ſind die Töne das anmuthige Fleiſch, die Melodie iſt die Form, die Harmonie die bindenden Glieder: und Urania ſteht vollendet. Die drei Tonleitern ſind die des Traumes Jakobs. Niemand rümpfe über Muſik die Naſe, die Klanggeſchlechter ſind älter als die des Almanac de Gotha. — Erſt dann wird die Welt die Stufe erreicht haben, die ihr gebührt, wenn man politiſche Debatten in Muſik ſezen, und Niemand in den Kammern Siz erhalten wird, der nicht auch eine Stimme hat, und zwar eine gute.

Was hält mich auf, nun zu beginnen und ſie in medium rem zu führen. Roßhare und Darmſaiten — wie ſollten ſie, Geehrteſte! widerſtehen können? Sehen Sie, Hochanſehnliche! wie weit die Muſik bereits im Weltall verbreitet iſt: im Unterleibe eines Hammels iſt ſie eingeſchachtelt, im Schwanze eines Aſergauls ſchlummert ſie, und das Herz des Menſchen ſollte ihr unzugänglich ſein? Nimmermehr! das todte Metall klingt, die Welle murmelt, das Lüftchen

säuselt, und in Einöden und Wäldern vernimmt man den großen Ton der Einsamkeit. Die Wipfel rauschen, tausend und tausend Vögel singen, und der Fels wiederholt das vielfache Klingen und Singen. Ist nicht Alles Ton in der Schöpfung, überall Ordnung und Rhithmus? Schlürft nicht jeder Sinn Melodien ein in Duft, Tönen und Farben, und wo ist die Stelle, wo die große Harmonie endet?

Soll ich spielen? das Lied der Nacht übertäuben! Horch, die Wellen des Flusses rauschen geheimnißvoll herauf, die Blätter lispeln, die Blumen klingen; ha, da schlägt die Nachtigall.

Soll ich spielen? Horch, wie ihr Lied nun aufjauchzt — horch in die Lüfte, durch die Wolken, zum Himmel — nun singt es, wie die Jugend, wie die Liebe, wie die Hoffnung, — nun hält es aus, sehnsuchtvoll. Still, o stille — — Soll ich spielen? — und die Sterne ziehen tönend durch einander und die Sphären klingen wundervoll. —

Fort mit dir, elende Fidel, und heraus unter die Gestirne der Nacht! Singend zieht der Schwan, Orion und Sirius stimmen ein, und die Glanzsaiten der Milchstraße tönen durch die Himmel. Urania naht, laßt uns schweigen und horchen.

Er sank nieder. Eine Gestalt stand vor ihm, hoch und schön wie die Göttin der Nacht und der Sterne. Sie hatte den größten Theil seiner Rede gehört, ihre Wangen glühten, ihr Antlitz schimmerte wie die Milchstraße. Sie neigte sich fromm und huldvoll über Felix, er weinte auf ihre Hände.

— Felix, Felix, rief zufrieden der Onkel, ich glaube, du bist auf dem besten Wege, die namenlose Stadt zu verrücken. Es ist höchste Zeit, daß wir dich entführen. Aurore, erleuchten Sie seinen Verstand.

Felix schaute zur jugendlichen, gläubigen Gestalt durch Thränen empor: Ja, Aurore! ich werde dich lieben!

Die Kinder der Sonne.

Erstes Kapitel.

„Ein westöstlicher Freiherr, das Zentralblatt, so noch zu erwarten ist. Eine fatale lange Nase am Schatten eines Improvisators. Der Leser wird mit den Kindern der Sonne bekannt."

— Hast du den Scherbet gemischt, Nathan?

— Gemischt.

— Amra und Zimmet auf die Rauchpfanne gelegt?

— Gelegt.

— Und Thee und China und Kaffee aus Mokka bereitet?

— Bereitet.

— Nun Nathan, bringe mir noch den Kaftan und stopfe die Pfeife mit dem Rohre der Unendlichkeit.

Der Diener brachte einen weißlichen Schlafrok mit blaßgelben Blumen; der Freiherr trug bereits weite blaue Hosen, die lezten Zeitläufte hatten seinen Kopf leidlich rasirt, Oberkleid und Pfeifenrohr vollendeten den Orientalen.

— Sprich Nathan, begann der Freiherr wieder, während er seinen blauen Rauch aus dem Bernsteinmundstüke blies und vergnügt die Hände rieb, wie sieht es nun wol eigentlich im Salone aus?

— Ganz westöstlich.

— Weſtöſtlich, alſo in der That weſtöſtlich, ja, ja, ich meint' es auch; iſt aber wol Alles zum Empfange der Geſellſchaft bereitet?

— Ich dächte, ja: die Kronleuchter brennen, die Palmenführer ſind geordnet, die Sofas —

— Nathan, Nathan! wo ſiehſt du bei mir Sofas? Divane ſind es, das leuchtet einem Blinden ein, um dieſes eine Wort verdienteſt du für alle deine Tage unter die Befehle des Kapu Agaſſis zu kommen. Merk es dir, bei mir gibt es nur Divane, und ſchere dich zum Teufel.

Murrend verließ Nathanael das Zimmer.

— Verruchte Tollheiten das: zieht ſich an, wie ein Öhlgöz, ſtiehlt mir die ſchönere Hälfte meines Namens, und ſchlüpft mir jemanchmahl ein chriſtlich Wort von der Zunge, hu, da brauſt der leidige Türke aus ihm.

Nicht minder entrüſtet blieb ſein Herr im Zimmer zurük. Erſt nach wiederholten Gängen durch daſſelbe ward er allmählich ruhig, und die neue Zuſammenſtellung ſeines Appartements, längſt das Ziel ſeiner Wünſche, fing wieder an, ihm Herz und Auge zu erfreuen.

Baron Philidor ſtand in jenem Alter, wo man ſeit geraumer Zeit aufhört, ein junger Herr zu ſein; er war Hageſtolz, weil er es noch nicht an der Zeit zum Heirathen gehalten hatte; er beſaß bis nun hinreichendes Vermögen, hatte alſo die Kunſt zu leben gekannt, und war überdies — ein Dichter. Als ſehr junger Burſche verliebte er ſich, und machte Verſe auf die Geliebte, und nebenbei noch andere, die nach dem Dinée Vaſen und Tanten mit lobender Miene aufknakten. Die erſte Liebe entſchwand, aber die Nachtigall

überlebte den Honigmond. Die Muhmen schenkten noch immer geneigtes Gehör, und Philidor sang weiter. Die Tanten sagten, er wäre ein Kraftgenie, er glaubte es, und wollte nun auch die Welt bekehren. Das hielt schwerer. Die genannten Damen wurden alt, und starben unterdessen, die Welt hatte nun allein den Dichter am Halse. Er flötete weich und zärtlich, die Welt blieb ungerührt; er stürmte hart und schroff durch die Saiten, und ward ihr zum Steine des Anstoßes; er trieb Feuerströme aus und verbrannte sich; er schoß Epigramme und ward widerwärtig. Er war erfinderisch, doch nie originell, und ohne Zweifel geduldiger als die Welt. In der lezten Zeit warf er sich auf den Orient, dunkel erkannte er seine Majestät und Ruhe, die geheimnißvolle Größe, die über seinen Palmenthälern, seinen Wüsten und Bergen liegt. In ehrwürdiger Ferne sah er die Priester in langen Talaren an der Wiege der Menschheit sizen, — Hirten von Quelle zu Quelle ziehen, — den Gedanken des Menschen aus der Einsamkeit der Wüsten schnell wie der Adler aufsteigen, — und den Geist Gottes in Donner und Bliz niederfahren.

Eine dunkle Ahnung dieser Bedeutenheit ging dem Freiherrn auf: in aller Eile raffte er einige oberflächliche Kenntnisse über den Orient zusammen, trug einen Talisman, den er selbst nicht verstand, und nannte seine Sofas und seine Gedichte seinen Divan. Einer der Tonangeber in der deutschen Poesie zu werden, war das bisher noch nicht erreichte Ziel seines Lebens; die Redakzion eines diktatorischen Tagblattes schien ihm von jeher als das tauglichste Mittel dazu; allein kein bibliographisches Institut vertraute ihm je ein

solches Unternehmen, und die Kräfte des eigenen Vermögens reichten nicht mehr aus. Ein vierzigjähriges Leben ohne Erwerb hatte seine Fonde in Anspruch genommen; Gemächlichkeit und Launen halfen dabei, und die lezte westöstliche Grille hatte neue bedeutende Ausgaben verursacht.

Mitten in der Sorglosigkeit seines poetischen Lebens konnte Philidor in manchen Momenten die Zerrüttung seiner Geldangelegenheiten nicht übersehen, die Herausgabe eines Zentralblattes trat immer ferner: förderte der neue Weg auf den Parnaß nicht besser, so war keine Hilfe mehr abzusehen. Doch halt, noch eine, mit der sich Philidor eben jezt im Gedanken beschäftigte.

— Schön ist die Witwe Pelikan noch immer, ebenso noch jung, von dieser Seite gäbe es also keinen Anstand. Was aber werden die edelblütigen Vettern, die stiftfähigen Fräuleins zur Witwe eines Buchhändlers sagen? Soll statt des Wappens das erstemahl der Ostermessekatalog in Abschrift dem Stammbaum beigelegt werden? Ei, und was dann? sind im Reich der Poesie nicht alle Menschen sich gleich, und überdies im Oriente gibt es gar keinen Feudaladel. Einmahlhundert tausend Thaler und darüber sind ganz allerliebste Sächelchen, der Freiherr verschwindet, der Dichter Philidor schafft ein Arkadien um sich, ach, und die Zeitschrift, das Zentralblatt! täglich ein Bogen, Folio, englisches Maß — kleine flimmernde Perllettern. Die Sezer sollen nicht Zeit finden, alle meine Gedanken und Phantasien in die drei Spalten zu bringen. He, holla, ich pränumerire auf das Zentralblatt, wird es heißen, — hast du das Zentralblatt gelesen? Der Philidor schreibt was prächtig,

man muß pränumeriren, wird es heißen, — habt ihr das westöstliche Urtheil über dies und das gelesen? Der Liriker K. ist ein gemachter Mann, Philidor hat ihn in seinem Journale gelobt, — armer Y.! Philidor hat ihn, und sein lezstes Drama vernichtet, — bitte, kann man noch pränumeriren, werden sie jammern, — bedaure, zu spät, Alles vergriffen; — Himmel! ist es möglich, nehmen Sie mein halbes Vermögen für ein Exemplar; — hätten Sie früher pränumerirt. — Ja, ja, pränumerire nur bei Zeiten, mein werthes deutsches Publikum, Ingwer aus Indien, Rosenöhl aus Schiras, Balsam vom Libanon tragen nicht Tabuletkrämer aus. Ganz gewiß, ich heirathe die Witwe, fuhr der Baron fort, und ging in hastigen Schritten auf und ab; wird die Kleine eine Freude haben, wenn sie hört, daß auch ich, ich selbst mich in die Reihe der Bewerber stelle. Er war doch ein vortrefflicher Mann, unser lieber, seliger Pelikan, ein eben so großer Verehrer der Literatur als auch zärtlicher Gatte, wie es am deutlichsten noch sein Testament beweiset. Ob sich aus unserem Kreise noch ein Bewerber um Sophiens Hand melden wird? mag es wer es will, wen wird sie wählen? mich, — wer wird den Preis gewinnen? wieder ich?

Philidor zog vergnügt die Kravate in die Höhe und drehte sich gegen den Dekenspiegel. Als er sich eben wendete, begegnete er seinem Schatten, der über die schiefe Wand des Zimmers fiel. Der Schatten wies ihm eine ungeheure lange Nase; erschrekt fuhr Philidor auf die eigne, war aber schnell beruhigt, als er sie im gewöhnlichen Zustande vorfand.

Die Stunde der Versammlung schlug; sie weckte den dichtenden Freiherrn aus seinen Gedanken, die dem Leser bereits größtentheils bekannt sind. In möglichster Eile warf er sich in ein Kanapee und kopirte die lezte Strophe eines fertig geschriebenen Gedichtes aus seinem Portefeuille. Ehe er noch geendet hatte, klopfte es an die Thüre; er spizte die Ohren und schwieg. Die Thüre wurde ohne weiters aufgerissen, und ein untersezter Mann im grauen, fast ärmlichen Oberroke trat herein. Seine Augen schienen einen Funken vom Feuer Prometheus in sich zu tragen; es hatte aber viel vom Lebensstoffe bereits in Asche gebrannt, und in den wirren Loken des jungen Mannes waren die ersten grauen Haare nicht mehr zu übersehen.

— Gott zum Gruße!

— Ach, lieber Magister, habe da Ihr Kommen ganz überhört; doch den Dichter entschuldigt sein Bruder in Apollo; ich habe eben improvisirt.

— So, war des Magisters trokene Antwort.

— Ein paar Kassiden, ich darf sie gelungen nennen, süß und duftig wie Gül, schmachtend und sehnsuchtvoll gleich Bülbüls Lied. Improvisiren Sie auch, Lieber?

— Ist doch die ganze Poesie nur Improvisazion, möcht' ich meinen; wir zieh'n nicht aus mit Spieß und Stangen, um ein Lied zu fahen, und der Staub eines Schmetterlingsflügels, der Bodensaz eines Thautropfen dürfte gröber sein, als all' unser Handwerkzeug.

— Der türkische Dichter Vaki improvisirte nicht minder als Sadi el Schirazi, und auch die Chinesen machen recht artige Verse aus dem Stegreife auf Weidenblätter.

— Mag sein, ich kenne eine einzige Nation, das sind die Menschen — ohne Phrase.

— Sie wünschen gewiß meine Kassiden zu hören?

— Es dürfte Sie anstrengen.

— O, nicht im Geringsten.

— Greife ich aber nicht vielleicht dem Rechte unserer Freunde vor, wenn ich Sie, ehe sie versammelt sind, Einiges vortragen lasse?

— O, nicht im Geringsten, ich wiederhole dann —

— So sei es denn auf Ihre Verantwortung.

— Also hören Sie:

„Was im West —

Es klopfte. Vergnügt schrie der Magister: herein!

Das dritte Kind der Sonne erschien.

— Willkommen!

— Habe ganz ergebenst die Ehre, begann Lämmlein mit zarter, süßlicher Stimme, und wischte den Seidenhut nach dem Striche am Ärmel des schwarzen, verschossenen Frakes. Er trug Jabot und Fingerringe, hatte feine Manieren; man sah ihm an, daß er in seiner Jugend lange Informator in einem vornehmen Hause gewesen war.

Behende schnippte er eine silberne Tabatiere, und both Beiden eine Prise.

— Als der Magister kam, hatte ich eben improvisirt, sprach der Türke und roch an den Fingern, nun war ich gerade im Begriffe meine Verse vorzulesen.

— Bitte ganz ergebenst, Herr Baron, auch mich an diesem Genusse theilnehmen zu lassen. So ein Gelegenheitgedicht — nicht wahr, ich errathe es; was hatten der Frei-

herr aber eigentlich für eine Veranlaſſung, die Ihren Talenten Gelegenheit gab?

— Wol eigentlich keine.

— Wie, keine Hochzeit, Taufe, Anweſenheit — keinen Todfall?

— Im Grunde hatt' ich keine beſondere Gelegenheit dazu.

— Ich kenne nur eine Gelegenheit zum Dichten, unterbrach ihn rauh der Magiſter, und dieſe iſt die Begeiſterung.

— Schnakiſch, wie immer, ſprach Lämmlein, und ſchien doch etwas gereizt; Begeiſterung kann natürlich auch dabei ſein, aber wie begeiſtert man ſich denn, wenn ſich ſo gar nichts ereignet hat? Mir kömmt es immer ganz närriſch vor, wenn ich einen Modepoeten im blauen Frake und friſchgewaſchenen Pantalon an ſeinem Schreibtiſche ſizen ſehe, und ihm über die Achſel ſchaue. Steht da ein Jubel und eine Freude auf dem Papiere, und wenn ich nun frage, haben Sie vielleicht den großen Treffer gewonnen, oder liegt Dero Gattin in den Wochen? ſo antwortet er ganz treuherzig: nein, Theurer, im Gegentheile habe ich Schulden, auch ward mir Lotte untreu. Ein ander Mahl guk' ich ihm wieder in's Papier, o weh! da iſt die Tinte zu blaß, um ſeines Unglükes Schwärze zu mahlen, er iſt das unſeligſte Geſchöpf, Menſchen und Götter verfolgen ihn, er verzweifelt. Nun wirft er die Feder weg, nimmt den Hut, rennt auf die Gaſſe. Der geht in's Waſſer, denk' ich; Sie werden doch nicht, Vortrefflicher! bedenken Sie — Was? ſchreit er auf mich ein. Nein, ich weiche nicht von Ihnen, ruf' ich menſchenfreundlich, wohin gehen Sie? In's Kaffeehaus, Lieber!

antwortet er ganz gelassen, wissen Sie nicht, daß ich täglich nach Tische Billard spiele? Nein, nein, da lob' ich mir meine Art der Poesie, ich schreibe nur Gelegenheitgedichte, Epithalamien, Wiegenlieder und dergleichen, seit zehn Jahren ist mir kein Sterbfall in unserer Musenstadt entgangen, gleich nach dem Todtengräber verrichte ich mein Amt. Da weiß man doch, auf was man seine Thränen verwendet, und die Überlebenden sind überdies dankbar. Mancher Gedächtnißring wächst der Hand zu, der Toilette allerliebste Souvenirs, und nach Jahrhunderten, wenn Anderer fliegende Blätter längst verweht sind, wird man meine Verse noch in goldenem Lapidarstil auf Kirchhöfen antreffen. Ein Wiegenlied gibt überdies Vaterrechte, ein Hochzeitkarmen macht zum Hausfreunde. Dabei verbindet man sich alle Welt, und ist ein feiner, beliebter Mann.

— Lassen Sie Lämmlein seine Gelegenheiten, lieber Magister, die sind einmahl seine schwache Seite.

— Mich hat die Gelegenheit wol zum Diebe, doch nie zum Dichter gemacht.

Ja, ja, der Herr Magister gefallen sich in moderner Zerrissenheit, fuhr Lämmlein spizig fort, haben sich gar wilde, ungeschlachte und mitunter sogar verruchte Muster gewählt, als da wäre einen Lord Byron, am Klumpfuße zu erkennen — einen Heine, der uns seine Gedanken unverkocht und blutig vor die Füße wirft, wie Knochen an hungrige Hunde, — einen Börne, der so abscheulich denkt, als jener schreibt.

— Wie, soll der Gedanke erst im surtout der Einkleidung poetisch werden, — ist das Genie beim Schneider feil?

— Sachte, ſachte, guter Herr, Sie werden doch nicht Autoritäten verſchmähen? leſen Sie Tiedge, rinnt ſein Vers nicht hin, — ſüß und dik wie Sirup? und nun erſt Matthiſſon:

Hain, der von der Götter Frieden —

oder

„Durch Birkenlabirinthe —"

Aber da gibt es eine Schule, eine bilderſtürmende in der neueſten Poeſie, ſie verwirft die äſthetiſche Tradizion, ſie reißt die bunten, allerliebſten Bilder herunter, und wirft die unſchuldigen, lieblichen, poetiſchen Blumen in den Staub. Gedanken — Gedanken wollen Sie haben, welch' ein Luxus in der Poeſie! Hatte Petrarka einen andern Gedanken, als daß er Laura ſchön fand und liebte, und ſchrieb doch mehrere hundert klaſſiſche Sonette darüber. Der Gedanke kann ſein, was er will, doch nie poetiſch, dies ſind nur die Bilder, die ſchönen Worte, die Verſe, der Reim.

Der Magiſter ſchritt haſtig auf und ab: O, daß ich ſo auf eure poetiſchen Bilder treten könnte, wie hier auf die geſtikten des Teppichs, daß ſie mir ein Eſel abweidete ſammt und ſonders.

— Sein Abfall zu den Cinikern des deutſchen Parnaſſes iſt gewiß. Weil ſie das Wort nicht zu behandeln wiſſen, verachten ſie es, und ſchreiten in ekler Naktheit einher. Grob ſind ſie, das nennen ſie wahr, und wenn ſie frech und unſauber reden, ſo heißen ſie das Menſchenrechte vertheidigen.

— Theilweiſe muß ich Ihnen beiſtimmen, Lämmlein, fiel Philidor ein, auch Hafiz und Firduſi lieben Simbole

und Bilder, ja ich möchte die ganze orientaliſche Poeſie einen Selam aus hellen, glühenden Blumen nennen. Aber, meine Herren, wir laſſen uns in Streitigkeiten und Debatten ein, und ſehen doch, daß der Vermittler noch nicht da iſt. Laſſen Sie uns lieber das erhizte Blut an meinen Kaſſiden kühlen.

— Wenn es aber doch nur ein Gelegenheitgedicht wäre!

— Alſo wie geſagt, als die Herren kamen, improviſirte ich eben, und zwar wie folgt:

„Was im Weil das Herz empfunden —"

Es klopfte abermahl; Philidor ſeufzte; das dritte Kind der Sonne trat ein. Profeſſor Ananias war ein Mann in den Sechzigern, eine Hornbrille ſaß gemächlich auf der Habichtsnaſe, darüber eine Perüke mit zwei Rollloken auf jeder Seite. Der ſeidene Strumpf hatte keine Waden zu verbergen, die ſchwarze Kleidung trug den Schnitt eines Abbate und das Antliz die Farbe einer alten Poſtille.

Salvetote! rief Ananias mit Würde. Aber da ſchreit ihr ja wie die Freier der Penelopeia, wie der verwundete Ares, deſſen Stimme der von fünfhundert Kriegern vergleichbar geweſen. Doch ich verſtehe, nicht wahr, es iſt Freude, die pure Freude, ihr habt das glükliche Ereigniß gehört mit euren ſterblichen Ohren? Was ſagt ihr dazu, Apolloniden? Hüpft euch aber auch das Herzlein ſo recht im Leibe, und jubelt darüber, wie die Fajaken des Sonntags?

— Glükliches Ereigniß — freudig — jubeln! riefen die Anweſenden durch einander.

— Wie, ihr wißt es nicht, ihr nicht? Zeus Wolke

der Unwiſſenheit liegt noch um euren Geiſt: das Manuſkript, die Pergamentrolle —

— Was ſoll's damit? was für ein Manuſkript? ſchrieen ſie ungeduldig ihm entgegen.

— Das Manuſkript von Upſala, das ſie im alten Kloſter fanden.

— Wie, vielleicht das zweite Tauſend arabiſcher Mährchen, oder neue Lieder in Zend und Pehlwi!

— Mögſt du des Siſiphus Stein auf die Rieſenkuppe wälzen, und die Mäuſe deine Leber verzehren! Da verlohnt es ſich wol der Mühe, froh darüber zu ſein. Den Urtext des Orpheus haben ſie gefunden zu Upſala, thörichter, verehrlicher Freiherr! die Oden, denen die Steine folgten, die Lieder, die wilde Thiere zähmten.

— Vielleicht auch die Elegie, fiel der Magiſter ſpöttiſch ein, die er am thraziſchen Gebirge ſang, als ihn die Mänaden zerriſſen?

— Wer mag es wiſſen, was man Alles auffand und entdekte! fuhr der Profeſſor ernſthaft fort; aber hin muß ich, das iſt gewiß, nach Upſala muß ich, in die Stadt des Heils und des Jubels; ſehen muß ich das Manuſkript, leſen muß ich es, an's Herz muß ich es drüken. O, wer es beſäße, wer es ſein nennen könnte, ſchwärmte Ananias. Ihr reiſet doch mit?

— Auf dem Pegaſus, wenn ihr mir ihn ſattelt.

— Sind Gelegenheitsgedichte darunter?

— Verſtand Orpheus das Sanſkrit?

— O ihr mit dem dreifachen Erze um die fühlloſe Bruſt!

— Lieber Professor, da Sie doch nicht in dieser Stunde nach Upsala reisen können, so hören Sie ein paar Kassiden, die ich so eben diesen Herren auf ihr dringendes Ansuchen vorzutragen die Ehre hatte. Ich schmeichle mir, daß sie Ihr Manuskript für einige Zeit darüber vergessen können. Ich habe so vor ein paar Stunden in der That ohne jede Vorbereitung improvisirt. Der Magister fand die Tinte daran noch feucht, nicht wahr? und die lezte Strophe kaum vollendet. Hören Sie gefälligst.

„Was im West das Herz empfunden —"

Und wieder klopfte es, und tiefer seufzte der Improvisator, leichter ward den Zuhörern die Brust. Florimond trat ein.

Mög' es euch wohler gehen, als eurem Freunde, sprach der Jüngling mit den hängenden, blonden Loken, mit der spanischen Krause über der offenen Brust, mit der dunklen Trikothose unter der mittelalterlichen Jake. Armer Don Florimondo! was nüzt es dir, daß du das Klingen der Blumen, den Duft der Waldhorntöne einziehst, grausam ist die falsche Dienna, und dein Geschik ist trüb wie die gelbe Welle des Tajo. O Donna Laura, daß du so herzzerreißend schön bist! Florimund war Romantiker, und hatte bereits die meisten Phasen seiner Schule mit Glük durchlaufen. Einst war er altdeutsch, seine Geliebte hieß Odeslebe, sein Vorbild war der fabelhafte König Oktavian. Eine Zeit darauf trug er gelbe Hosen und blauen Frak mit Kappenstiefeln, und wollte, sich wie jene unbändige edle Pferderace das zu heiße Herz mit den Zähnen aufreißen. Leider war Lottchen nicht unerbittlich, und er verlor die schöne Gelegenheit, sich

zu erschießen. Drauf schwankte er lang, ob er Barde oder Klosterbruder werden sollte; Loda, der Geisterfels, zog nicht minder als Siegwart und der Kunstliebende. Sie paralisirten sich wie die zwei Heubündel des Philosophen. Jezt befand er sich in der spanischen Epoche. Sein Geist ging um in den Trümmern des Alhambra, er glaubte von den Abencerragen abzustammen, und Donna Laura ward gefunden.

— Habt ihr sie heute gesehen, die Göttliche? seid ihr erblindet vor dem Strahle ihrer Augen, verstummt vor dem Mandolinentone ihrer Stimme, verzükt gewesen vor dem Wirbelflug ihrer Wendungen? Ist nicht jede ihrer Bewegungen glühende, maurische Poesie, ihr Athem ein südliches Liebelied, ihr Blik nur der Sonne Spaniens vergleichbar?

— Von wem spricht der Thor? fragte Ananias heimlich den Magister.

— Kennt ihr Lauretta nicht, das Mädchen von der Gauklerbande?

— Wie, die Landstreicherin, die Saltantin, das Kind des rhithmischen Fußes? Wenn diese Leute noch Orchestik und Geographie wüßten, wie sie die Alten betrieben, wenn sie noch den Achill, die Liebegeschichte des Mars und der Venus, den Zug Alexanders nach Babilon Einem vortanzen könnten! aber so hüpft das Ding mit einer rothen Schärpe zwischen Giern und Gläsern umher, überwirft den Körper ekelhaft, schlägt mit dem Kopfe Fangball, und nennt sich frech Terpsichorens Schülerin.

— Lasset das ja nicht vor dem Romantiker laut werden, er verwikelt euch sonst das Manuskript von Upsala in den spanischen Erbfolgekrieg.

— Um Gotteswillen ſtille, ſtille! Sie glauben, Magiſter, er wäre deſſen fähig?!

— Ohne Zweifel, ſo ein Romantiker hat kein Gewiſſen.

— Wollen wir mein Impromptu beenden? begann der Oſtweſtliche ſchüchtern.

— Saht ihr ſie den Fantango tanzen, und was ſagtet ihr dazu?

— Es war in der That ſo ſchön, antwortete der cinniſche Dichter, daß Onkel Tobi den Lilabullero dazu pfiff.

— O ihr ſolltet dieſen Engel erſt ſo kennen, wie ich. So jung und ſchön, ſo gefühlvoll, ſo glühend und ſo ſternenrein. Jeder Zoll breit an ihr iſt Spanierin.

— Das widerſprech' ich rundum. Die hiſpaniſche Nazion iſt keltiſch-iberiſchen Urſprungs; blonde Haare, blaue Augen zeichneten die Luſitaner bereits unter dem Prokonſul Quintus Sertorius aus, die Seiltänzerin quaestionis iſt jedoch ſchwarz vom Haare wie ein Rabenſittich, mit Augen wie Kohlen.

— Herr, Sie können es wagen zu behaupten, daß Donna Laura keine Spanierin iſt! Herr, das iſt eine Ehrenbeleidigung, eine diffamirende Rede. Sie werden mir Genugthuung geben.

— Ich werde Ihnen den Cäſar, den Tacitus über das gelbe Haar der Hiſpanier zitiren, und Sie werden erröthen. Sprach's und kehrt' ihm den Rüken.

— Ach, wo bleibt denn unſer Vermittler heute? ſeufzte der Gelegenheitdichter.

— Ich werde meine Kassiде vortragen, und bin gewiß, diese Wolken des Unmuthes werden sich von Ihrer Stirne entfernen.

— Ja, deklamiren Sie, Verehrter! fiel der Magister ein, Improvisazion ist in der That die Krone der Dichtkunst, oder ist es nicht so, Verehrter? Genie sezt jede Poesie voraus, also auch die unvorhergesehene, aber diese will auch noch eine gewisse Kunstfertigkeit der Hände, ein geistiges Volteschlagen, um das Küchlein aus dem Ei zu ekstamotiren. Stille, meine Herren! Hören Sie beliebigst, — wie es bereits in unserm westöstlichen Freiherrn zu piken und zu gluken anfängt; fühlen Sie keine Beschwerde, Theurer, in der Magengegend, wendet und dreht sich das allerliebste Vieh nicht schon ganz erbärmlich in Ihrem Leibe? Doch getrost, ich — werde Ihnen beistehen; spreiten Sie gefälligst das Maul auf; so, ich habe das Impromptu'chen bereits beim Fuße, nur noch weiter! wir haben es:

„Was im West die Tage bringen, —
Künde östlicher Gesang,
Daß den Divan wir erringen,
Was im Westen uns mißlang!"

— So, nun spühlen Sie sich den Mund aus, schonen Sie sich, vor Allem aber schweigen Sie!

Der Freiherr hatte während des Magisters Rede grämliche Grimassen geschnitten, ohne Worte finden zu können; nun wollt' er aber ausbrechen, als die Thüre weit aufgerissen ward, und schweißtriefend ein kleines, fettes Männchen hereinstürzte.

— Ach, der Vermittler, der Vermittler!

Die Erscheinung war allerdings seltsam zu nennen. Das Männlein trug die Locken des Spaniers, den Busenstreif des Professors, den Ziegenhainer des Cynikers, es war mit dem Seidenhute des Leichensängers und mit der türkischen Hose des Westöstlichen geschmükt.

— Vergeben Sie, Hochansehnliche, begann es keuchend, daß ich erst nun komme; hatte ein kleines, winziges Geschäftchen, so einen allerliebsten häuslichen Zwist, Kränkungen, Injurien, Scheidung mit Einem Worte; aber seien Sie getrost, die Eheleute liegen sich bereits wieder in den Armen; — und dann noch eines: dringender Fall, strenge Ältern, eine Tochter über die Ohren verliebt, ein reicher Freier, ein blutarmer Liebhaber — schwieriger casus: für wen sich verwenden? zwei darf das Kind leider nicht nehmen: schwankte lange, hatt' es endlich, verzeihende Ältern trifft man alle Tage, ordinär, höchst ordinär! mein liebes Blondchen mußte daran, mußte den alten Wechsler nehmen; ist schon Alles in Ordnung, in schönster Ordnung, sah bereits den Brautschmuk mit eig'nen Augen: das ist ein Glizern und Flimmern, ist das Kind was glüklich!

— Lassen Sie das, lassen Sie das, Vermittler, hier hören Sie, hier ist ein dringender Fall!

— Sind die Herren im Streite? rief der Vermittler in einem Athem, und rieb sich schnell und vergnügt die Hände.

— Ja, wir sind es, und Sie sollen sagen, wer von uns Beiden Recht hat.

— Das werden Sie hören im Augenblike und hardeutlich vernehmen: Sie, Professor, sind ein großer Mann,

ein Stern am deutſchen Parnaſſus; wo wäre die Antike, wenn Sie nicht wären! würden Homer und Virgil nicht noch als klagende Schatten im Hades umirren, wenn Sie ſie nicht heraufbeſchworen hätten? Sie, Profeſſor, können nie Unrecht haben. — Und Sie, Magiſter, wo find' ich Worte, Ihre Verdienſte zu ſchildern! haben Sie nicht das üppige, blühende Unkraut um den kaſtaliſchen Quell gereutet? war unſer Pegaſus nicht bereits ein Ohrenhänger, als Sie ihn beſtiegen? haben Sie das gute Vieh, das die Philiſter zu Schanden geritten hatten, nicht mit dem Sporne des Wizes wieder aufgeſtachelt, und ihm die Zügel ſchießen laſſen zum kühnen Flugritt durch unentdekte Regionen? Ihre Reitgerte iſt aus den goldenen Pfeilen Apolls geflochten, Ihr Weg führt zur Unſterblichkeit. Wer wagt es, Ihnen Unrecht zu geben? — Sie auch hier, deſſen Mund von den gold'nen Ketten des Orients überfließt! Sie Balſambüchſe, Sie Potpourri des Morgenlandes, Sie Pomadetöpfchen aus Farſiſtan. Die deutſche Literatur weiß es, daß Sie uns Indras Himmel aufgeſchloſſen haben, daß mit Ihnen die Peris des Paradieſes ſind. Was haben Sie ſchon geleiſtet, und was dürfen wir noch erwarten! Freue dich, Deutſchland, die Sonne des Orients ſteigt zu deinem Zenith! Erwarte Überſezungen aus dem Mantſchu-Tatariſchen Lotosblätter, vom Ganges, das große Weltepos, das in den Hieroglyphen ſteht! Philidor wird ſie dir deuten, undankbares Vaterland, und du könnteſt je zweifeln, daß er Recht hat?! — Schwelgt mein Auge auch in deinem Anblike, Florimund, Fiordimondo, oder wie du dich ſonſt nennen magſt, Einziger! Du, der du mit allumfaſſender Begeiſte-

rung den Hort der Nibelungen gefunden, die Milch des großen Britten gesogen, und den gestiefelten Kater umarmt hast. Wer weiß es nicht, daß du uns die Dialoge der Thautropfen erklärt, die Silphensprache der Blüthen gelehrt hast! Die Töne riebst du in Farbentöpfe, die Strahlen lösetest du in Tonleitern auf, und nun warfst du dich gar in das Spanische. Edler Don! wie schwarz müßte dessen Seele sein, der dir nicht jederzeit Beifall zurauschen würde! — Doch mein Auge erblindet, auch du bist hier, göttlicher Dilettant, Sohn der Gelegenheit! Und welche Göttin ist mächtiger als sie? Sollten wohlgesinnte Bürger sich nicht beeilen, ihren Körper auf das Leichenbret zu streken, wenn sie wissen, daß du die erste Schaufel poetischer Erde auf ihre Kadaver wirfst? Kein Zweiter versteht aus Leichenzitronen so vortreffliche Limonade zu pressen. — Wer darf noch erstaunen, wenn dann junge Witwen und lachende Erben unter den Trauerflören heraus kichern, und das Publikum auflacht? Dein Lied hat sie getröstet, — kein Zweiter weiß wie du Brautkränze und Hochzeitkronen so angenehm schon im voraus zu häuslichem Spinate zu verkochen, — was Wunder, daß die Ehefrau dann noch oft nach dem Kranze aus Mirthen sehnsüchtig zurükschaut, und der Ehemann sein Weib noch als Braut wünscht, um eine andere wählen zu können; — kein Zweiter ist bei Kindtaufschmausen so allerliebst als du, Gelegenheitdichter! bei deinem Wiegenliede schlafen auch die Alten ein, — dessen Ankunft du gefeiert, der reiset vergnügt von dannen. Eure Hände, ihr Kinder der Sonne, Blumen des deutschen Dichterwaldes, Weltgenies! so vereint trozt ihr der Vergänglichkeit. Wer

von euch Recht hat? könnt ihr noch fragen! Jeder von euch hat Recht, und über Keines Seele kam noch das leiseste Unrecht. Ich aber, ihr Kinder der Sonne! bin der glüklichste der Sterblichen, da ich euer Freund bin, ihr Göttlichen, das kleine und doch nicht überflüssige Und dieser glänzenden, unsterblichen Periode!

Der Vermittler schluchzte, erbaut hörten ihm die Kinder der Sonne zu; nur eine Stimme lachte laut und gellend, als er geendet, es war die des Rezensenten, der schon beim Anfange der Rede eingetreten war.

— O ihr leidige Thoren allzumahl! für so blöd halt' ich euch aber doch nicht, daß ihr dem Säuseln des Zukerrohres glauben solltet, — noch unsern Vermittler, daß es ihm mit dem Hosianna Ernst sein sollte.

— Nicht Ernst, und was dann? Wahrheit sprach ich, pure Wahrheit.

— Aha, laßt ihn immerhin! sprach der Freiherr in guter Laune, ist er doch der Rezensent, schmähen muß er, wenn er sich auch vor Entzüken die Lippe schlekt.

— Ja, das hat sich ein Entzüken! sprach der Mann im braunen Oberrok, hab' ich geplagtes Menschenkind nicht die Gicht in allen Gebeinen, seit eure schlechten Verse darein geschossen, — ist mein Auge nicht matt, wie euer Gefühl, mein Kopf nicht hohl geworden, wie eure Gedanken?

— Und doch bleibt er gerne in unserer Mitte.

— Soll der ehrliche Bürger sein Haus niederreißen, weil in Märznächten die Kater auf dessen Dache jammern?

— Alterchen, du bist heute in kostbarer Laune, sprach der Zersplitterte, du machst deinem Handwerke Ehre.

— Bei Gott! ein geborner Rezenſent! lachte die Geſellſchaft.

— Iſt vielleicht Thee aus China, Scherbet aus Farſiſtan gefällig, oder das bei den Orientalen ſo ſehr beliebte Opium?

— Opium — ja wohl! rief der Rezenſent, um eure ſchlechten Verſe ſammt und ſonders zu verſchlafen und zu vergeſſen!

— Und doch lobt er uns in allen deutſchen Blättern! rief zufrieden der Profeſſor, bewundert uns und iſt unſer Freund.

— Aus Mitleiden, ihr dummen Jungen! ich hoffe, ihr merkt es endlich, oder hätt' ich euch tadeln ſollen nach Verdienſte, während mein Schwager eure löſchpapiernen Gedanken in Velin ausrüſtete?

— Der brave edle Pelikan, der vortreffliche Vater der Muſen!

— Ja wohl Pelikan! hat er nicht gleichſam ſeine Bruſt geöffnet, und uns mit ſeinem Herzblute aufgezogen?

— Hat nicht er dieſen Kranz der deutſchen Muſen geflochten —

— Die Kinder der Sonne vereinigt?

— Es lebe unſer Stifter! ſchrie Philibor. Islam möge über ihn kommen, auf dem Thiere Borak möge er in den ſiebenten Himmel reiten!

— Auch die Todten ſollen leben! ich machte bei ſeinem Ableiben ein recht paſſendes Gelegenheitgedicht, drei Epitaphien habe ich noch in Bereitſchaft.

— Und ſein Teſtament, ſein herrliches Teſtament!

darin hat er ſich als den wahren Beſchüzer des Parnaſſes, als das echte Kind der Sonne erwieſen.

— Gerade dies Teſtament, dies thörichte Teſtament iſt es, was ſeiner Tollheit die Krone aufſezt. Sein ſchönes Geld hat er an euch verſchleudert — ſeine Magazine ſtehen voll von euren erbärmlichen Werken; umſonſt brachte ſie jeder Meßkatalog mit allerliebſten Titeln zu Markte, vergeblich hab' ich mit grimmigen Worten euch gelobt und geprieſen, es gab keine Nachfrage nach euren Krebſen, — und nun knüpft er auch das Wohl ſeiner Witwe an eure elende Schöngeiſterei. Arme Sephine! holde unglükliche Schweſter!

— Arm — unglüklich! was befällt euch?

— Iſt es nicht ihr Heil, daß wir es ſind, die über ihre Zukunft zu beſtimmen haben?

— Anmuthig iſt es, ſprach Ananias, vergnügt die Hände reibend, in paragrapho quinto des Teſtaments zu leſen, wie die geliebte wohlehrſame Witwe bei Verluſt des fetten Nachlaſſes nur dem die Hand reichen darf, den ihr die Kinder der Sonne beſtimmen werden.

— Das nenn' ich die Poeſie noch über'm Grabe in ihren beſten Prieſtern verehren.

— Ja, daß Gott erbarme! rief der Kritikus mehr unwillig als ſpaßhaft, darum hab' ich euch eben auf heute berufen, um die Poſſe zu enden. Nicht wahr, ihr macht ſelbſt das Teſtament zur Nulle?

— Daß Gott bewahre —

— Der Himmel ſei davor!

— Wenn ihr es aber nicht thut, ſo wird es meine

Schweſter; glaubt ihr denn, ſie wird den Geken zum Gemahle nehmen, den ihr euer abgeſchmakter Fanatismus erwählen wird? Hat ſie einmal aus kindlicher Pflicht dem ungeliebten Manne die Hand gereicht, ſo wird ſie nun, in ihrem Lenze noch ein Mahl frei, nur der Stimme des unverwelkten Herzens folgen.

— Sie wird unſre Wahl preiſen, rief ſelbſtgefällig der Baron.

— Was ſollte ſie dagegen einzuwenden haben! ſchrie der Profeſſor, und wiſchte die Hornbrille.

— Und wen würdet ihr für ſie beſtimmen?

Einen Augenblik ſchwiegen die Kinder der Sonne, dann rief der Vermittler wie in plözlicher Begeiſterung: Den, der das beſte Gedicht zu Stande bringen wird.

— Ja gewiß: den beſten Dichter! ſchrie Ananias und trat zuverſichtlich hervor.

— Den beſten Dichter, ja, den beſten Dichter! ſchrien ſie durch einander, und warfen ſich in die Bruſt.

Zweites Kapitel.

„Häusliches Glük eines Poeten. Tabak, Kinder und Schreibepult. Das Weitere vom Manuſkripte zu Upſala. Die Witwe."

Die Frühlingſonne ſtand über dem Gebirge, rother Duft ſank auf die Wälder herunter, die Natur leuchtete in der Poeſie des Morgens. In ſeinem Dachſtübchen ſaß der Magiſter am Schreibepulte und dichtete an ſeinem jüng-

ſten Werke. Er hatte einen freien Ausblik in den blauen Sommerhimmel, aber die feuchten Fleke der Wände drohten mit deſto böſerem Winter. Die Stube war äußerſt ärmlich beſtellt, ein bemahlter Tiſch mit drei Füßen lehnte an der Wand, ein paar Holzſtühle ſtanden daneben; das verlaſſene Lager des Magiſters war das eines Aszetikers, in einem beſſeren Bettchen lagen zwei blaſſe Kinder, ſie ſchliefen unruhig; daneben ſaß eine hagere alte Frau, die Mutter ſeines verſtorbenen Weibes. Schmerzlich und ſorgfältig bewachte ihr mattes Auge den Schlummer der Kinder, und dringende Sorge veränderte alle Augenblike die Züge ihres Geſichtes. Das einzige elegante Möbel des Hauſes war das Schreibepult, ein Geſchenk des ſeligen Verlegers. Es war ſtill im Zimmer, draußen ſangen die Lerchen. Des Magiſters Auge erſchien lebhafter im Strahle ſeltener Aufregung, eine leiſe Röthe ſtieg auf ſeinen krankhaften Wangen auf; er ſchrieb emſig, und ſchien mit dem Geſchriebenen zufriedener als gewöhnlich. Die Wolke des Tabakrauches verbarg ihm die nächſte Umgebung, die Morgenſonne umfloß ſein Haupt, ſein Geiſt wiegte ſich draußen in ihren goldenen Strahlen.

Da ſeufzte ein Kind aus dem Schlafe, die Alte huſtete ängſtlich und ſtrippelte verlegen durch die Stube.

Der Magiſter ſah auf, die Feder hielt an, er überlas das Geſchriebene, änderte und ſtrich; die goldene Morgenſtunde war vorüber. Was er las, gefiel ihm nicht ſo ſehr, als vor wenigen Augenbliken, da er es niedergeſchrieben hatte; ohne daß er es gewollt hatte, war viele Galle in die Tinte gefloſſen, die wenigen Blumen trugen

zu viele Dornen. Er blikte hinaus auf die dampfenden Felder, auf die ſchimmernden Gebirge. Dort unten zog der blaue Strom, der Zeuge ſeiner früheſten Begeiſterung, dort lagen die blumigen Wieſen, der duftige Wald mit dem Wiederhalle ſeiner erſten Lieder, das kleine Haus mit den Fichten ſtand dazwiſchen, dahinter blühte das heimliche Gärtchen, der Schauplaz ſeiner Jugendgefühle, ſeiner ſchönen fröhlichen Liebe. Ach, wie unbewußt, wie allmächtig überwältigte ihn einſt die Begeiſterung, wie die Vögel ſang er aus innerer Nöthigung, ſeine junge Bruſt war zu voll von der Maienluft, und wenn er dem eigenen Liede horchte, da hörte er Gefühle, die ihm ſelbſt bis dahin fremd waren, und der Balſamduft betäubte ihn, und der bunte Glanz blendete ſein Auge unter Thränen, und immer neue Blumen erblühten. Aber an einem Morgen erſchloß gar die Sonne ihren Kelch, flammende Blätter gingen aus einander, und in ihrem Herzen lag ein Paradies voll Seligkeit. Er liebte, wie eines Elfen waren die Strahlen der Sonne und des Mondes ſeine Straßen, Duft und Thau ſeine Nahrung, Licht ſein Element. Sie liebte ihn wieder; das Gärtchen dort unten, der Plaz unter den Fichten, war der Schauplaz ſeiner Glükſeligkeit. Sie ward ſein; der längſte Tag ſeines Lebens ging vorüber; dunkel flog die Erde heran, die Sonne ſank in die Eklipſe; ehe ſie verloſch, ſtarb Amalie, trunken noch von Licht und Strahlen; ſein Erbtheil war die finſtre Erde. Mit ihr war auch ſeine Jugend dahin, ſeine Begeiſterung. Die Mirte war verblüht, der Lorbeer ſtand unerreichbar; er zweifelte an ſeiner poetiſchen Sendung. Er war eine Schwalbe nach

der Herbſtgleiche, wie aus ſchwerem Schlummer ſeufzten noch manchmahl ſeine Lieder auf, aber der Schmelz des Frühlings war dahin; Neigung und Gewohnheit knüpften ihn an die Poeſie, ſeine Armuth, die Bedürfniſſe ſeiner zwei Kinder wieſen ſie ihm als Erwerbquelle an, doch das freie Lied des Herzens gelang ihm nicht mehr; er ſuchte originell zu ſein, er bemühte ſich zu gefallen, er ſtrebte nach Manier, und in Zwietracht mit dem Leben hob er deſſen dunkle Seite hervor. Er verſtieß die bunten Blumen eines glüklichen Frühlings, mit herber Laune wollte er ſeine Lieder würzen, von bitterer Myrrhe floß ſein Mund über, und wo er eine Roſe brach, geſchah es nur, um den harmloſen Kelch zu zerpflüken. In dieſer ciniſchen Naktheit, in dieſer ſchmerzhaften Zerriſſenheit gefiel er ſich. Er verhöhnte die Schwäche des Menſchen, in glühender Rede wies er ihm ſeine hohen Zweke und verſtieß ihn dann als unwürdig. Der Magiſter verlor ſich nun in die trübe Parallele zwiſchen einſt und jezt.

Seine Pfeife ging ihm aus.

— Gebt mir vom alten Knaſter, Mutter.

— Der iſt aus, kein Stäubchen mehr im Hauſe.

— Wißt Ihr doch, Mutter, daß ich ohne ſeinen narkotiſchen Hauch nicht athmen kann, warum habt Ihr nicht dafür geſorgt?

— Ich habe für mehr nicht geſorgt ſeit geſtern, Eure Kinder werden heute keinen Biſſen zu eſſen haben.

— Mutter!

— Die paar Thaler, die Ihr mir gabt, ſind längſt dahin, ich ſezte zu, was wir beſaßen, es iſt aufgezehrt;

von Tage zu Tage wartete ich auf neue Hilfe von Euch. Schafft sie, oder laßt die Kinder verhungern.

— Nur noch acht Tage ernährt mir sie, ich brauche nichts; in acht Tagen ist dies Buch beendet, und ich schaffe Hilfe.

— Keinen Tag mehr, sprach die alte Witwe traurig; was ich besaß, ist dahin, ich habe Euren Trauring verkauft, die Korallenschnur, die Amalie trug. Die Alte weinte.

— Nur acht Tage noch, Mutter! Wollt ihr, daß ich betteln gehe?

— Schafft Geld, die Kleinen hungern.

— Kann sie mein Herzblut nähren?

— Eines wüßt' ich noch, fing die Alte schüchtern an; wir haben nichts mehr als dies Schreibepult, laßt es mich verkaufen.

Der Magister starrte dumpf das Lieblingsmöbel an, den stummen Zeugen seiner geheimsten Gedanken, das theure Laboratorium seines Geistes. Er riß das Manuskript von seinem Dekel und wendete sich ab.

— Verkauft es.

— Seid doch ein guter Mann und Vater, dafür sollt Ihr auch Knaster bekommen, und einen guten Mittagbissen.

— Hier auf die Kinder denkt, auf mich braucht Ihr nicht zu warten.

Die Kinder erwachten und verlangten zu essen. Der Vater umarmte sie, und versprach ihnen Nahrung. Die Alte wischte an der Politur: wie's glänzt und schim-

mert; fröhlich, ihr Kinder, wir werden eine gute Woche haben.

Der Magiſter rannte davon. Die freie Morgenluft bot ihm kaum Athem genug, er lief durch Flur und Feld.

— Amalie! wirſt du mir vergeben? ich muß, ich muß um deiner Kinder Willen um ſie werben, nur der reichen Witwe Hand kann ſie erretten.

Eine glänzende Equipage rollte vorüber, die Landhäuſer zeugten von großer Wohlhäbigkeit der Bewohner; nur um ſo bitterer laſtete der Armuth Gefühl auf dem Poeten.

Eine hagere pergamentne Geſtalt humpelte über die thaufeuchten Raine, über dem ſchwarzen Schooßkleide ohne Kragen wedelte der rieſige Buſenſtreif, die vorgebogene Geſtalt glich einer Sichel, das Hütchen hing dreiekig geſtülpt über die Perükenloken, und das Geſicht, die ſchneidige bukelige Naſe ſchien in vergelbtes Schweineleder gebunden.

Mit den dürren Armen vor ſich hinfechtend, holte das Männlein den Magiſter ein. Nun erſt bemerkten ſie einander.

— Ach ſeid Ihr es, rief Profeſſor Ananias, und zog den Magiſter mit ſich gegen die Stadt, Euch trieb Euer Genius ſo früh aus den Federn, Ihr könnt noch vor dem Frühſtüke ein prächtiges Geſchäft machen; Ihr habt doch Geld?

— Nicht zu zweifeln! ſchrie der Magiſter in toller Laune.

— Alſo gut; wißt Ihr etwas Neues: ich reiſe auf Akzien nach Upſala, ich kaufe das Manuſkript auf Akzien.

— Welch ein vortreffliches Unternehmen! wie glüklich

Jeder, dem Ihr daran Theil zu nehmen gönnt! o sprecht, redet schnell, sollte ich vielleicht der preisliche Staubgeborne sein, dem Ihr zuerst Euer Projekt entdektet?

— So ist es, Magister!

— O ich dreimal beglükter Sterblicher! ich beneide mich selbst.

— Wohl, wohl! dacht' ich's doch, als ich auf Euch zählte; also das Geld —

— Und wann werdet Ihr reisen? ich hoffe bald.

— Bald, ehestens, heute, und wegen der Akzien —

— Sohn der Antike, Ihr nehmt doch Extrapost und reiset Tag und Nacht?

— Extrapost und Tag und Nacht; und was das Geld betrifft?

— Mein ganzes Vermögen steht Euch zu Diensten.

— Unvergleichlicher! wann kann ich es haben?

— Welche Frage für einen Enthusiasten! ungesäumt, alsogleich, in diesem Augenblike; nur hab' ich einen Anstand.

— Einen Anstand, der wäre?

— Ich führe nur Gold.

— Macht nichts, Kind, macht nichts, wir wechseln es.

— Versteht mich wohl, ich besize meine Habschaft in ungemünztem Golde. Sollte vielleicht —

— Nichts soll es, nur heraus damit, habt Ihr Stangen, Barren oder Golderz?

— Ich muß Euch nur gestehen, daß Ihr mehr finden werdet, als Ihr verhofft; Euch ist es nicht unbekannt, daß

Dichter gut bezahlt werden, da hab' ich nun alle meine Honorare, insbesondere die künftigen, in Gold schmelzen lassen —

— Ei, ei! man sehe!

— In der That, da wurden denn gar beträchtliche lange flimmernde Stangen daraus, ich fürchte, Ihr werdet ihren Schimmer kaum ertragen können.

— Sorgt nicht, nur immer her damit!

— Da nehmt es selbst, 's ist Sonnengold.

Er drehte den Magister plötzlich gegen die Morgensonne, so daß er geblendet die Augen niederschlug.

— Hab' ich's Euch nicht gesagt, es wird Euch zu feurig leuchten, und nun werdet Ihr es nicht nehmen wollen!

— Schlechter Schnak! unnüze Späße! schrie der Magister und wäre noch ärgerlicher geworden, wenn sie nicht vor Pelikans Haus gekommen wären, und nicht eben die junge Witwe im reizendsten Morgenhäubchen zwischen den Hiazinthen des Fensters erschienen wäre. Der Professor zog seine Äugelein zusammen, spizte den Mund zu einem süßen Zirkel, und scharrte einen Krazfuß. Sein Rokschoß flatterte unterwürfig; er schwenkte vergnügt mit dem Hütlein. Freundlich grüßte die Witwe; ihr Auge war groß und schmachtend wie die Kelche der Narzissen, die Fülle der braunen Loken verkündete die kräftige Jugend, und der kleine Mund schien vom Feuerstrome ihres Lebens geröthet.

Sie verschwand; vergnügt rieb Ananias seine Hände: Du allerliebstes Mäuschen du! was wird es zum Manuskripte von Upsala sagen? Wenn du mein Weibchen bist, wollen wir alle Tage darin lesen.

— Ihr denkt doch nicht mehr an das Heirathen?

— Allerdings denken wir daran, Magiſterlein! Hymenaus flicht bereits ſeine Ketten für uns. Was glozt Ihr mich ſo unverſchämt an? Ein Antiquar in den Sechzigen gilt einen modernen Jüngling. Thut Ihr und Euresgleichen was Ihr nur wollt, die Witwe wird mein, und mit ihr das Manuſkript, ihr Geld wird's ſchaffen.

Drittes Kapitel.

„Eine Heimkehr; frohe Entdekungen. Eine Liebe, die den Äquator glüklich paſſirt hat. Sephine.“

Über den Hügelrand des Thales ſchritt ein Wanderer. Seine Kleidung hatte einen fremdländiſchen Schnitt, die Farbe ſeines Geſichtes war faſt ſo dunkel als die braunen Loken, doch ſchien dies weniger von ſeiner Abſtammung als vom langen Aufenthalte unter heißen Zonen herzurühren. Dabei glänzte ſein Aug' lebhaft, ſeine Züge waren kräftig ſchön, nur ſchien ein ſchwermüthiger Schleier darüber ausgegoſſen; ihm mochte eine ſchöne frühe Hoffnung des Lebens vernichtet worden ſein. Wer dieſen Wanderer betrachtete, mußte an ihm Theil nehmen; ſein Schritt zeugte von noch ungebrochener Kraft, die hohe Stirne ſtrahlte von der Würde des Willens, vom Feuer der Phantaſie, und doch ſah man, es war dahin mit dieſem Leben, in der irdiſchen Blüthe des Gehirns, in der Tiefe des Herzens mochte es gebrochen ſein. Er ſchien ein Adler des Zeus, ein ätherborner — mit getroffenem Fittiche.

Die Sonne war im Untergehen, das Thal flammte, goldene Pfeile schossen durch die Tannengipfel auf den Wanderer. Dunkel stand im Westen ein Bergwald, ein weißes Gebäude schimmerte daraus hervor, drüber stand die Glorie des Abends. Der Fremde blikte mit schwer gehendem Athem umher; als sein Blik auf das Waldgebirge fiel, als er den blassen Schein des fernen Gemäuers sah, da rang sich ein Seufzer los, und seine Thränen flossen.

— Hier hast du dein Trankopfer, meine Heimath! rief er, und lächelte unter dem Weinen.

Er sezte sich nieder, und lehnte sich auf den dürren Wanderstab. Die Erinnerung wandelte ihm den Abend in Morgen, und seine Jugend trat ihm ein schön geschmükter Engel entgegen aus dem Thal. Seine jungen weißen Rosen wurden voller; sie färbten sich, nun glühten sie purpurn. Sephine stand unter dem Kranze. Aber Heinrich konnte des Bewußtseins nicht ledig werden, selbst in der schönen Abendstunde raunte ihm die Wirklichkeit in's Ohr, daß sie für ihn doch längst verloren sei. In innerer Nöthigung schaute er gegen Himmel. Eben tauchte der Abendstern am Rande des Sonnenglanzes empor, wie an der Pforte zweier Welten; der östliche Himmel hinter ihm verfiel allmählig den Schatten der Nacht, er selbst sank langsam mit der Abendröthe herunter. Furchtsam glänzte sein kleines Licht, aber klar und rein, wie ein Strahl des ewigen Lebens. Heinrich hatte ihn immer so sehr geliebt, ein geheimer Drang seines Herzens hatte ihn längst als Talisman seines Lebens gewählt; er war ihm Sephinens Vermächtniß: in den Wasserwüsten der Südsee war er ihm als der Gruß der Entfernten, der

Verlornen erschienen; alle Farbenflammen der heißen Zone hatte ihm sein stilles geisterhaftes Licht in irdische Schatten gekehrt, in seinem Lilienschimmer ward ihm die Verheißung der Geisterwelt.

Sephine war für Heinrich verloren, und doch konnte er sich nicht ganz unglüklich fühlen. Die Welt um ihn war so schön, er konnte sich der freudigen Regung, die sie auf ihn übte, nicht erwehren. Er dachte ihrer hohen Schönheit, die seine Schmerzen so weit überdauern mochte; er dachte der Zeiten, da die Spur seines irdischen Daseins in einer Hand voll Staub über die Erde zerstreut und vergessen sein würde, — der schönen Sonne, die auch damahls noch so strahlend und lebenvoll aufgehen wird, des immer wiederkehrenden Frühlings, der stets mit unverminderten Farben die Spuren der Erstarrung und Verwesung austilgt. Aber seine Rührung ging in hohe Beruhigung, in warme Begeisterung über, als der große Gedanke in die Wage des Augenbliks fiel, daß er dennoch diesen unerschöpflichen Frühling, diese stolze Sonne überdauern würde. Im Hintergrunde der Zeit sah er die Stunde, wo selbst das Leben des irdischen Weltalls vor der Ewigkeit gleich Moder verschwinden muß. Seine Brust war übervoll gleich der der jubelnden Lerchen, er hätte sich im Abendstrahle wiegen, und in das unendliche All' verlieren mögen. Er schritt den Hügel hinunter. Das Thor des Freithofs lag an der Seite, er trat hinein, den Todten sollte sein erster Gruß werden. Drüben in der Ecke stand seiner Mutter Grab; er kniete am versunkenen Hügel nieder, den kein Mahl, nur seine Liebe bezeichnete; die Blumen, die er vor seiner Abreise gepflanzt hatte, waren im

fünften Geſchlechte verblüht und verſchwunden, Unkraut wucherte am Grabe, er reutete es aus, und weinte. Einſt war er ſeiner Mutter Liebling geweſen, wie heiß hatte ſie für ſein Glük gebethet, wie oft ihn für die Freuden des Lebens geſegnet. Er war nicht glüklich, und ſie todt. Er kehrte über die Gräber zurük; ein ſchönes Mahl aus karrariſchem Marmor ſtand an der Seite, er las die Inſchrift, und ein Strahl der Überraſchung durchzukte ihn: Sephinens Gatte lag hier, ſeit einem Jahre war ſie wieder frei. Er wünſchte dem redlichen Bürger, dem braven Manne Ruhe und Freude des Jenſeits. Er hatte nie Groll gegen ihn gefühlt; jezt hielt er am Grabe, und erforſchte ſein Inneres. Mit edler Freude ſchied er, er konnte ſich aufrichtig geſtehen, daß er um den Preis dieſes Lebens ſein Glük nie gewünſcht hatte.

Eiligeren Schrittes ging er in die Stadt; verworren waren die Gedanken, die Gefühle ſeines Innern; ein neues Feld, die Hoffnung war ihm wieder geöffnet, mit ihr kehrte die ſüße Sorge zurük, der Vorbote des Glüks. Sephine! hatte ſich auch in ihr das dunkle Gefühl zum Bewußtſein herangebildet, waren die Eindrüke der Jugend nicht in der theuren Gewohnheit des häuslichen Lebens untergegangen, — hatte Pflicht und vielleicht Mutterliebe nicht für immer den ſchönen Antheil dieſes Herzens ihm entwendet, und es ganz dem Todten zugekehrt? Hundert Fragen beſtürmten ſein Inneres, hundert Zweifel und Hoffnungen wurden wach; Alles war ungewiß, nur nicht ſeine Liebe.

Fremd und unerkannt eilte er durch die Gaſſen der

Stadt; bewegt und verwirrt ſtürzte er in das Zimmer ihres Bruders, das ihm die Leute wieſen.

Der Rezenſent ſaß bei der abendlichen Studirlampe, ein Buch lag vor ihm, er ſchüttelte verdrüßlich den Kopf. Kaum hatte er ſich erhoben, ſo ſtürzte ihm Heinrich in die Arme. — O mein Freund, mein Bruder, mein gütiger Mentor!

— Zurük! zurük! ſchrie der Umarmte, und entzog ſich raſch und bewegten Herzens Heinrichs Armen; welch' ein Spektrum erſcheint meinen leiblichen Augen? laſſe ſich das Schemen betrachten. Zitternder Hand hielt er die Lampe dem Fremden unter das Geſicht, kaum fand er Zeit, ſie wegzuſezen und nun ſeinerſeits ihm in die Arme zu ſtürzen. So hat mich die Stimme denn nicht betrogen, die aus der Jugend herüber klang, du biſt es, du, Heinrich!

— Ja, ich bin es, Jonathan!

— Woher kommſt du?

— Aus allen Zonen der Erde, auf dem kürzeſten Wege durch das Reich der Gegenfüßler.

— Und wie kommſt du?

— Wahrſcheinlich verſtändiger und wiſſender, vielleicht klarer und veredelter, gewiß älter, aber zuverläſſig als der Eure.

— Willkommen, Heinrich! o meine gute, theure Schweſter —

— Sephine, Sephine! wo iſt ſie, wie lebt ſie?

— Hier lebt ſie, und hold und ſtill wie eine Blume.

— Denkt ſie noch meiner?

— Deiner und der Jugend: ſie liebt dich — mag ſie mir verzeihen, daß ich ihr Geheimniß verrathen!

— Sie liebt mich! o Wonne, ich weiß, ſie iſt frei, Jonathan! dieſe Erde iſt zu klein, um eine Zone fürs Vergeſſene zu beſizen, Städte und Länder ſah ich, die Schäze der Kunſt, die ewigen Schönheiten der Natur, aber Sephinens Bild blieb unverlezt und unverkürzt im Grunde meines Lebens. Jonathan! eine Reiſe um die Erde iſt eine unbedeutende Promenade für die Schwingen der Liebe. Spät, aber wir werden glüklich werden!

— Hm — ja —; doch weißt du auch, wie das Teſtament ihres ſeligen Gatten, des poetiſchen Buchhändlers, lautet, — weißt du auch, daß unſre Stadt ein halb Duzend Muſen oder Muſageten hat, an deren Entſcheidung die Hand meiner Schweſter geknüpft iſt, ohne deren Zuſtimmung ſie mindeſtens die äußeren Güter des Glükes verliert?

— Seien ſie dahin, wenn nur Sephine mein wird!

— Du biſt im Lande der Poeſie gereiſet, Heinrich, und an praktiſcher Klugheit haſt du nicht unmäßig zugenommen. Die Kunſt geht nach Brot, aber das Leben will ſelbſt Marzipan.

— Verkümmere nicht die Freude der erſten Stunde, wir lieben uns, genug! aber auch mehr will ich dir verſprechen; die Stimmen der Muſageten ſollen mein werden, ich fühle nun die Kraft meines Lebens friſch und elaſtiſch, das goldne Thor der Hoffnung iſt gefunden, ſei gewiß, ich ziehe als Sieger ein. Doch nun zu ihr, nun zu Sephinen!

Durch mehre elegante Zimmer ſchlichen die Beiden. Die Saiten einer Harfe ertönten aus dem nächſten, die Thüre

war halb geöffnet. Sie hielten an, hörbar ging Heinrichs Athem, abgewendet saß Sephine vor dem Instrumente, ihre Gestalt war zart und köstlich, der Kopf neigte sich, und über den glänzenden Naken hingen lange reiche Loken. Die Töne verschwebten wehmüthig, nun regte sich der reizende schimmernde Arm, Akkorde wurden wach, und ihre Stimme, voll des Duftes der Jugend und Zärtlichkeit, fiel ein. Sie sang ein zweistimmiges Lied, das Heinrich gedichtet, und einst oft mit ihr gesungen hatte. Lieblich und rührend trug sie ihre Strophe vor, aber wo die zweite Stimme einfallen sollte, da verstummte sie, und die Akkorde der Harfe gingen in wehmüthiges Phantasiren über. Wieder begann sie, und verstummte wie früher. Nun aber fiel Heinrich leise, leise ein. Sie bebte sichtlich, furchtsam und schwach griff sie noch einige Akkorde und traute sich nicht aufzuschauen, um die süße Geisternähe nicht zu verscheuchen, aber lauter und jubelnder ward Heinrichs Stimme, sie brach in einem Schrei des Entzükens ab. Ihr entfiel die Harfe; er flog zu ihr; sie wendete sich, und lag in seinen Armen.

Viertes Kapitel.

„Rüfleben; ein milesisches Mährchen; abermahls nur Sentimentales. Der Dichter verspricht beiläufig, den Leser in den folgenden Kapiteln damit zu verschonen."

Zwei Kinder spielten im Waldmoose; in den Tannenwipfeln sprangen Eichkäzchen, Amseln sangen in

tiefen Tönen, und Maisen hüpften neugierig um Waldgeheimnisse. Am Ende des Fußpfades stand ein nettes kleines Gebäude, ein Jagdhund huschte spürend in das Dickicht, eine frische Quelle rieselte unter Farrenkräutern, und die Kinder saßen zwischen Pilzen und Erdbeeren. Die zwei Kinder aber waren Heinrich und Sephine, und der Wald um sie zwanzig Frühlinge jünger.

Im Forsthause drüben wohnte Sephinens Vater, Heinrich war eine Waise, die der Förster angenommen hatte. Die Kinder wuchsen im Walde auf, ihre Amme war die Natur, das Gestüster der Wipfel wiegte sie in den Schlaf, die Morgenröthe erweckte sie. Sephinens älterer Bruder war der leitende Gefährte ihrer Kindheit. Jonathan lehrte sie die Anfänge der Wissenschaften und lenkte sie am Pfade der Natur. Ihr Herz blieb unverdorben, ihre Gefühle waren frisch und zart wie die Erdbeeren, wie die Waldrosen. Die Einsamkeit des Forstes erhielt die Reinheit ihres Geistes, und gab ihrer Phantasie ewige Nahrung. Ihre Tage verflossen still und lieblich, die Waldgeister spielten mit ihnen, ihre Kindheit war ein rosiger Elfentraum. Lenze kamen und gingen, jeder brachte neue Schönheiten und Freuden, und nichts blieb alt, als nur die gegenseitige Neigung der Kinder. Da sie in ungestörtem Verkehre waren, war sie nur eine Quelle schöner Freudigkeit für sie; diese gegenseitige Liebe schien in der Weltordnung bedingt, wie das Licht der Sonne, wie die Nahrung des Athems.

Sie wuchsen heran, und diese unschuldigen Triebe mit ihnen. Die beiden Wahlgeschwister brachten keinen ge-

heimnißvollen Wunsch, keine lichtscheue Sehnsucht mit sich in die Jugend. Diese unterschied sich nur durch hellere kräftige Gedanken, durch farbenreichere Bilder der Phantasie. Der Vater hatte seine Freude an den Kindern, und prophezeite Beiden eine frohe Zukunft. Sephine gedieh in der Schönheit unverdorbener Jugend, ihr jungfräulicher Geist entfaltete sich in überraschenden Blüthen.

Heinrich hatte die frische Luft des Waldes, den freien Duft des Frühlings nicht umsonst gesogen, die glühende Sonne hatte seine Gefühle gekräftigt, das träumerische Mondlicht sie geläutert; der Baum seiner Phantasie stand voll goldner abenteuerlicher Früchte. Er war durch und durch Dichter, jeder Gedanke war leuchtend und schwungreich, jedes Gefühl ein Gedicht. Er war voll jener Poesie, deren Gebilde mit den höchsten Resultaten des denkenden Geistes, mit den Thaten des edelsten Willens zusammenfallen; er war ein Jünger der ewigen Schönheit, ein Kind der Sonne. Nicht die blaue ätherische Sphäre der Wahrheit war ihm fremd, nicht die donnernde, flammende Wolkenwiege der That, — nur das Element des Marktes, den Staub kannte er nicht, und über manches der nächsten Verhältnisse war er in naiver glüklicher Unwissenheit. Dieses Leben in innerer poetischer Fülle, dieses ursprüngliche Verschweben im All ließ nur selten den Drang in ihm erwachen, die schöne innere Anschauung bildlich darzustellen. Seine Gedanken schwebten in stiller Musik, seine Träume waren bewegliche Bilder, seine Worte unbewußte Gedichte. Er hatte keinen Plan für die Zukunft,

ſondern nur den kindlichen Wunſch, glükſelig zu ſein, die ſchöne Überzeugung, es zu werden.

Der Buchhändler der nahen Muſenſtadt verkehrte die lezte Zeit oft im Forſthauſe. Sephinens Vater erklärte an einem Abende, daß ſie ſeine Braut ſei, und ſezte die nahe Hochzeit feſt. Er war überzeugt, die Tochter fromm und tüchtig erzogen zu haben; der Bräutigam war ein biederer reicher Mann; Sephine war gern in ſeiner Geſellſchaft geweſen. Der Vater konnte nicht zweifeln, ihr Glük begründet zu haben. Hocherrötbend hörte Sephine die Nachricht; gewohnt, den Vater als das unfehlbare Orakel ihres Lebens zu betrachten, zog ſie ſeinen Spruch in keine Überlegung, ſchüchtern und überraſcht wünſchte ihr Heinrich Glük. Sie hatten ſich ſtets als Geſchwiſter betrachtet, daß Beide heirathen ſollten, ward nie bedacht. Und doch hatte dieſe Beſtimmung des Vaters ihr Daſein verändert, ſcheu fingen ſie ſich jezt zu meiden an; Heinrich verlor ſich in die Tiefe des Waldes, Sephine ſchien gänzlich von häuslichen Geſchäften in Anſpruch genommen. Heinrich machte jezt auf ein paar Tage einen langverſchobenen Ausflug.

Der Hochzeittag war gekommen; ihre Gefühle waren ihnen nicht verſtändlich geworden, nur ſie ſelbſt blieben unſtät und nicht mehr glüklich. In der Bergkapelle wurden ſie getraut, gefühllos ſprach Sephine das bindende Ja, dumpf ſah Heinrich der Zeremonie zu. Gleich nach der Trauung mußten ſie ſich trennen, der Gatte führte Sephinen mit ſich in die Stadt. Heinrich hatte einen Kranz von Waldroſen für ſie geflochten; als Zeichen ſeiner brüderlichen Liebe wollte er ihn ihr zum Abſchiede reichen. Er konnte kein Wort ſpre-

chen, ſtumm hielt er ihr den Kranz entgegen; ſeine Hände bluteten ſtark, unbewußt hatte er ſie an den Dornen zerriſſen.

Sie ſah ſein Blut, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, und ſank ihrem Gatten in die Arme. Lächelnd und begütigend führte der ſie mit ſich.

Der Vater begleitete ſie, Heinrich blieb allein zurük, und zerrauſte ſich das Har. Halb verſtändliche Gefühle wurden ihm plözlich klar, er erkannte den Irrthum ſeines Herzens: ach, er liebte ſie heiß und unüberwindlich.

Der goldathmende Himmel ſchien ihm gräßlicher Weltenbrand, das ſchöne Gebirge ein großer Todtenhügel, er ſelbſt ein verbannter Geiſt.

Er ſchlug ſich auf die Stirne ob des langen, tödtlichen Irrthums, ob der jahrelangen, unbegreiflichen Blindheit: ach, hatten ſie nicht immer von ſtetem Zuſammenſein geſprochen, war je ein Gedanke an Trennung in ihre Seele gekommen, hatten ſie je an ein drittes ſtörendes Weſen gedacht? Heinrich ſtand vor den Scherben ſeines Glüks; ſeine Jugendträume ſanken wie getroffene Singvögel. Er war unglüklich und für immer.

Auch dem Vater gingen plözlich die Augen auf. Er hatte den blaſſen troſtloſen Blik der Tochter geſehen, er war nun Zeuge des wilden Schmerzes des Jünglings. Er bedachte, daß es nicht wohl gethan ſei, Heinrich ſeinen verzweifelnden Sinnen zu überlaſſen, ſeine Nähe ſchien auch für Sephine gefährlich. Jonathan, der die beiden jungen Leute beſſer verſtanden hatte, kam nun leider zu ſpät von der Univerſität zurük, auch er war derſelben Meinung. Der Vater

versah den jungen Menschen reichlich mit Geld; Jonathan begleitete ihn brüderlich mehrere Tage; Heinrich zog in die weite Welt. Er irrte durch Städte und Länder, er hielt am Ufer des Weltmeeres, ein Schiff stand segelfertig zu langer wissenschaftlicher Reise um die Erde. Heinrich schrieb in die Heimath, er zog mit dem Schiffe.

Fünftes Kapitel.

„Dichterklubbe. Schiller und der kathegorische Imperativ. Göthe und seine Beurtheiler. Nordöstlich-südwestliche Universalität. Heinrich wird ein Günstling der Sonnenkinder, er wird selbst eines, ihr jüngstes!“

Die Kinder der Sonne waren versammelt. Jonathan präsentirte Heinrich der Gesellschaft. Alle schauten ihn vornehm an, und schnurrten ihm eine zweideutige Begrüßung entgegen. Keine Kaste ist gegen Ihresgleichen unduldsamer und störriger, als die der Poeten; vielleicht mit Recht. Der Dichter, der einem Andern begegnet, ist entweder ein besserer oder ein schlechterer als er. Ist er ein schlechterer, dann ist er und es schlecht genug, — ist er ein besserer, hu, dann ist es noch schlechter.

— Zu welcher Schule gehört man? brummte der Professor dem neuen Ankömmlinge entgegen.

— Schule? zu keiner, rief Heinrich, und hatte des weisen Rezensenten Ermahnungen vergessen: wie das Lied aus dem Herzen strömt, so bringe ich es zu Papiere, wenn

ich es anders thue. Die meiſten verfliegen jedoch in der Luft, wie Lieder der Vögel, zu deren Schule ich mich allenfalls rechnen könnte.

— Zu keiner Schule —

— Was, keine Schule?

— Vögel und keine Schule!

— Wie, man gehört zu keiner Schule? ſchrie der Profeſſor entrüſtet. Selbſt der Vermittler ſchnitt ein zweideutiges Geſicht; der Rezenſent ſtieß Heinrich an.

— Verſtehen Sie mich recht, ich gehöre noch zu keiner, um mich der einzig wahren anzuſchließen, deren Glieder ich erſt heute kennen zu lernen das Glük habe.

— Ah, ſo! Alle warfen ſich zufrieden in die Bruſt, ſelbſt Lämmlein wedelte mit dem Jabot.

— Schön gedacht, vortrefflich exprimirt, rief der Vermittler.

— Und was hält man von Schiller und Göthe? fuhr der Profeſſor mit der ſcharfen Frage fort. Der Rezenſent winkte.

— In der That recht lobwerthe Geiſter, ſchöne Verſe, wo ſie nicht fehlerhaft ſind, allerliebſte Reime, wenn ſie ſich reimen, große Gedanken, wo ſie nicht alt und gewöhnlich ſind. Ich halte Beide für Genien ihrer Zeit, aber die neueſte braucht und ſchuf andere Geiſter; wo ſie aufhörten, beginnt ſie; der Geiſterſeher und die natürliche Tochter wird fortgeſezt, — Wallenſtein, Egmont, Don Carlos und Göz entſchuldigen ihre irdiſche Beſchränktheit in kühnen Heroiden — und Fauſt gewann bereits ein halb Duzend Nachſpiele.

— Nicht übel, rief Ananias, Schiller erfaßte die Antike nicht, er verſtand nicht einmal griechiſch.

— Das wäre zu vergeben, fiel der Magiſter ein, aber mit Kant endet ſeine Weisheit. Seine Ideale ſchmeken zu ſehr nach der Kritik der reinen Vernunft, er ſeufzt unter dem Joche des kathegoriſchen Imperativs. Er iſt der Dichter der Morgengewölke, der Illuſionen, die Hoffnung, die Sehnſucht geht in ſeine Schule, für die Erfahrung, für die Erinnerung biethet er wenig. Drum zählt er auch ſeine meiſten Anhänger unter der Schar der Jugend; um es zu ſein, darf man die höchſte Luſt, das tiefſte Wehe des Lebens noch nicht empfunden haben. Die erhabenſten Intereſſen der Menſchheit ſind ihm fremd, er iſt kein Ritter vom heiligen Geiſte.

— Wo findet man rechte Romantik in ihm? rief der Spanier, kein Waldhornklang, keine Mandoline iſt zu hören; er iſt ein kalter oratoriſcher Dichter, der Cicero's Perioden in Verſe brachte, die Tiefen des Herzens blieben ihm verſchloſſen, er irrte in ſeinen kalten Höhen.

— Seine Turandot iſt ein markloſes Zerrbild des Orients.

— Mit Göthe ſteht es kaum beſſer, fuhr der Magiſter fort. Sein weiteſter Flug ging bis zu Schelling's Weltſeele; Fichte's Ätherregion war ihm zu fein, Hegel's algebraiſchen Formen konnte er kein Leben ſubſtituiren.

— O laſſen Sie mich ſaugen Ihre Worte, Einziger! liſpelte Heinrich zu ihm, und zog ihn in eine Fenſterniſche. Sein Geiſt lächelte abenteuerlich und üppig wie ein trunkener Faun; die Schellenkappe läutete und der Thirſus klappte wie das Schwert des Pikelhärings. Endlich treffe

ich einen Gleichgestimmten. Hegel, o unsterblicher Hegel! Vater der wahren Dichtkunst, Apollo der Mark! Lassen Sie uns zusammenhalten, Vortrefflicher! Wie viel Herzeleid haben mir nicht schon die poetischen Blumen gemacht, und die veraltete Weltanschauung, die fett riecht wie die Küche eines Wohlschmekers. Nieder mit dem glühenden Unkraute, gibt es getroknet doch nur Heu, und wer wird dieses wiederkäuen. Der helle Strahl der Wissenschaftlehre möge Aganippe vertroknen, und der Verstand sei als Hippogriph gesattelt, das oberste Prinzip hält die Korda; wie herrlich kömmt der gestreute Sand zum Besten! Die logische Peitsche straft jeden Seitensprung, zuerst lieblichen Trott, dann kurzen Galopp und gewechselt, — auch Trab wird geritten, und zulezt ein langes Karrierchen; hu, wie der Sand fliegt, wie der Pegasus wiehert! dann aber dekt ihn zu, und führt ihn vorsichtig durch die Schule, wie leicht erwischt man ein Rheuma.

— Sie haben Recht, Herr! die nakte Wahrheit ist poetisch genug, an der jungen Zeit laßt uns den Rhithmus wezen, jeder Reim sei geharnischt, die Rede spiz und scharf, es gilt die hohen Interessen der Menschheit. Göthe ist ein aristokratischer Dichter, ein Feind der Humanität, voll unnüzer Blumen und Bilder.

— Die Andern traten dazu.

— Seine Iphigenie hat keinen Chor.

— Er wird oft gemein, und schreibt zu prosaisch; seine Gelegenheitgedichte entbehren der feinen Wendungen, der beliebten Anspielungen. Er ist darin zu wenig artig, ihm mangelt der zarte Takt, mit du spricht er Exzellenzen an!

— Auch er erfaßte die Romantik nicht, seine beste

Schöpfung iſt Mignon und das Zwiſchenſpiel Helena; aber ſelbſt da, wie glühender würde er die Farben gemiſcht haben, hätte er Laura gekannt, wie weniger die Ranken der Phantaſie beſchnitten, hätte er den wahren romantiſchen Beruf gefühlt. Störend wirkt das Hindurchſchimmern einer Verbindung, das Errathen einer Abſicht, eines Endzweckes, diesfalls iſt ſein Mährchen von den vier Königen das Beſte. Poeſie ſollte nur Klänge, nur Bilder bringen, der Begriff muß ausgemerzt werden, das proſaiſche Zeitwort ſo viel als möglich vermieden.

— Was mich anbelangt, ziehe ich die lezte Richtung Göthe's allen früheren vor; in ſeinem Divan legte er den Grundſtein der neueſten Epoche, doch die Nachfolger haben bereits mehr geleiſtet; wo er noch reflektirte, geben wir Reſultate, wir ſind oſtweſtlicher, und das Zentralblatt wird Alles vollenden!

— O, Mann des Jahrhunderts! ſeufzte Heinrich zu Philidor, den die Andern entrüſtet allein gelaſſen, du oder Keiner erfüllt die kosmopolitiſchen Träume meines Lebens, Sohn der weſtöſtlichen Morgenröthe, Gül- und Bülbül-Geborner! Wahrlich, mit dir muß eine neue Hegira beginnen! Segne den heiligen Bund zwiſchen Oſt und Weſt mit dem Siegel Salomonis, die Zarten führ' in den Guliſtan, die Gefräßigeren in den Boſtan! Aber ſollte dein hoher Beruf hier enden, — und der Hauch des Windes deine Univerſalität übertreffen? Weſtöſtlich — ſchön! wo aber bleibt das Nordſüdlich? Du oder Keiner biſt von weltliterariſchen Konſtellazionen berufen, den Kranz des Alls zu ſchließen. Nicht blos über die Säulen des Herkules ſchweife in das heſpe-

rische Atlantika, nicht nur die Piramiden messe, und erbeute uns östliche Weisheit bis zum Fußtritte Adams auf Ceilon, auch der Nord und der Süd ist deiner werth; unter dem gefrornen Pole ziehe die Heimskringla hervor, in den Wässern der Südsee suche nach antidiluvianischer Bildung: nord-süd-west-östlich muß dein Zentralblatt sein!

— Große Gedanken, Vortrefflicher, kühne Pläne, mein Bester! ich werd' sie bedenken.

— Hat man schon Gedruktes aufzuweisen? fragte der Professor.

— Nonum prematur in annum, sagt Horaz, ich dichte erst acht Jahre und ein halbes.

— Lobwerthe Bescheidenheit, um so schäzbarer, je seltner sie bei der heutigen Jugend anzutreffen ist. Machten Reisen?

— Eine Kleinigkeit, mein Endzwek ging eigentlich nur auf Upsala.

— Wie, Sie waren in Upsala? und das Manuskript —

— Ich kann wohl sagen, daß ich nur wegen Upsala meine Reise unternahm. Ich hatte Ihre Gloſſen zum Orpheus gelesen, — Herr, ein stupendes Werk! woher nahmen Sie so penetrirende Einsicht in die klassischen Tiefen? welcher Scharfsinn, welche attische Feinheit! wie gesagt, Ihr Werk begeisterte mich, mit Schmerz hielt ich an den Stellen an, wo die köstlichen Rapsodien abbrechen. Wie, sollte nirgends das volle Kunstwerk zu finden sein, sei's in den Liedern des Volks, sei's in gelehrten Pergamenten? Dieser Gedanke durchglühte mich. Ich reis'te, wohin, werden Sie nicht fra-

gen, es ging nach Thrakien; ich irrte über die Gebirge, fragte die Söhne des Waldes um Euridize.

— Und nun?

— Erfuhr nichts. Eine dunkle Sage lief dort im Munde des Volks, Orpheus habe sich im Schmerze um den Tod seiner Gattin in den tiefesten Norden gewendet. Ich stand keinen Augenblik an, die schwache Spur zu verfolgen. Im Skithenlande weis't man mich an die Hiperboräer, von da in die äußerste Thule; hier erst finde ich Spuren, daß ich mich nach Upsala zu wenden habe und zögere keinen Augenblik. Die Bibliothek hat einige Millionen Bände, ich lese sie durch, Schritt vor Schritt verfolg' ich die goldene Spur, endlich gelingt es mir, von ihren Noten geleitet, aus dem Schutte, aus dem Staube das Juwel hervorzufinden. Ja, Herr, ich habe das Manuskript in Upsala entdekt; und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß es eine Würze ist gegen Jammer und Harm, wer davon verkostet, dem fließt den ganzen Tag keine Thräne von der Wange.

— Sie sahen das Manuskript, sie entdekten es?

— Sah es, entdekte es; aber die Männer von Upsala sind neidisch mit dem Schaze: sie erklärten ihn als ihr Eigenthum; sie verbergen es, sie verleugnen es, man entriß mir sogar die Ehre der Entdekung. Sie allein, ränkesinnender, gottgleicher Ananias, wären der Mann, die Abscheulichen zu überlisten. Lassen Sie sich im Namen der Kunst, im Interesse Europa's bereden, dahin zu reisen und die Argevollen zu bekämpfen. Keine Einwendungen, Verehrlicher, o nicht diesen unerbittlichen Blik, Professor! Sie oder Keiner kann das Manuskript aus den Klauen der Greise befreien.

— Ich will, ich will es ja!

— O dann Triumph! Felsen werden Sie bewegen, Bäume werden an Ihren Fußstapfen hangen, tanzende Eisbären werden Sie begleiten!

— Herrlich, herrlich! aber Geld, Geld zur Reise!

— Davon ein ander Mahl!

— Nun aber lassen Sie uns zur Tagesordnung schreiten, rief der Gelegenheitdichter, unser Gast soll uns einige Proben aus seinen jüngsten Werken vorlesen.

— Wie, ich sollte vorlesen, schrie Heinrich, und kokettirte mit Lämmlein, ich? und solche Meister, wie ich vor mir entdeke, wollen verstummen! Sehe ich nicht ein allerliebstes Manuskriptchen aus der Brusttasche des Freiherrn hervorschielen, ist unser Romantiker nicht voll glühender Verse, und schwillt, wenn mich nicht Alles täuscht, nicht Lämmleins Frak von lieblichen Reimen? Hervor mit der Quintessenz deutscher Poesie; — wer ist gestorben, Lämmlein? stimm' deine elegische Leier, oder stekt dir dieses Mahl die Tuba der Freude in der Tasche, und ist dir die Lippe noch feucht vom Öhle des Festmahls? O Sänger der Fajaken, stimm' an, stimm' an! sei's nun lustig oder traurig. Thränendrüse und Zwerchfell steht dir zu Willen, stimm' an!

— Zu gütig, zu gütig! ich habe allerdings Beides bei mir; Sie werden leider wissen, es starb —

— Halte ein, halte ein! fielen die Andern in die Rede, vor Allem laßt uns unsern Kreis würdig vermehren, und Heinrich als Kind der Sonne adoptiren.

— Er lebe! schrien die Versammelten.

— Ich werde diese Gelegenheit nicht —

Allgemeiner Beifall übertäubte Lämmlein. Alle waren höchst zufrieden mit Heinrich; nur der Vermittler schien übel gelaunt, es hatte bis nun nichts für ihn zu vermitteln gegeben.

Sechstes Kapitel.

„Spätfrühling des Herzens. Entdekte Pläne des Bei von Constantine. Einzig wahre Sachucha mit Scheidewasser. Wir reiten seltner Stekenpferde als Stekenesel."

Rührend war Heinrichs und Sephinens Liebeglük anzusehen. Die bunten üppigen Blumen der vollen Jugend waren verblüht, dahin der tolle vergeudende Frühling, und die Flur ihres Lebens wies manche Stelle, die nicht mehr grünte, aber die schönsten duftigsten Blumen der Liebe drangen schnell und größer hervor, und wie zwei selige Kinder, saßen Heinrich und Sephine unter den hohen einsamen Kelchen. Mit frommer Verwunderung betrachtete sie jede neue Knospe, mit naivem Entzüken sahen sie der Krone schnelle Entwiklung, bewunderten die Zartheit der Staubfäden, den Glanz der Blätter, die ganze leuchtende Pracht des Wunderkelchs. Ihre Stimmung war rein, und feierlich wie einst am ersten Ostertage. Sie hatten die Kraft ihres Herzens gelähmt geglaubt, seine Gluth erloschen, aber ihre Gefühle waren nur um so inniger, die Flamme der Liebe vom irdischen Stoffe gereinigt worden. Sie liebten sich zart und

kindlich wie einſt, aber mit der Beſtändigkeit geprüfter Herzen, mit der Kraft bewußter Treue.

Heinrich und Sephine ſaßen auf der Terraſſe ihres Hauſes, die über die freie Landſchaft gegen die Gebirge ſtand. Die Stille der blauen Frühlingluft, der ſanfte abendliche Strahl der Sonne ſimpatiſirte mit der Stimmung ihres Herzens. Das Gelände des Gebirges ſtand matt vergoldet, alle Tinten des Thales waren weich und verſöhnt. Sephine ſchaute froh gerührt in den Frühlingabend, ihr Athem ging ſüß und ruhig, der Wiederſchein des Abendrothes färbte ihre Wangen und verwiſchte jede leichte Spur der lezten Jahre. Heinrich ſaß vor ihr, und ſein Blik verlor ſich wieder, einmal in dieſe klaren, ſchuldloſen Züge, in das aufgeſchlagene Blatt eines edlen makelfreien Daſeins. Ein Blik auf dieſes Antliz gab ihm Antwort auf hundert wortloſe Fragen, und erzählte ihm die Geſchichte der Vergangenheit. Er hätte dieſe ſtumme Sprache ein Jahrhundert belauſchen mögen, wie jener Mönch das Lied des Zaubervogels.

— Sieh mich nur noch an, Heinrich, nimm Abſchied von den lezten Roſen der Jugend, die noch auf dieſem Geſichte ſtehen, bald werden ihre Blätter fallen, und deine Sephine wird welk und reizlos ſein.

— Deine Züge ſind mir durchſichtig, Sephine, nicht ihr reizend belebtes Spiel iſt's, was ich betrachte, ich ſehe tiefer, den weißen, reinen Zug deiner Gedanken, die ewige Glorie deines Herzens.

— O wie du gut und genügſam biſt! Ich habe die leichtere Probe der Treue beſtanden; ich blieb zurük im

Thale der Jugend, Wald und Flur trug deine Fußſtapfen, Wind und Waſſer erzählte hier von dir, ich lebte als treue folgſame Gattin an der Seite meines Gemahls, aber konnt' ich dem Waldlüftchen wehren, daß es ſich auf deinen Nahmen erinnerte, — meiner Harfe, daß ſie deine Lieder nicht vergeſſen konnte? Dem Gatten gehörte mein Leben, dir die Hoffnung des künftigen Daſeins.

— Auch ich hatte längſt die Ausſicht auf irdiſches Glük verloren; auch die Keime meines Herzens verpflanzt' ich nach jenſeits. Aber iſt unſre Liebe dadurch nicht frömmer, heiliger geworden, und müſſen wir dem Lenker der Geſchike nicht um ſo inniger danken, daß er uns auch noch einen irdiſchen Frühling gab?

Sie verſtummten. Das Schauſpiel des Abends ſchritt vor, er ſchmükte ſich mit der Krone der hellſten, vergänglichſten Roſen, die ambroſiſche Nacht ſank hernieder, — nun trat der Abendſtern hervor. Das Spätroth wollte ihn aufſchlürfen, und doch tauchte er immer von Neuem hervor. Heinrich wies empor.

— Kennſt du den klaren ewigen Funken der Liebe, Sephine! ſo oft ich ihn ſehe, wird der alte fromme Glaube lebendig in mir, daß die Illuſionen der Jugend und Liebe, wenn ſie auch Irrthümer für dieſe Welt ſein mögen, Wahrheiten für jene ſind.

Man ſchikte nach Heinrich. Der Hauch des Lebens verkältete ſeine Gefühle ſchnell, ſie kriſtalliſirten ſich in ironiſche Gebilde.

— Lebe wohl, mein ſüßes Herz! rief er, und küßte Sephine auf die Stirne, dich hat meine Liebe errungen,

nun gilt es noch die Güter dieser Erde. Mein Herz ist beruhigt, mein Verstand ist frei, ich fühle die Laune entfesselt, wie es auch ausgehe, ich kann nur gewinnen, verlieren kann ich nicht, denn du bist mein.

Der Romantiker wartete auf Heinrich, und zog ihn mit sich.

— Haben Sie das Schrekliche gehört, Laurette tanzt heute das lezte Mal, und gleich darauf reisen die Künstler ab!

— Wäre es möglich, Florimund! mein Herz zittert, den Gedanken zu fassen.

— Und doch ist es so; ahnen Sie meine Verzweiflung. Ich war bei ihr, Laura war hingebender als je, sie nahm das Armband aus Rubinen an, denken Sie, und versprach es zu tragen; ich durfte ihre Hand küssen, ich gestand ihr meine Liebe und sie lächelte, ich trug ihr Herz und Hand an, sie wies mich an ihre Duenna. Das falsche Weib fragte nach Geld; ich wies ihr den Schaz meiner Manuskripte, den ewigen Lorbeerkranz um die Schläfe, und gestand ihr, daß das Armgeschmeide meine lezte Baarschaft verzehrt hatte; sie gebrauchte gemeine Worte; ich wollte zu Laura, die Maurin versperrte den Weg; ich vergriff mich an ihr, und die zwei Athleten warfen mich hinaus.

Seitdem sah ich Laura nicht mehr. Nun tanzt sie das lezte Mal, und dann dahin Laura und Liebeglük!

— Das darf nicht sein; o die Duenna ist falsch, und die zwei Gimnastiker gemein; aber Laura ist ein Wunderkind, ein Stern aus Alhambra!

— O! wo finde ich Empfindwörter, um meine Verzweiflung zu malen; — könnte ich den Pinsel der Rede in Herzblut tauchen, mit ſpringenden Saiten wimmern, Pirouetten des Jammers ſchlagen. Doch ſtille, ſtille, die Kaſtagnetten tönen, Laura erſcheint, ſie tanzt die Cachucha das lezte Mahl.

— Fürchterlich! eine raſche ſcharfe Muſik begann, ein braunes Mädchen mit Kaſtagnetten erſchien, es war Laura. Ihre Schönheit ſchien mäßig, gleichwol ſtanden die reichen kurzen Loken, die den ganzen Kopf bedekten, eigenthümlich zum kapriziöſen Geſichtchen, und die groſſen dunklen Augen ſchoſſen in glühender Lebhaftigkeit. Jezt hob ſie die Kaſtagnetten über den Kopf und machte einen Wirbel, zierlich erhob ſie ſich auf den Zehen und ſchlang einen reizenden Kreis, nun ſchlürfte, nun glitt ſie über den Boden, darauf entband ſie die Füße wieder in reiner graziöſer Bewegung. Man mußte geſtehen, je mehr der Tanz vorſchritt, deſto reizender ward Laura. —

— O Kind der Romantik, Tochter der Luft! Hat die Elfin Mab dich in hellen Mondnächten den Ringeltanz der Geiſter gelehrt?

— Und wie ihre Augen wetterleuchten, Florimund ſucht der zukende Strahl; glüklicher Florimund, ſie liebt dich! —

— Ja, ſie liebt mich, die Spanierin muß mich lieben, im Siſtem des Univerſums iſt es bedingt, wir ſind ein Doppelklang der Geiſterwelt.

— Die falſche Duenna will dich um ſie betrügen, mit ihren Reizen möchte ſie wuchern. Ja, es iſt wahr,

Der sechste Akt.

was alle Zungen flüſtern, nur um Tonnen Goldes will ſie die Reizende verkaufen. Der Bei von Conſtantine —

— Zungen, — Gold, — der Bei von Conſtantine —

— So wiſſe es denn, für ſeinen Harem hat die Duenna Laura beſtimmt.

— Sonne und Liebe! ich will Welten in Brand ſtekken, Sterne vom Himmel reißen —

Aber lauter und ſchneller fiel nach kurzer Pauſe die Muſik ein, Laura gaukelte nun, als hätte ſie die Tarantel geſtochen, wie Champagnerſtöpſel flog ſie empor, ein Stern ſchwebte ſie nieder.

— Ha, Heinrich, ſchlagen ihre Füße nicht Takt zum Wirbeltanze der Sphären?

— Iſt die Cachucha nicht die Dithirambe der Liebe, des Glüks?!

— O fließt denn, ihr Abſchiedsthränen!

— Cachucha mit Scheidewaſſer!

— Aber, nein, ſie muß mein werden, ſie liebt mich!

— Sie muß dein werden, ſie liebt dich Florimund!

Die Spanierin hatte geendet; das Publikum zollte rauſchenden Beifall, des Romantikers Extaſe verlor ſich im allgemeinen Jubel. Laurette warf Kußhändchen zum Abſchiede, ſchlüpfte in den Reiſepelz, hüpfte in den Wagen, und das grauſame Schikſal entführte ſie vor Florimunds Augen. Er brüllte wie ein Raſender. Verfluchte Duenna, unmenſchliche Athleten! ſpizbübiſcher Bei von Conſtantine! die Spanierin liebt mich! wollt ihr durch dieſen Mißgriff den Bau der Welten aus einander trümmern? Hört ihr nicht, ſie liebt

mich! Wo iſt Werther's Piſtole, Siegwart's Mondſchein? Gebt mir Fliegenſchnauzen und Tartarnaſen! Her mit Schlehmihl's Siebenmeilenſtiefeln, oder laßt mich auf Lothians Wolken reiten! Sie liebt mich! Hörſt du's, Meluſine, wie's durch die Löwenhallen von Alhambra tönt. —

Beruhige dich, theurer Florimund! die Prinzeſſin iſt nicht verloren. Sie ziehen nach Granada, wir ſind den Mauren auf der Spur. Das ſchnellſte Pferd meines Marſtalls ſteht geſattelt, ein andaluſiſcher Zelter. Schwing dich hinauf, Florimondo! und nach — der Prinzeſſin!

— O theurer Freund, einziger! die Prinzeſſin ſtirbt vor Sehnſucht; wo iſt der Andaluſier?

— Hier, Florimondo! rief Heinrich und zog vorſichtig ein großes Stekenpferd unter dem Oberrokе hervor, er iſt freilich toll und feuerſchnaubend, aber ein Romantiker wird ihn zu zähmen wiſſen.

— O zweifle nicht, geliebte Seele! ſchrie Florimund und ſtekte das Pferd zwiſchen die Beine, nun iſt Laura mein! Ha, wie er wiehert und ſich bäumt! Nimm die Zügel, die brauch' ich nicht, fort Pegaſus, fort durch die Thränenwolken in die Abendröthen, durch die Milchſtraße!

— Noch Eines, Bruder, ſollteſt du beiläufig die etwas langen Ohren gewahr werden, oder geſpaltene Klauen, ſo trappe immerhin rüſtig zu; ein Spiel der Natur iſt's, nichts weiter.

— Ein Spiel der Natur, nichts weiter! Nun aber ihr nach, Lauren, der Prinzeſſin!

Florimund sprengte in sprühenden Galopp ein, bald war er für immer verschwunden.

Siebentes Kapitel.

„Nicht zu übersehen: ein Preis, der zu gewinnen wäre. Die Geschichte geht rasch gegen das Ende. Wahlkollegien. Das Gedicht ohne Fehler. Abermahls ein Ausgang, wie ihn der Autor sonst nicht beliebte."

Die Kinder der Sonne waren versammelt; es handelte sich um keine geringere Frage, als noch Manches über die Hand der schönen Witwe zu bestimmen. Heinrich horchte bescheiden zu.

— Wie sie vergeben werden soll, das wissen wir, wie anders, als durch einen dichterischen Wettkampf; der das beste Poema liefert, führt die Braut nach Hause. Er warf sich in die Brust. Alle thaten es, und stimmten zuversichtlich bei.

— Aber welcher Gegenstand soll besungen werden?

— Obwol die gebildeten Chinesen in solchen Gelegenheiten die Weidenblätter vorzugweise belieben, wäre ich doch der unvorgreiflichen Meinung, in vorliegendem Falle zum Gegenstand des Gedichtes die Braut selbst zu wählen.

— Recht so, Sephine werde besungen.

— Nicht wahr, das wäre ja so eigentlich ein Gelegenheitgedicht? meinte Lämmlein beruhigt.

— Zuverlässig, versicherte Heinrich.

— Aber welcher Maßſtab ſollte denn eigentlich die folgende Beurtheilung leiten? fiel der Rezenſent ein.

— Das Gedicht müßte antik, es müßte klaſſiſch ſein —

— Voll weſtöſtlicher Gluth —

— Ein galantes zierliches Gedicht, wie es die Gelegenheit erheiſcht —

— Schlicht und beißend müßte es die hohen Intereſſen der Menſchheit fördern.

— Schade, daß der Romantiker nicht mehr hier iſt, bemerkte der Kritiker, mit Bedauern vermiſſe ich die fünfte Stimme.

— Wie wäre es, begann der Vermittler, wenn es weſtöſtliche Antike mit den galanten Intereſſen der Menſchheit gelegentlich verbände.

— Erlauben Sie, Hochanſehnliche! fiel Heinrich ein, daß auch ein Jünger ſeine ſchwache Meinung vortrage; der erſte Schritt zur Schönheit, ihre eigentliche Grundirung iſt Mangel der Fehler, dann erſt laſſen ſich ihre bunten Farbenmiſchungen auflegen; dieſe beſtimmt das Genie nur, jene der Geſchmak. Ich dächte, wer ein Gedicht hervorbrächte, dem Keiner der Andern einen Fehler aufweiſen könnte, der verdiente billig den Kranz und die Braut.

— Vortrefflich geſprochen, man ſieht, daß Sie zu Upſala waren. Fehlerloſeheit iſt die wahre Klaſſizität.

— So ſei es; weſſen Gedicht von Keinem eines Fehlers beklagt wird, den wollen wir als unſern Sieger anerkennen.

— Ich ſchreibe einen netten Vers, ermuthigte der Di-

lettant ſich ſelbſt, ein Reim, rein und flüſſig wie Waſſer. Wer, meinen Sie, wird den Lorbeer erringen?

— Sie fragen, ſchrie Heinrich, Sie können fragen? gibt es einen Zweiten in dieſer Geſellſchaft, ja auf der Welt, deſſen Vers ſich dem des Einen an Wucht des Gedankens, Glanz des Ausdruks und gediegener Abgeſchliffenheit vergleichen ließe! Wer den Lorbeer gewinnen wird? ich antworte zuverläſſig: der Eine!

— Der Dilettant verhimmelte; Jeder lächelte wohlgefällig und hatte die Rede auf ſich bezogen.

— Wenn ich der Glükliche bin, ſo ſind Sie mein Hausfreund.

— Wenn ich es wäre, was, wie Sie Alle einſehen, nicht ſein kann, ſprach Heinrich laut, und wendete ſich zum Profeſſor, ſo bäthe ich Sie dringend auf Koſten des Etabliſſements um das Manuſkript nach Upſala zu reiſen.

— Vortreffliche Seele, klaſſiſches Herz! ich thät' es dir auch, Kindchen, ich thät' es dir auch.

— Ich würde allerdings auf meine Freunde zählen. Ein Zentralblatt von kosmopolitiſcher Grenzaufhebung, ein fabelhaftes Unternehmen, das in's Univerſale, in's Blaue geht, iſt lange meiner Wünſche Ziel; Sie dürften mir nicht abſchlagen, Philidor, ſeine Redakzion zu übernehmen.

— Sie könnten in der That auf mich rechnen, ich habe große Vorarbeiten, geſchriebene Hefte.

— Es müßte Vieles anders werden. Eine tüchtige Leitung thut überall Noth. Die Drukfehler, die Urpſora

des Bücherlebens, nimmt stets überhand; Magister, Sie müßten erster Korrektor werden: das Ämtchen ist von Wichtigkeit, sechs bis acht hundert Thaler wäre der geringste Gehalt.

— Sie meinen —

— Freilich, Ihre Zeit ist kostbar: die hohen Interessen der Menschheit —

— O seien Sie deshalb unbesorgt, ich habe bereits genug für die hohen Interessen der Menschheit geschrieben.

— Sie, unvergleichlicher Dilettant, müßten das Hochzeitgedicht verfassen.

— J, vom Herzen gerne, rief Lämmlein, wünschten Sie Alexandriner oder allerliebste Daktilen?

— Was Sie skandiren, wird Gold.

— Und was bliebe dann für mich? brummte der Vermittler.

— Sie können fragen! welch' weites Feld, im voraus die Stimmen zu leiten, und nach der Hochzeit verspreche ich Ihnen wöchentlich einen häuslichen Zank, den Sie ausschließlich auszugleichen hätten.

— Danke ergebenst, unvergleichlicher Gönner, großmüthiger Mäcenas!

Man ging aus einander.

Schön und wolkenlos waren unterdessen für Heinrich und Sephinen die Tage vergangen. Ihr gegenwärtiges Glük ließ sie den Verlust der Vergangenheit ermessen — und verschmerzen. Sie hatten während der Jahre der Trennung so sehr an Wissen und edler Klarheit des Willens zugenommen, daß jezt oft Eines das Andere entzükt be-

wunderte, ſo viele ſüße Fäden hatte die lezte Trennung abgeriſſen; mit froher Überraſchung ſuchten ſie ſie jezt aus dem Schutte der Zeit hervor, ihr Verknüpfen an gegenwärtige Zuſtände war ſo reizend. Aus Tagebüchern und dem Gedächtniſſe hatten ſie ſich vorzutragen, ſo manche Ideen auszutauſchen, und gemeinſchaftlich zu erörtern. Wie rührend war ihre Verwunderung, als ſie entdekten, daß Leute, viele hundert Meilen getrennt, ohne jedes Mittel der Mittheilung, dieſelben Ideen hegten, daß ſie bis in ihre Träume übereinſtimmten.

Heinrich und Sephine waren ſeit dem erſten Tage der Wiedervereinigung entſchloſſen, den Bund ihrer Liebe vor dem Altare zu beſiegeln. Nun war auch der Tag herangekommen, der über ihre äußeren Güter entſcheiden ſollte. Sephine und ihr Bruder hatten Heinrich oft gefragt, wie er dieſe Angelegenheit zu ſchlichten gedenke, er hatte ſie ſtets auf die Zukunft, auf den Augenblik vertröſtet.

Jezt war er gekommen. Sephinens Salon war feſtlich dekorirt und glänzend erhellt. Sie ſelbſt ſaß im bräutlichen Schmuke, und die Röthe der Erwartung goß einen unſäglichen Reiz über ihre Züge, einen feuchten, ſehnſüchtigen Schimmer über ihre Augen. Der Profeſſor kam zuerſt. Er trug ſein Promozionkleid, machte verliebte Scharrfüße und begukte die bräutliche Witwe zuverſichtlich durch die Hornbrille.

Nun erſchien der Dilettant, ein rieſiger Blumenſtrauß ſtekte vor dem poetiſchen Buſen, er hatte einen neuen Seidenhut. Der Freiherr kam roſenöhlduftend, und der Ma-

giſter mit aufgeregter Miene. Heinrich machte der Lezte den Kreis vollzählig.

Der Vermittler hatte den Vortrag übernommen, er verlas zuerſt den gewichtigen Paragraph des Teſtaments, laut dem die Witwe nur in dem Falle das hinterlaſſene Vermögen behalten ſollte, wenn die Poeten mit ihrer Wahl einverſtanden wären. Er ließ ſich hierauf weitläufig in das Lob des Verſtorbenen, der Witwe und des künftigen Bräutigams aus; exponirte, daß ein Gedicht an die Braut der Probirſtein ſein ſolle, und daß ſie demjenigen zu Theil werden ſollte, deſſen Dichtung Keiner einen Fehler vorwerfen könne. Die Geſellſchaft hörte erbaut zu. Die Poeten räuſperten ſich, größere und kleinere Manuſkripte kamen zum Vorſcheine, jeder träumte von Lorbeerkranz und Brautkuß. Das Loos entſchied, wer beginnen ſollte; es traf den Magiſter. Mit cyniſcher Zuverſicht begann er:

„Der Schneidermeiſter aß Butter,
„Da kam ein Mann von Geſchmak:
„Wieviel brauchen ſie Tuch und Futter
„Zur einen neuen Frak?“

— Fi, ſchrie Ananias, iſt das Klaſſizität? Matte und plaſtiſche Rundung!

— Pfui, wie gemein und ſchmuzig! rief der Dilettant.

— Wo iſt die Gluth des Orients!

Achſelzukend ſchloß ſich Heinrich der Mehrheit an. Wüthend ſchwieg der Magiſter, nur die hohen Intereſſen der Menſchheit hielten ſeinen innern Menſchen aufrecht.

Süßlächelnd ſtellte ſich Lämmlein in Poſitur, die eine Hand ſteckte unter'm Jabot; er trug aus dem Gedächtniſſe vor:

„Was, lebt Herr X. noch, dik und breit
„Und ohne Leibbeſchwerden?
„Wie, ſucht er nicht Gelegenheit,
„Von mir beweint zu werden!

Diesmal fiel der Magiſter vor Allen mit entſezlichem Ziſchen ein: Alle ſtimmten bei, und erklärten das Gedicht wimmelnd von Fehlern. Er war durchgefallen.

Die Niederlage zweier Gegner hatte den Freiherrn nur ermuthigt. Er begann näſelnd von Schirasroſen, von der indiſchen Wolke Maja, von den ſieben Rhadunnen des Großherrn, und vom Dinge, das nicht iſt, und ſeine Verſe waren duftiger als ſeine Pomade; gleichwol pfiffen der Magiſter und Lämmlein zuerſt, und die Andern fielen ein, nur der Vermittler ſeufzte das dritte Mahl.

In antiker Ruhe trat, als die Stille hergeſtellt war, Ananias hervor:

„Ochs biſt du an Noth, und farrenäugig wie Here,
„Pallas Athene an Haar, und Aphrodite an Reiz;
„Heſtia, Tirhen und Zeus, Euphroſine, Klotho und Klio,
„Und der fataliſche Quell, Heluda, Ares und —

Man ließ ihn nicht enden, das Getöſe war größer als bei den früheren. Philidor hielt ſich die Ohren zu. Ananias erwachte aus klaſſiſcher Wuth, und behauptete das ſchönſte Gedicht der Welt vorgeleſen zu haben. Es half nichts; einſtimmig erklärte man ſich dagegen. Nur Heinrich blieb noch

übrig; beſcheiden ſchien er zu zögern, der Vermittler rief ihn auf.

— Mich vor ſolchen Meiſtern hören zu laſſen, macht mich allerdings verzagt; Fehler dürfte ich zwar in dem, was ich eben vortragen werde, vermieden haben; es war die Aufgabe meines Lebens, ich habe zwanzig Jahre daran gefeilt, ob Ihren gelehrten Ohren aber auch die einfache Schönheit des Naturgedichtes genügen wird, das iſt eine andere Frage.

— Beginnen Sie immer, unterbrach ihn ungeduldig der Vermittler, wir haben heute zwar ſchon ſehr viel Vortreffliches gehört, aber beginnen Sie immer.

— Wo das Wort aus dem Herzen quillt, da iſt leicht begonnen:

„Seyhine, ich liebe dich!“

Er war zu ihren Füßen niedergeſtürzt, und ſchaute in allvergeſſender Seligkeit zu ihr empor, ſie bog ſich huldvoll im bräutlichen Kranze über ihn hernieder. Alle ſchwiegen verblüfft und ungewiß. Der Vermittler gewann der Erſte die Sprache wieder:

— War ſein Vortrag nicht vortrefflich, und weiß ihm Jemand einen Fehler auszuſtellen? Iſt die Liebe nicht die Wurzel der Dichtkunſt aller Völker, iſt ſie nicht das älteſte Gedicht der Erde, und ihr Geſtändniß das ewige hohe Lied? Wer weiß einen Fehler an Heinrichs Worten? vergeßt nicht auf die Gloſſen dazu. Was meinen Sie von der Sache, Profeſſor? aber machen Sie ſchnell, wenn es Ihnen gefällig iſt, denn der Wagen iſt bereits angeſpannt, der Sie nach Upſala führen ſoll.

— Angeſpannt nach Upſala: ich finde keinen Fehler daran, ſelbſt die Kürze war nothwendig, um mich von der Reiſe nicht aufzuhalten.

— Und was ſagen Sie, Freiherr und Zentralredakteur? Tragen die ſiebenmahl ſiebenzig Kameele des Morgenlandes mehr und Beſſeres?

— Beim Barte des Propheten: nicht daß ich wüßte. Heinrich gebührt der Preis, wie ich im Zentralblatte anzuzeigen die Ehre haben werde.

— Und Sie Korrektor! — beiläufig ſei es geſagt, wir haben 800 Thalerchen für Sie ausgeworfen, — finden Sie einen Fehler gegen Heinrich anzuführen? —

— Ich am wenigſten; er vermied die unnüzen poetiſchen Blumen.

— Und du ſanftes Lämmlein?

— Sie ſei fein! ich habe eben ſchon ein paar Strophen des Hochzeitgedichtes beiſammen.

Der sechste Akt.

Erſtes Kapitel.

„Summariſcher Inhalt der fünf vorhergehenden Akte. Der ſechſte iſt ein Regal des Mephiſtopheles. Amor und Kaffeemaſchinen. Rokokos mit fünften Rädern und Zöpfen. Nach einem déjeuner dinatoire wird die gute alte Zeit gelobt.“

Der Vorhang ſank. Arkadius und Laura ſtürzten ſich in die Arme.

Der fünfte Akt eines Luſt- oder Rührſpiels war geendet. Der Inhalt des ganzen Stükes war beiläufig folgender:

Erſter Akt. Arkadius und Laura ſind zwei ſo vollkommene Menſchen, wie ſie ſelbſt die jüngſte Zeit nicht häufig auftreibt. Die Handlung geht im Blumenthale der Jugend vor, und beſteht darin, daß Arkadius Verſe macht, und Laura'n Kränze windet. Sie lernen ſich kennen, — ach!

Zweiter Akt. Dieſe Kenntniß, die ſie wie billig allem andern vorziehen, erſchließt ihnen erſt die Bedeutung des Lebens: ſie heißt ohne Zweifel Liebe, — ach, ach! Sie jauchzen himmelhoch. Die Erdenſchuppen fallen ihnen von den Augen; ein Ich beſpiegelt ſich im andern; jedes erkennt im zweiten die getrennte Hälfte ſeines Urdaſeins; ihnen gelingt die ſeit Jahrtauſenden in Sehnſucht vorem-

pfundene Wiedervereinigung: ſie ſtürzen in einander. Dieſer Akt ſpielt im Himmel.

Dritter Akt. Der trübe Geiſt der Erde verfolgt ſie bis dahin. Väter und Mütter, Onkel und Tanten wollen die Unionakte nicht unterzeichnen, Hinderniſſe thürmen ſich, ſei's weil die Braut blutarm iſt, oder der Bräutigam ſchon verſprochen; — ſei's, weil ſich ihre Familien haſſen, oder Rang und Geburt ſcheidend dazwiſchen treten; — ſei's, weil Alter, Karakter und tauſend andere Verhältniſſe Einſpruch thun; Laura ſeufzt immer mehr, Arkadius Verſe zerfließen im Thränenwaſſer; Beide ſind zu Tode betrübt.

Vierter Akt. Die Hinderniſſe werden unüberſteiglich. Die Szene ſtellt eine Heide, ein Zipreſſenwäldchen oder gar einen Kreithof vor, an blaſſem Mondſchein iſt kein Mangel, Dolch und Gift ſind angezeigt, — Laura, was ſäumſt du?!

Fünfter Akt. Ein deus ex machina fällt vom Himmel; er kann ein großer, harter Sak Geld, oder ein kleiner, weicher Onkel ſein, jedenfalls gleicht er alle Anſtände und Bedenken aus. Die Ältern ſehen ihren Irrthum ein, das Paar wird vereinigt. Der Vorhang ſank. Arkadius und Laura ſtürzen ſich in die Arme.

Hier ſchnippt der kluge Komödienſchreiber ſeine Feder aus. Das Publikum zollt ſtürmiſchen Beifall und geht zufrieden nach Hauſe; hundert lange, blaſſe und blonde Jünglinge aber, und nicht weniger ſchmachtende thränenfeuchte Mädchen träumen die ganze Nacht von des glüklichen Pares unvergänglichem Liebeglüke und verwünſchen das Geſchik, das

eben nur gegen ſie ſelbſt ſo hart ſei. An den ſechſten Akt, der nun hinter den Kuliſſen geſpielt wird, denkt Niemand. Shakeſpeare war einer der erſten, der ſechſte Akte ſchrieb, er ſchob ſie jedoch vor dem fünften ein, und wendete ſo den Nahmen aber nicht die Sache an. Der ſechſte Akt iſt meiſtens intereſſanter als die fünf frühern, er iſt das Konfekt des Mephiſto nach dem Freudenmahle ſervirt.

Arkadius und Laura ſtürzen ſich in die Arme; endlich war das Publikum vergnügt und trunken von der Hochzeittafel gegangen. Die kurze Serenade von Flöten und Waldhörnern tönte immer ferner und die blaue Alabaſterlampe goß einen geheimnißvollen ſtillen Schimmer durch die Brautkammer.

Laura war reizend wie Anadiomene, als ſie über der jungen Meerfluth ſchwebte; neugierig lauſchte der Mond hinter den ſeidnen Gardinen, vernahm aber nur den ſüßeſten, ſeligen Schwur ewiger Liebe.

Der Frühlingmorgen, der dieſer Nacht folgte, war ſchön; Himmelblau und Sonnengold lächelte dem Brautpaare entgegen. Laura bereitete das erſte Mahl für ihren Arkadius den Kaffee in der neuen ſilbernen Maſchine. Er ſaß am damaſtenen Divane und lächelte glüklich zu ihr hinauf, ſie hatte die Augen mehr als es nöthig ſchien, auf ihr Geſchäft geſenkt, eine zarte ſcheue Röthe war auf ihrem Geſichte aufgeblüht. Sie ſprach wenig und lächelte kaum merklich, doch hatte Arkadius ihre ſtille innere Seligkeit längſt errathen. Die Weingeiſtflamme ſpielte zart und faſt unſichtbar um den ſilbernen Zilinder; Arkadius faßte Laura am Arme, der aus der dunklen Morgenmantille

herauslangte. Leis erbebte die Braut ohne aufzuſehen, und hielt in ihrer Verrichtung an. Arkadius küßte dieſen Arm, der aus antikem, pariſchem Marmor geformt ſchien und doch ſo lieblich warm ſeinen Lippen wich, drauf ſchlang er den ſeinen um das unſäglich holde Weſen, das nun für immer ſein war. Jezt erſt fiel an dieſem Morgen ihr erſter Blik voll in den ſeinen, ſie lächelte unter den feuchten Wimpern, breitete die Arme aus und drükte den Geliebten an die wallende Bruſt. Er zog ſie zu ſich auf den Divan, küßte wie närriſch ihre Fingerſpizen, den Saum ihres Kleides, ihre ſammtnen Pantoffeln und wühlte in den reichen ſchweren Loken, die über die blendenden Schultern herniederhingen. Schon früher war Amor mit ihnen aus dem Schlafzimmer herübergeſchlichen, ſie hatten ſeinen leichten Gang auf den weichen, türkiſchen Teppichen nicht gemerkt. Erſt hatte er ſich den eleganten Frühſtükſalon angeſehen, die Blumentapeten, die feinen Mahagonitiſche im Fluge betrachtet, die engliſchen Federn der Divane geprüft, und ſein eigenes Bild in den vielen Spiegeln belächelt; dann ſchien ihm die Kaffeeſzene langweilig zu werden, er flatterte ungeduldig herum, hokte ſich ſchmollend in ein Winkelchen und warf auf das blöde Paar verdrießliche Blike. Zum Zeitvertreibe ſchärfte er ſich am Geſimſe des Marmorkamins ſeinen Pfeil und prüfte dann die Sehne des Bogens. Jezt lief er vergnügter zu den Neuvermählten, hüpfte und flatterte um ſie und ſprang auf Divan und Tiſche, zog ſie an den Gewändern, kizelte ſie unter der Naſe und geberdete ſich ganz wie ein muthwilliges Kind. Nun tanzte unter er dem Porzellanſervice herum, und halb aus Un-

geſchik, halb aus Tollheit warf er die Kaffeemaſchine um. Die Spiritusflamme hatte ſich bereits über die Taſſe und den Tiſch ergoſſen, als es die Neuvermählten erſt bemerkten. Scherzend und lachend ſprangen ſie auf, und löſchten die kleine Feuerbrunſt. Eine Brandblaſe an Arkadius Finger brachte ihn endlich zu Verſtande, er ſchnitt ein herbes Geſicht, Amor hielt ſich den Wanſt vor Lachen, Laura küßte den wunden Finger und der Schmerz war vorüber. Aber auch der Kaffee blieb verſchüttet. Arkadius läutete und befahl einem Bedienten, das Frühſtük zu beſorgen. Bis es kam, fütterte Amor das Paar mit Bonbons.

Die Sonne ſtand im Zenith, als ſie das Frühſtük kaum beendet hatten. Ein Wagen hielt vor dem Hauſe. Der Bediente ſprang herein. Es war kein Anderer als Doktor Rokoko angekommen, der Onkel, der als Maſchinengott bereits im fünften Akt aus fernen goldnen Wolken mitgeſpielt hatte. Die junge Frau erröthete, als ſie ſich noch im Morgenkleide und dieſes verſchoben ſah; der eintägige Ehemann ſchnitt nicht das erfreulichſte Geſicht. Da man aber die Heirath eben dem angekommenen Onkel zu verdanken hatte, eilte Laura an die Toilette und Arkadius mit ſüßem Geſichte zu dem Wagen hinunter. Einen Augenblik hatte er gezweifelt, ob ſich das für den reichen jungen Herrn auch ſchike, die verwandtliche Liebe zu dem ſteinreichen Onkel und der Umſtand, daß das Hotel in einer Vorſtadt der Reſidenz lag, zerſtreuten jedoch ſchnell dieſe Anſtände. Arkadius traute ſeinen Augen kaum, als ein altes gelblakirtes Fuhrwerk vor dem Hauſe, und davor ein einziger alter Gaul ſtand, dem man die Beſchäf-

gung des Rumpelkaſtens kaum zutrauen mochte. Er ſprang an den Wagen, und wollte den Schlag deſſelben aufreiſſen, aber ein langer alter Bauernknecht zog ihn zurük und verwies ihm ſeinen unvorſichtigen Eifer. Er band einen kurzen Strik los, ließ den Tritt herunter und öffnete dann vorſichtig die Wagenthüre. Arkadius wollte nun eilig den Onkel umarmen, ſtatt deſſen gerieth ihm aber ein alter Mops in die Hände. Der Doktor lag hinter Polſtern. Sein treuer Samuel zog ſie heraus, zulezt folgte der Onkel, er trug einen Wolfmantel und Pelzſtiefel.

— Grüß dich Gott, mein Junge! Iſt das Bürſchlein groß geworden! o Jugend, Jugend, daß dich! — vor ein paar Jahren kroch's noch kaum über meine Knie herauf. Grüß dich — doch halt, zuerſt das Nothwendige, die Geſchäfte, dann die Allotria. Samuel, nimm die Koffer vorſichtig ab und trag' ſie hinauf, den Wagen reinige und ſäubre, doch reib' mir den Lak nicht weg; — vergiß den Regenſchirm nicht, in der Strohflaſche muß noch etwas Cyperwein ſein, trag ſie behuthſam, — vor Allem aber warte den Schimmel gut, waſch' ihm die Naſe, dann führ' ihn ein Viertelſtündchen, dann erſt füttre ihn. Iſt das ein Vieh, mein Junge! — Fünfundſechzig Meilen in vierzehn und einem halben Tage! Kadukchen, was ſagſt du dazu? und da wollen die Schwindelköpfe Dampfwägen und Eiſenbahnen anlegen; ſollen's ein Mahl mit meinem Schimmelchen verſuchen. Schnapps, Grauer! ſiehſt du, Herzenjunge, wie das kluge Thier die Ohren ſpizt, ſchnapps! Samuel, den Mops trag über die Treppe, das

Steigen macht ihm Asthma. Ja, noch eins, vergiß nicht das fünfte Rad vom Wagen abzubinden —

— Wie, Onkel, Sie fahren doch nicht mit fünf Rädern.

— O Jugend, Jugend, daß dich — willst du etwa gar nur mit vier Rädern reisen? und wenn eins bricht, was dann? Schmied und Wagner sind auf der Landstraße nicht zu haben, wie dann?

— Sie haben Recht, lieber Onkel.

— Du wirst's erst erfahren. Und nun — wann halten wir Hochzeit?

— Ist gehalten, gestern —

— Wie, was? und auf den Onkel wartet Niemand, auf den Onkel, der die Hochzeit gestiftet, der sich vor Eile auf der Fahrt fast den Hals gebrochen hat?

— Verzeihen Sie, bester Onkel, aber die Sehnsucht, die Liebe — und dann schrieben Sie ja, vor ein paar Wochen schon abreisen zu wollen, und doch kamen Sie bis gestern nicht, so —

— Kann ich fliegen? fünfundsechzig Meilen in vierzehn und einem halben Tage! — Wenn ich's daheim in Schwabenland erzähle, glaubt's doch Niemand. O Jugend, Jugend, daß dich —

Sie waren unterdessen über die Treppe gekommen und in den Salon getreten. Laura hatte, so gut es ging, ihre Toilette zu Stande gebracht, und kam dem Onkel schon wie eine Freudenhore entgegen. Er mochte nicht mehr schmälen, und drükte sie und Arkadius, der den Mops trug, in die Arme.

— Willkommen, meine guten Kinder, willkommen! Burſche, du haſt einen allerliebſten Geſchmak gehabt; die Frau Braut ſieht gerade der Großmutter ſeligen, deiner Urmama, gleich. Nun, Leutchen, war't Ihr heute aber auch ſchon, wie ſich's gebührt, in der Kirche und habt dem Herrn-Herrn chriſtlich für das Glük gedankt, das er Euch angedeihen ließ, und um ſeinen Beiſtand gebethen, wie er ihn Sara ſchenkte und der ſchönen Rahel?

— Nein, Onkelchen.

— Nicht! O Jugend, Jugend, daß dich — ſo war't Ihr aber doch bei den Herren Ältern der Braut, und habt ihnen Eure höfliche Aufwartung gemacht?

— Auch das nicht, lieber Onkel!

— Wie, was? O Jugend, Jugend, daß dich — Aber Euer Geſinde habt Ihr doch zuſammengerufen, und ihm hausväterlich Brauch und Weiſe geſagt, und die Glükwünſche empfangen?

— Liebſter, beſter Onkel, wir haben gar nicht daran gedacht.

— Wieder nicht! Ja aber ſagt mir nur, Kinder, was habt Ihr denn eigentlich heute ſchon Alles gethan?

Das junge Ehepaar ſah ſich kleinmüthig an, und bekannte dann einſtimmig:

— Gefrühſtükt.

— Nichts als gefrühſtükt; das nenn' ich einen Appetit am Brautmorgen.

Der jungen Frau fiel das beſte Mittel ein, dem ferneren Examen auszuweichen; ſie ließ dem alten Herrn Chocolade und Kaffee, Butter, Schinken und Rheinwein bringen.

brummte zuerſt über den Überfluß und fraß dann faſt Alles auf. Der Anblik der ſchönen jungen Frau ſchien ſeinen Appetit zu ſchärfen, er ſchlang fürchterlich und warf dabei zufriedene Blike auf ſie. Als nun auch Auſtern und Cheſterkäſe kamen, ſchien in des Onkels Gemüth ein Zweifel aufzuſteigen, er aß in aller Eile davon und fragte dann erſt, ob es denn in der That auf ein Mittagmahl abgeſehen ſei. Als dieſes verneint wurde, ward er ärgerlich, und betheuerte, keinen Biſſen mehr zu nehmen.

Das Verſprechen war leicht zu halten, denn außer Kaffeeſaz und Auſternſchalen war wenig erübrigt worden.

Noch immer ſchüttelte Rokoko mit dem Kopfe; ſo oft er es that, kam abwechſelnd an einer oder der anderen Seite ſein Zöpfchen zum Vorſcheine. Laura lächelte zuerſt abgewendet, dann brach ſie in lautes Kichern aus; der Doktor errieth den Grund.

— Liebe Tochter, belache ſie mir die Zöpfe nicht; der Zopf iſt das Zepter der guten, alten Zeit, Perüke und Puder die Reichinſignien der geſezten Verſtändigkeit. Aufgeblaſen und toll, laufen heute zu Tage die jungen Leute mit vollen blonden und ſchwarzen Loken umher, lachen den weiſen Alten unter die grauen Hare und achten die kahlen Schedel ihrer Väter nicht mehr. Einſt war es nicht ſo: die klugen Ältern nahmen hinlänglich Puder und beſtäubten damit das wilde bunte Har ihrer Kinder; die Farbe der Verſtändigkeit war die herrſchende, man ſah nur graue und weiße Toupets. Strengere Väter ſchoren wol auch die Köpfe der Söhne glatt und ſezten ihnen die Perüke auf, die ſie ſelbſt erſt abgetragen hatten. Kluge Mädchen zogen den Vater dem

Sohne vorz das prächtige atlaene Gewand ſtand beſſer zu jenes gewogener Beleibtheit, als zum ſchwindſüchtigen Wuchſe dieſes. Der Zopf vollendete gänzlich die Gleichheit. Damahls war noch Furcht des Herrn, Treue gegen Menſchen auf Erden, das vierte Geboth ſtand in Anſehen, und der graue Vater war das Vorbild des grauen Sohnes. Verſtändige Poeten und fromme Skribenten beſtärkten das Volk in ſeiner Einfalt; Gellert ſchrieb lehrreiche Fabeln, Haller und Uz feierten die Unſterblichkeit, und Gleim und Hagedorn beſangen ſittſam die Liebe. Aber auch dieſe frommen Liebelieder bekam kein Weib unter vierzig Jahren in die Hände. Bis zwanzig war es ein Kind, das die Männer noch gar nicht kannte, bis dreißig eine Jungfrau, die kaum einen Mann anſah und ſtets dabei erröthete; dann heirathete ſie, zeugte und erzog in ſtiller Beſchränktheit ihre Kinder, und ging kaum mit vierzig Jahren als junge Frau in die Welt.

Zweites Kapitel.

„Des Onkels Morgenſtube. Rokoko bethet. Das Kapitel von der ſentimentalen Zärtlichkeit. Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen auf Hidraulik abgezogen. Naturgenuß eines liebenden Paares ſchließt das Kapitel.“

Unter den eleganten Gemächern des Hôtels hatte der Onkel ſich eine vernachläſſigte Stube ausgewählt. Arkadius und Laura mochten dagegen einwenden was ſie wollten, gerade dieſe Stube entſprach dem Geſchmake des Onkels. Sie

hatte die Aussicht über ein kleines Boskett des Glacis, das seine zarten Blätteraugen vom Winterschlafe aufgeschlagen hatte, daran schlossen sich grüne, junge Saatfelder, dahinter stand ein schönes Waldgebirge. Der Berg war es eben, der den Onkel so sehr anzog; über ihm stieg alle Morgen die junge Frühlingssonne herauf; die Wände seines Zimmers waren weiß und einfach, alte Familienbilder, die sich zu den Tapeten der übrigen Gemächer nicht recht schiken wollten, hingen daran. Rokoko erkannte den Burgermeister Uronkel in der Alongeperüke, die Großmutter im granatfarbnen Reifroke mit der braunen Nelke zwischen den zwei gespizten Fingern. Das Zimmer schien für Rokoko geschaffen; sein erster Schlaf im Hause war süß und gesegnet.

Die Sonne stieg auf, violetner Nebel rollte über den Berg, lange, goldne Strahlen durchzukten ihn. Durchsichtiger Frühlingrauch zitterte von den umgepflügten Äkern empor, und die singenden Lerchen stiegen und sanken.

Rokoko sprang aus dem Bette, er riß die Fenster auf, und in Schlafrok und Nachtmüze begrüßte er den Morgen. Im Seitengäßchen vor dem Hause war's noch still, alle Laden geschlossen. Aber der volle Schein der Sonne fiel über die grünen Baumwipfel in das Zimmer. Der Onkel war so freudig, er zog die weißbaumwollene Schlafmüze und faltete die Hände. Die Welt war schön, wie vor tausend und tausend Jahren, und Gott im Himmel bezeigte sich mild wie in allen Zeiten. In Üppigkeit und Selbstsucht wendet sich die Menschheit oft von ihm, aber statt Sündfluth und Feuergüsse sendet er Sonnenstrahlen und Frühlingregen. Die bunten Vogen in den

Gewittern verkünden ſeine Verſöhnlichkeit. O, und ſollte ſich da nicht jedes Menſchenherz in ſtillen Augenbliken erkennend zu ihm wenden, — ſollte nicht, wen dieſe Feierſtunde einmal überkommen, die volle Nichtigkeit der falſchen Erdenrichtung anerkennen, und nie mehr zu ihr zurükkehren?

Der Onkel bethete lange; als er ſchloß, war er noch freudiger als vorher. Daniel kam; des Onkels Toilette war bald beendet. Er verließ das Zimmer und wollte ſeinen Neffen und deſſen Gattin zu einem Morgengange abholen. Er ging durch leere Zimmer und öffnete endlich ihr Schlafgemach. Die Thüre knarrte, Arkadius fuhr in die Höhe.

— Wer kommt, was gibt's?

— Wie, Ihr ſchlaft?

— Iſt ein Unglük los? fuhr der Neffe fort und rieb ſich ſchlaftrunken und erſchrekt die Augen, wach' auf, Laura! bei Gott, es brennt!

Durch die rothſeidnen Gardinen flammte der Morgenſchein.

— Die Sonne iſt's, junger Thor! o Jugend, Jugend, daß dich —

— Und was ſoll's alſo, Onkel? ſprechen Sie.

— Was gibt's, was gibt's! rief Laura halb in Träumen und hob das ſchwere Köpfchen in die Höhe; die Spizenhaube vermochte die reichen Flechten nicht zu faſſen.

— Was es gibt?! einen herrlichen Morgen; wollt Ihr mit mir ſpazieren gehen?

— Wir — um dieſe Stunde

— Der Onkel treibt Schnak.

Sie ſanken in die Polſter zurük. Laura's blaues Auge ſah wie ein unaufgeblühtes Märzveilchen aus den halb geſchloſſenen Wimpern.

— O Jugend, Jugend, daß dich!

Der Onkel ſchlug die Thüre etwas unſanft zu; Laura ſchmollte noch einſchlafend wie ein Kind, und der Neffe wünſchte die Fledermäuſe des Morgens in des Onkels Perüke.

Rokoko war bald aus den Vorſtadtgaſſen heraus gekommen, und ſtrich nun durch Felder und Wieſe. Er prüfte die Fülle und Höhe der erſtandenen Winterſaat, ſchaute vergnügt in die weißen Kirſchbäume und ſprach mit einigen Landleuten. Er fragte ſie über das Gedeihen des Klees, über den Bau der Äker und den Schlag des Viehes. Er ſtrich weit bis an den Fuß des Berges hinaus, und war dabei herzlich vergnügt.

Nach ein paar Stunden kam er in die Stadt zurük; in den Gaſſen war es nun erſt lebhaft geworden; auf der Treppe kam ihm ein Bedienter, der nur halb ausgeſchlafen ſchien, entgegen, und verwunderte ſich, den alten Herrn jezt nach Hauſe kommen zu ſehen. Er fragte um die Herrſchaft; ſie ſchlief. Der Doktor ging in ſein Zimmer und dort eine Stunde auf und ab; fühlte ſich endlich ſelbſt den Puls, er ſchlug ungeduldig.

Nun kam Arkadius und Laura zu ihm herüber; Beide begrüßten den Onkel ſpaßhaft und lachend, und meinten, er habe ſie mit dem Spaziergange im Morgengrauen wol nur zum Beſten haben wollen.

Sein Verneinen half wenig; er wollte ſich ärgern und

greinen, allein das ſchöne, fröhliche Antliz der Nichte ließ die üble Laune nicht aufkommen. Ihre Loken waren noch aufgedreht, und ließen den Anblik der feinen zarten Wangen, der ſchönen Stirne freier; vor der friſch athmenden Bruſt ſchwankte leiſe eine Roſe.

Tage vergingen, Rokoko gewöhnte ſich mehr an die moderne Lebensweiſe des jungen Paars. Laura's ſchöne, erfriſchende Nähe blieb auch auf den alten Doktor nicht ganz ohne Wirkung; ſchmollte er über die Verkehrtheit des Hausweſens, ſo traf es ſtets mehr den Neffen, vom Manne müſſe die Richtung und Leitung ausgehen. An Arkadius aber gingen des Onkels Ermahnungen eindruklos vorüber; Laura lächelte aufmerkſam und lieblich dabei, und Rokoko ſah Alles beim Alten bleiben.

— Was wirſt du denn eigentlich dein ganzes Leben hindurch treiben, mein liebes Arkadchen? begann der Onkel einmahl in guter Laune nach der Mittagtafel.

— Sehr vieles, lieber Onkel.

— Da wäre ich denn doch begierig. Du wirſt Staatdienſte ſuchen? —

— Gott behüthe mich!

— Arzt oder Soldat werden?

— Meine Zeit iſt zu koſtbar.

— Den Gelehrten oder Schriftſteller machen?

— Die Wiſſenſchaften ſind zu troken, die Autorſchaft zu wäſſerig.

— Willſt du Manufakturen gründen, Handel führen, Landwirthſchaft treiben?

— Was fällt Ihnen ein, Onkel! wo nähme ich Zeit dazu her?

— Nun Kadi! sage mir einmahl, was willst du denn anfangen?

— Was soll ich noch anfangen?! Sehen Sie mich je müßig?! Hab' ich nicht die große Bedeutung des Lebens gefaßt und liebe Laura jeden Augenblik meines Daseins? Erfüllt diese hohe Liebe nicht jeden Winkel meines Lebens, nicht jeden Theil meiner Zeit? Sie läutert fortwährend mein Wesen und wird mich der erhabenen Ewigkeit würdig machen.

— Was sprichst du für Unsinn, Junge! rief der Onkel. Arkadius und Laura, die sich am Ende der Rede des Erstern in die Arme gefallen waren, schauerten entrüstet zurük.

— Wie, Onkel Rokoko! sollte mich der Geliebte meiner Seele etwa nicht wieder lieben mit all der Unendlichkeit, mit der ich ihn liebe?

— Um Gotteswillen! ja, Lorchen! Ihr sollt Euch lieb haben! Ihr sollt auch Kinder erzeugen mit einander; aber dies alles soll mit Maß und nur so nebenbei geschehen, gleichsam nach gethaner Arbeit in den Erholungstunden.

— O freveln Sie nicht, Onkel! genügt ein Leben, die Unendlichkeit der Liebe zu erlernen; ihren hohen Sinn ganz zu begreifen? Nach einem Jahrhundert der Liebe liegen noch vor und hinter uns purpurne, unerforschte Abgründe, ungemessene Seligkeiten.

— Kind, du bist ein Stegreifdichter, schade, daß deine Reden ungereimt sind.

— Liebe iſt unſre Beſtimmung; wohl uns, daß wir ſi
gefaßt haben. Und nun keinen Augenblik von ihr gelaſſen
Gelten etwa die Nürnberger Schnizwerke und die engliſche
Fabrikarbeiten und die indiſchen Gewebe vor dem Auge de
Ewigkeit? O mein Onkel! dieſer Tand wird vor der hohe
Richterin ſchamroth werden und verſchwinden. Aber ein
Herz, das in den edlen Gefühlen der Liebe geläutert wurde,
ein Daſein, das ſeine ſchönere Hälfte ſchon hiernieden ge-
funden und erkannt hat, das wird gereinigt und Morgen-
roth ins heilige Reich der Geiſter treten und ätherblaue,
kräftige Flügel ſchwingen.

Laura's feuchtes Auge hing an des Gatten korallenrothen
Lippen; ſeine Worte waren für ſie Thau vom Himettus,
Balſam aus Morgenland.

— Recipe Nieſewurz! du wirſt tranſzendental, Junge!
ich verſteh' dich nicht, wol aber Eines, daß man dich noch
ſo ein paar Monathe in den Tag hineinleben und lieben laſſen
muß, bis die verlorene Beſinnung zurükkehrt und du aus
den ſieben Himmeln dich wieder zur Erde bemühſt. Ich ver-
lange auch nicht mehr, daß du bis dahin etwas Tüchtiges
und Rechtes beginnſt, aber gewiſſe Zeitvertreibe und Scherz-
arbeiten ſah ich ſonſt wol auch Verliebte modernſter Zeit
vertreiben. Du zeichneteſt einſt; treib es je manchmahl, Laura
wird daran Freude haben; mahle in Gottesnahmen ihr
Portrait.

— Können irdiſche Farben Laura's ewige Schönheit
erreichen? Ich ſauge ihre Strahlen ein, ich mahle ſie; ja!
aber mit dem Morgenrothe meiner Sehnſucht, mit dem Licht-
glanze meiner Begeiſterung.

— Seltſame Pigmente! So laß denn das Zeichnen und Mahlen: treibt Muſik. Du bliesest ſonſt recht lieblich die Flöte, ſchlugſt Klavier; Laura hat gewiß eine gute Stimme.

— Muſik? o ja! ſchwelgt unſre Seele nicht in hohen ewigen Melodien, ſind unſre Herzen nicht ein heiliger Akkord. Jedes Wort Laura's iſt Geſang, jeder Gedanke an ſie Sphärenjubel; — aber mit dem elenden Rohre aus Buchsbaum, voll abgeſchmakter Metallklappen und Stimmlöcher, mit dem gemeinen Notenzwange irdiſcher Kompoſizion laſſen Sie uns verſchont.

Laura's Blike ſangen dem Geliebten ein Loblied, ihr Seufzer ſtieg ihm tönender aus der holden Bruſt als der Engel des Wohllauts ſelbſt.

— O Jugend, Jugend, daß dich — ſo freut Euch denn der ſchönen Natur, ſchlendert zwiſchen den Blumen des Frühlings umher, — oder geht doch unter Leute. Ich bin Arzt, ich verbieth' Euch die Einſamkeit, ſie ſteigert den Paroxismus.

— Wie, unter die unerträglichen Geſichter der Sozietät ſollen wir uns miſchen, zu den tauſend Geſtalten, die irdiſche Gemeinheit befängt, die die hohe Sendung der Liebe nie erkannt oder nie verſtanden haben? Laſſen Sie uns die reine Quelle unſrer Gefühle in heiliger Einſamkeit pflegen. Nur ein Weſen taugt noch in unſern Bund: es iſt Valerio. Wer wie er in ewiger Liebe erſtarkt iſt, wer wie er nach der gebrochnen erſten, gleich der ſüßklagenden Nachtigall nur von der ſchönen Vergangenheit, von der ſchönern Zukunft ſingt, — nur der paßt zu uns. Er

hat die ſelige Qual der Liebe durchempfunden und reift nun zu ihrer ewigen Freude. Liebe und Freundſchaft! hier ſchließt ſich der heilige Dreiklang. Er wird kommen, Onkel! Sie werden ihn kennen lernen.

— Ich ſchwimme im Voraus in Wonneentzüken. Der Junge iſt toll. Laura! laß mich mit dir reden. Sieh', Lorchen, du biſt ein gutes, liebes Kind, würde es dir nicht einen ergözlichen Zeitvertreib machen, ſo du dich zuweilen um die Wirthſchaft ein Weniges bekümmern wollteſt?

— Nein Rokokochen!

— Nein, alſo nein! Verſtehe mich aber erſt recht: eine brave Hausfrau ſieht in Küche und Speiſekammer nach, ſie gibt den Mägden vor, weiß alle Tage, was auf den Tiſch kommen wird, und bereitet jemanchmahl auch ſelbſt ſo ein Gerichtchen für Gatten oder gefeierte Gäſte.

— Soll Laura Gänſe braten und Würſte füllen? Ehe eß ich trokues Brot, als daß ſich dieſe zarte Hand mit der Gemeinheit der Erde beſudeln ſoll.

— Schweig', junger Narr! Lorchen iſt klüger, mit ihr will ich reden. Der Schlüſſelbund würde dir allerliebſt ſtehen, jeder Biſſen mundete mir beſſer, wüßt' ich, daß er durch deine Hand gegangen iſt.

— Aber Onkel! der Rauch verdirbt die Augen, — ich könnte kein Huhn tödten ſehen, — die Speiſe, die man vor mir kocht, ſchmekt mir nicht mehr.

— Kommt nur auf die Gewohnheit an, mein Engel. Es ſteht einer jungen Frau ſo wohl, wenn ſie in der Wirth-

ſchaft ſelbſt zugreift, die Kunkel iſt das Schwert der Frauen, die Schürze ihr Gürtel der Venus, auch des Vorſtwiſches ſoll ſie ſich nicht ſchämen.

— Dazu bin ich nicht erzogen.

— Nicht erzogen, nicht erzogen! polterte der Onkel, ein braves Mädchen ſoll dazu erzogen ſein, wie es unſ're Mütter und Großmütter waren. Dazu nimmt der Mann eine Hausfrau, daß ſie dem Geſinde vorſtehe, in Fleiß, Reinlichkeit und Geſchik den Mägden zum Beiſpiele diene, die erſte aus dem Bette, die lezte darinnen ſei. Ein anderes Weib aber taugt nicht.

— Das iſt zu viel, hab' ich das verdient! jammerte Laura, und flüchtete in des Gatten Arme.

— Halten Sie ein, grauſamer Onkel! ſchrie Arkadius und küßte ſie, — ſehen Sie nicht, ſie wird blaß, bedenken Sie ihre Nerven.

Der Onkel erſchrak ſelbſt, er rannte in ſein Zimmer, ſuchte ängſtlich herum, und trug ein Riechfläſchchen und einen Schmuk aus Brillanten herüber, den er für Laura gebracht, ihr aber noch nicht gegeben hatte. Nun both er ihr Tropfen und Edelſteine, die Nervenzukungen ließen nach; noch waren ihre Augen feucht, aber ſchon lächelte ſie. Arkadius war verſöhnt und lobte die ärztliche Geſchiklichkeit des Onkels, der ſah verblüfft darein.

Der Onkel hatte vor ein paar Tagen eine kleine Landpartie gewünſcht; die dankbare Laura ſchlug ſie heute vor. Arkadius meinte, ſie ſollten zur begonnenen Anlage der Eiſenbahn hinausfahren.

— Damit verſchont mich, fiel der Onkel ein, Eiſenbahnen und Dampfwagen ſind ein thörichter Schnak, das muß ich wiſſen. Als ich jung war, gings gerade wie heute zu Tage: damals war die Hidraulik in der Mode, ſie ward zu Waſſer, eure Erfindungen werden in Rauch und Dampf aufgehen.

— Aber gibt uns nicht England und Amerika Beiſpiele vom ſchönſten Erfolge?

— Drum iſt es auch England und Amerika, aber nicht unſer altes treues Deutſchland. Wo ein Schmied die Brautleute zuſammengibt, da mag ein Keſſel mit Herendampf auch Wagen treiben. Und mit der fabelhaften Atlantika laßt mich nur gar in Ruhe; haſt du vielleicht geſehen, ob Land und Leute dort ſo ſind, wie bei uns in Europa?

— Dieſe Erfindungen ſind doch ſchön und groß; durch ſie wird der Menſch endlich vom Joche gemeiner Arbeit entlediget werden, dieſe Emanzipazion wird ihn ſeinem hohen Beruf der Geiſterwelt vindiziren.

— Laß die gottloſen Reden! haben wir unſere ſchönen, tüchtigen Füße mit Knie und Waden, um auf ſolchen heilloſen Rollflugmaſchinen den edlen aufrechten Gang zu verlernen? werden dieſe abgeſchmalten Eiſenbahnen die alten freien Feldwege an Blumenrainen und in Waldgebüſchen erſezen, wo dem Wanderer bei jedem Schritte das Herz weiter und kräftiger aufgeht? Wollen wir aber heute einen Ausflug machen, ſo laßt uns dort auf den herrlichen Berg hinaufſteigen und in Gottes ſchöne Welt ſchauen und in den ſtillen Sonnenuntergang.

Etwas erſchrekt ſah Arkadius durchs Fenſter auf den hohen Berg hinaus; Laura hatte noch den Schmuk in den Händen und den bitteren Geſchmak der Tropfen an der Zunge, ſie winkte ihrem Gatten, und Beide ſagten zu.

Man aß heute früher als gewöhnlich, und fuhr dann bis zum Fuße des Berges. Lange hatte der Onkel darauf beſtanden, ſein Wägelchen zu nehmen, Arkadius entgegnete jedoch, der Schimmel dürfte zu angeſtrengt werden. Das leuchtete dem Doktor ein, ſeelenvergnügt lehnte er nun neben Laura im ſchnellrollenden Landauer, der ihn ſanft ſchwang wie ein Lerchenfittig. Er dankte freundlich den grüßenden Bauerleuten, wollte den Namen jedes Hofes und ſeines Beſizers wiſſen, und ließ an einem Flurhäuschen halten, um die Baumſchule zu beſehen. Arkadius fand ſein Treiben höchſt abgeſchmakt, wußte auch wenig Beſcheid auf ſeine Fragen und verſank in Laura's Anblike. Ebenſo ging es dieſer, ſie hielt des Gatten Hand zärtlich in der ihren, und als der Onkel bei den jungen Bäumen ſtand, küßten ſie ſich, was der Bediente, der hinter ihnen ſaß, an einem jungen Ehepaar ganz in der Ordnung fand.

Endlich waren ſie am Berge angekommen, und ſtiegen nun hinauf. Der Weg war nicht ohne Beſchwerden und Beide fanden die zwekloſe Mühe höchſt thöricht. Vergnügt ſprang der Onkel voraus, und predigte tauben Ohren von den Schönheiten der Natur. Das junge Paar ſezte ſich alle Augenblike nieder, und tändelte und koſte mit einander; der Onkel verlor es aus dem Geſichte.

Nun war er auf der Bergkuppe angekommen, eben zur

rechten Zeit, um den Untergang der Sonne mit zu feiern. Sie ſank gegen die Abendberge. Er blikte in die reizende Ebene hinab, die in ſchöner Abwechslung vom blauen Fluſſe durchzogen vor ihm lag. Entzükt hob er von ihr das Auge zum Himmel empor. Der Feuerkreis der Sonne lag eben am fernen Gebirge auf, der Abendſtern leuchtete ſanft aus dem Spätrothe. Im Oſten ſtiegen die Sterne der Nacht und der Mond unter ihnen. Die Abendſtunde war ſtill und herrlich. Tiefer und tiefer ſank die Sonne — nun war ſie verſchwunden; einzelne Meſſere zukten wie Blize auf; ein purpurner Rauch zog ſich über das Gebirg; eine einzelne Wolke glänzte wie Gold. Gloken läuteten aus dem Thale; die Dämmerung brach leiſe herein, aber der Sternenhimmel war wunderherrlich. Jezt erſt erinnerte ſich der Doktor an ſeine jungen Begleiter; er ſchrie; er ſuchte ſie; — vergebens. Ängſtlich rannte er eine Streke Weges hinunter und rief ſie wieder. Sie antworteten. Der Onkel traf ſie mitten in einem eingeſchränkten Plätzchen ſizen, ſie hatten wieder ihre Hände gefaßt. Am Baume vor ihnen ſtand ihr verſchlungener Namenzug in die Rinde geſchnizt. Arkadius hatte ein ſichtbares Zeichen ihrer ewigen Liebe geſtiftet.

— Seid Ihr gar nicht weiter hinauf gekommen?

— Nein, was ſollten wir auch!

— Wie und Ihr habt die herrliche Ausſicht, den wunderbaren Sonnenuntergang gar nicht geſehen?

— Nein, und wozu? Laura iſt mir das ſichtbare gelungenſte Sinnbild der ewigen Schönheit, in ihrem Auge leuchtet mein Himmel. Laura war derſelben Meinung.

Drittes Kapitel.

„Rokoko trägt eine kurze Familienkronik aus der guten alten Zeit vor. Die dreifache Witwe, ein Muster für zärtlich liebende Gattinen. Das Kapitel von der Schwärmerei und den fetten Bräuten. Valerio und die Adernaie, auf die sich der Leier im lezten Kapitel noch erinnern muß. Die fünfte Fakultät.“

—

Der Onkel unterhielt sich oft stundenlang allein in seinem Zimmer unter den alten Familienbildern. Er hatte Laura versprochen, ihr zu jedem derselben Namen und Jahrzahl und eine kurze Biographie zu geben. Seufzend freute sich Arkadius darauf, doch mußte er dem Onkel nachgeben; er zog das Paar ein Mahl in sein Zimmer.

— Liebe Kinder! begann Rokoko und schaute lächelnd auf die riesigen vergelbten Konterfeie in den schweren Rahmen mit vergoldetem Schnizwerke; liebe Kinder, wird Euch nicht ganz wohl und heimathlich unter den ehrenfesten Männern und braven Hausfrauen hier? schaut herum, so lang Ihr mögt, und Ihr werdet in keinem Gesichte ein Arg und Falsch entdeken, bedächtig und bieder sehen sie Euch an und mahnen an Recht und Frömmigkeit. Nehmt nur die ehrlichen blauen Augen wahr, die treuen blonden Haare, die selbst durch den Puder hervorschimmern; diese gutmüthigen Stumpfnasen haben sich nie boshaft gerümpft, solch weichen Mund nie Neid und Mißgunst verzogen. Siehe auch uns zwei an, Laura: dieselben Züge, wie sie der Ahnherr hatte, noch die alten blauen Augen und blonden deutschen Haare. Dort ist er gleich unser braver Urahn, der ehrliche Stamm

vater einer zahlreichen Familie. Wie ihm das ſchlichte, braune Wams mit den Bauſchen ſtattlich ſteht, und das grüne plüſchne Käppchen. Er war ein ehrlicher Mann ſein Lebelang und ein tüchtiger, gelernter Bäker. —

— Was fällt Ihnen bei, Onkel, ein Bäker! — ſeh'n Sie nicht das adelige Wapen am Rande des Bildes, mit den zwei herrlichen Löwen?

— Was nicht noch, fuhr lachend der Onkel auf, ſchau es nur genauer an, Junge; 's iſt ein zierliches Bräzel als ehrliches Zunftzeichen von Löwentazen emporgehalten, und darunter ſteht: „Lebrecht Wolfgang Ephraim, anno 1630.“ Daneben hängt ſeine Ehewirthin: „Eva Dorothea;“ ſie trägt nicht Sammet und Seide, aber das Linnenzeug iſt fein und nett, und die Spizen ſind künſtlich geneſtelt. Die Granatenſchnur mit dem gold'nen Herzlein bezeugt, daß ſie ſich im Sonntagſtaate konterfeien ließ. Seht, die nächſten tragen die Haare noch ſchlicht und ohne Zierde, erſt der Rathherr: „Chriſtian Adam, anno 1720,“ führt eine vornehme rieſige Wolkenperüke. Aber die liebſte von Allen iſt mir faſt ſein Ehegemahl Katharina. Seht mir die ſtattliche Frau an, wie ſie anmuthig lächelt in willkommener Beleibtheit. Ich weiß es, ſie iſt im Brautornate geſeſſen; das erfahrne Lächeln darf dich nicht wundern, Laura, denn mein Großvater war ihr dritter Ehemann.

— Wie, ihr dritter Mann! rief das junge Paar zugleich.

— Nicht anders, ihr dritter Mann! Zuerſt, als ſie ſo an die dreißig war, nahm ſie aus Gehorſam den uralten Sindikus. In Nachgiebigkeit und Treue pflegte ſie ihn ein

paar Jahre, da traf ihn ein Schläglein, fromm und zärtlich drükte ſie ihm die Augen zu, und begleitete ihn zu Grabe. Der Sindikus hatte ihr aber ein ſchönes Stük an Gut und Geld gelaſſen; ein Jahr trug ſie die ſchuldigen Trauerkleider, dann trat ſie in zweite Ehe mit dem Kantor der Domkirche. Er war für ſie zu ſchmächtig, die Hektik raffte auch dieſen dahin. Nun erſt warf dein Urgroßvater ſein Auge auf die doppelte kinderloſe Witwe. Noch war ſie ſtattlich, wie Ihr ſie hier vor Euch ſeht, das Unterkinn hatte ſich gemacht, und die Wangen leuchteten noch unverwelkt. Katharina ſprach Ja zu ſeiner Brautwerbung und lebte nun mit dem dritten Geſponſen noch glüklicher als mit den früheren.

— Iſt es möglich, daß ein Weib zweimal Liebe und Treue vergeſſen kann?

— Was vergeſſen? Katharina war jedem ihrer Gatten in Lieb' und Treue ergeben, ſo lange ſie lebten; nur bis dahin reicht der Schwur vor dem Altar; dann nahm ſie einen andern und ließ für die geſtorbenen in frommer Andacht jährlich eine Todtenmeſſe leſen.

— O Barbarei des Zeitalters! kennt Treue eine Beſchränkung, hat die Liebe Gränzen? Wenn Arkadius ſtürbe, o —

— O Jugend, Jugend, daß dich! — Das iſt der Grund, daß Ihr Alle dürr und ſpindelbeinig ausſeht, während Eure Mütter ſich angenehmer Fülle erfreuten. Aber woher kommt wieder dieſe fade unnatürliche Schwärmerei? — Von Euren Poeten Schwazt Euch ſo ein ſchwindſüchtiger Verſifex doch nichts als tolles Zeugs vor, jauchzt von närriſcher Liebe, heult von erdichteten Schmerzen. Mit der

Muttermilch ſaugt Ihr ſchon den Mondſchein der neuen Poeſie ein, vor purem Seufzen kann ſich die Bruſt nie voll und kräftig wölben, die Thränendrüſe ſaugt dem Gehirn die beſte Kraft weg. Bis die Bräute der Nachwelt nicht wieder fett werden, iſt auf keine Beſſerung des Geſchlechtes zu hoffen.

— Wie, Onkel, der Menſch ſollte beim Tode eines theuren Weſens, des einzig Geliebten keinen Schmerz fühlen, keine Trauer?

— Wer ſagt das? er ſoll ihm ſein Thränenſchärflein zollen, aber dann ſoll er ſich in chriſtlicher Geduld ermannen, ſoll für den lieben Todten beten, ſeiner gedenken, aber auch des eigenen Lebens und der übrigen Menſchheit. Auch nach dem Tode des Geliebten bleibt die Welt noch ſchön; wird die Sonne dabei dunkler und die Flur öder? Das Bewußtſein, den Lebenden nie gekränkt, nie verrathen zu haben, läßt uns getröſtet und freier von dem Todten ſcheiden. Er iſt hin, aber noch ſo viele Gute leben.

— Laura, könnteſt du mich je vergeſſen?

— Ich dich vergeſſen, Geliebter! die erſte Thräne um deinen Tod würde mein Leben auffaugen, mit der zweiten ſänk' ich zu dir hinunter. Wol verlöre die Sonne nicht ihren Glanz, aber mein Auge die Luſt ſie zu ſehen; — die Flur trüge noch Duft und Blüthen, aber ſie würden ſich auf zwei Gräbern heben.

— O Laura, Laura! daran erkenn' ich dich. Über das Grab reicht deine Treue, und deine Liebe folgt mir in alle Himmel. Und hinge ſich der Erdenſtoff zu feſt an deine Flügel, und könnte ſich Pſiche nicht zum Geliebten erheben, da kehrte auch mein Geiſt zurück, und würde in

Tönen und Düften dich umirren. Laura! säuſelte er durch die Zweige der Trauerweiden, — Laura! durch die Saiten der Harfe; — Laura! du würdeſt ihn hören, und was du im Schmerze nicht gekonnt, in der Seligkeit der Geiſternähe würdeſt du dich mit ihm entſchwingen!

— O Jugend, Jugend, daß dich!

— Laſſen Sie uns, Onkel! kein ſchmähend Wort taſte das Heiligthum unſerer Liebe an! Alle irdiſchen Güter möge uns das Schikſal entreißen, — nie unſere Liebe! Ein Strohdach und unſere Liebe!

Der Onkel fiſtulirte:

Vor meiner Hütte
Da fließt ein Bach,
Der Bach er fließet
Der Liebe nach —

— Unſere Liebe kann für kurze Zeit der Tod trennen, nie unſre Herzen; — Heſtors Liebe ſtirbt in Lethe nicht!

Die Thüre ging auf, ein ſchöner junger Mann trat haſtig herein.

— Valerio!

Er ſank dem jungen Ehemann in die Arme. Sein ſchwarzes Auge ſprühte Feuer und Freude, ſeine Adlernaſe ſprang kühn über den feinen reizenden Mund. Die Freunde jubelten eine Weile, dann erſt ſtellte Arkadius den Angekommenen der Gemahlin und dem Onkel vor. —

— Darf ich fragen, was Sie in der Welt vorſtellen? begann der Onkel alſogleich in gewohnter Genauigkeit.

— Einen Menſchen, antwortete Valerio.

— Man ſehe; aber Amt und Würde?

— Doktor.

— Willkommen, Kollega! Nicht wahr, Sie lachen über Homöopathie, verachten die Waſſerkur, Doktor?

— Nicht der Arzneikunde.

— Alſo utriusque?

— Eben ſo wenig.

— Theologiae ſind Sie es noch weniger; mithin der Weltweisheit.

— Nicht ſo eigentlich.

— Weſſen ſomit, Allerwerthester?

— Der ſchönen Künſte und freien Wiſſenſchaft.

— Ho, ho, ein neuer Titel; als ich in Tübingen promovirte, wußte man noch nichts davon.

— Und doch iſt dieſe Fakultät die älteſte: Homer und Phidias hatten den Hut, Zoroaſter und Moſe waren darin graduirt.

Viertes Kapitel.

„Das Kapitel von der Eiferſucht. Aloen und Piſtolen. Ein Ball, dem in dieſer Geſchichte noch einer folgen wird. Die verliebte Menagerie. Der berühmte Kanarienvogel Pipi pfeift ein Stückchen und wird erwürgt."

Schönheit iſt die geborne Königin der Erde; auch Rokoko beugte ſich ihrem Zepter. Er verließ oft auf Stun-

den ſein Zimmer und die Bilder ſeiner Vorfahren, und ſaß vor Laura auf dem Divane. Am liebſten wählte er die ſeltnen Stunden, wenn der Neffe allein außer Hauſe war. Da er nicht immer müßig ſein wollte, zog Rokoko für Laura Faden aus oder wand Seide. Sobald Arkadius zurükkam, verließ den Onkel das volle Maß ſeiner guten Laune; dennoch blieb er meiſtens noch lange des liebenden Paars Dritter. Arkadius lobte ihm die heitre Friſche des Morgens, die ſanfte Kühle des Abends, — der Onkel wollte nicht ſpazieren gehen; er pries die Dreifelderwirthſchaft der Umgegend, die Eleganz der Promenade, — der Doktor blieb ungereizt; er ſprach von Eiſenbahnen, Dampfmaſchinen und elektromagnetiſchen Apparaten und ſchmähte über die alten Zeiten, — Rokoko hielt ihm eine Strafpredigt und ſaß um ſo länger bei ihnen. Auch Laura wurde der Onkel läſtig; dennoch ſchmeichelte ihr die ſtille Huldigung Rokoko's, und ſie war duldſamer und gütiger. Oft wenn ſie allein waren, bath ſie ihn ſich den Zopf abzuſchneiden, dann wolle ſie ihn viel lieber haben. Der Onkel polterte, nannte ſie närriſch, und lachte endlich. Überhaupt hatte er mit Laura viel mehr Nachſicht als mit Arkadius. Der Mann müſſe Weib und Haus leiten, meinte er, das Üble in Beiden komme faſt allein auf ſeine Rechnung.

Valerio trat ein, ein Blik belehrte ihn von der Bedrängniß des jungen Paars.

— Haben Sie dem Daniel befohlen, Ihre Equipage zu Schanden zu hezen? fährt der närriſche Kerl wie toll über das ſchlechte Pflaſter zum *ner Thore hinaus, daß

der Schimmel wie ein Bok ſpringen muß und der ſchöne Wagen im Mörſer liegt.

— Fährt wie toll — der Schimmel ſpringt — der Wagen wird zerſtoßen! — Sahen Sie aber auch recht, Doktor der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften?

— Ob ich recht ſah! ein weißer Schimmel, ein Wagen mit vier Rädern, ein Menſch, der kutſchirt! Sie können fragen?

— Richtig, richtig! o der dumme närriſche Kauz!

Der Onkel ergriff eilig Hut und Stok und lief ſeinem Fuhrwerke nach, durch's *ger Thor.

— O Freund in der Noth, Retter vom ſchreklichſten Tode, von der ausgeſtandenen Langeweile und dem Ärger! Der Onkel wird von Tag' zu Tage unleidlicher; ſeit er Lauren huldigt, iſt er vollends unerträglich.

— Wie, der Onkel ſollte mir huldigen!

— Ganz gewiß, meine Beſte! du wirſt ſehen, wenn du ihn nicht kurz und ſchnell abweiſeſt, verliebt ſich der Alte in dich.

— Ich glaube gar, du könnteſt auf den Onkel eiferſüchtig werden.

— Und warum nicht, Valerio? ich bin es. —

— Wie, wegen des alten närriſchen Rokoko's? rief Laura.

— Ich kann auf Alles eiferſüchtig werden, auf den häßlichſten Greis, auf einen Mops, einen Shawl. Nicht der Akt phiſiſcher Untreue iſt's, den ich fürchte, — dazu ſteht Laura zu hoch, — ſondern jeder Winkel ihrer Seele,

jede Vorkammer ihres Herzens muß mein und nur mein ſein. Da darf kein Andrer antichambriren; die Kareſſe des Schooßhundes beſtiehlt mich, ihre Lieblingblumen ſaugen den Duft aus meinem Herzen. Sieh', Laura, ich kenne nur ein Weſen, auf das ich nie eiferſüchtig ſein könnte, es iſt der Freund, es iſt Valerio!

— Das Kompliment iſt zweideutig

— Dein Mund ſcherzt, dein Herz verſteht mich. Siehe, Laura, in der Seele des Freundes lernte ich die meine zuerſt erkennen; die Freundſchaft gab mir zuerſt ein Vorſpiel der Liebe, aus Valerio's Armen erhieltest du mich deiner werth.

— Sie ſehen, ich trieb mit Arkadius Tranſitohandel, mir blieben die Kiſten und Fäſſer, die Puppe, in die ſein Herz verhüllt war, Ihnen wird die entflogene Pſiche.

— Du mußt dich an Valerio's kalten, ſchneidenden Scherz gewöhnen, an ſeinen oft toll ausbrechenden Humor; er treibt die Stachelblätter, hinter denen die abenteuerliche Aloe ihre wunderbare Blüthe, die duftenden Staubfäden und glühenden Kolben auslegt.

— Wundern Sie ſich nicht, wenn Sie von all dem nichts ſehen: die Aloe blüht im Jahrhunderte nur ein Mahl, und Sie leben in dem unfruchtbaren Jahrzehende.

— Ja wohl hat ſein Herz ſchon geblüht, und du kannſt nur mehr den Duft des verblühenden ſaugen. Jammer, daß ſeine Liebe in Himmeln ſchreitet, und ihm wie ein abgeworfenes Kleid nur ein Grab zurük ließ. Nicht wahr, Valerio, Adelaide und keine mehr!

Valerio verſuchte einige Male zu ſeufzen, ſchien ſich zu beſinnen und bejahte dann zuverſichtlich.

— So geht das weichſte Gefühl in Ironie über, aber auch dieſe Ironie iſt ein Ausfluß der ewigen Sonne, iſt göttlich! Komm' Valerio, und küſſe meine Laura! dieſe Stunde beſiegle den doppelten Bund!

Er ſchwankte nicht und küßte ſie. Ihr Mund ſchien der glühende Krater eines flammenden Lebens. Alle drei umſchlangen ſich. Der Onkel polterte im Schweiße des Angeſichts herein.

— Schon wieder küſſen und nichts als küſſen! Doktor der ſchönen Künſte, Sie haben ſich geirrt, mein Daniel liegt auf dem Ohre, und Schimmelchen frißt Haſer; lief da beim *ger Thore hinaus, und um die halbe Stadt, ſah nicht Mann und Maus, und erſt als ich zurükkam, fand ich Alles in beſter Ordnung. Aber macht nichts: Irren iſt menſchlich, und ganz o h n e war mein Ausgang gerade auch nicht. Errathe ein Mal, Lorchen, was ich dir da im Schnupftuch bringe?

Sie rieth auf Ring und Geſchmeide, Valerio beſtand darauf, es müſſe ein Honigkuchen ſein.

— Nicht Eines und nicht das Andere; ein allerliebſtes Kanarienſpäzchen iſt es, das Mäulchen gibt, und einer Orgel ein Stükchen nachpfeifen kann.

Der Onkel ließ das gelbe Vieh fliegen; es ſezte ſich auf die vergoldete Fenſterſtange, puzte die Federn, und als Laura es Pipi rief, ſchwang es ſich auf ihren Finger und pfiff ihr vor, was es wußte. Der Onkel lachte vergnügt und laut wie ein Kind, Laura küßte den gelben

Schnabel, das geſtrekte Köpfchen und Arkadius ſah ſich nach Geiern und Kazen um.

— Nicht wahr, da habe ich Euch eine rechte Freude und Überraſchung gemacht mit dem klugen gelehrten Kanarienvogel?

Laura ſchmeichelte dem Vogel und dem Onkel. Arkadius lachte vor Ingrimm und Valerio ſprach für Beide:

— Allerdings thaten Sie es; Sie ſehen, wie ſehr ſich die junge Frau darüber freut, die Zärtlichkeit gegen ihren künftigen Liebling geht ſchon jezt auf Sie über. Weniger vermag der Ehemann ſein Entzüken auszudrüken; für dieſen übernehm' ich es. Der Vogel wird aber in das Hausweſen auch ein neues Leben bringen. Wenn unſer Paar bis nun des Morgens ein ſpätes, einſames Lever hatte, ſo wird es von nun an der kleine Pipi mit ſeinem Drehorgelſtükchen in aller Frühe erweken. Auf die Bettgardine wird er ſich ſezen, wird das Schöpfchen wenden, und aus vollem Halſe pfeifen und ſchreien. Unſer Paar wird von nun an ſeine Morgengeſpräche mit lauter Stimme führen müſſen, ſonſt überſchmettert es Prinz Pipi. Das erſte Stükchen Zuker, der erſte Morgengruß gehört jezt nicht mehr dem Gatten, ſondern dem Prinzen. Jener wird geſcholten, wenn er dieſen verſcheucht, dieſer geliebkoſt, wenn jener unartig iſt. Der Prinz darf ſich ungeſcheut auf den jungen Buſen der Geliebten ſezen, er wird ihr Vertrauter und Günſtling. Läßt er die Flügel hängen, ſo ſenkt ſie das Köpfchen, thut er dieſes, ſo wird das Haus in Allarm gerufen; Diener rennen und Ärzte

eilen; ſie bekommt die Migräne, der Mann wird geſchol-ten, und ſtirbt Pipi, ſo trägt ſie Boi und Flor.

Rokoko lächelte wohlgefällig, Laura liebkoſete noch immer, der Neffe ſah grimmig drein.

Heute bemerkte der Onkel das erſte Mahl, daß über dem Bette des jungen Paares zwei Piſtolen hingen. Er meinte, ſie wären doch nicht geladen.

— Allerdings und ſcharf.

— Das ſei gefährlich.

— Deſto beſſer.

— Und wozu haſt du ſie denn eigentlich, du Brauſekopf? in der volkreichen Stadt werden Euch doch nicht Diebe und Schelme überfallen?

— Was Schelme und Diebe! rief Arkadius, und hatte die Piſtolen herabgenommen, dafür ſind ſie nicht; ſie ſind die Wächter meiner Liebe, die flammenden Schwer-ter vor dem Paradieſe meines Herzens. Kennen Sie die Eiferſucht, Onkel?

— Halte mir nur nicht die verruchten Dinge vor die Naſe: nein!

— Wie, Sie kennen die Eiferſucht nicht? in meinem Herzen brauſet ihr Gluthſtrom; wehe dem, der ſeine Dämme bricht.

— Eiferſüchtig iſt der Junge auch noch! Der Urpapa Bäker war es nicht, mein Großvater auch nicht, die dike Witwe auch nicht. Er iſt eiferſüchtig!

— Ob ich es bin! merken Sie ſich, Onkel, wer dieſe Furie in meinem Herzen aufregt, der muß erblaſſen und hätte er ein tauſendfaches Leben —: fünf Schritte

und nicht mehr, mein Herr! — wählen Sie das Piſtol, wenn es Ihnen beliebt, — zielen Sie ſicher, ich fehle nie, — ſchießen Sie — eins, zwei, drei — puff! Er fällt, er röchelt in ſeinem Blute.

Der Onkel lag jammernd im Armſtuhle: Junge, du wirſt dein Unglük machen.

— So bewahrt man ſein Liebſtes auf Erden, ſo rächt man jeden frechen Eingriff.

— Laura, ich bedaure dich!

— Warum, Onkel? Nur dieſe Flammengluth der Liebe verbürgt mir ihre Echtheit, ihre ewige Dauer. O, auch ich wäre eiferſüchtig bis zum Raſen! Der Mann tödtet ſeinen Gegner, das Weib ſich ſelbſt. Aus dem Fenſter würde ich mich ſchleudern, keine Nahrung nehmen, in meinen eignen Flammen vergehen!

— Daran erkenne ich dich, Laura!

Sie ſtürzten ſich in die Arme, der Kanarienvogel pfiff das Leierkaſtenſtük.

— O Jugend, Jugend, daß dich! So war es nicht in der guten alten Zeit; man liebte, doch quälte ſich nicht, blieb treu und war nie eiferſüchtig.

— Eiferſucht iſt das Sal; im Ozean der Liebe, begann der Doktor der freien Künſte.

— Drum iſt auch die eheliche Suppe ſo oft verſalzen.

— Aber nicht geſchmaklos.

— Ihr müßt mehr in die Welt gehen, Kinder; die Geſellſchaft wird Euch verſtändiger und umgänglicher machen.

— Wozu in Gesellschaft? fiel Laura ein, wir sind uns allein genug.

— Laura ist meine Welt, mein Mikrokosmus.

— Sollen wir all den unerträglichen Gesichtern entgegen stehen; fades Spiel treiben oder wüthenden Tanz?

— Kann ich die ekelhafte Schmeichelei und Galanterie der jungen Hohlköpfe ertragen?

— Und die Eifersucht, Onkel! soll ich täglich einem den Hals brechen?

— Ja, die Eifersucht — das ist es ja eben!

Der Bediente kam und brachte eine Einladekarte zum Balle der Gräfin *. Wie aus einem Munde schlugen Beide ab.

— Ihr solltet denn doch, meinte der Onkel.

Beide waren empört, niedergeschlagen sah er Valerio an, dieser winkte dem Bedienten.

— Wenn Ihr gegangen wär't, wäre zwar auch ich gegangen, und dem Onkel hätte es auch einen Spaß gemacht.

— Aber ein Ball!

— Ein großer Ball!

— Eben darum; die gemeine Welt ist der Schleifstein der Liebe. Onkel Rokoko würde mit einem artigen Schmuke herausrüken, flüsterte er gegen Laura; — sie bekäme nur noch mehr Abscheu vor der soziellen Welt, raunte er Arkadius ins Ohr. Eben im Dunstkreise des Gemeinen, fuhr er laut fort, muß die Liebe ihre ewige Macht beweisen.

— So sei es, doch nur als ein Opfer der Freundschaft. Wir kommen mit Freund und Onkel, nicht wahr?

— Ja.

— Allerdings.

Der Bediente ging hinaus, die Antwort zu überbringen.

Arkadius war dieſe Tage in übler Laune, der Ball und der Kanarienvogel verſezte ihn darein. Auch Laura fielen die Vorbereitungen läſtig, der Schmuk blieb aus.

Seitdem Valerio das junge Ehepaar zur Zuſage für den Ball bewogen hatte, drükte ihm der Onkel oft zärtlich die Hand; eine dunkle Ahnung ſchoß ihm durch den Kopf, daß von Valerio aus die Bekehrung der zwei Verliebten ausgehen könne. Er pflegte den Doktor ſcherzhaft das zum Nichtich objektivirte Ich zu nennen. Auf die Frage um Löſung des Widerſpruches, antwortete das Ich-Nichtich mit dem bekannten koptiſchen Spruche:

Alte ſteft wie neue Schule
Zopf und Kakadu im Pfuhle,
Leitung wird noch mehr verwirren,
Drum ſeid klug, wenn Andre irren;
Tauſendfach iſt Lüg' und Narrheit
Und einfältig nur die Wahrheit.

Die Auswahl des Anzugs für Laura beſchäftigte das Ehepaar leidlich; es wurde ein einfacher beſchloſſen. Laura erſchien im weißen Gazekleide, eine Kamelie war die einzige Zierde der ſchönen Bruſt, aber ihre blonden Loken überſchimmerten alle Goldketten, ihre Augen verdunkelten jeden Edelſtein. Die Damen mußten es ſich geſtehen, daß ſie die Schönſte war. Arkadius wich wenig von ihrer Seite, ſie ſchlug jeden Tanz ab.

Der alte Onkel war über die Pracht des Ballſaales erſtaunt und entzükt; die rieſigen Spiegel, die Girandolen blendeten ihn; er hatte zu ſeiner Zeit nur Menuett getanzt, die fliegenden Walzerpaare, die wirbelnden Töne machten ihn ſchwindelig. Die Bedienten ſervirten Eis von jedem Geſchmake, Zukerwerk in allen Geſtalten; er fraß unglaublich und ſtekte ein. Einigen ältern Damen wollte er mit Gewalt die Hand küſſen. Valerio hing ſich an ſeinen Arm und machte ihm Gloſſen zu Allem. Eine Quadrille hatte geendet, der Onkel fragte nach den reizenden Tänzerinnen.

— Wäre ich der Beſizer einer unabhängigen Menagerie, ſo würde ich ohne weiters beginnen, wie folgt: Treten Sie beliebigſt herein, Verehrteſter! gegen Erlag von ſo und ſo viel preußiſch Courant werden Sie bei mir allerliebſte Beſtien ſehen; beiläufig hier Nummer 1 zwei niedliche Simpathievögel, deren jeder, wenn der andere ſtirbt, mit einem Dritten ſimpathiſiren wird; Nr. 2 eine verliebte Blondine vom Geſchlechte der Nachteulen, ihre Leidenſchaft iſt der Mond, ſie frißt Mäuſe; Nr. 3 eine item Schneegans, ſie iſt ein Zugvogel und hat kein beſtimmtes Männchen; Nr. 4 ein Waldteufel, der ſein Weibchen vernachläſſiget und dennoch eiferſüchtig iſt; Nr. 5 ein Eisbär, etwas ſchwerfällig in der Liebe; Nr. 6 ein Kukuk, der in fremde Neſter Eier legt; Nr. 7 ein Schooßhund, der nicht frißt, wenn man ihm nicht ſchmeichelt; Nr. 8 eine Elſter, die Gold und Silber anzieht; Nr. 9 ein Leopard, der wüthet, wenn er verliebt iſt; Nr. 10 der Eſel des Philoſophen, der zwiſchen zwei Heubündeln ſteht;

Nr. 11 mehre Elephanten zum Transporte der übrigen; — Nr. 12 —

O hören Sie auf, Doktor der schönen Künste, Ihre Zunge iſt eine Harpie, die all die schönen, zierlichen Weſen mit scheußlichem Schleime bedekt.

— Ihn vielmehr nur enthüllt.

Vor Sehen und Hören hatte der Onkel auf das junge Ehepaar vergeſſen.

Mitternacht war vorüber; Arkadius hatte glüklich wie ein Fliegenwiſch die jungen Herren verſcheucht. Nun gelüſtete es ihn und Laura zu tanzen; den nächſten Walzer flogen ſie miteinander wie verſchlungene Doppelſterne hinunter, Harmonie der Sphären tönte in ihr Ohr. Er war geendet; noch ſchwärmten ſie, da begann der zweite. Ein Tänzer erſchien, Laura konnte ihn nun nicht mehr abweiſen.

Mißmuthig ſtellte ſie ſich in die Reihe; Arkadius käuete ſeine Lippen und folgte in ihre Nähe. Ihr Tänzer tanzte ſehr gut, das tröſtete ſie; unwillkührlich überkam die Heiterkeit des Walzers ihr Gemüth; als ſie an Arkadius vorüberflog, lächelte ſie. Er zerwühlte ſeine ſorgfältig geordneten Loken und ſtarrte ihr troſtlos nach.

Nun endete der Walzer; er faßte heftig Laura am Arme, trat ihrem Tänzer auf den Fuß und eilte mit ihr aus dem Sale.

Die Bedienten waren Zeugen eines Schwalls von Vorwürfen; der Wagen war noch nicht da, Arkadius fand den Weg nach Hauſe nicht weit: ſie gingen zu Fuße. Laura verſuchte ihn vergeblich zu beſänftigen.

Sie kamen in ihr Schlafzimmer, der Strom ſeiner Vorwürfe ſchwoll wilder. Er machte Licht. Pipi erwachte aus ſeiner Nachtruhe, flog auf, ſezte ſich auf Laura's Kopf und ſang ſein Stükchen. Laura liebkoſte ihn. Nun ward Arkadius wüthend; erſchrekt verſtummte der Vogel, Laura begann zu weinen.

Wer vermag in den Honigwochen Weiberthränen zu widerſtehen? Arkadius wurde ſanfter, er ſprach leiſer, hörte auf Vorwürfe zu machen und begann zu bitten. Auch er weinte nun und lag vor Laura auf den Knien. Laura hatte kein Kieſelherz, ſie vergab und neigte ſich zu ihm. Der Abſchluß des Friedens war nahe; Arkadius beſchwor ſie, den Kanarienvogel fliegen zu laſſen. Sie weigerte ſich ſchwach, endlich gab ſie nach.

— Und zwar noch in dieſer ſchönen ſeligen Stunde.

— Jezt in der Nacht?

— Jezt. Er flehte ſo herzlich, ſo weich; ſie nikte und reichte ihm den gelben Sänger hin. Entzükt faßte er den kleinen Nebenbuhler und öffnete das Fenſter. Noch einmahl ſah er ſeinen Feind an, der endlich weichen mußte; er konnte ſich einer Wallung von Haß nicht erwehren, und zog ihn ein wenig am Kopfe. Das Fenſter war nun offen, die Nachtluft wehte frühlingshaft herein; er öffnete die Hand.

— Laura, der Vogel will nicht fliegen.

— Er weiß, daß er mich verlaſſen ſoll.

— Er fliegt wirklich nicht.

Laura trat näher, er flog nicht; ſein Hälschen war

etwas länger als gewöhnlich, er lag auf der Hand mit geschlossenen Augen.

— Er ist todt, du hast ihn erwürgt.

— Den hat die Nemesis gerichtet.

Laura liebte zu zärtlich, um Arkadius nicht auch diesen Mord zu vergeben. Der Leichnam wurde über das Fenster geworfen, das Paar fiel sich abermahls glükselig in die Arme.

Fünftes Kapitel.

„Fortsezung des Kapitels von der Eifersucht. Laura's Wiegenfest; ein Zopf soll die junge Gattin überraschen, wirkt aber noch mehr auf ihren Mann. Kontroverspredigten über die Liebe. Der Onkel reiset ab."

Die Macht der Frauen wirkt auf chemischem Wege, die der Männer nur auf mechanischem. Diese zerschlägt, wenn sie durchdringt, ermattet, wo sie hartnäkigen Widerstand findet; jene äzt sich heimlich ein, durchdringt, zersezt und siegt ohne Zweifel. Onkel Rokoko erfuhr es; ohne daß er sich dessen bewußt war, stand er unter der gelinden Herrschaft Laura's. Aus Scherz und um ihn zu neken, wiederholte sie dem guten Alten so oft die Bitte und den Befehl, seinen Zopf abzuschneiden; das Ding ging ihm im Kopfe umher, der Zopf gefiel ihm bei weitem nicht mehr so gut als vorher. Endlich erschien er ihm entbehrlich. Wozu taugte auch das Aushängeschild der al-

ten Zeit, im Herzen mußte ſie leben, in Wort und That ſich zeigen. Der Onkel machte ſtill lächelnd ſeine eigenen Pläne.

Aber dem Neffen wurde der alte Herr von Tage zu Tage unerträglicher; er ärgerte ſich über die milde Aufmerkſamkeit, die ihm Laura ſchenkte. Seine freundlich ſüßen Reden ſchienen ihm ekelhaft, ſeine fortwährende Gegenwart unausſtehlich, ſeine Zurechtweiſungen läppiſch. Der Kanarienvogel war todt, er wurde nun auf den Onkel um ſo mehr eiferſüchtig. Valerio beſtärkte ihn darin, er erklärte Rokoko für einen ſehr gefährlichen Menſchen; das Alterthümliche ſei bizarr und bei den Weibern gerade in der Mode.

Laura's Wiegenfeſt kam heran. Arkadius wählte die ſchönſten Blumen des Frühlings für den Feſtkranz; Valerio machte Vorſchläge zu deſſen Feier. Auch der Onkel wollte die Nichte höchlich überraſchen. Er verſchloß ſich am Vorabende in ſein Zimmer und ſchickte Daniel aus dem Hauſe. Sein Angebinde mußte ſchon zu Stande gebracht ſein, denn in der reizenden Beleuchtung des Abendroths ſchlich er leiſe den Korridor hinüber und trug unterm ſeidnen Rokokoſchooße etwas verborgen. Er ſchien ein wenig verlegen und faſt jünger. Nun hatte er die Thüre vorſichtig geöffnet und ſtand im Gemache. Die Abendröthe vergoldete es; in herzinniger Rührung ſah er ſich um, und wünſchte ſchon jetzt Laura das Beſte der Erde. Sie war offenbar ein gutes Kind, nur im Getümmel der Mode und der allgemeinen Verkehrtheit hatte ſie die fromme Stimme ihres Innern überhört. Dort ſtand ihr Nähtiſch-

chen ungebraucht und kaum geöffnet seit dem Tage ihrer Vermählung, — der Onkel wünschte ihr Arbeitsamkeit, diesen stillen Heroismus der Weiber; daneben befand sich ihr eheliches Bett, — er wünschte ihr den schönen Kindersegen, das treue Herz einer Mutter und alle Glückseligkeit keuscher Liebe; auch ein Marienbild hing an der Wand, — und der Onkel bat vor Allem um Frömmigkeit für sie, um die fruchtbare Thräne heil'ger Rührung, um Vertrauen auf Gott in Lust wie in Drangsal und um den lebendigen Trost des Gebetes. Die Grazien der Antike sind von der Erde geflohen, aber wahre Frömmigkeit gibt dem Weibe einen Liebreiz, der selbst jenen mangelte; und keusche Tugend ersetzt hundertfach den verlornen Gürtel der Venus. In seinen schlichten Gedanken hatte der Onkel vergessen, daß er hieher gekommen war, um das Angebinde für Laura zurecht zu legen. Tritte, die sich der Thüre nahten, erinnerten ihn daran. Es war nun zu spät, verrathen wollte er heute noch nicht werden; er versteckte sich unter dem Bette.

Laura kam und trillerte fröhlich, wie die Abendlerchen. Selten hatte sie das Arbeitstischchen geöffnet, heute that sie es und strikte an einem winzigen Strümpfchen; auch sie hatte für Arkadius eine freudige Überraschung bereit. Auch Arkadius kam. Laura verbarg ihre Arbeit, und sprang errötheud auf. Der Gatte bemerkte ihre Verlegenheit und vergrößerte sie dadurch. Er wurde unruhig, sie drängte, das Zimmer zu verlassen; er schien dazu wenig Neigung zu haben. Nun nieſete es ganz vernehmlich. Arkadius und Laura sahen sich an, keines von ihnen hatte

genieſet. Beide ſprangen auf, Laura ſchrie um Hilfe, und Arkadius zog unſanft zwei Beine in ſeidenen Strümpfen unter dem Bette hervor.

— Donner und Hölle! ſo ward ich betrogen, brüllte der Ehemann, aber die Schlange und ihr Buhle ſollen mit dem Leben büßen!

— Laß dich verſtändigen! ſeufzte der Onkel, und ſtand nun vor ihm auf den Füßen.

— Wie, Sie ſind es, grauer Sünder! Um dieſe Spottgeburt aus vermoderter Zeit haſt du mich verrathen, Laura!

Valerio und das Geſinde war hereingeſtürzt. Schlotternd ſtand Rokoko vor dem Ehemanne, dieſer hielt ihn an der Bruſt.

— Aber um des Himmels Willen! wir ſind ja unſchuldig, wie ungeborne Kinder.

— Unſchuldig — ha! was thaten Sie in Ihrem Verſteke?

— Iſt nicht morgen Laura's Wiegenfeſt —

— Darum finde ich ſie heute in ihrem Bette? Arkadius würgte ihn ſanft.

— Aber mein Angebinde!

— Was ſoll's damit? Er ließ ihn fahren. Der Onkel zog ein Päkchen hervor.

— Ich wollte es zu ihrer Überraſchung hier verbergen.

— Dummer Schnak! Iſt es aber auch wahr?

Der Onkel betheuerte, Valerio verbürgte ſich für ihn.

— Laſſen Sie aber ſehen, Onkel Rokokochen, was Sie denn eigentlich erſonnen haben.

Der Onkel ſchlug verſchämt die Augen nieder, Valerio entfaltete das Papier, der alte Herr ließ Alles geduldig geſchehen. Valerio hielt des Onkels Zopf triumphirend in die Höhe: Bravo, Rokoko! dies hat den Sieg der neuen Zeit über die alte entſchieden!

Eine ſchnelle Rührung flog durch Laura's Herz, ſie drükte des Onkels Hand an den Mund; der alte Daniel ſchlug die Hände jammernd über dem Kopfe zuſammen; der Neffe war verblüfft und that Abbitte.

— Es ſei dir vergeben und verziehen, toller Junge! aber noch an dieſem Abende will ich Euer Haus verlaſſen; Daniel, ſpanne den ehrlichen Schimmel ein, ſchüttele den Wolfpelz und vergiß nicht das fünfte Rad, — ich will kein Opfer moderner Liebe werden! Du aber, junges Paar, ſei glüklich und komme vorher zu Verſtande! Ich bin ein alter, ehrlicher Doktor, und habe meine Tage nach Hippokrates und Galenus kurirt, und mochte auch in jüngſter Zeit von millionter Verdünnung und purem Waſſer nichts wiſſen; aber dennoch zieh' ich die Homöopathie und Hidropathie und alle Pathien Eurer Simpathie vor. Auch wir kannten zu unſerer Zeit den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier, aber er betrug ſich ſtets ſittſam und hielt auf Anſtand und Weiſe. Eure Liebe kennt keine Furcht Gottes und achtet nichts auf der Erde; ihre drei tödtlichen Krankheiten ſind: Eure Zärtlichkeit, Eure Schwärmerei, Eure Eiferſucht. Iſt das die alte Liebe der blauäugigen, blonden Germanen? Die Zärt-

lichkeit macht ſie entzündlich, die Schwärmerei hektiſch, die Eiferſucht raſend und waſſerſcheu: und könnte man die erſte durch Purganzen, Aderläſſe und Schröpfköpfe heilen, mit ſchleimigen Speiſen und nahrhaften Kliſtiren die zweite vertreiben, — wer hat die Pillulen, das Recipe für Zollwuth erfunden? Spann' ein, alter Samuel, und heute noch zurük in die alte Zeit, ins ehrliche Schwaben.

— Schmähen Sie uns die Liebe nicht, Rokoko! fiel Valerio ein, ſie hat die Antike voll pariſchem Marmor und Akanthusblättern aus dem Chaos geſchaffen, den Olimp auf ſchlanke Säulen über Heldenbasreliefe geſtüzt, und die Götter auf die reizende Erde gelokt. Schmähen Sie die Liebe nicht: war nicht ſie es wieder, die, als der alte Tempel zerfallen war, auf Regenbogen über die Erde flog. Allentiagend, alldurchdringend umgoß ſie die Welt, und ordnete ſchöner die rieſigen Trümmer. Und ſollte ſie nicht auch heut zu Tage, wo Dampfſchiffe und Wagen ohne Pferde neugeſchaffene Piade ſtiegen, wo der Aërostat mit dem Adler zur Sonne ſteigt, — ſollte nicht auch die Liebe im Jahrhunderte der Eiſenbahnen Tämpfe unerhörter, feuriger Erfindungen auftreiben? Still, alter Onkel, ſchmähe nicht die Liebe, nicht die Zeit' Beider Schwingen ſind himmelblau und morgenroth, und tragen aufwärts; nur der Athem darf uns dort oben nicht ausgehen, und die Vogelperſpektive den Blik nicht verwirren.

Samuel hatte in froher Eile Alles gerüſtet; nun verkündete er, daß er fertig ſei. Alle drangen in den Onkel zu bleiben, er war unerbittlich. Um Erfahrungen rei-

cher, um den treuen Zopf ärmer, ſtieg er hinunter, und dachte an den Neſar und ans Schwabenland.

Laura war vorzüglich gerührt; um ihn zurükzuhalten, vertraute ſie ihm, wofür ſie Kinderſtrümpfchen ſtrike. Sie erröthete, als wäre nun eben der Engel des Herrn vor ſie getreten. Arkadius brach in Jubel aus, der Onkel ſegnete ſie ſtill:

— So mög' Euch denn die Liebe zu Euren Kindern auch die echte, treue Liebe gegen Euch, und die heilige gegen Gott lehren. Das Schimmelchen zog an, langſam wie ein Geiſt aus der alten Zeit, verſchwand der Onkel in der Abenddämmerung.

Sechſtes Kapitel.

„Entdekungen in Laura's Geſichte. Wieder ein Frühſtük und wieder ein Ball. Die Sängerin aus Thule.“

Ein paar Wochen vergingen, es waren unſeres Paares lezte Flitterwochen; der Honigmond ihrer Ehe ſank ins Abnehmen, Arkadius erwachte am lezten Tage desſelben, ohne ſeine Bedeutung zu wiſſen; er rieb ſich die Augen und gab Laura einen Kuß.

— Mein Kind, nimm drüben vom Roſenwaſſer, du haſt ein kleines Flekchen auf der Naſe.

— Wo, mein Freund?

— Hier rechts, ein ganz allerliebſtes gelbes Pünktchen.

— Was, das ſiehſt du heute das erſte Mahl?

— Wie ſollt' ich auch früher!

— Allerdings, lachte Laura, es iſt ein Mahl, das ich ſeit der Geburt trage.

— Nicht möglich!

— Und du haſt es nie bemerkt?

— Nie vorher.

— Seltſam.

— Doch ich kann dir noch nicht glauben; laß mich verſuchen, — richtig, es geht nicht weg; wie konnt' ich nur das merkliche braune Tüpfchen überſehen?

— Arkadius!

— Es ſteht dir ganz vortreflich, gewiß! Bei dieſer Gelegenheit bemerkte Arkadius auch, daß ein Seitenzahn Laura's anmerſche; er rieth dringend, den Zahnarzt holen zu laſſen, um mit der Feile das Übel zu heben.

— Deine Augen ſind heute ſehr ſcharf.

— Um die kleinſte Makel von der Sonne deiner Reize zu entfernen.

Arkadius wurde nun Abends gewöhnlich ſchneller ſchläfrig und erwachte des Morgens früher als vorher; Laura fing etwas zu arbeiten und zu leſen an, doch unterhielt es ſie wenig; es war ihr fortwährend zu Muthe wie am Morgen nach einer Ballnacht. Sie ſtudirten ein Duett zuſammen ein und diskonirten, gingen ſpaziren und hielten nicht Schritt, — thaten nichts und hatten doch Langeweile. Sogar den Onkel vermißten ſie und ſchrieben ihm zärtliche Briefe. Sie glaubten ſein Gedächtniß nicht beſſer ehren zu können, als durch den Entſchluß, ſeinem Rathe gemäß mehr in die Welt zu gehen, und jede zukommende

Einladung dankbar anzunehmen. Valerio mußte faſt den ganzen Tag bei ihnen zubringen. Er wußte immer neue Zerſtreuungen zu erſinnen, erzählte von intereſſanten abenteuerlichen Reiſen, und gloſſirte ſpaßhaft und wizig über Alles. Laura billigte vollkommen die Freundeswahl ihres Gatten, und dieſer pries ſich glüklich, ihn ſein nennen zu können.

Das junge Paar ſaß tête-à-tête bei dem Frühſtüke. Laura hatte keinen ihrer Reize verloren; der junge Ehemann erſchien heute das erſte Mahl in einem neuen noch eleganteren Negligeerobe, als der frühere geweſen. Sie ſprachen darüber. Zum Zeitvertreibe bereitete Laura heute wieder einmahl ſelbſt den Kaffee; kaum ſichtbar ſpielte die Spiritusflamme um den ſilbernen Zilinder, ſie ſtarrte hinein; Arkadius blätterte in Journalen und Zeitungen und gähnte mitunter. Mäuschenſtille ſaß der Amor aus Gips am Kamine und ſchien zu frieren. Der Kaffee war vortrefflich gerathen, lobpreiſend ſchlürfte Arkadius an der zweiten Taſſe.

— Die Zeitungen werden doch täglich matter; nirgend geſchieht etwas, das amüſirte. Die Journaliſten ſchreien wie Fröſche nach grandioſen Kalamitäten und leben meiſt vom Abfalle vergangener Zeiten. Wo heute nur Valerio bleiben mag?

— Auch die Novellen ſind nicht intereſſant.

— Die Gedichte matt

— Und Räthſel und Charaden werden ſeltner.

— Dort im Platte ſteht eine.

— Ich las ſie und errieth ſie nicht. Ich warte auf Valerio, ſo ſpar' ich die Mühe.

— Was wirſt du heute machen?

— Valerio verſprach mir, mich orientaliſche Blumen mahlen zu lehren.

— Das wird nicht gehen.

— Warum nicht?

— Er wird mit mir ausreiten.

— Ei, das garſtige Reiten!

— Das fade Mahlen!

Der Bediente trat ein; Gräfin * ließ zu einem Balle laden.

— Ganz charmant, werden gewiß nicht ermangeln.

— Meine Grüße an Melanie; wir freuen uns außerordentlich.

— Eine allerliebſte Dame, gibt Bälle in jeder Jahreszeit.

— Verſammelt die ganze große Welt in ihrem Salone.

Valerio eilte ins Zimmer.

— Eben ſah ich den Bedienten der Gräfin * von Euch gehen; Schade, daß ich zu ſpät komme.

— Wozu?

— Melanie gibt einen Ball —

— Allerdings.

— Ihr habt abgeſagt —

— Was fällt dir ein?

— Ja, ja, ich kenne Euch, Ihr habt gewiß abgeſagt.

— Daß wir närriſch wären; wir freuen uns kindiſch.

— Es ſtört Eure ſüße Einſamkeit —

— Ah —

— Den hohen Flug Eurer begeiſterten Phantaſie.

— Ah, ah!

— Und dann, Ihr ſeid zu eiferſüchtig.

— Ah, ah, ah!

— Ihr wollt alſo wirklich kommen?

— Gewiß, und ganz gewiß.

— Das iſt ſchön, das iſt herrlich. Nun aber laß uns ausreiten.

— Und die Blumenmahlerei?

— Wir werden mahlen.

— Und der Morgenritt?

— Wir werden reiten.

— Reiten —

— Mahlen —

— Nehmen Sie, liebe Laura, alſogleich Ihre Caſaque und begleiten Sie uns eine Stunde; und du, guter Arkadius, ſende den Bedienten unterdeſſen um eine dritte Palette, ſpäter mahlen wir Blumen.

— Schön.

— Herrlich.

Das Ehepaar ritt und mahlte mit Valerio.

Der Ball bei Melanie war diesmahl glänzender, mehr beſucht als jemahls. Die Damen glichen geſchmükten Frühlingfeen, die Herren glühenden Pigmaleon. Aber der Glanzpunkt des Abends war Talinda, die Sängerin aus Thule. Ihr Blik mußte das Eis des heimathlichen Pols ſchmelzen, ihre Stimme ſeine ſtarren Pulſe bewegen; ſie ſtammte

ganz zuverläſſig von Odin ab. Alle huldigten dem Mädchen aus der Fremde, — da ſie nebſtbei Künſtlerin war, ſelbſt die Damen. Sie konnten es auch, denn bei der groſſen Anzahl und dem regen Eifer der Kavaliere kam keine, die liebenswürdig war, und das ſind nach eigener Meinung ja Alle, zu kurz, am wenigſten Laura. Sie erſchien heute im Schmuke funkelnder Brillanten, wie die Sonne in Sternen. Valerio hatte ſie in den Sal geführt und alle Herren betheuerten, daß ſie würdig ſei, mit Dalinda um den Vorzug zu ſtreiten. Der Kampf befriedigte Beide, Beide waren zu ſchön, um erbittert zu wetteifern; Beide ſiegten.

Laura's junges Herz ſchlug freudig im Gefühle ihrer Schönheit, im Genuſſe der Huldigung. Sie hatte als Mädchen ſo wenig von den geſellſchaftlichen Freuden der Welt mitgemacht, ſie ergab ſich heute der vollen Luſt des Tanzes. Sie war eine ſchwebende Grazie, Terpſichore ſelbſt. Der junge Buſen blähte ſich ſchneller, die Pulſe flogen ſtürmiſch, ſie glühte vor Vergnügen.

Arkadius winkte ihr Beifall, und als er einmahl näher kam, ſprach er galant von ihrer Schönheit, vom Eindruke, den ſie mache, und bath ſie um die folgende Française. Darauf kehrte er zu Dalinda zurük.

Valerio hatte nur einmahl getanzt, mit Laura. Sie verſicherte ihn, wie froh und heiter ſie ſei, und drükte im Eifer ſeine Hand. Valerio lächelte aus dunklen, glühenden Augen. Valerio war der beſte Tänzer von Allen.

Nun ſang während einer Pauſe das Mädchen aus Thule. Ihre Stimme ſtieg ſchauervoll prächtig auf wie

das Nordlicht, Offians Geiſter ſchwebten in Nebeln vorüber. Als ſie geendet hatte, blieben Alle ſtille wie nach einer Viſion. Erſt nach einer Weile lüfteten ſich die Bande des Entzükens, Huldigungen überſtrömten ſie; Arkadius blieb nicht zurük.

Bis jezt hatte ſie nicht getanzt, nun verſprach ſie es. Die Quadrille wurde geordnet, alle Herren beneideten Arkadius, der ſie zum Tanze führte.

Lächelnd bemerkte Laura zu Valerio, daß ihr Gatte ſie bei dieſem Tanze vergeſſen habe, und bot nun ihm die Hand. Sie ſtanden der Sängerin gegenüber; erſt als er Lauren im Verlaufe des Tanzes die Hand geben mußte, bemerkte es Arkadius.

Siebentes Kapitel.

„Folgen eines Balles ohne Masken; eine ſchöne Hoffnung geht verloren, und Vieles wird anders. Philoſophie nach der Ehe und ein Bruchſtük aus der Theorie der Weltliebe. Ein Kuß, aber kein erſter mehr."

Noch im Verlaufe derſelben Nacht ward Laura von einem Übelbefinden befallen. Der Arzt, der alſogleich geholt wurde, machte zuerſt ein bedenkliches Geſicht, änderte jedoch den folgenden Tag ſeine Meinung. Dennoch blieb Laura noch immer leidend und verließ nie das Haus und täglich nur auf Stunden das Bett. Arkadius war verblüfft, als er die erſte beſorgliche Äußerung des Arztes

gehört hatte; jedoch bei dessen beruhigendem Ausspruche auch bald wieder getröstet. Er hielt sich viel außer Hause auf, und gab vor, den Kauf eines Landgutes zu unterhandeln. Wenn er zu Laura's Bette kam, freute er sich über ihr verhältnißmäßig gutes Aussehen und sprach in allgemeinen Ausdrüken von schneller gänzlicher Besserung. Dann ging er auf die Stadtneuigkeiten über, erzählte mit großer Lebhaftigkeit von des Barons neuen Pferden, von Melanie's sozietten Projekten, und von der Eleganz des Gesandtschaftshôtels. Kam er aber auf das Mädchen aus Thule zu sprechen, so fing seine Wange zu leuchten, sein Blik zu sprühen an. Laura schien auf seine Reden wenig aufmerksam zu sein.

Nur ein Wesen schien an ihrer Kränklichkeit wahren Antheil zu nehmen, Valerio. Den größten Theil des Tages saß er an ihrem Bette. Er erzählte ihr Manches aus seinem Leben, das ein Gewebe von Abenteuern und Ereignissen war, deren keines uninteressant, oder höhern Anklanges ganz beraubt war. Valerio war ein wilder Knabe gewesen; Abwechslung und Wagniß reizte ihn damahls, aber er hatte auch seine Mutter geliebt als das sichtbare Bild alles Schönen und Guten. Ein Wort von ihr, ein Blik fesselte die raschen Flügel seiner Phantasie, er schmiegte sich zu ihren Füßen; sie legte ihre Hand auf seine Loken und er dämmerte ein. Früh starb die Mutter, die stillen Stunden kehrten nicht wieder. Er suchte eine Liebe wie ihre, er fand sie nimmer. Der unbändige Knabe war ein stolzer, strebender Jüngling geworden; sein Durst nach Wahrheit war glühend, seine Sehnsucht nach dem Schö-

nen ſinnverwirrend. Valerio fand Adelaide, doch wo er liebte, zertrümmerte er. Sie konnte die Gluth ſeines Herzens nicht ertragen, und bald lag das Vortrefflichſte, das er je auf dieſer Erde gefunden, hinter dem Vorhange zweier Gräber. Eine ſchauerliche Nacht folgte; ſie dauerte lang, wie die am Nordpole, und war voll Geiſtererſcheinungen. Eines Morgens ſtieg die Sonne nieder, doch ſie war blaß, — wieder ſah Valerio Blumen, doch matte, leichenhafte. Er verlegte ſich nun auf die Alchimie des Herzens; Gold wollte er haben — Gold, es koſte was es wolle. Hundert Gefühle warf er in den glühenden Zaubertopf, Blut und Thränen wurden nicht geſchont, und eines Tages hob ſich ſchimmernd und glänzend der magiſche Sonnenbaum: ſein zartes Gezweige war flüſſiges Gold, ſeine Blüthen helle Juwelen. Matt und blaß war der Kabaliſt, aber er lächelte. Er hatte nun genug des Zaubergoldes, um die ganze Welt, auch die zwei Gräber damit zu verhüllen. Er legte es über die Schmerzen und lächelte, er warf es über die Abſcheulichkeiten und lachte. Er hatte nur Eines den Geiſtern für das große Geheimniß gegeben: ſein Ich, mit ihm Adelaide. Nun lebte er nur mehr im Ganzen, ſein Herz ſchlug in der Tiefe des Univerſums; ſeine Freuden waren Blüthen, die vor ihm duftеten, ſeine Wünſche ſteigende Lerchen. Wie in Blutkügelchen pulſirte er in den Adern der Erde, er durchzog den Oſt und Weſt und ſank überall vor dem Geſtirne der Schönheit und des Genuſſes in den Staub.

Laura horchte dem bunten Mährchen, ihre ſchimmernden Kreiſe ſchloſſen ſie in ſüßen magnetiſchen Schlummer.

Sie hörte nur mehr halb, da brach Valerio ab, ſtand auf und ſezte ſich zum Flügel. Einzelne Akkorde griff er, und ſang leiſe ein Lied, und wartete, bis Laura völlig entſchlafen war; dann ſaß er ſtille und ſtarrte in die ziehenden Wolken oder in ihr ſüßes, liebliches Antliz. Wenn ſie erwachte, war er wieder ganz der aufmerkſame Freund, trachtete ihre Wünſche zu errathen, und verſchaffte ihr jede mögliche Erleichterung. Wenn ſie es wünſchte, las er ihr vor, oder ſpielte Piano; wenn ſie Einſamkeit zu verlangen ſchien, errieth er es ſchnell und entfernte ſich unter ſchiklichem Vorwande.

Heute hielten ihn Geſchäfte, die Laura kannte, entfernt; dieſe war faſt den ganzen Tag ſich ſelbſt überlaſſen. Ihr kränklicher Zuſtand hatte ſie gereizt, ſie verfiel in tiefe Wehmuth. Auch Arkadius blieb außer Hauſe. Ihr fielen die kurzen Träume ihres Brautſtandes ein, ſeine heiße Liebe in der erſten Zeit nach ihrer Vermählung. Auch ſie hatte nun andere Anſichten von der Liebe, aber dennoch ſchien ſie ihr ein ſchönes, verlornes Gut, und ſie war gerührt über den ſchnellen haſtigen Abſchied.

Nun kam Arkadius; ein leiſer Vorwurf entſchlüpfte ihren Lippen, eine mahnende Erinnerung an die jüngſte Vergangenheit. Arkadius ſah ſie verwundert und ungeduldig an.

— Liebes Kind, ich hatte geglaubt, daß auch du ſchon längſt die Unzukömmlichkeit jener phantaſtiſchen Liebe erkannt haſt, die uns ohnehin zu lange miſtifizirte. Du biſt mir angenehm und ich dir, das genüge, und danken

wir Gott, daß jene thörichte Verblendung vorüber iſt. Erinnere dich, was der verſtändige Onkel geſagt hat: Zärtlichkeit, Schwärmerei und Eiferſucht ſind die drei Uebel der Liebe; ſeien wir zufrieden, daß ſie endlich verſchwinden, und belächeln wir den vergangenen periodiſchen Wahnſinn. Wenn du erſt geſund ſein wirſt, wollen wir viel in die Welt gehen, unſere Jugend, unſern Reichthum genießen; dann Laura werden deine krankhaften Grillen ſich ſchnell und fröhlich zerſtreuen.

In Laura's Buſen war eine Stimme, die ihm recht gab, und wieder eine, die es nicht that: ach, jene allvergeſſende, thörichte Liebe hatte ſie damahls doch ſo ſelig gemacht!

Vierzehn Tage waren ſeit dem Balle vergangen, und Laura war noch nicht hergeſtellt. Nun erſchien plözlich die Kriſis, der Grund der Krankheit wurde gehoben, aber die ſchönſte Hoffnung des jungen Weibes ging zugleich verloren. In ſtillen Stunden hatte ſie die fromme Mutterſeligkeit vorausgefühlt, nun war ſie dahin. Sie fühlte ſich jezt ohne dieſe heilige Ahnung und Sehnſucht ſo einſam und verlaſſen.

Arkadius kam, tief betrübt theilte ſie ihm dieſe Nachricht mit. Er ſchien überraſcht, doch wenig gerührt, und ſprach ſcherzend von der Zukunft. Als ſie hierüber betroffen ward, fragte er, ob ſie ſelbſt ſich doch nicht übler befinde. Sie verneinte es. — Dann iſt ja Alles gut. Ich bedaure nur, daß du heute nicht ausgehen kannſt, um Dalindens himmliſchen Geſang zu hören. Sie wird dieſen Abend bei

Melanie Nordlandſagen ſingen, und uns Alle nach Walhalla verſezen.

Laura hatte ſich nach der Seite gekehrt und ſchwieg. Arkadius blikte hinüber, er ſah ihre Augen geſchloſſen, und bemerkte die Thränen nicht, die ſtill unter den langen Wimpern floſſen. Nicht unzufrieden erhob er ſich leiſe und nahm den Hut.

Valerio kam, er winkte ihm ſtille zu ſein, und ſagte, ſie ſchlafe. Valerio ſah in das blaſſe Antliz und bemerkte alſogleich, daß ſie weinte. Arkadius ging; er ſchwieg und blieb.

Er ſpielte leiſe auf dem Piano. Laura fing vernehmlich zu ſchluchzen an. Er ſprang auf und ergriff ihre Hand.

— Reißen Sie Ihr Herz von ihm los, Laura! er verdient Sie nicht. Er erkannte Ihre Blumenſeele nie, ſeine ungeſchikte Hand zerdrükt die Staubfäden Ihres Herzens.

— So ſprechen Sie vom Freunde?

— Er nennt mich ſeinen; ich ſchäze Jeden nach ſeinem Maße: Iſt Arkadius Herz werthlos, ſo taugt er vielleicht in andrem Fache. Reißen Sie das Ihre jezt ſchon von ſeinem und erſparen Sie künftige Schmerzen.

— Und meine erſte Liebe?

— War ein Traum, nur die irdiſche Ahnung der wahren. Alles Schöne ſoll der Menſch lieben und anſtreben; wer es an einem einzigen Weſen ſucht, betrügt ſich um die hohe Schönheit des Univerſums. Soll unſre Liebe nicht bis an die unendlich ſchönen Geſtirne, bis zu Mond und Sonne reichen? muß ſie nicht die Reize des Frühlings mit

allen Sinnen umfangen, und die Schönheit in Marmor und Tönen umarmen?! Der Mikrokosmus der Weltschönheit iſt das Gebilde des Menſchen. Laßt uns aus tauſend Blikken den ewigen Strahl ſaugen, von jeder ſchönen Lippe Begeiſterung trinken, an jedem edlen Buſen erwarmen. Wer der Schönheit treu iſt, der iſt es auch der Liebe. — Aber das taugt heute nicht für das Ohr des betrübten Weibes. Arme Laura, wie ſchön war die Hoffnung, die Sie heute verloren haben. In der Tiefe Ihres Lebens webte der verkörperte Strahl der ewigen Liebe, wie beſeligend mußte die Geiſternähe des geliebten unſichtbaren Weſens geweſen ſein! Arme Laura, junge, unglükliche Mutter!

Sie hatte ihr holdes Haupt an ſeine Bruſt gelegt und ſtill fortgeweint. Jezt neigte er ſein Antliz über das ihre, und gab ihr einen ſanften, langen Kuß. Die Theilnahme that ihr ſo wohl, wie ein geſtilltes Kind hörte ſie zu weinen auf.

Achtes Kapitel.

„Nordiſche Liebe. Die erſte Liebe verwebnziet ſich. Eine Entführung, die mit einem ſeltſamen Abenteuer in der Poſtkutſche endet.“

Während Laura krank geweſen war, und ſich nun beſſerte, brachte Arkadius den größten Theil des Tages bei Dalinde zu. Sie erzählte ihm von den Wundern des Nordens, und ihre Worte trieben empor, ſtark und feurig wie

die Geiſer der lezten Thule, ihre ſtolzen Augen warfen Flammen gleich den Eisvulkanen ihrer Heimath. Sie ſang ihm die Lieder der Heimskringla und der Edda, und die Geiſter des Nordens kamen ihm erhabener, würdiger vor als Griechenlands weichliche Götter. Auf Wolken ritten ſie vorüber, drunter lag die einſame Heide mit den Gräbern der Helden; am meerumbrandeten Felſen ſaß der Barde, der Sturmwind riß ſeinen Bart, die Harfe brauſte durch Nacht und Wetter, und Malvina ſang.

Arkadius fand an Dalinde Alles neu, originell und ergreifend; ſeine ganze Vergangenheit kam ihm matt und farblos vor, nun erſt glaubte er im Zenith ſeines Lebens zu ſchweben. Der Gedanke an Laura war ihm gleichgiltig, die Erinnerung an die Bande, die ihn feſſelten, läſtig. Aber auch das Mädchen aus Thule fand ſich von ſeltſamen Gefühlen bedrängt. Ungeduldig und ängſtlich faßte ſie oft mit beiden Händen an ihr Herz und wollte es zornig beruhigen, aber ſein Schlag ward nicht leiſer und ruhiger, und die trozige Lippe verzog ſich wehmüthig lächelnd. Tiefgeheime Träumerei ſenkte die ſchweren Wimpern, und bange Frühlingnebel ſtiegen in ihrer Seele Sie wußte nicht, was ſie that. Streng und heftig verwies ſie den Freund aus ihrer Nähe, und rief ihn dann ſehnſüchtig und überwältigt zurük. Die Liebe war in ihre Bruſt gezogen. Bis nun war das Herz in der ſtillen Ruhe des Winters gelegen, in der ſeligen Bewußtloſigkeit eines unerwekten Keimes, jezt war der bewegte aufſtürmende Frühling eingezogen. Er überfiel ſie raſch und haſtig, wie am Polarkreiſe: das Eis ſprang, die Sonne brannte, und ſchnell und betäubend ſchoſſen die Blumen

auf und ſtrahlten und dufteten. Dalinde kannte die Welt und ſich nicht mehr.

Und wieder ſang ſie Malvinens Klage am einſamen Felſen, und wie ferner Meerduft ſtieg die heilige Sehnſucht auf. Aber die gewaltigen Töne hatten jeden zitternden Gedanken in Arkadius Seele erſchlagen, und als ſie endete, lag er zu ihren Füßen und hatte Alles, nur nicht das Entzüken des Augenbliks vergeſſen. Sie ſprang auf und ließ die Harfe ſinken; ſchon war die Hand ausgeſtrekt, die ihn zurükſtoßen ſollte, da öffnete ſie laut weinend beide Arme und ſank an ſein Herz.

Dieſe Stunde hatte über ſie entſchieden; ſie glaubte Arkadius, als er ihr ſchwor, er habe Laura nie geliebt, und ſei nun erſt aus äffender Täuſchung zur erſten Liebe erwacht; aber die Krone der Liebe wollte ſie erringen um jeden Preis der Erde. In ihrer Seele wuchs der Gedanke der Flucht; jenſeits der gefrorenen Meerfluth, hinter den neblichen Geiſterfelſen wollte ſie ein geheimes Thal für ihre Liebe ſuchen. Arkadius war zu Allem bereit. Aber ſchnell wie die Früchte des Nordens ſollte der Entſchluß zur That reifen; der Tag der Flucht war beſtimmt.

Nicht ohne innere Bewegung ſaß Arkadius heute das lezte Mahl mit Lauren beim Mittagmahle, aber ſie galt weniger der Erinnerung an die Vergangenheit oder einer Anwandlung von Reue, als den Plänen der Zukunft und beſorgter Hoffnung. Er erhob ſeine Blike nur ſelten und bemerkte nicht, daß Laura, obwohl ſie bereits hergeſtellt war, heute bläſſer ausſah als die lezten Tage, und daß ihre weißen, zarten Hände merklich zitterten. Beide ſpra-

chen nur ſehr wenig. Nach Tiſche ſtand er haſtig auf, und eilte nach einem flüchtigen Gruße gegen die Thüre. Doch zögerte er nun einen Augenblik und Laura that eine gleichgiltige Frage. Er ſah ſie an und reichte ihr die Hand zum Abſchiede hin, ſie nahm ſie; die ihre war kalt. Beide ſchienen in Gedanken, doch ſprachen ſie nicht weiter und Arkadius ging.

Es war Abend geworden. Arkadius hatte am vorhergehenden Tage ſein Vermögen verzeichnet, redlich getheilt, die eine Hälfte zurükgelaſſen, und die andere Hälfte in Gold und Papieren zu ſich geſtekt. Auch Dalinde hatte Alles zur Flucht bereitet. Im ſtillen Dunkel der einbrechenden Nacht verließen ſie ihr Haus und ſchlichen auf Umwegen dem Poſthofe zu; unter fremden Namen hatte Arkadius zwei Pläze im Schnellwagen bis in den unfernen Badeort genommen; dort, wo ſie unbekannt waren, beſchloſſen ſie unverdächtig für die weitere, bequemere Reiſegelegenheit zu ſorgen. Sie hatten abſichtlich gewartet, bis die Stunde zum Abfahren ſchlug. Jezt erſt erſchienen ſie in dem Poſthauſe; der Kondukteur hatte bereits über das ungebührliche Ausbleiben der Paſſagiere geſcholten, und empfing ſie brummend. Flüchtig beſah er ihre Karte und drängte zum Einſteigen. Eben waren auch die zwei andern Reiſenden gekommen, und um Zeit zu gewinnen, riß der Poſtillon auch die zweite Wagenthüre auf. Der Portier hob ſeine Laterne in die Höhe, um den Fremden, die von beiden Seiten einſtiegen, zu leuchten; dieſe ſchienen kalt zu haben; denn ungeachtet der lauen Sommernacht zogen ſie ihre Kragen gewaltig über die Ohren. Dennoch geſchah

es, daß der Dame, die Arkadius gegenüber einstieg, in ihrer Hast der Mantel hinuntersank, das Licht der Laterne fiel voll in ihr Gesicht.

— Halt, das ist Laura!

— Himmel, Alles ist entdekt, wir sind verloren!

— Auch Dalinde stieß einen Angstschrei aus, und Laura sank kraftlos vom Wagentritte dem Manne in die Arme, der mit ihr gekommen war und ihr beim Einsteigen sorgfältig geholfen hatte.

— Fassen Sie sich, ich werde Sie mit meinem Leben vertreten.

— Auch du hier, Valerio!

— Läugnen wäre unnüz und feig: Arkadius, du hast Laura vernachlässigt, deren du unwerth warst; ihre köstliche Liebe habe ich errungen. Meinen Bitten, meinen Beschwörungen gelang es endlich, sie zur Flucht zu bereden, das Übrige weißt du. Ich bin zur Rechenschaft bereit, — ich, ihr Entführer.

— Flucht, Entführung! das ist herrlich, das ist prächtig! o komm' her Laura und laß dich küssen. Auch ich entführe — Dalinda.

Selbst Valerio konnte sich nur mühsam fassen. Arkadius aber drängte seine Frau nun selbst zum Einsteigen und half ihr dabei. Er präsentirte die Damen einander.

— Das fand sich köstlich zusammen! jubelte er.

Der Postbeamte mahnte mürrisch ans Abfahren, auch Valerio stieg ein.

— So laßt uns denn heiter die Vaterelſe miteinander beginnen.

— Es lebe das junge Jahrhundert!

Neuntes Kapitel.

„Rokoko fährt im Dampfwagen über Eiſenbahnen, er hat ſeine Zeit und ſich überlebt. Wie Familienzüge allmählig degeneriren. Häusliches Glück der Modernen.“

Es waren ſeit dem Vermählungtage unſeres Paares faſt zwei Jahre vergangen, der Onkel wollte es wieder einmahl beſuchen. Auch Schwabenland war nicht mehr wie ehemahls, in ſeinen Flüſſen rauſchte das Rad der Dampfboote und die Tannen des Schwarzwaldes ſanken unter der Art des Straßenbahners, der nivellirend die Eiſenſchienen in den widerſtrebenden Boden fügte. Bis in den geheimen Winkel, den Rokoko bewohnte, drang der Flügelſchlag der raſtloſen Neuerung Samuel und der Schimmel waren auch ſchon zu den Vätern verſammelt worden; der ferne Neffe blieb das einzige Weſen, das dem alten Doktor verbunden war. Er kroch heraus aus ſeiner Waldeinſamkeit und ſchaute die Welt mit großen verwunderten Kinderaugen an. Er ſuchte eine Gelegenheit für ſeine große Reiſe, und man wies ihn an die Expedizion der Dampfwagen. Die Entfernungen wurden nur mehr nach Stunden berechnet. Der Onkel nahm einen Plaz und ſaß eine Stunde vor der Abfahrt mit Regenſchirm und Wild-

ſchur im Wagen. Er hatte Zeit genug die rieſigen Fahrgebäude, die aneinander hingen, zu betrachten, die für die Elephanten des Pirrhus erbaut ſchienen. Endlich ſprang ein junger Mann in den Wagen und that, als ob er allein wäre. Der Onkel räuſperte ſich und ſchnarrte, der Jüngling ſah in die falbe Herbſtlandſchaft. Der Onkel zog endlich ſeine goldene Doſe heraus, ſchnippte freundlich und both ihm zuverſichtlich eine Priſe. Der Reiſegefährte glozte ihn über ſeinen rieſigen Schnurbart an, und wendete ſich gleichgiltig wieder gegen die Seite. Das erſte Mahl ſchlug dem Onkel ſein feiner Spagniol nicht an. Mehrere Reiſende kamen und ſtiegen in den Wagen, jeder ſuchte den beſten Siz und warf ſich ſo bequem als möglich zwiſchen die Nachbarn. An des Doktors anderer Seite ſaß ebenfalls ein junger Mann, deſſen Geſicht unter namenloſen Bärten unſichtbar war; auch der ſchaute ſchweigend vor ſich hin. Dem Onkel ward unheimlich zu Muthe, doch galt es wieder einen Verſuch. Er fragte beſcheidentlich, ob nicht bald eingeſpannt werde. Der zweite Fremde gab keine Antwort, aber einige der übrigen Reiſegefährten ſahen ſich nach Rokoko um und lachten ihm verächtlich unter die grauen Haare. Er ſchaute ſie verwundert der Reihe nach an; aber jezt verbreitete ſich ein widriger Schwefeldampf, und plözlich wurde das Gebäude im Sturme entführt. Rokoko ſchlug ſich vor den Kopf.

Die Wagenburg flog mit glühenden Rädern über die Ebene, Stoppelfelder und gemähte Wieſen flüchteten in ungewiſſen, gelbgrünen Streifen vorüber, und vorne ſtieg die dunkle Rauchſäule der Wüſte. Einzelne Gebäude mit Kupferdächern und langen Fenſterreihen lagen zerſtreut in der

Landſchaft, und Fabrikräder und Waſſerwerke klapperten auf allen Seiten. Statt der grünen Ufer mit Erlengebüſch und Waſſerblumen fand der Onkel heute ſteinerne Dämme und Schleußen. Die großen Lindenbäume an den Dörfern waren überall umgehauen, die Obſtzucht hatte zugenommen. Die Begegnenden trugen beſſere Hüte, doch Keiner zog ihn zum freundlichen Gruße. Unfern eines Weilers ſtand ein Pfahl mit der Leiche eines Gerichteten, ein Soldat ſchritt daneben auf und ab. An der Straße ſaßen ein paar Krüppel und rekten ihnen verſtümmelte Glieder und blutige Lumpen entgegen. Alles ſchien anders, nur das Laſter und das Elend übte noch ſeine alten Rechte. Aber dem guten Onkel ward ſchwindelig zu Muthe; die betäubende Dampfſahrt warf in ſeltſamen Humor die Bilder des Lebens durcheinander. Nach mehreren Stunden hielt der Wagen an einem Gaſthofe; Alle eilten zur Abendmahlzeit. Der Onkel kannte keine Speiſe und verlangte Sauerkraut; der Küper ſah ihn an, als hätte ihn nach der Eichelmaſtung der alten Germanen gelüſtet. Es gerathe nicht mehr, hieß der Beſcheid. Der Doktor ſättigte ſich ſo gut es gehen mochte.

Hier gab es langen Aufenthalt, die Fahrt wurde erſt gegen Morgen fortgeſezt, bald kam er nun in * an. Er fragte nach dem Neffen, man wies ihm ein noch prächtigeres Hotel, als er das lezte Mahl getroffen hatte. Der Portier wollte ihn nicht einlaſſen, aber mit dem goldbeſchlagenen ſpaniſchen Rohre drang er durch. Ein Bedienter übergab ihn dem andern, der Kammerdiener ließ ihn endlich achſelzukend in des gnädigen Herrn Zimmer. Obwohl der Neffe ſchlecht geſchlafen zu haben ſchien, warf er ſich doch mit einem lauten Aus-

rufe an des Onkels alte Bruſt, der Greis ſchluchzte vor Freude.

— Wie geht es dir Junge?

— Recht wohl.

— Was macht Laura?

— Sie befindet ſich wohl ohne Zweifel. Er klingelte, ein Bedienter erſchien.

— Iſt Madame zu Hauſe?

— Eben kommt ſie die Treppe herauf aus dem Garten.

— Sage er der gnädigen Frau, ich laſſe ſie erſuchen, ſich herüber zu bemühen, wir hätten einen ſehr werthen Gaſt. Aber der Onkel ſprang ihr ſchon in faſt jugendlicher Lebhaftigkeit den Korridor entgegen. Mit lieblichem Lächeln und vielen Worten begrüßte ſie ihn, und both ihm die Wange zum Kuſſe. Sie war nun faſt ſchöner geworden, als da er ſie verlaſſen hatte.

— Wenn ich ein Narr wäre, ſchrie der Onkel in ſcherzhafter Laune, daß mich der junge Wirbelwind da erſchlägt, oder daß ich mich auf Diſtanz ſtellen muß!

— Aber Onkel!

— He Junge! was machen die allerliebſten Piſtölchen?

— Ich ſchieße Spazen damit.

Nun kam auch Valerio, und die Begrüßungen wurden wiederholt.

— Aber was ſchwazen wir da, laßt mich Euren Buben ſehen, den Blizjungen, drei Monathe hat er, he?

Es wurde bejaht, und man begab ſich in einen andern Flügel des Hauſes.

— Hat er recht blaue Augen, wie der Frühhimmel, und Haare blond wie ein Seidenflachs?

— Er erhielt keine Antwort.

— Wem iſt er aus den Augen geſchnitten, dem ehrlichen Großvater oder der Witwe mit den drei Männern?

— Er ſieht eigentlich beiden ähnlich, nur muß man die Züge richtig auffaſſen.

Sie traten in die Kinderſtube; das Kind lächelte in der Wiege, der Großonkel nahm es auf und herzte es. Dann erſt fand er Zeit, es genauer zu betrachten.

— Aber Bliz! der Junge hat ja Augen, ſchwarz wie eine Kohle, und Härchen wie ein Rabenflügel, — und Wetter! ſo jung er iſt, ſein Näschen biegt ſich ja ſchon wie der Schnabel eines Geiers; ſpaßig, die erſte Adlernaſe in unſerer Familie; ſeht, Leutchen, das kommt Alles von der Eiferſucht her, das ändert die Sitten und mit ihnen die Züge. Laura ſah ſeitwärts, auch Arkadius und Valerie ſchwiegen.

— Nicht wahr, Lorchen, dein Mann plagt dich noch recht mit Galle und Eiferſucht?

— Nein Onkel! Sie thun ihm unrecht.

— Ich kenne dich, du geduldiges Lamm, du erträgſt es ſtill und ſchweigſt.

— Theurer Onkel, begann Arkadius, jene Zeit kindiſcher Liebe iſt vorüber, wir wurden klüger und Sie werden ſich überzeugen, daß ich dieſe läſtige Leidenſchaft völlig verlaſſen habe.

— Soll ich ihm glauben, Doktor der freien Künſte?

— Ich ſage gut für ihn.

— Brav dann, junge Leutchen! laßt Euch um ſo herz-

licher begrüßen. Aber kommt, tragen wir den Kleinen in Euer Schlafzimmer, dort wird es uns erſt recht wohl und heimlich zu Muthe werden.

— Wollen Sie in mein oder in Laura's Schlafzimmer kommen?

— Wie meinſt du das?

— Laura zieht die Morgenſonne vor, ich liebe das Abendroth, wir wählten darnach unſere Schlafzimmer.

— Seid Ihr närriſch? Mann und Weib gehören zuſammen. Aber ich verſtehe, das iſt ſchon wieder ſo ein ſchwärmeriſcher Einfall, den Eines oder das Andere von Euch ausgeheckt hat, — das iſt hoch, das iſt poetiſch. Da ſchmachtet nun Eines nach dem Andern, und girrt und iſt ſehnſüchtig, und ſucht ſich und findet ſich!

— Aber Onkel!

— Schwärmerei iſt es und nichts anders!

— Sie thun uns Unrecht, ich muß Ihnen noch ein Mahl bemerken, daß jene thörichten Zeiten vorüber und wir feine, verſtändige Leute geworden ſind.

— Hu, hu! das iſt ein Prangen und Prunken mit Klugheit und Vernunft, und ſeht, ich glaube kein eitles Wörtchen.

— Bleiben Sie nur recht lange bei uns, und Sie werden ſich von unſerer Beſſerung überzeugen.

— Lange bei Euch bleiben! Ich glaube, daß Ihr mich lieb habt, aber das geht Euch nicht ganz vom Herzen. Euch verliebten, jungen Leuten iſt jeder Dritte läſtig; ich weiß es leider, Eure Zärtlichkeit möchte in ewiger Einſamkeit über ſich ſelbſt brüten.

— Onkel, Sie können in der That recht hartnäkig ſein; überzeugen Sie ſich endlich nach Allem, was ich Ihnen geſagt habe, daß wir uns geändert — gebeſſert haben. Wir haben jene läppiſche Zärtlichkeit ſchon längſt abgelegt.

— Daß ich Euch glaubte. Ihr nicht mehr zärtlich! Das wäre nächſt den Dampfmaſchinen das zweite Ding auf dieſem Erdenrunde, das ich nicht recht begreife.

Armer Onkel Rokoko! Der Schreiber dieſes iſt der unvorgreiflichen Meinung, daß dir noch Manches aufſtoßen dürfte, das deine ehrlichen fünf Sinne nicht recht verſtehen können. Die Zeiten ſind anders geworden, Alter! So war es freilich nicht anno 1700 und ſo und ſo viel — als noch deine Mutter dich jeden Abend dem Schuzengel empfahl, und ungeachtet des ſteifen, brokatnen Reifroks mit treuer, nie verſiegter Zärtlichkeit liebte, — als deine Tante dir den Zopf das erſte Mahl puderte, mit dem elfenbeinernen Meſſer die junge Stirn ſäuberte und dir dann einen ſanften Backenſtreich auf die geſunden, rothen Wangen gab, — als ſie dir den erſten Paradedegen umhingen und du mit kindiſchem Anſtande im Kreiſe herumſchleifteſt und den Beifall nikenden alten Damen eine halbe Stunde die Hände küßteſt! So war es freilich nicht, als dann dein Herz das erſte Mahl in junger, furchtſamer Liebe ſchlug, als du mit zierlich geſpizten Fingern und zitternder Hand ein Mahl, — ach es geſchah nicht wieder! — ihr eine Roſe hinreichen durfteſt und dann für lange ſchiedeſt! So war es damahls freilich nicht, guter Rokoko! als du im ſchwarzen Talare und in der langen prächtigen Allonge da ſaßeſt und der ehrwürdige Rektor dir mit zierlicher Rede in ciceronianiſchem Latein den Doktorlorbeer gab.

— ach, zwei Augen ſahen ſchüchtern auf dich aus der Menge, ſie gehörten einer frommen, treuen Hausfrau, die in bemahltem Gebethbuche eine verwelkte Roſe trug. Jahre lang lebteſt du in ihrer Nähe, aber du ſpizteſt die Finger nicht wieder, und präſentirteſt weder ihr, noch ſonſt einem Weibe je eine Roſe mehr. Armer Rokoko, ich fürchte ſehr, deine Zeit iſt vorüber und du begreifſt den Kreisgang der Gegenwart nicht mehr. Steig' zu Grabe, ehrlicher Greis! dein Schädel iſt zu alt um noch zu lernen, und könnteſt du es, wer weiß, ob dich die neue Wiſſenſchaft froher machte. Steige zu den Vätern hinab! Aber werden die alten Herren mit Rollloken und Harbeutel dich ohne Zopf in ihre ehrwürdige Verſammlung aufnehmen, und wird die zärtliche Mutter, das fromme Weib mit der welken Roſe, dich im ſeltſam verſchnittnen Frake ohne Stahlknöpfe und Vordenweſte wieder erkennen? Doch ich hoffe für dich, Rokoko! bieth' ihnen die treue deutſche Hand, und das alte ungeänderte Herz, und ſie werden dich willkommen nennen, und die alte Tante dich wieder anſtändig für die Geſellſchaft friſiren, und dir dann einen zufriedenen Vakenſtreich geben.

Im Verlaufe der Zeit mußte ſich der Onkel freilich überzeugen, daß ſich Arkadius und Laura geändert hatten. Sie wohnten in abgeſonderten Haustheilen, erhielten verſchiedene Beſuche. Wo eine Geſellſchaft, ein Ball gegeben wurde, mangelten ſie nie. Sie ſchwärmten nicht, ſondern ſprachen wie feine, gebildete Leute. Sie hatten den Hang zur einſamen Zärtlichkeit verloren; wenn ſie ſich beim Frühſtüke manchmahl zuſammenfanden, both Laura dem Gatten die blühende Wange, er ſagte ihr etwas Verbindliches und küßte

ſie auf die Stirne. Auch die häßliche Eiferſucht war vorüber; Jedes hatte Vergnügen, wenn das Andere gefiel. Dabei waren ſie ſtets artig und voll Gefälligkeit für einander, klagten nie, und ſchienen ſtets zufrieden. Sie galten in der Geſellſchaft als ein Muſter für jede Ehe.

— Nicht wahr, die haben ſich gemacht, Onkel Rokokochen? fragte Valerio den alten Doktor, können Sie ſich ein Paar denken, das glüklicher wäre?

Der Onkel lächelte ihm blöde entgegen, und wußte nicht zu antworten.

Die Weltverbeſſerer.

Erſter Umriß.

— Die Welt liegt im Argen! rief der Bakalaureus Quatenus und ſchüttete ein Glas Wein in die Kehle, tauſend Jahre und nicht mehr tauſend! Wenn es ſo fortgeht, finden eheſtens ſieben Menſchenkinder unter einem Scheffel Plaz, und die Welt ſtürzt ihrem Ende zu.

— Ja wol liegt ſie offenbar im Argen! beſtätigte Midas und ſchüttelte beſorgt die breiten Pankraziaſtenohren.

— Und fällt vom Argen in's Ärgſte! ſchrie Paudrerel, und ſpühlte ſich den edlen, aufkochenden Zorn mit Wein hinunter.

Noch zwei Geſtalten ſaßen am Tiſche und zukten beſorgt mit den Achſeln und blinzelten mit den weinklaren Augen. Die eine davon zog Ziffern mit Rebenſaft auf dem Tiſch, die andere trank ihn und vergoß Thränen über das Verderbniß der Welt.

— Und was habt Ihr, meine Brüder, ſeit den fünf Jahren der Trennung gethan, um dem allgemeinen Verfalle zu ſteuern?

— Wir machten Pläne.

— Hegten fromme Wünſche.

— Experimentirten im Stillen.

— Meine Verſuche, der Welt auf die Beine zu helfen, antwortete der Künſtler, Pandolo genannt, ſind allerdings der Reife nahe, ich werde ſpäter die Ehre haben, meine Gedanken und Erfahrungen der Geſellſchaft mitzutheilen.

So wie die fünf Geſellen nun bei einander ſaßen, hatte ſie einſt der akademiſche Hörſal vereint, nur waren ſie damahls um zwanzig Jahre jünger, an manchen Erfahrungen ärmer, an vielen Hoffnungen reicher geweſen. Sie hatten in den Schulen dieſe und jene Kenntniſſe aufgeſchnappt, und ſo viel, als ſich gerade ergeben hatte, gelernt. Jedes junge Herz hat ſeine Träume und Wünſche, ſeine Ideale, auch ſie litten daran nicht Mangel. Jeder der fünf Freunde trug ein goldenes Utopien im Kopfe; wo ihm die wirkliche Welt entgegenlief, da ward ſie verurtheilt. Aber die fünf Akademiker hatten ſich damahls Kraft genug zugetraut ſie zu umſtalten; ſie wollten in die Welt gehen, als Propheten der Wahrheit. Als ſie ſich dann die Hände zum Abſchiede drükten, und von der Muſenhalle heimwärts zogen, da waren ſie überzeugt, die deutſchen Fürſten würden um ihren Beſiz wetteifern und ſtreiten. Ihre Haltung war ſtolz und aufrecht, ihre Bruſt voll Athem und Fülle des Lebens, ihr Gang ſchnellkräftig und geflügelt. Sie kamen nach Hauſe: keine Ehrenpforte, kein Jubelruf empfing ſie; die Dürftigkeit häuslicher Verhältniſſe umſtellte ſie; nichts Außerordentliches wollte ſich ereignen. Sie ſpähten halbe Tage in engen Gaſſen hinunter nach feſtlicher Botſchaft und hoher Berufung, aber die Königſöhne bekümmerten ſich wenig um ihr

Daſein, und es entbrannte kein Krieg in Deutſchland, um ſie zu gewinnen.

Der Vakalaurens liebte Emeline, des Pächters Ehrenfried Tochter. Der alte Herr wollte mit ihm von der Schafſchur und der Obſtzucht ſprechen, — er zitirte das goldene Vließ und die Äpfel der Heſperiden; der alte Herr fragte nach Amt und Geld, und Quatenus hohnlachte ihm unter die Naſe. Da gab der ehrliche Pächter ſein Mädel einem wackern Landwirthe, und wies dem wüthenden Liebhaber die Thüre. Emeline weinte zuerſt, dann bekam ſie Kinder und ward fett. Quatenus beſang ſie in unzähligen Liedern, in denen ſie bald als blaſſe Geopferte, bald als Trübverflorbene ſpukte, er konnte den Kaziammer der erſten Liebe nicht verwinden. Seine einzige Zerſtreuung war ſein äußeres Elend. Die ſieben Mißjahre ſchienen für ihn kein Ende nehmen zu wollen; er begann dies und das, — Alles mißlang: er dozirte vor leeren Bänken über Stoa und Cinismus, er unternahm eine Reiſe und mußte ſich bald nach Hauſe betteln, er ſchrieb Bücher und las ſie allein. Pindars Geſang an Aurora, die knabenbringende, war häufig ſein Morgenmahl, Homer mußte ihm mit dem Reſtdufte der Kaſaken das Mittagbrot würzen, und der Weltgeſang der Lindariden wiegte ihn und alle ſeine unerfüllten Träume in Schlummer. Nächſt den großen Griechen wäre das Reiſen ſeine Neigung, ſeine Leidenſchaft geweſen, doch er mußte ſich mit der Ausſicht von der Zinne des heimathlichen Berges begnügen, und nur ſeine Phantaſie flog in die Fremde. Der Lauf der Jahre hatte den Vakalaurens abgetrieben und erſchöpft, der Kummer hatte ſich in den Falten ſeiner Stirne gegen die

Freude verſchanzt, und nur ſelten blizte noch ſein Auge im Anſchauen eines wieder auftauchenden Ideals, einer verſpäteten Hoffnung. Er war nun Journaliſt, und balgte ſich mit kleinen Blättern. Die Lorbeerkoſt nährte zu mager, endlich gelang es ihm, zugleich Weinprobierer im Bremer Rathkeller zu werden. Über Verſe und Weinmuſter war ſein Schädel kahl, und ſeine Naſe kupferroth geworden, aber aus dem Dufte des Rebenſaftes ſtieg ihm jezt wieder manchmahl der Hauch der Begeiſterung, und in ſeligen Weindünſten ſchwebten Gmeline und die Griechen und die Weltfahrten vorüber.

Midas hatte ſeiner Zeit ein kleines Vermögen erwerbt; er warf ſich nach Neigung mehr auf den wiſſenſchaftlichen Theil ſeines Faches, der Arzneikunde, als auf den ausübenden. Chemie war ſein Lieblingſtudium, er verband und zerſezte, und als er den Grund des Weltelendes in der Armuth zu entdeken glaubte, legte er ſich auf's Goldmachen. Er war ein kleiner, runder, ſtämmiger Kerl, ſeine Naſe abgeſtumpft, ſein Kopf kugelig, ſeine Glieder ohne Eke; er glich zwiſchen den Töpfen und Röhren ſeines Laboratoriums vollkommen einem Gnomen. Der Schlott ſeiner Werkſtätte war nie ohne Rauch. Er zerglühte und löſ'te hundert Stoffe, zwang das Harte zum Fluſſe, nöthigte das Weiche zum Widerſtande, und ängſtigte Beides mit Gluth und Waſſer, aber in köſtlichen Dämpfen zog Geld und Zeit zum Schornſteine hinaus und der Niederſchlag blieb dunkel und werthlos. Sein Vermögen war verzehrt, nun arbeitete er mit fremdem. Die Sucht nach Golde war zu allgemein, er fand ſtets neue Gläubige und Jünger. Als Laborant zog er von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloſſe; jedes Mißlingen war

nur ein Schritt näher zur hohen Kunſt, und das entdekte Geheimniß ſollte dereinſt allen Jammer der Erde enden.

Malchus, der dritte Akademiker, hatte ſich in den Kopf geſezt, um jeden Preis ein Staatmann zu werden. In verſchiedenen Reichen waren Miniſterſtellen zu vergeben, er ließ merken, daß er ſie annehmen würde. Zu ſeinem Erſtaunen überging man ihn; er beklagte ſich über Kabalen. Er ſpannte niedriger, und lief nun in ſeiner Sehnſucht Jahrelang die Reihe der Rathwürden durch, bis zum Küchen- und Keller-Rathe herunter. Er fiel überall durch; Malchus bedauerte die Nazion mehr als ſich um dieſen Verluſt. Unterdeſſen war er nicht müßig, er entwarf Pläne für ſämmtliche Staaten, arbeitete in ſeiner Stube an den durchgreifendſten Verbeſſerungen, und ſtellte alle Kombinazionen zuſammen. Wann immer er vom Pfluge an's Staatruder gerufen werden mochte, die Welt ſollte ihn gerüſtet finden, die Völker über ihn erſtaunen. Einſtweilen galt es, alle möglichen Fälle geſchichtlicher Ereigniſſe zu ſezen, und für jedes die wahre Maßregel zu erſinnen. Wer die Zukunft kennt, hat mit der Gegenwart ein leichtes Spiel. Dabei ergraute ſeine Loke, und über Studien der Zukunft ward ein großer Theil ſeines Lebens zur Vergangenheit: endlich betrat er ſeine öffentliche Laufbahn, er ward Kalkulator eines Lottoamtes. Malchus konnte in der That keinen weiteren, keinen erſprießlicheren Wirkungkreis finden; das unendliche Reich der Zahlen ſtand ihm offen, eine unerſchöpfliche Reihe von Verbindungen und Zuſammenſtellungen winkte, und die geheime Kabala verſprach endlich den Schlüſſel für alle Zeiten.

Vaudrerel, der vierte von der Tafelrunde, hatte ein

unbändiges, unfügſames Gemüth; er gab bald alle Verſuche um eine öffentliche Stellung auf, und beſchloß unabhängig zu bleiben. Sein Vater ſtarb zu gelegener Zeit, und er übernahm die hinterlaſſene Schlafmüzenfabrik. Jede Beſchränkung war ihm unleidlich, jede Rükſicht ſchien ihm ein Joch. Pantzetel heirathete; Frau Xantippe ließ ſeine liberalen Weltpläne gewähren, nur im eignen Hauſe ward er geknöchelt. Zuerſt ſtellte er ſich ungebärdig gegen ihre Anmaßungen, aber ihr Wille fiel unermürlich und tropfenweiſe auf den ſeinen; endlich ward er löcherig, der Republikaner fügte ſich im eigenen Hauſe, und ward ganz Kosmopolit.

Pandolo endlich wurde vom Schikſale von Stufe zu Stufe über die Treppe des Glükes hinabgeworfen; er rang wie ein Titan um jede Spanne Erdreich, aber das Geſchik war gewaltiger als er; nun ſchor er Bärte und kräuſelte Haare.

Die eignen Hoffnungen hatten die Fünfe ſo ziemlich aufgegeben, aber die Verbeſſerung der Welt lag ihnen noch immer wie beim akademiſchen Abſchiede am Herzen. Sie hatten ſich damahls das Wort gegeben, eifrigſt daran zu arbeiten, und alle fünf Jahre aus ihren Enden zuſammen zu fahren, und die gemachten Bemerkungen und Reſultate auszutauſchen. Dreimahl hatten ſie bereits Wort gehalten; heute geſchah es das vierte Mahl. Diesmahl ward Pandrezel's Haus als Verſammlungplaz gewählt. Als es Xantippe erfuhr, wurde ihr Gatte zuerſt tüchtig ausgeſcholten. Nachdem er tagelang gebethen hatte, wurden endlich Bedingungen aufgeſezt; ſie waren hart, er ſchwankte, — und ratifi-

zirte ſie endlich. Die Jagdflinte wurde ihm abgenommen, die Schweißhunde zum Zerberus geſendet, und Baudreuel mußte Zwiebelbrühe eſſen. Dafür wurde aber auch im oberen Stokwerke eine Stube in Stand geſezt, ein Tiſch gebohnt, Stühle geordnet, und eine Reihe Weinflaſchen für die akademiſchen Freunde auserleſen. Baudreuel hatte ſeine Freude an den großartigen Vorbereitungen, er vergaß Gewehr und Hunde, und ſchlürfte geduldig an der widerlichen Suppe.

Die Freunde hielten Wort, zur gehörigen Zeit erſchienen ſie zu Fuße und zu Wagen, und heute war nach fünf Jahren wieder die lanaeriehnte, feſtliche Vigilie.

Drei leere Flaſchen ſtanden bereits vor jedem der Akademiker, ihre Pfeifen waren nie ausgegangen, und Weindünſte und Rauchwolken zogen in miſtiſchen Kreiſen durch's Zimmer.

— Die Welt liegt im Argen! eiferte Quatenus, und wie ſollt' es auch anders mit ihr ſtehen? ich ſuche das Übel an der Wiege ihrer Bewohner, ja noch früher. Warum wandelte wol ein göttergleiches Heroengeſchlecht unter griechiſchem Himmel, — was wölbte die Bruſt des Herakles zum ſiegreichen Kampfe und ſchärfte den Blik des joniſchen Sehers? In wenigen Worten will ich es Euch ſagen, meine Freunde, und Ihr werdet zugleich begreifen, warum unſere Zeit feuchtohrig iſt. Am Ufer des Okeanos ſpielte die Königtochter von Hellas mit Blumen und Kränzen, — die Wellen des Eurotas blähten ſich um untadelige Glieder; im Stier', im Schwane bewunderte ſie die edle Wildheit der Kraft, ihren träumenden, ſehnſüchtigen Augen ſchien der Sonnenſtrahl ein goldner Regen. Aber auch der Held war nicht fern,

der Geliebte; — ſie ſah ihn, und wendete ſich von der Natur und von ihren Träumen an den Einen, nur ihn ſah ſie mehr, ihn wünſchte, ihn liebte ſie. Er hatte den Drachen getödtet, die Feinde erwürgt, die Erde bewältigt. Seine Glieder ſtrahlten, ſein Naken hob ſich unbeugſam, ſein Hauch war Fülle des Lebens. Krokos und Anemonen ſchmükten den Raſen daneben, eine ſilberne Wolke hing in den Zweigen, die Geſpielinnen waren entfernt. Aber wenn ſie nach Hauſe kam von der Flur, da pries ſie ihr Vater ob der göttlichen Nähe, geweihte Bezirke wurden geſtekt, und der Neugeborne ſtammte von den Kroniden. Liebe und Kraft erhielt das Geſchlecht, und die erſte Wallung der Jugend trug olimpiſche Früchte. Da gab es noch keine Sehnſucht, keinen Jammer im goldnen Alter. Die Liebe ward noch nicht bezollt und bemäkelt, und das ganze Leben war ein Wettſtreit der Schönheit. Der phileſiſche Apollo gab Kränze um den gelehrteſten Kuß, die Arkadier belohnten für die ſchönſten Kinder, und ſelbſt Platon zählte ſchön zu ſein unter die drei höchſten Güter des Daſeins. Seht dagegen die Erbärmlichkeit der Modernen an: der blaſſe Junge liebt die ſchwindſüchtige Dame, Schwärmerei und Sehnſucht verdirbt ihre Säfte noch mehr, Hangen und Bangen bricht die Reſte der Kraft. Väter und Tanten prüfen Stammbaum oder Geldbeſiz, und die erſte Liebe wird armuthhalber abgethan. O Emeline! — Nun folgen aber die Jahre der Trauer und Klage, ſei's ein Duzend oder darüber. Endlich wird aus vielen Berufenen ein Paar zuſammengeſtellt; die Braut hat bereits falſche Zähne und widrigen Athem, der Bräutigam iſt kahlköpfig und markloſ. Die zwei abgejagten Menſchen wechſeln blöd-

lächelnd die Ringe, ſie ſind ſich widerwärtig oder doch gleichgiltig. In ſolchen Händen liegt die Fortpflanzung des Geſchlechtes, und die Greiſe zeugen noch mattere Kinder. Sollte die Welt gebeſſert werden, ſo müßte man Preiſe für jede tolle, junge Liebe ſezen, und die verliebten, närriſchen Leute einander eilend in die Arme werfen, ehe die Wallung verraucht, ehe die Herzen ermatten. Das nächſte Geſchlecht wäre bereits markiger, und jedes folgende edler; aber ſo ſollte man fortfahren, bis der alte Heldenſtamm wieder aufblüht, und die ſchönen, freudigen Menſchen.

— Ein biederer Gedanke! meinte Pandrerel, aber was habt Ihr ſchon Erſprießliches für Eure Zuchtſchäferei geleiſtet?

— Ich liebte Emeline; hätt' ich ſie errungen, Ihr würdet edlere Kinder geſehen haben. So aber ſing' ich die erſte Liebe in Liedern und Epos, mahl' ihre Glorie, wein' ihre Klagen. Lohn genug, wenn ich ein altes, knöchernes Vaterherz rühre, und das Glük einer jungen Liebe erſinge.

— Du biſt ein braver Mann, Bakalaureus! es lebe die erſte Liebe und deine Griechen!

— Sie leben! Mag mich die Mitzeit mißachten, weiß ich doch, daß mir die Nachwelt eine Statue ſezen wird. So laßt mich denn im Rathkeller zu Bremen bis an mein ſelig Ende dichten und trinken!

Seine Naſe leuchtete prophetiſch zwiſchen verfallenen Wangen, und der akademiſche Lorbeer genügte nicht, die Kahlheit ſeines Schädels zu verdeken.

— Dennoch ſtimm' ich deiner Anſicht nicht bei! rief

Midas, — das Übel der Welt iſt die Armuth. Sie iſt der Fluch jeder Regung des Herzens, im Schmuze der Welt füttert ſie die Menſchheit mit Hunger und Thränen auf, der ewige Geiſt geht nach Brot, und das ſtärkſte Gefühl ſeines Herzens iſt der Jammer. Dieſer ſaugt das junge Blut aus den Adern, beugt zu früh den belaſteten Nafen und knift Knie und Rüken. Laßt mich erſt das Arkanum des Goldes entdeken, und bald ſoll die Welt auf fröhlichen Beinen ſteh'n!

— Nicht materielles Wohlſein bedarf die Menſchheit, ſchrie Vaudrerel weinvoll, ſondern geiſtiges Zugeſtändniß. So lange es Herren und Knechte gibt, liegt ſie im Argen.

— Der Vaudrerel iſt ein arger Jakobiner! jammerte Vandele.

— Kann ſie ihre Flügel entfalten, ſo lang' ſie im Joche geht? Keiner hat drei Augen, zwei Köpfe, fünf Beine, — alſo ſind wir gleich. Mit deiner Fütterungsanſtalt aber, mein Midas, gehe zu allen Wettern! Mich ſollte man die Welt verbeſſern laſſen.

Alle tranken und ſchwiegen eine Weile. Der Champagner, den Vaudrerel eben aufgeſezt hatte, ſtieg ihnen mehr zu Häupten, als ſeine aufbrauſende Meinung. Stöpſel knallten, und eine Flaſche nach der andern leerte ihren Bauch mit angenehmen Gebimmel. Perlen und Schaum ſtieg in den Spizgläſern auf, aber die Akademiker ſchütteten beides gierig hinunter. So wohl war ihnen lange nicht geweſen.

— Ginge mein Plänchen in Erfüllung, himmelte der beglükte Lottokalkulator, ſo könnt' ich Euch ſagen,

wer von uns Recht hat, aber einſtweilen ohne Zweifel ich. Wüßte der Menſch erſt, welche Folgen jedes Ding hat, würde er die Zukunft kennen, da hätte er ein leichtes Spiel auf Erden, er brauchte nur das Beſte zu wählen, und wäre des Erfolges verſichert. Bis ich den Schlüſſel der geheimen Wiſſenſchaft erfunden, ſo lange liegt die Welt ohne Rettung im Argen.

— Sie liegt im Argen, lallte der Goldmacher und fiel unter den Tiſch; die Andern vermißten ihn nicht. Nur der Weinprobierer hielt ſich noch auf den Füßen; mit ſolcher Kraft taumelte er nun im Zimmer auf und ab, um Bewegung zu machen. Jezt wollte er durch den Spiegel in's Freie gehen und ärgerte ſich über die ſchlechte Bauart der Häuſer.

— Die Herren ſprachen außerordentlich gelehrt und verſtändig, begann zum Schluſſe furchtſam der Harkünſtler, aber ihre Weltverbeſſerungspläne ſind allzumahl nicht ausführbar. Der meine wäre ſicher und leicht. Es dürfte nur Jedermann einen Zopf tragen. Das Gehirn unter einem Zopfe wird klüger, — wer würde ſich noch thöricht und unglüklich verlieben? Der Zopf würde die Menſchheit frei machen, — könnt Ihr Euch einen Sklaven mit einem Zopfe denken? Sein Herr hätte Ehrfurcht vor ihm; den Negern wachſen deshalb die Haare nie über Handlänge. Der Zopf höbe wenigſtens die Armuth eines Theiles der Menſchen, die der Friſeure. Und die Vorſicht, die Wiſſenſchaft der Zukunft liegt nicht minder im Zopfe. Vor jeder gähen, unüberlegten That müßte man ſich erſt den Zopf in die Ordnung bringen laſſen, die erſte Hize vergienge.

eine Thorheit wäre erſpart. Nur vom Zopfe kann die Regeneration der Welt ausgehen; und dies Mittel iſt auch leicht und ausführbar. Da ſeht, liebe Freunde, gleich die erſte Probe davon, Euer Freund Pandolo trägt bereits einen Zopf. Er knöpfte den hohen, grauen Oberrok auf und der bis jezt verborgene Zopf ſprang in junger Schnellkraft in die Höhe. Er weinte vor Freuden.

— Nieder mit dem Zopfe! grölzte Pandrerel, aber Freiheit und Gleichheit! Er fiel zu Midas unter den Tiſch.

— Pandolo, du biſt offenbar ein Schaf! brüllte Quatenus, du verſtehſt die großen Alten nicht, du weißt nichts vom Reiſen; Alles für die Alten, fort mit dem Zopfe!

Pandolo trank Wein und Thränen. Er trug noch Manches über die Vortrefflichkeit des Zopfes vor, Malchus hielt ihm noch eine Weile Stand. Dann nannte er ihn einen Eſel und umarmte ihn. Beide verloren das Gleichgewicht und verſammelten ſich zu den Andern unter dem Tiſche.

In der Stube war's nun ſtill, der Weinprobierer allein ſaß noch am Tiſche und trank. Bunte Bilder liefen an ihm vorüber, Emeline und die Griechen, — Poſthörner klangen, der Bakalaureus zog abwechſelnd Reiſekleider und Hochzeitſtaat an, — endlich ſalbte er ſich die Glieder zum hohen Olimpiaſiege. Er hatte Alles um ſich vergeſſen, nur trank er noch immer in mechaniſchem Amteifer. Sogar die Champagnerflaſchen wußte er noch zu öffnen, ſo eben nahm er die lezte in die Arbeit. Er lüpfte den Draht und zerſchnitt nun den Faden. Es bedurfte nur eines leiſen Rukes, und der Kork flog mit mächtigem Knalle

in die Lüfte. Aber wie ward unſerm Bakalaureus zu Muthe, als jezt ein Staubregen von Strahlen mit Geraſſel aus der Flaſche ſtieg und mitten in den Feuergarben ein zartes, ätheriſches Weſen auftauchte! Mit offnem Munde und ausgebreiteten Händen ſank er in den Lehnſtuhl zurük. Aber der niedliche Geiſt ſchwebte in Geſtalt eines kleinen, wohlgeſtalteten homunculus mit nakten, roſenfarbnen Beinen über der Flaſchenöffnung, und begann jezt mit feiner, allerliebſter Stimme folgende Anrede: Neidwerther Sterbliche! wiſſe, daß du ſo glüklich biſt, den Zeitgeiſt vor dir zu ſehen. Bei Philippi bin ich einſt Brutus erſchienen; jezt befand ich mich fünfzig Jahre im Champagnerweine eingeſchloſſen, und nur dir, Bakalaureus, gelang es, die rechte Flaſche zur rechten Stunde zu öffnen. Ich habe alle eure klugen Geſpräche über die Argheit der Welt vernommen, und theile in Vielem eure Meinung. Ein Ungefähr ſpielte mich in eure Hände, ich will dafür alle eure Weltverbeſſerungpläne zur Probe in's Werk ſezen, und derjenige, ſo nach eurer eignen Einſicht Stich hält, oder doch der Beſte iſt, ſoll allgemein beſtehen und unwiderrufliche Regel ſein.

— Unvergleichlicher Zeitgeiſt, begann der Magiſter, goldene Ketten entſchlüpften dem Gehege deiner Zähne, und deine Worte ſind Perlen und Achat. So wäre denn unſer Leben doch nicht verloren und unſere frommen Träume würden zur Wirklichkeit! Da es dir aber nicht entgehen kann, daß die vier andern Kollegen und Weltverbeſſerer zufälliger Weiſe gerade unter dem Tiſche liegen, ſo beliebe mit meinen Anſchlägen und Plänen die Probe zu eröff-

nen. Ihr völliges Gelingen, hoffe ich, dürfte dir auch jeden weitern Verſuch erſparen. Aus voller, erſter Liebe ſoll ein neues Geſchlecht entſproſſen, und nur die großen Griechen und einige nicht kleinere Reiſen mögen meine protoplaſtiſchen Anſtrengungen unterbrechen.

— Es ſei! rief der gütige Zeitgeiſt

— Es waltet diesfalls nur noch ein kleiner Anſtand ob, fuhr Quatenus fort, und krazte ſich hinter den Ohren, du kannſt die Tonſur des Genies auf meinem Kopfe unmöglich überſehen haben, auch führe ich einige wakelige Zähne, und meine Berufſtudien machten meine Naſe leuchtend; nun wäre es aber immerhin möglich, daß Emeline an dieſen Zufälligkeiten einen Anſtoß nehmen könnte, daher —

— Nicht weiter, Staubgeborner! ich verſtehe: ſei wieder jung, und beginne deine Lebenfahrt im Zenithe!

Zweiter Umriß.

Über einen Waldhang des Taunus ſchritt ein junger, flinker Geſelle; ſein Ränzel ſchien leicht, ſeine Bruſt noch leichter. Sein Geſicht war hübſch, ſein Wuchs voll und kräftig. Das altdeutſche Kleid verkündete den Studioſus; die braunen Loken hingen geſcheitelt in den Naken, aber die Stirne glänzte noch im ſtolzen Nachgefühle des akademiſchen Lorbeers. Der Bakalaureus kehrte von der Mu-

ſenſtadt in die Heimath. Er hatte im lezten Flefen geſchlafen; vor der Sonne war er ſchon wieder ausgezogen; hinter jenem Waldhügel lag ja ſchon das Ziel ſeiner Reiſe. Es war noch ziemlich frühe am Morgen, die wilden Blumen am Wege hatten den Thau noch nicht ausgeſchüttelt, in der Ferne lagen noch Nebel. Jezt begann eine Lerche zu jubeln; der Muſenſohn fuhr an die Bruſt und fühlte nach ſeinem Pulsſchlage, es wollte ihm ſcheinen, als wäre ſein Her; aufgeflogen, und jubelire über ihm in den Lüften. Dieſes Waldland war ſeine Heimath; die Pfade ſtiegen und ſenkten ſich, rund umher lagen ſanfte, bewachſene Hügel, und die Natur ſchien heute trunken von Sonnenſchein und Morgen. An der Kuppe hielt der Student; er ſpähte durch die Bäume hinunter, aber ſie waren in dem lezten Jahre wieder höher und dichter geworden; er konnte nicht mehr in die Tiefe ſehen, — dennoch ſchwenkte er, wie zum Gruße, ſein Barett. Dann ging er noch raſcher hinunter. Auf einer kleinen Waldtrift weideten Schafe, der Hund, der ſie hüthete, bellte den Wanderer an, aber bald ſprang er ihm wedelnd entgegen und außer ſich vor Freude an ihm hinauf. Der Bakalaureus liebkoſete den alten Bekannten; als er weiter ging, begleitete ihn der Schäferhund eine Weile, dann aber blieb er zuerſt zweifelhaft ſtehen und ſah ſich um, und lief endlich im Gefühle ſeiner Pflicht zur Herde zurük. Der Student war unterdeſſen im Thalgrunde angekommen, dieſer beſtand aus keiner Fläche, ſondern aus einem abgeſenkten Bogen, der bald wieder am jenſeitigen Hügel hinanſtieg. Eine Mühle klapperte in der Nähe, ein Waldbach ſprang durch Erlen.

geſträuch. Jezt öffnete ſich das Ufer, der Raſen ſtand voll Vergißmeinnichte; der Junggeſell hielt an und ſchien den Mühlbach in ſeliger Scheu nach der Vergangenheit zu fragen. Er nahm eine Handvoll Vergißmeinnichte und eilte weiter. Plözlich endete das Waldgebüſch, eine kleine offne Flur lag daran, ein Pachthof ſtand in herrlicher Obſtpflanzung. Der Student ſchritt ohne Athem hinüber. Er kannte den kürzeſten Fußpfad, ſprang zitternd über den Hagroſenzaun und ſtand nun vor dem Hauſe. Aber er hatte nicht Zeit, ſich den Staub von den Füßen zu ſchütteln; eine friſche junge Stimme erſcholl im Gehöfte; jezt trat ein muntres Mädchen an das Hausthor. Emeline, Emeline! ſchrie der Studioſus aus vollem Halſe, und die ländliche Schöne ſank in ſeligem Schrek in ſeine Arme. Vor dem Hauſe ſtand eine alte Linde, darunter ſprang ein lebendiger Brunnen, der Junggeſelle trug die Geliebte auf den Raſenſiz daneben. Die Freude hatte ihr alle Kraft genommen, er kniete vor ihr und küßte ihr Gewand, ihre Hand, und weinte und jubelte. Sanft und müde ſtrich ſie ihm die Loken aus der Stirne; als er aber jezt aufſprang und die feuchten, halbgeöffneten Lippen küßte, kehrte Bewußtſein und Fülle des Lebens in ihre Adern. Sie erwiderte den erſten Kuß im feurigen Bedürfniſſe der Jugend und Liebe, nach dem zweiten drängte ſie ihn ſanft zurük, ſah ihn an, und faltete die Hände, und ihr Antliz glühte wie die Morgenſonne. Emeline war ein ſchönes, deutſches Mädchen; ihr Auge leuchtete hellblau, ihr Har zierte die alte, blonde Farbe. Nach der Sitte der Taunusbewohnerinen trug ſie es aus dem Geſichte geſtrichen, ein kleiner

schwarzer Sammtschirm saß darüber, und rükwärts fiel es in einer breiten, losen Schleife bis an die Schultern. Sie trug, wie es in dieser Gegend gewöhnlich ist, ein dunkles, nicht sehr weites Gewand und eine schmale, hohe Halskrause. Ihr Gesicht war hold und liebreich, und ihr Wuchs gediegen und makellos.

Das junge Paar kosete und plauderte unter der Linde, zahme Tauben flogen über ihren Häuptern, und der Truthahn umtrat sie neugierig. Emeline erzählte den Gang der kleinen Wirthschaft, von der Taubenbrut, der ersten Heuernte, von der Schafzucht und den Mühlgängen. Aber Amor schritt in jeder Szene des kleinen Landschaftbildes, und als sie mit stokender Stimme die Bewerbung des Forstmeisters um ihre Hand vortrug, schwor sie ihrem geliebten Bakalaureus ewige Liebe, und er Verderben dem Philister, für sich aber dauerndes Minneglük. Er erzählte ihr nun dafür seine akademischen Fahrten, — wie er in Weltweisheit und Griechenthum weit über allen Andern gestanden sei, — wie er zulezt gar in hellenischer Sprache disputirt und des Rektors Magnifizenz ihm den Lorbeerkranz auf die Stirne gesezt habe. Da hätten ihn Doktoren und Professoren umarmt und geküßt, und auf Pergament mit Siegel und Kapsel hab' er darüber eine herrliche Verbriefung erhalten. Dazwischen gab es auch dies und das von der Kneipe, dem Turnplaze und dem akademischen Karzer zu erzählen. So oft es aber nur angehen wollte, pries ihr der Musensohn seine Griechen und versprach ihr, sie die Verba in μι ehestens lehren zu wollen. Er hatte in diesem Jahre auch eine Rheinfahrt unternom-

men, und erzählte ihr viel Hochherrliches davon; überhaupt hatte ſich nächſt ſeiner Liebe zu Emeline, und ſeiner Leidenſchaft für die Griechen ein unauslöſchlicher Reiſedang in ſeinem Herzen angeſezt.

Die Mittagſtunde war unterdeſſen herangekommen, die Gloken eines unfernen Walddorfes läuteten. Da zogen auch die Knechte und Mägde von Wieſen und Feldern nach Hauſe, an ihrer Spize ſchritt Emelinens Vater, der wakere Ehrenfried.

Der Bakalaureus ſah auf, es ward ihm nicht ganz vortrefflich zu Muthe. Es wollte ihn bedünken, als wär' er ſchon einmahl ſo bei Emelinen am Brunnen geſeſſen, und der alte Ehrenfried ſei wie heute um die Mittagſtunde nach Hauſe gekommen. Nach kurzem Gruße habe er damahls ohne weiters um das Begehren des Studioſus gefragt, und als er ſelbſt hierauf, nicht ohne Einmiſchung einiger beliebter lateiniſcher und griechiſcher Phraſen, um Emelinens Hand angehalten habe, hätte der Pächter deutſch und ohne Bedenken nein geſagt. Emeline habe ſodann geweint und er ſelbſt geflucht und gewüthet, der unerſchütterliche Vater aber am Ende den Studenten ſammt dem Diplome zur Thüre hinausgeworfen, und ſo die Familienſzene geendet.

Eine ſolche Reminiſzenz beiläufig ging nun klar dem Bakalaureus im Kopfe umher, gleichwol erhob er ſich, als Ehrenfried nahe kam, und ging ihm endlich herzhaft entgegen. Aber wie gebildet und angenehm benahm ſich diesmahl der Pächter: kaum hatte er ihn erkannt, als er ihm herzlich die Hand ſchüttelte, und ihn ſeinen lieben

Quatenus nannte. Er hieß ihn willkommen und führte ihn in die Stube. Es war bereits gedekt, der Pächter lud ihn zu Tiſche, und entſchuldigte wiederhohlt, daß er leider auf einen ſo ehrenwerthen Gaſt nicht vorbereitet geweſen ſei. Er fragte die Tochter, was für heute gekocht wäre, und erſt als dieſe ihm auch eine gebratene Gans angekündet hatte, zerſtreuten ſich ſeine Bedenken einiger Maßen. Er ließ ein paar Rheinweinflaſchen aus dem Keller bringen, ſezte den Gaſt auf den Ehrenplaz zwiſchen ſich und Emeline, und befahl, ihm ein ſilbernes Feſtbeſtek aufzulegen. Der Bakalaureus band ſich ein ſchneeweißes Tellertuch um den Hals, verſchlang in ſeinem Reiſehunger Suppe und Hammelfleiſch in unermeßlicher Fülle, und erſt als die gebratene Gans erſchien, fand er Zeit einige Liebeblike mit Emelinen zu wechſeln. Nun kam das Tiſchgeſpräch erſt recht in Gang; aus den grünen Römern duftete der köſtliche Rheinwein und wetteiferte mit dem Fettgeruche der Bratgans.

— Haben der Herr Studioſus die Kollegia beendet? fragte jezt der Pächter.

— Ganz und gar, antwortete Quatenus, ich bin nun ein gemachter Menſch und oben drein Bakalaureus.

— Wie, was? Bakalaureus ſind Sie? und das haben Sie mir nicht alſogleich geſagt! Lange lebe der Herr Bakalaureus!

— Lange leb' er! ſchrien Knechte und Mägde.

— Haben der Herr Bakalaureus bereits einen Lebensplan feſtgeſezt und über Dero Zukunft entſchieden?

— Ja und nein, und dies und das! Ich habe ſo

viele Wege vor mir, die alle zu Geld und Ehre führen, daß ich wirklich verlegen bin, welchen ich einschlagen ſollte.

— Das mag ich glauben! Wird es ein Fragen und Verlangen um den Bakalaureus Quatenus ſein; große Herren und Reichſtädte werden ſich die Füße ablaufen.

— Ich ließ bereits in die Zeitungen ſezen, daß ich nur frankirte Briefe annehme.

— Das iſt zu billigen. Wie aber halten Sie es mit Dero Junggeſellenſchaft?

— Ich gedenke eheſtens zu heirathen.

— O glükliche deutſche Jungfrau, die ein ſo gelehrter und gewogener Herr heimführt!

— Ich muß ihm nur ſagen, mein lieber Ehrenfried, daß ich im Grunde auf ſeine Tochter reflektire.

— Wie, was! auf das einfältige Mädel, auf die dumme Emeline!

— Hat nichts zu ſagen: ich bin deſto geſcheidter.

— Aber Dero hoher Rang, Ihre Lorbeerkrone —

— Ich erhebe ſie, ſo zu ſagen, zu mir aus dem Staube; auch ſoll ſie bald griechiſch parliren können.

— Griechiſch ſoll das Mädel lernen! nein, ich halte das Glük nicht aus!

— Wa — was, griechiſch! wiederhohlten die Hausgenoſſen des Pächters; Emeline lächelte ſchalkhaft, und in den Grübchen ihrer Wangen ſchienen ſich bereits ein paar unregelmäßige Zeitwörter auf μι zu wiegen.

— Iſt es aber auch Dero Ernſt, unvergleichlicher Bakalaureus, mein Fleiſch und Bein zu heirathen? fragte

noch einmahl der Vater, und als der Magiſter feierlich bejahte, warf er ihm ungeſäumt ſeine Tochter an den Hals, ließ ſie Ringe wechſeln, und legte dem künftigen Schwiegerſohne die eigne dike Geldlaze auf Rechnung der Ausſteuer hin. Quatenus ſtekte ſie mit vornehmer Gleichgiltigkeit zu ſich, und ſprach noch Verſchiedenes von gelehrten Dingen.

Aber ſchon am vierten Sonntage nach ſeiner Ankunft im Wachthofe trat er und Emeline vor den Altar und ſie wurden ein Paar. Er prangte im ſtattlichen Doktormantel, und auch Emeline hatte die ländliche Kleidung abgelegt und trug ein Brautkleid, deſſen ſich eine Pariſerin nicht zu ſchämen gehabt hätte. Gleich nach der Hochzeit fuhr das junge Paar in eine große Stadt, wo der Bakalaureus ſeinen Wohnſiz einſtweilen aufzuſchlagen beſchloſſen hatte. Der alte Ehrenfried gab ſeinem Schwiegerſohne einige ſchwere Geldſäke, und Emelinen den beſten Segen mit. Große Thränen rollten über ſeine Wangen, als der Reiſewagen über eine Höhe des Taunus verſchwand, nur das Glük, das ſeine Tochter gemacht hatte, vermochte ihn zu tröſten. Dennoch erſchien ihm ſein theures Waldthal nach ihrem Abſchiede verödet.

Aber das junge Paar fuhr im Geleite der Liebe, der Hoffnung und der Freude in die Welt, konnte dieſe daher anders als roſig erſcheinen?

Als ſie in ihrer Wohnung ankamen, fand Emeline bereits eine Wiege neben dem Ehebette ſtehen. Sie erröthete, aber der Bakalaureus belehrte ſie, daß ſie mit der Ehe zugleich die ernſte Pflicht übernommen hätten, ein

kräftiges, verjüngtes Geſchlecht auf die Erde zu ſezen, und daß ſie nächſt dem Studium der alten Griechen ſich insbeſonders darauf zu verlegen hätten.

Es vergingen Monathe und Jahre, aber Emeline wußte noch kein Verbum in μι, auch die Wiege war noch leer und keine Hoffnung auf ihre Beſezung da. Der weltverbeſſernde Muſenſohn krazte ſich hinter den Ohren, und ſchob ungeduldig den Lorbeerkranz hin und her; auch Emeline ſchnitt zu ihren Studien ein verdrießliches Geſicht, — und die Welt lag wie immer im Argen.

Dieſer häusliche Unmuth trieb den Bakalaureus mehr als ſonſt zu den Büchern; er las die Griechen in allen Ausgaben und ſchrieb Noten dazu. Die junge Frau aber ließ die Arbeit häufig in den Schooß fallen und ſah durchs Fenſter ſehnſüchtig die Straßen entlang, als ſollten die Lenzlüfte, die Schwalben oder die Wolken von theuren, erwünſchten Dingen erzählen. Quatenus ſtudirte und erklärte eben den Heſiod; er machte zum Worte Minotaurus einen Stern, und wollte ſich nun ſehr gelehrt darüber herauslaſſen. Aber heute ließ ihn ſeine Gelehrſamkeit im Stiche: was ſollte er vom Minotaurus ſagen? war er ein Stiermenſch oder ein Menſchſtier? war ſeine Brut ausgeſtorben oder erſchienen noch manchmahl Ableger von ihm? Die Drachen und Baſiliske des Mittelalters konnten ſeinem Geſchlechte angehören, und geheime Überlieferungen deuteten vielleicht auf dauernden Fortbeſtand. Man ſtelle ſich die Verlegenheit des Erklärers vor, das Sternlein war gemacht, und noch fehlte jener Überfluß von Ideen, der ihm bis nun jederzeit zu Gebothe geſtanden war. Qua-

renus wollte über den Minotaur hinweg hupfen, aber mit wilden Klauen hatte ſich das Ungeheuer an ſein Ich geklammert, es hatte ihn auf ſeinen Hörnern aufgeſpießt, oder mit dem Medusenblike ſeine Schritte gefeſſelt. Er kaute die Feder und ſtarrte ins Buch. Der Schlaf floh ihn, den Hunger verlor er; wo er ging und ſtand, erſchien vor ihm der unerklärliche Minotaur in Nebeln. Eine Stimme ſeines Innern ſagte ihm, daß er ſogar früher nicht Kinder bekommen werde, bis er ſein Räthſel gelöſt haben würde. Quatenus Wange wurde blaß, ſein Auge verfiel; es ward ihm klar, daß nur der Augenſchein an Ort und Stelle Aufklärung bieten könne. Seine alte Reiſeluſt geſellte ſich dazu; er ſchlug Emeline vor, nach Kreta zu reiſen, ſie lachte ihm in das Geſicht, und wollte nur in eine Badereiſe willigen. Quatenus ſchwankte am Rande der Verzweiflung; wäre ſein Verſtand nicht ſo ſcharf und kräftig geweſen, ſie hätte ihn auch wirklich erfaßt. O die Alten, die Griechen! jammerte er, Alles für ſie! wer ins alte Hellas reiſen könnte, auf die heilige Kreta! Da es aber nun einmahl nicht möglich ſchien, ſo ging ſeine Sehnſucht darauf, wenigſtens Jemand zu Rathe ziehen zu können, der das Land ſeiner Sehnſucht geſehen hatte. Er ſaß nun häufig an Stadtthoren und Heerſtraßen, und fragte die Wanderer nach der Griechenfahrt; aber keiner von Allen war im erſehnten Fabellande geweſen, und der Minotaur blieb unerklärt. Auch ſeiner Gattin trug der Balalaureus auf, ſich die Leute anzuſehen, um den berühmten Reiſenden darunter zu entdeken.

Wie ſeit Monaten ſaß auch heute der Balalaureus

hoffnungles vor dem Folianten, ſein junges Weib lag im Fenſter, gähnte und ſah in die Wolken und auf die Straße. Nun ging ein junger Mann die Gaſſe herunter. Schnitt und Zierrath ſeines Kleides war elegant und fremdländiſch, ein ſchwarzer Schnurbart kräuſelte ſich über Roſenlippen, ſeine Augen trafen wie Dolchſtiche.

— Mann, ſchrie Emeline, der Menſch dort kommt gewiß aus Griechenland!

Quatemus warf Tiſch und Stuhl um und fuhr mit dem Kopfe durch die Fenſterſcheibe.

— Du magſt recht haben, Frau!

Er ſtürzte über die Treppe, und als der Fremde nun eben an dem Hausthore vorüber kam, paßte er ihn heftig am Arme.

— Kommen Sie in der That eben aus Hellas und Kreta?

Der Fremde warf die ſchwarzen, blizenden Augen auf ihn.

— Ja ſehen Sie, ich hätte es nicht errathen, aber meine Frau da oben am Fenſter hatte es ſogleich weg.

Der Fremde ſah empor, Emeline war über und über erröthet; wie eine vollgeblühte Roſe neigte ſie ſich aus dem Fenſter.

— Ihre Frau iſt ſehr ſcharfſinnig! rief der Fremde, und ſeine Stirnader lief dunkler an; ich komme in der That dieſen Augenblik aus den genannten Ländern.

— Alſo wirklich aus Kreta! jubelte der Vakalaureus und ſchleppte den Fremden über die Treppe hinauf, — o dreimahl geprieſener Tag! Emeline, der Herr war richtig in Kreta!

Emeline ſtarrte den Fremden an, aber ſein Feuerblik brannte das Sklavenmahl auf ihre Stirne. Sie zitterte und war doch ſelig. Quatenus ließ ihm keine Ruhe, er zog ihn zu ſeinem Folianten: Sagen Sie mir, Vielwandernder, wie ſah der Minotaurus aus, und beſteht noch ſein Geſchlecht?

— Ja wohl beſteht es noch, antwortete der Fremde nach kurzem Beſinnen mit Salbung; hören Sie nicht auf das nüchterne Geſchwäz unſerer Naturforſcher, ſie wiſſen es nicht zu klaſſifiziren, darum ſchweigen ſie davon. Mir glauben Sie, tiefſinniger Gelehrte, ich habe den Minotaur mit meinen leibhaften Augen geſehen.

— Sie haben ihn geſehen! wimmerte der Ausleger, und hatte den Mund voll Waſſer; aber wie ſah er denn aus?

— Er hatte beiläufig Ihre Größe, doch wächſt er bei den Patagonen auch höher, während er bei den Samojeden kleiner bleibt —

— Meine Größe — Sie erlauben, daß ich adnotire — auch größer und kleiner.

— Hat zwei Füße, verſchieden geſtaltete Geſichtzüge, iſt jedenfalls ein Männchen und läßt ſich zähmen.

— Was Sie ſagen! — die großen Alten! — Alles für die Alten!

— Aber ſein Gehörn iſt in der That groß und fürchterlich, dennoch trägt er es mit Ruhe und Anſtand.

— O erhabener Minotaurus!

— Die Stirne eines Auerochſen iſt glatt dagegen, ein Zwanzigender läuft zwiſchen ſeinen Hörnern durch. Sie müſſen ihn ſehen.

— Aber wie und wo?

— Auf Kreta, im Labirinthe.

— Wenn das möglich wäre!

— Es iſt. Hier haben Sie Empfehlungbriefe an Minos, ich kenne den König, man wird Sie an ſeinem Hofe ſehr ehren; das Reiſegeld muß Ihr Herr Schwiegervater vorſchießen.

— Aber Emeline?

— Die bleibt zurük.

— Allein?

— Ich werde ſie beſchüzen.

— Biſt du einverſtanden, mein ſüßes Kind?

— Vollkommen, lieber Mann; reiſe mit Gott.

— Das hoffe ich; dich aber mögen die Götter beſchüzen; wenn ich zurükkomme, wollen wir auf die Verjüngung der Welt denken.

— Lebe wohl!

— Reiſen Sie glüklich; an den König entrichten Sie meine ergebenſten Grüße.

Emeline blieb mit dem Fremden in ſchimmernder Abendbeleuchtung zurük, er erzählte ihr, was die Frühlingluft, die Wolken und die Schwalben nicht gewußt hatten. Aber Quatenus fuhr hinaus in die Welt. Aus einer Reiſekutſche warf er ſich in die andere, er reiſete zu Roſſe und zu Schiffe. Nach ſo und ſo viel Tagen ſchien der ferne Meerduft Formen zu bekommen, ein dunkler Streifen ſchwankte am Waſſerrande, eine entlegne Küſte ſtieg empor. Es war Kreta, das alte, heilige Eiland: ein wald-

gekröntes Gebirge lag über der Insel, am Vorgebirge von Leuke stand ein prächtiger Tempel, und die grüne Meerfluth schäumte um Marmorklippen. Quatenus berührte dreimahl mit der Stirne die mithische Erde, sobald er das Ufer betreten hatte; Milch und Honig floß, hier herrschte noch Saturnus goldenes Zeitalter. Es fiel ihm sehr auf, als ihm die Männer nakt, und die Weiber ohne Kleider entgegen kamen; aber alle ihre Glieder glänzten in ursprünglicher Jugend, der Naken schien kräftig genug den Olimp zu tragen, die Brust wölbte sich für ambrosischen Athem. Er ließ sich zum Könige führen. Minos saß in Gold und Purpur und wakelte mit dem Kopfe.

— Sire! Sie verzeihen — begann der Vakalaureus.

Minos hatte aber kaum die Siegel des Empfehlbriefes gesehen, als er aufsprang, Quatenus umarmte, und seinen Gastfreund nannte. Minos winkte, einige schwarze Sklaven erschienen.

— Dieser Herr hier wünscht das Labirinth zu sehen, sprach der Herrscher mit näselnder Stimme, weiset und erklärt ihm Alles, zulezt zeigt ihm auch den Minotaurus.

Die Sklaven wälzten sich eine Weile im Staube, dann führten sie den Fremdling aus dem Sale und durch Blumenbeete zum Labirinthe.

Schon wandelte der Vakalaureus eine Weile zwischen hohen, beschnittenen Rosenwänden, bis endlich seine deutsche Seele Fabelhaftes zu wittern anfing.

— Wo bin ich?

— Kurzsichtiger Sterbliche! schrie der erste Sklave, im dädalischen Irrbau der Liebe.

Die Gänge verliefen ſich ineinander, nach langem Wandeln ſtand man an der alten Stelle, jedoch ohne ſie wieder zu erkennen. Einzelne traurige Paare verloren ſich in die Tiefe des Labirinthes.

— Wer ſind dieſe? fragte der Muſenſohn.

— Romeo und Julie, Laura und Petrarka, Sappho und —

— Was ſollen ſie hier?

— Die Athener opfern ſie dem Minotaurus.

— Dreimahl wehe! Aber wie theilnehmend fühlte erſt der Bakalaureus, als er auch einen Landsmann, einen deutſchen Kavalier, im Irrgarten der Liebe herumtaumeln ſah.

Sie waren lange weiter gegangen, bis wo die Roſen der Heken voller, ihr Duft betäubender, die Fußpfade enger und ſchwindliger wurden.

— Hinter jenen Gebüſchen hauſet der Minotaur.

— Wonne mir! ich werde ihn ſehen, und eine klaſſiſche Note ſchreiben.

— Kein Ungeweihter darf ſeinen Bezirk betreten; Reinigungen und Prüfungen vorbereiten ihn, er muß die Miſterien beſtehen.

— Macht was Ihr wollt mit mir, ich will den Minotaurus ſehen.

Es donnerte, Quatenus verſank einige Meilen tief in die Erde, auf Irions Rad kollerte er hinunter, Weiber mit Drachenfüßen empfingen ihn, Zwerge und Rieſen ſpielten Fangball mit ihm. Seine gelehrten Gedanken geriethen in Unordnung. Nun wurde er in drei Waſſern gewaſchen

und auf den Kopf geſtellt. Man befragte ihn dies und das, er beſtand die Probe. Ungeſtalten und Scheuſale hüpften und gaukelten um ihn, er fürchtete ſich nicht; eine große Spinne umgarnte ihn; Hände mit Schlangenfingern langten nach ſeinen Gliedern, er zukte nicht. Jezt erſchien ſein Weib in der Ferne, ſo ſchön als er ſie je geſehen, ſehnſüchtig, liebebedürftig; ſie ſaß auf der Otomane ihres Schlafzimmers; es mußte heiß ſein, ſie hatte die Gewänder gelüftet. Jezt ſtürmte ein ſchöner, junger Mann in das Zimmer, er war der Fremde aus Griechenland; Emeline ſank in ſeine Arme. Er küßte ſie.

Da wollte der Vakalaureus ſchreien, aber ein Molch hob ſich auf dem blauen Bauche empor und ziſchelte in ſein Ohr: Schweigen Sie, Vakalaureus, das ſind die kretenſiſchen Miſterien, Sie werden, wenn Sie ſich brav halten, den Minotaurus ſehen.

— Richtig! ſchrie Quatenus, und drükte ihm dankbar die Hand; die Alten, die Griechen, — Alles für ſie!

Was er noch weiter in der unterirdiſchen Halle geſehen, hat der Vakalaureus keines Menſchen Ohre vertraut, aber er beſtand die Probe; plözlich fühlte er wieder ſeine Füße unter ſich, der Spuk war vorüber, es donnerte, — der Minotaurus ſtand vor ihm. Er fiel auf die Kniee und ſtieß den Boden dreimahl mit der Stirne. Aber der Minotaurus war ſehr herablaſſend, er half ihm auf und drükte ihn an ſein Herz. Der Magiſter konnte vor Rührung kaum ſprechen. Der Minotaurus war ein feiner, angenehmer Herr; er mußte verheirathet ſein, denn er trug am Mittelfinger einen einfachen Goldreif: es ließ ſich an

ihm nichts Außerordentliches entdeken außer einem Hörnerpaare, das bis zu den Sternen reichte. Sie ſezten ſich und ſprachen von Vielem: der Minotaurus gab ihm einige Winke für ſein eheliches Leben, Quatenus adnotirte viel.

— Da Sie ein ſo hochverdienter Gelehrte und Ehemann ſind, begann der kretiſche Prinz, bevor er ihn entließ, und ſich ſo weit zu mir her bemüht haben, ſo darf ich Sie nicht ohne die Inſignien meines Hausordens entlaſſen.

Der Bakalaureus purzelte vor Freude. Der Prinz winkte, ein Kammerherr brachte ein paar allerliebſte kleine Hörnchen aus Gold; Minotaurus ſchlug den Reiſenden vor den Kopf, und ſezte ihm die Hörner auf. Aber kaum berührten ſie ſeine Stirne, als ſie feſt wurzelten und in die Wolken ſchoſſen.

— Es iſt ein Glük, daß Sie verheirathet ſind, nur Ehemänner bekommen meinen Orden. Reiſen Sie getroſt, Sie ſind bereits minotauriſirt.

Der Kreter entließ ihn, Quatenus dankte höflich und reiſete ab.

Nach einigen Monathen kam er in der Heimath an, er ſprang aus dem Wagen und wollte in ſein Haus eilen; aber ſiehe da, er ſtieß mit dem Geweihe am Thore an. Emeline und der Fremde eilten ihm auf die Gaſſe entgegen; Emeline warf ſich an ſeinen Hals, der Fremde übergab ihm Haus und Gattin, ja noch mehr, auch einen Sohn und Erben.

— Wie lange war ich eigentlich abweſend? fragte der Magiſter in plözlichem Nachdenken.

— So und ſo viel Monathe! ſchrie ſeine Gattin und der Fremde.

— Seid mir tauſend Mahl willkommen! Wo iſt mein Kind?

Man brachte es aus dem Hauſe; es hatte kretiſche Geſichtbildung.

— Wurden Sie gut empfangen? fragte der Fremde.

— Ganz außerordentlich! man trug mich auf den Händen.

— Es freut mich, daß meine Anempfehlung einigen Einfluß hatte. Sie erhielten auch die Dekorazion?

— Im größten Formate.

Man ließ alle Thüren des Hauſes höher ausbrechen; der Vakalaureus konnte wieder ſeine Wohnung beziehen, das alte Leben begann. Der Vakalaureus ſchrieb die berühmte Note über den Minotaurus, und gewann damit einen Preis; aber ſein Sohn ſtarb, und der Fremde reiſete endlich von dannen. Es kamen jedoch andere Reiſende, und auch an Rindern fehlte es in der Wirthſchaft nicht; nur der Umſtand ſchien bedenklich, daß das Geweih des Gelehrten immer neue Enden aufſezte. Die kretiſchen Thüren wurden ihm immer beſchwerlicher.

So vergingen viele Jahre, da fuhr einmahl ein Reiſewagen die Gaſſe herunter, er hielt vor ſeinem Hauſe, und aus der Arche ſprangen Pandolo, Pandrerel, Malchus und Midas. Sie hatten allerdings von ihres Freundes Schikſalen gehört, dennoch erſtaunten ſie über das,

was ſie jezt ſahen. Seine Hörner hatten den Oberboden durchſtoßen, waren beim Schornſteine hinausgewachſen und wie ein luſtiger Maibaum breiteten ſie ſich in alle Lüfte. Finken pfiffen in ihrem Gezweige, Sperlinge bauten Neſter darin, und Moos und Schlingpflanzen überwucherten ſie. Aber darunter ſaß der Bakalaureus gedrükt und traurig am Studirtiſche, erklärte die Alten und ſchrieb von der Kreterfahrt. Die Freunde lachten.

— Und wie ſieht es mit der Weltverbeſſerung aus — wo iſt das Geſchlecht der modernen Heroen, das du verſprochen haſt?

— Seht ſelbſt nach, dort iſt die Kinderſtube, antwortete der Magiſter kläglich.

Sie gingen hinein; Emeline war alt und häßlich geworden, die Kleinen lagen noch im Bette: der Älteſte war bukelig, der Zweite ſchief, der Dritte ſpindelbeinig, und Alle feuchtohrig und marklos.

— Wie! ſchrieen die vier Freunde zugleich, mit dieſen willſt du die Welt erneuen?

— O ſchweigt mir davon, ſchrie der Bakalaureus, die erſte Liebe iſt eine Tollheit, und die Welt liegt mehr als je im Argen!

Dritter Umriß.

Die Reihe, die Welt zu verbeſſern, kam jezt an Pauriel, er wollte alle Sklaven emanzipiren und die Menſch-

heit groß machen. Nach einer Reise um die Welt gelang es ihm endlich auf Sklaven zu ſtoßen. Das war ein ſeltſames Land, Mandarine aus Gips ſaßen auf Divanen, eine Unzahl Negerſklaven tanzte vor ihnen; wenn die Pagoden eine Pfeife rauchten, bekamen die Schwarzen Schläge; gewöhnlich aber mußten ſie arbeiten, Zukerfelder anpflanzen, Pyramiden bauen oder Laſt tragen. Der Schlafmüzenfabrikant erſchien, ſprach das Zauberwort und die Tabakraucher verſchwanden. Die Sklaven kauten Betel und zogen im Joche, ohne ſich um Vaudrerel's Unternehmen zu kümmern. Jezt trat er mit gezogenem Hute vor ſie und begann mit feierlicher Stimme: Bürger, ihr ſeid frei!

Die Schwarzen hoben die platten Naſen ein wenig und glozten ihn an.

— Was ſoll das heißen? begann endlich einer von ihnen.

Vaudrerel ſchien einen Augenblik verlegen, dann aber begann er mit ſeiner Erklärung: Das heißt, ihr könnt thun, was ihr wollt.

— Was wir wollen! alſo auch eſſen und trinken?

— Auch.

— Und ſchlafen?

— Nicht minder.

— Das iſt eine ſchöne Erfindung! riefen die Neger, wir wollen jezt eſſen und trinken!

— Ich machte mir das Vergnügen, unterbrach ſie Vaudrerel, ein Feſtgaſtmahl auf eigene Koſten bereiten zu laſſen, in zwei Stunden wird gedekt ſein, bis dahin laßt

uns auf das Kapitol gehen und das Beſte unſerer jungen Republik erwägen.

— Es wäre uns zwar allerdings lieber, unvergleichlicher Vaudrerel! rief ein Hottentotte, ungeſäumt das Gaſtmahl einzunehmen; wenn es jedoch wahr iſt, daß deine Köche erſt in zwei Stunden damit fertig werden, ſo können wir immerhin unterdeſſen das Kapitol beſuchen.

— So iſt es, Bürger!

Auf das Kapitol! auf das Kapitol! riefen die Neger.

Man eilte in friedlichem Zuge dahin. Vaudrerel hielt eine gewichtige Rede, worauf eine zukömmliche Antwort votirt wurde. Der Koch erſchien; es war aufgetragen. Sehr zufrieden begaben ſich die Schwarzen zur Tafel. Ihre weißen Zähne zermalmten unermeßliches Fleiſch, ſie tranken ſüßen Moſt, die diken, geſchwollenen Lippen troffen von Fett und Wein. Am Ende der Tafel bot Vaudrerel zur Verherrlichung des Feſtes rothe Schlafmüzen aus eigener Fabrike zum Verkaufe.

— Es wäre dir beſſer, Bürger, ſchrie einer der Sprecher, ſo du ſie uns zum Geſchenke machen möchteſt.

— Bedenkt, Bürger, was ich ſchon für euch that, auch ſind die Müzen nicht theuer, das Stük koſtet nur einen Obolus.

— Weil du es biſt, ſollſt du einen halben dafür bekommen; in Zukunft aber verſchone uns mit derlei Anſinnen.

Unwillig gab jeder der Neger den halben Obolus hin, und zog ſich die rothe Haube über die Ohren. Vaudrerel brachte die Geſundheit des heutigen Tages aus und verab-

schiedete seine Gäste; diese schwankten nach Hause und legten sich auf die Bärenhaut.

Am nächsten Tage zur festgesezten Stunde versammelten sich die Neger wieder im Rathhause und Vaudrerel nahm wieder das Wort.

— Bürger, wir müssen unsere junge Republik alsobald in allgemeines Ansehen bringen: unsere Nachbarn, die Fuchsindianer, halten es offenbar mit unsern Feinden, Tarquinius fand bei ihnen eine Freistätte. Das darf nicht sein, das ist gegen die Würde unserer Einrichtungen.

— Das darf nicht sein! stimmten Alle ein, das verträgt sich nicht mit unserer Würde!

— Wir müssen die Fuchsindianer besiegen, ausrotten.

— Gewiß, vertilgen und ausrotten!

— Das einzige Mittel hiezu ist ein Krieg, ein großer Nationalkrieg.

— Richtig, ein Nationalkrieg!

— Aber in den Künsten des Friedens dürfen wir ebenfalls nicht zurükbleiben. Der Geist der Zeit verlangt Dampfwagen und Eisenbahnen, lasset uns eine solche gerade um die Erde errichten.

— Hört ihn, hört ihn! (Allgemeiner Beifall.)

— Dies Unternehmen wird uns unsterblich machen; Bürger, seid ihr damit einverstanden?

— Du kannst noch fragen, großer Vaudrerel!

— Freilich wird das Unternehmen mit einigen Beschwerden verbunden sein.

— Das kümmert uns wenig.

— Man wird den Chimborasso ebnen und einen Tun-

nel unter dem Weltmeere durchgraben oder es troken legen müſſen.

— Deſto mehr Ruhm für uns, deſto würdiger unſeres großen Charakters.

Die Neger kehren ſo viel als möglich die gekrümmten Naken und verbargen die Spuren der Geißelhiebe unter der Toga. Einige von ihnen ſpähten ungeduldig und bedenklich nach Paudrerel's Schornſteine, er rauchte heute nicht.

— Ich habe mich in euch nicht getäuſcht, Bürger, fuhr der Fabrikant fort, alles Große findet Simpathien in eurer Bruſt, die Welt hebt ſich auf die Beine; ſo wäre denn nun Krieg gegen die Fuchsindianer und die Eiſenbahn längs des Äquators beſchloſſen?

— Einſtimmig!

— Großes Volk! Die Armeen und Koſten werden wir durch ſtarke Aushebungen unter euch und durch außerordentliche Abgaben zu Stande bringen. Wer waffenfähig iſt, ſtellt ſich; ſo und ſo viele Millionen Drachmen —

— Was faſelt der Kerl?

— Mein Herr, ich dächte, wir hätten heute genug gerathen, und ſchritten nun zur Tagordnung.

— Wie meint ihr das? fragte Paudrerel.

— Es iſt zwölf Uhr, führe uns zur Tafel.

— Wenn ihr wollt, Bürger, ſo können wir die Sizung bis morgen vertagen, was jedoch die Mahlzeit betrifft, ſo ſpeiſe ich heute **en famille**, und wünſche euch guten Appetit.

Paudrerel verſchwand.

— Was, der Fabrikant füttert uns heute nicht, — brüllten hundert Stimmen, das iſt gegen die Tagordnung!

— Früher hatten wir doch täglich eine Linſe, drei Zwiebel und Kieſelſteinſuppe!

— Heute iſt es einmahl nicht mehr zu ändern, ſprach ein alter Neger, ſehe Jeder, wo er etwas zu eſſen findet; aber bevor wir auseinander gehen, laſſet uns laut murren, damit der Paudrerel ſich nicht mehr unterſtehe, uns hungerig nach Hauſe zu ſchiken.

Der Rath ward angenommen, die Neger murrten.

Der nächſte Tag fand ſie wieder am Kapitol. Paudrerel brachte die Frage wegen Zuſammenſezung der Armeen und Füllung des öffentlichen Schazes in Überlegung. Nach vielem Hin- und Herreden erklärten die Schwarzen endlich, weder Kriegdienſte leiſten, noch Geld hergeben zu wollen.

— Iſt es nicht genug, fuhr ein erleuchteter Sprecher fort, daß wir rathen, daß wir den Krieg und die Eiſenbahn beſchließen; wer iſt unverſchämt genug, auch noch die Zumuthung an uns zu ſtellen, zu zahlen und zu dienen? Wurden wir deswegen emanzipirt?

— Ja aber, Bürger — wollte Paudrerel einfallen.

— Halt, Herr, bevor wir für das Beſte des Inſtituts weiter rathen, ſag uns gefälligſt, ob du heute wohl ein Gaſtmahl für uns bereitet haſt?

— Nein, Bürger!

— Wie, was? unverſchämter Emporkömmling! Und warum nicht?

— Weil ihr dafür heute wie immer ſelbſt zu ſorgen habet und ich neulich nur einen außerordentlichen Feſtſchmaus zu geben die Ehre hatte.

— Was ſoll das heißen? Wir bekommen nicht einmal zu eſſen?

— Sorget ſelbſt dafür.

— Wir wollen nicht!

— Dann kann ich euch nicht helfen.

— Nimm dich in Acht, dich nicht zu verwikeln: wir wollen heute und immer bei dir eſſen, jedes Abſchlagen wäre ein Eingriff in unſere Freiheit.

— Aber, Bürger!

— Nichts da! gib uns zu eſſen, Fabrikant!

— Und wenn ich wollte, ich könnte nicht.

— Iſt es möglich, unſere Leichtgläubigkeit ſo gränzenlos zu mißbrauchen! Was nüzen uns die rothen Müzen, wenn wir darunter verhungern? Iſt das die Emanzipazion? Wir wollen eſſen und können nicht, wir wollen Krieg führen und haben kein Heer dazu, wir wollen Eiſenbahnen anlegen und uns mangelt das Geld. Was meint ihr, Bürger, wäre es nicht am gerathenſten, den Vaudrerel als Aufwiegler zu ſteinigen, und die alte Ordnung der Dinge zurükzurufen?

— Ohne Zweifel!

— Nieder mit Vaudrerel! riefen die Neger und riſſen blutgierig die Augen auf und faßten nach Steinen.

Vaudrerel entlief ſo ſchnell er konnte, der Negerſchwarm

folgte ihm in einiger Entfernung. Er hatte fürchterliche Angſt, als er bereits Steine hinter ſich raſſeln hörte.

— Die Welt liegt doch unverbeſſerlich im Argen! ſchrie er. Da lachte es oder ihm in den Lüften, Midas ſchlug ihn vor die Stirne und ſagte: Glaubſt du mir nun, mein Freund, daß Worte und Grundſäze das Kraut nicht fett machen? Materiellen Wohlſtand will und bedarf die Menſchheit, und Gold iſt der Meſſias aller Zeiten. Ich hoffe die Welt aus dem Argen zu arbeiten.

Vierter Umriß.

Midas ſtand in ſeinem Laboratorium, ſchwarze Dämpfe ſtiegen aus den Retorten und liefen in den Röhren umher; er rührte eifrig im Schmelztiegel. Der Laborant hatte eine neue Miſchung erſonnen, dieſe oder keine mußte Gold erzeugen. Es brodelte ſeltſam im Keſſel, glühende Blaſen ſtiegen auf und ſprangen mit feinem, metalliſchen Klange, Midas ſtarrte geſpannt in die gährende Maſſe. Aber ſie ward immer klarer und heller, die Hoffnung des Alchimiſten verdoppelte ſich. Das Kohlenfeuer warf einen grellrothen Schein auf ſein Geſicht, ein Karfunkel beleuchtete das übrige Gewölbe. Die Miſchung war nun in gediegenem Fluſſe; in athemloſer Spannung ſtekte Midas ein Stäbchen in die Maſſe, ein Schrei des Entzükens entſchlüpfte ihm, als das herausgezogne mit dikem Golde umſponnen erſchien. Vor Freude matt, ſank er in den Ohrſtuhl, dieſer Augenblik

belohnte ihn für die Anſtrengungen ſeines Lebens, nun war es kein verlornes mehr. Nachdem er ſich von der erſten Freude erhohlt hatte, nahm er die größten Keſſel, deren er habhaft werden konnte, und bereitete die köſtliche Miſchung in Großem. Der unedle Schaum verflog, aber der Niederſchlag war gediegenes Gold. Bald vermochte ſein Haus die Klumpen und Stangen Goldes nicht mehr zu faſſen, alle Räume desſelben waren damit erfüllt, und der Laborant hielt es an der Zeit, zum großen Werke der Weltverbeſſerung zu ſchreiten.

Er wog das Gold in weite Säke, jeden zu tauſend Talenten, und berief die Menſchheit zu ſich. Jeder Sterbliche erhielt einen ſolchen Sak mit Gold, und der Magiſter lächelte ins Fäuſtchen, wenn er daran dachte, wie ſchnell er der Argheit der Welt den Garaus machen werde.

Die Leute glozten den großen Wohlthäter zuerſt ungläubig an, probirten dann mißtrauiſch Schrot und Korn des Goldes, und als ſie beides echt befunden hatten, prieſen ſie den Laboranten laut, und nannten ihn im Stillen einen Thoren. Nur einen Ärger hatte Jeder der Beſchenkten, daß ſein Nachbar nicht weniger als er bekommen habe.

Der Bediente ſtand neben dem Herrn bei der Vertheilung, und als dieſer jenem zumuthete, auch ſeinen Sak Goldes nach Hauſe zu tragen, lachte ihm der bisherige Diener unter die Naſe, wies ihm den eigenen Reichthum und both ihm eine anſehnliche Summe für denſelben Dienſt. Nach manchem Zanke lud endlich jeder der Beſchenkten die ihmzugefallene goldne Laſt auf den Naken und ſchleppte ſie im Schweiße des Angeſichtes nach Hauſe.

Nun aber begann ein allgemeiner Feſttag; was gut und theuer war, wurde aufgekauft, Trüffel, feine Weine ſtanden auf jedem Tiſche, Alle gingen in Schmuk und Seide, und nach Pferden, Zierrath und Koſtbarkeiten war ungeheure Nachfrage. Eine einzige Unbequemlichkeit befand ſich im Geleite ſo vielen Genuſſes, kein Menſch wollte mehr dienen, man mußte ſich Alles ſelbſt beſorgen und bereiten.

Gleichwol wurde Abends die Stadt erleuchtet, und wo Midas an den Häuſern vorüberging, ſah er Feſtgelage, Schmaus und Freudetaumel in den Wohnungen. Der Jubel dauerte Tage und Wochen, alle Vorräthe und Warenlager wurden aufgekauft und verzehrt. Alle prieſen den Alchimiſten, denn Arbeit, Elend und Müheſeligkeit war für die Menſchheit vorüber.

Aber die in der frühern Zeit aufgeſpeicherten Vorräthe gingen allmählig auf die Neige; die Felder lagen brach, keiner der Millionäre wollte ſie bebauen; die Arbeitſäle ſtanden leer, wer ſollte noch Hammer und Scheere führen; die Fabriken wurden nicht mehr betrieben, die ſinnvollen Maſchinen verfielen. Die Folge dieſer plözlichen Umwandlungen war eine ungeheure, allgemeine Theuerung, man wog jedes Bedürfniß mit Golde auf und konnte doch bald die nöthigſten nicht mehr befriedigen. Die Menſchheit murrte, aber Midas lächelte über ihre Kurzſichtigkeit: er war ja nicht müßig geblieben unterdeſſen, und veranſtaltete jezt eine zweite noch größere Goldvertheilung. Das machte die Welt wieder flott, die ungeheuren Goldanbothe lokten, was man nur noch auftreiben konnte, zu Markte, und wieder gab es einen feſtlichen Jubeltag.

Ihm folgte deſto ſchneller noch herberer Mangel; wo man hin ſah, gab es nur Gold, die Gaſſen, die Gemächer ſtrozten davon, aber alle Bedürfniſſe des Lebens blieben unbefriedigt. Man ſchrie umſonſt nach Genuß und wälzte ſich troſtlos im Golde; in Sammtlappen mit blanken Treſſen und Stikereien bedekt liefen die Leute im Froſte umher, und feilſchten erfolglos um ſchüzende Bärenhäute und Wolledeken; vor goldenen Töpfen und Tellern ſchrie man verhungernd um einen Biſſen Brod, auf goldenen Krüken irrten die Bettler umher und heulten um eine milde Gabe, und mit goldenen Knitteln erſchlug ein Menſch den andern, um ſich mit ſeinem Blute zu nähren.

Midas rannte durch die Gaſſen und warf Gold mit vollen Händen aus, aber die verſchmachtenden Menſchen kümmerten ſich nicht um die werthloſe Gabe und fluchten ihm. Er rief zu den Göttern um Hilfe; ſie gaben ihm im vollen Maße, um was er einſt gefleht hatte, ein goldner Regen fiel, er kletterte über Goldhaufen, was er berührte, ward zu Gold. Das Quellwaſſer, das er trinken wollte, wurde ein Goldſtrom; die Roſe, die er brach, hatte goldne Blätter, aber keinen Duft; das ſorgſam erſparte Brod ward zum Metallklumpen; er weinte, und goldene Thränenkörner rollten aus ſeinen Augen. Es war ſchrekklich, der Fluch des Goldes lag auf ihm fürchterlicher, als jemahls der der bitterſten Armuth auf einem Menſchen: wo er hinſah, glänzte verruchtes Gold, der Weg, den er trat, das Polſter, auf dem er ausruhen wollte, war hartes Gold, — in Gold verwandelte ſich die Hand des Freundes, nach der er langte,

und der ſüße Leib der Geliebten ward zum kalten, goldnen Standbilde.

Er verzweifelte im allgemeinen Elende; das eherne Zeitalter der Welt war nie ſo arg geweſen als das ſeine. Troſtlos und ohne Ruhe rannte er in die Wildniſſe, er wollte der Menſchheit, er wollte dem eigenen Gewiſſenbiſſe entfliehen. Es gelang ihm nicht, das Schilfrohr, das am wilden Paktolus ſtand, ſchwankte im Winde hin und her und rief in ſchadenfrohem Geflüſter: Midas, du haſt offenbar ſehr lange Ohren!

Fünfter Umriß.

— Iſt es wahr, Sterblicher, daß du die Kunſt erfunden haſt, den Erfolg jedes Dinges zu erforſchen, und ſo gleichſam im Beſitze der Zukunft biſt?

— Ganz gewiß, Sohn des Mondes und der Geſtirne! entgegnete Malchus und hob die ſchmale Adlernaſe, auf der eine Hornbrille ſaß, zuverſichtlich in die Höhe, ich habe die längſt vergeſſene Kabala wieder entdekt, und kenne mittelſt eines mechaniſchen Kunſtgriffes die Folgen jeder That.

Der Fürſt lächelte zufrieden, die ſieben Weiſen Griechenlands murrten mißvergnügt, der Fürſt warf ihnen einen vernichtenden Blik zu, ſie ſchwiegen in trozigem Hohne.

— Mein früher Scharfblik entdekte, daß die Welt im Argen liege, fuhr Malchus fort, ich beſchloß ihr unter die Arme zu greifen. Ein Anderer hätte vielleicht durch Wieder-

geburt des urſprünglichen Heldengeſchlechtes, durch Fülle irdiſcher Güter oder durch große Redearten und erhabene Worte ihr zu helfen geſucht, ich erkannte das Unſichere eines ſolchen Unternehmens; wer konnte für den Ausgang gutſtehen? Ich ſezte mich hin und kalkulirte. Wenn man erſt den Erfolg jedes Unternehmens weiß, ſo müßte man mehr als Thor ſein, um nicht das beſte zu beginnen. Ich verlegte mich alſo auf die Wiſſenſchaft der Zukunft. Das Einmahleins veranlaßte mich zu fruchtbaren Kombinazionen; die Kettenrechnung vom gegenwärtigen Gewiſſen bis zum zukünftigen Unbekannten war lang und ſchwierig, aber das Ergebniß meines ausgezeichneten Verſtandes würdig. Ich kann nunmehr die Folgen jedes Dinges ausrechnen, es iſt ſomit ein Leichtes, hierauf den beſten Rath zu erwählen, und die Welt lag offenbar am längſten im Argen.

— Glaube dem Prahler ja nicht, erleuchteter Fürſt! ſchrieen die ſieben Weiſen; nächſt der Sonne und dir ſind offenbar wir die weiſeſten Bewohner des Weltkreiſes, und ſelbſt uns iſt nur die Vergangenheit, aber nicht auch die Zukunft bekannt.

— Schweigt, brüllte der Sohn des Mondes, nicht großſprechenden Worten, ſondern unwiderlegbaren Proben wird meine unermeßliche Weisheit Glauben zollen. Bald werde ich herausgebracht haben, weſſen Zunge Weihrauch vor dem Throne des himmliſchen Reichs ausgeſtreut hat, und der Lügner zittere! Er ließ ſich ein Kriſtallglas bringen und hielt es vor der Lehne des Thrones, der in rieſiger Höhe über den Marmorboden des Sales emporragte. Was wird die Folge ſein, ſchrie er, wenn ich den Glasbecher auf

dieſe Porphirplatten ſchleudere? Jezt ſprecht, auf daß ich die Spreu vom Weizen ſondere.

Die Weiſen ſtekten verblüfft die Köpfe zuſammen; ſie bathen um Bedenkzeit und ſchlugen in diken Folianten nach. Aber in dem Schuking war nichts über den halsbrecheriſchen Fall enthalten, und ihr Mutterwiz ließ ſie heute wieder einmahl im Stiche.

— Wird's werden? rief der ungeduldige Herrſcher.

— Kien und Schang-ti mögen dich ſegnen, antworteten ſie, frage uns um alles was du willſt, uns iſt alles zwiſchen Himmel und Erde bekannt, aber was du jezt wiſſen willſt, mag wol kein Sterblicher erforſchen.

Der Fürſt raufte ſich am Barte und wendete ſich zu Malchus. Der lächelte lieblich im Bewußtſein ſeiner Wiſſenſchaft und des Sieges.

— Wenn du das Glas hier an den Marmorboden ſchleuderſt, ſo wird es zerbrechen, ſprach er.

Alle erſtaunten über den zuverſichtlichen Ausſpruch; die ſieben Weiſen wakelten mit den Köpfen; der Fürſt ſchleuderte das Kriſtallglas tauſend Toiſen tief an den Marmorboden: es zerſprang in der That in unzählige Scherben. Kein Mund war geſchloſſen, der Fürſt winkte und ſieben Köpfe rollten zu Malchus Füßen.

— So beſtrafe ich aufgeblaſene Unwiſſenheit, Sie aber, fügte der Fürſt verbindlich hinzu, ſind von Stunde an mein geheimer Kalkulator. Entfernen Sie ſich.

Malchus verneigte ſich wonnetrunken und ging. Zwei Unendlichkeiten gaukelten in ſeinem Kopfe, die des Stolzes und die der Hoffnung; unwillkührlich ergoß er ſich in fol

gendes Selbſtgeſpräche: So habe ich denn endlich das Ziel meines Strebens vollkommen erreicht; was konnte der Welt meine geheime Wiſſenſchaft nüzen, ſo lange ich privatiſirte, ich konnte wol mein eignes Leben als Vorbild der Klugheit und Weisheit aufſtellen, aber das Beiſpiel mußte zu wenig nachgeahmt, der Erfolg für die Maſſe ohne Nachhalt bleiben. Jezt aber bin ich geheimer Kalkulator; an meinen Kenntniſſen wird ein König, ein mächtiges Reich, im Grunde der ganze Erdkreis Theil nehmen. Ich werde vorherſagen, was der Erfolg jeder Unternehmung ſein würde, die Räthe werden die beſte wählen, der Fürſt wird ſie blizſchnell in Ausübung bringen. Welt, wie lang haſt du noch im Argen zu liegen?

Dieſe und ähnliche Gedanken flogen durch ſeinen Kopf, bis er nach Hauſe kam; da ſprang ihm Roſe entgegen. Roſe war das ſchönſte Mädchen des Reiches: jung, blühend, köſtlich, duftig, und ſie liebte ihn. Er erzählte ihr ſeine plözliche Erhöhung, ſie lächelte und freute ſich, nicht über ſeinen neuen Rang, ſondern über das Lächeln, die Freude des Geliebten. In ländlicher Einſamkeit war ſie aufgewachſen, ihre Wünſche, ihre Hoffnungen gingen nicht über die Flur ihrer Heimath, zu blühen und zu lieben ſchien ihr Beruf zu ſein. Mehr das Schikſal als ſein Verdienſt, ſo groß es auch geweſen ſein mag, gewann dem Kalkulator ihre koſtbare Liebe, der Duft dieſes Herzens berauſchte ihn, ohne daß er deſſen ganzen Werth erkannte. Die Miſterie der Liebe verbarg für Roſe jeden Schatten, der am Geliebten hing, ſie hatte ihr ganzes Daſein an ihn verloren. Nächſt ſeinem Welt-Verbeſſerungplane war aber auch Roſe ihm das liebſte Gut

auf der Erde. Er theilte nun seine Zeit zwischen seiner neuen Beschäftigung und der Geliebten.

Der geheime Kalkulator war aber auch unbezweifelt die erste Person bei Hofe. Der Fürst fragte ihn, wie seine Jagd ausfallen werde, und Malchus bestimmte, daß er acht Hasen, zwei Fasanen und einen Rehbok schießen werde; er verkündete, daß, wenn man das Getreide in das Wasser säen würde, die Ernte gering ausfallen müßte; er sagte voraus, daß, wenn man zwei Pferde vorne und zwei hinten an einem Wagen anspannen wollte, die Fahrt jedenfalls langsam vor sich gehen würde. Das pünktliche Eintreffen aller seiner Kalküle vermehrte immer mehr sein Ansehen, und bald wurde bei Hofe und im Lande nichts mehr unternommen, wenn der geheime Kalkulator nicht vorher die Folgen des Thuns so wie des Unterlassens kund gegeben hatte. Dabei flossen Ehren und Belohnungen in Fülle auf sein Haupt.

Jezt dachte Malchus aber ernstlich, auch sein eigenes Lebenglük zu gründen, und ließ seine baldige Heirath mit Rose verkünden. Er schwamm in Glükseligkeit, die Vorbereitungen dieses Festes übertrafen Alles, was man bisher an Pracht gesehen hatte. Der Himmel wurde mit dem heitersten, glänzendsten Blau ausgeschlagen und die längste Sonne als Zierrath beigelegt; auch Abend- und Morgenröthe wurden nicht gespart, und goldne Sterne durchwirkten ihren schillernden Purpur. Die Erde war mit reichen grünen Teppichen überdekt, welche Thauperlen und Blumenjuwelen durchschlangen. Der Hochzeitabend kam, seine Goldpracht verkündete den längsten seligen Tag; Nachtigallen sangen der Rose ihr Brautständchen, und sie selbst hatte den Kelch

voll und prangend erſchloſſen. Klänge und Strahlen ſpielten in ihren Träumen; aber der Kalkulator kniete liebetrunken vor ihr und blikte zu ihr und zu den Sternen, und ſchaute abwechſelnd in zwei Himmel.

— O wie ſelig werde ich ſein! jubelte er. Da ſtieg ihm ihr Duft zu Kopfe, daß er zu nieſen anfing.

— Ich will doch im voraus ſehen, wie ſelig ich ſein werde.

Er erhob ſich, zündete ſeine Studirlampe an, und zog die Rechentafel hervor. Er ſchrieb die Zahl ſeiner Heirath auf und kalkulirte weiter. Die Rechnung war lang und verwikelt; die kürzeſte Nacht ging darüber hin, die Nachtigallen verſtummten, die Düfte erſtarben. Auch des Kalkulators Stirne wurde immer krauſer; am Ende, als das Fazit heraus und die Probe darüber gemacht war, ſchlug er ſich vor den Kopf und geberdete ſich unſinnig.

— Alſo die Roſe verblüht, und in Kurzem ſollte ich ein welkes Weib, ohne Zähne, mit kahlem Kopfe ans Herz drüken, ich der weiſe, vorſichtige Kalkulator?! Wie die Weiber betrügen können, wer hätte das hinter der Roſe geſucht! Mein Glük, daß ich ein Kalkulator bin!

Er rannte in den Garten. Mein Fräulein, begann er, ich komme da hinter ſaubere Geſchichten, und dies und das; Sie haben den Plan alle Tage älter zu werden und an Schönheit zu verlieren, und entblöden ſich nicht, einen Kalkulator, wie ich bin, in das Ne; zu loken. Da wird nichts daraus, ſuchen Sie ſich gefälligſt unter den Zephiretten oder Nachtfaltern einen Gatten, mich aber laſſen Sie ungeſchoren! Ich empfehle mich.

Thränen beugten den Kelch der Roſe; ſie ſchwieg, der Dorn drang in ihr Herz, und der erſte, leichte Herbſtnebel ſchauerte über die Landſchaft.

Dem Kalkulator ſchmekten an dieſem Tage die Trüffel nicht, er gähnte nach Tiſche weniger zufrieden als gewöhnlich, ſelbſt ſeine Hornbrille lief ihm trüb' an. Er wurde zum Fürſten gerufen; ſein Leibpferd Durindana war krank geworden. Der Fürſt fragte, was der Erfolg ſein werde, wenn er es von den beſten Ärzten des Reichs heilen laſſen würde.

— Es würde an den Medikamenten ſterben.

— Und wenn ich keinen Arzt rufen laſſe?

— So, wird es an der Krankheit zu Grunde gehen.

— Was ſoll ich alſo thun?

— Das weiß ich nicht, antwortete Malchus achſelzukend, fragen Sie Ihre Räthe, ich bin nur Kalkulator, und kenne den Erfolg der Dinge.

Er warf ſeine Naſe in die Höhe, und entfernte ſich heute das erſte Mahl, ohne eine Gunſt des Fürſten erfahren zu haben. Malchus war aber zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um darüber unruhig zu werden. Sein Herz fühlte eine Leere, die der Weltball kaum ausfüllen zu können ſchien; wo er ging und ſtand, mangelte ihm Roſa; um ſie zu vergeſſen, beſchloß er ſobald als möglich eine andere Braut zu wählen. Er beſah ſich die Mädchen des Landes ein paar Jahre, um ſich jene unter ihnen zu erleſen, für die ſein Herz allenfalls fühlen könnte. Als er ein Duzend beiſammen hatte, fing er an die Folgen auszurechnen, wenn er das eine oder das andere von ihnen

heirathen würde. Die Berechnung war wenig erbaulich: die Tulpe verſprach ihm die Hahnreiſchaft, die Narziſſe träumende Selbſtbeſpiegelung, die Belladonna Schwindſucht, die Mimoſe reizbare Weinerlichkeit, die Aloë Stacheln —

— Was ich doch glüklich bin, daß ich den Erfolg jedes Dinges weiß, rief der Kalkulator, ein Anderer ginge hier und dort in die Falle.

Er nahm einen Urlaub und beſuchte mit erneuter Hoffnung ferne Länder; aber die traurigen Folgen der Ehe mit den Kindern der Fremde waren noch zuverläſſiger und widerwärtiger. Es gab kein Mißgeſchik mehr, das ihn nicht in den Armen der Einen oder der Andern erwartete. Was er auch ſuchte, eine Roſe fand er nicht wieder: dieſe allein hätte ihn nur durch ihr Verblühen betrübt. Jahre waren vergangen, ohne daß er noch ein Herz gefunden hätte, das ihn geliebt und beſeligt hätte. Die Loken ſeines Hauptes wurden dünner, ſeine Stirne ward kahl, ſeine lezten Haare grau; da ergriff ihn die Erinnerung ſeiner Jugendliebe mit ſehnſüchtiger Rührung. Nur geſtikte Blumen, todte Düfte ſchmükten ſein Zimmer, und der Traum von der Roſe war das einzige Glük ſeines gealterten Daſeins.

Er ſchlich hinaus in den Garten: wol hatte er es richtig berechnet gehabt, die Roſe war ſchnell verblüht, ein Grabhügel die einzige Spur ihres Daſeins. Sie hatte den längſten Tag nur wenig überlebt, die erſte Herbſtluft hatte ſie entblättert. Er weinte an ihrem Mahle: auch ſein Leben ging an die Neige, er ſtand allein mit ſeiner Wiſſenſchaft in der Welt. Sie hatte ihn richtig vor dem kleinſten Fehlgriffe bewahrt, aber die Scheu vor Mängeln hatte ihm auch

den Genuß des höchſten Glükes geraubt, die Furcht vor grauen Tagen hatte ihn um die Stunde aus Eliſium betrogen.

Da ſchrekte der plözliche Einfall der Hunnen das Reich und ihn empor. Der Fürſt ließ ihn rufen; man bereitete ſich zum Kriege; der Fürſt wollte wiſſen, welchen Erfolg eine Schlacht, der Widerſtand haben werde.

Malchus rechnete lange, endlich gelang es ihm die Gewißheit zu gewinnen, daß die Hunnen ſiegen und dann verderbend und zerſtörend über das Reich fallen würden.

— Und wenn wir uns unterwerfen? fragte der Fürſt.

— Auch dann iſt, antwortete der Kalkulator nach langem Berechnen, Knechtſchaft und Verderben unſer Loos.

— Was iſt zu thun? jammerte der unglükliche Fürſt.

— Das mögen Ihre Räthe Ihnen ſagen; ich weiß nur den Erfolg und nicht das Mittel.

— Verruchter Kalkulator, donnerte der Fürſt, ſo möge denn, noch während ich auf meinem Throne ſize, dein Haupt zu meinen Füßen rollen.

Malchus entfloh und verbarg ſich in den Sumpf zu Minturnä. Bis an das Kinn im Moraſte ſtekend, berechnete er die Folgen, wenn er noch länger in dieſer Lage bliebe. Der Hungertod binnen vier und zwanzig Stunden, war die Antwort, die ihm ſeine Wiſſenſchaft gab. Er ſezte den Fall, daß er das Verſtek verließe; auch da wies ihm die klare Rechnung Tod binnen derſelben Zeit durch die Schergen des Prinzen. Rathlos kroch er hervor; auf beiden Seiten drohte ihm der Tod, — der gewiſſe Tod binnen vier und zwanzig Stunden. Er ſezte ſich auf die Ruinen von Karthago und

jammerte; aber die Verzweiflung überfiel ihn händeringend und zähnefletſchend. Er raufte ſich die Haare, zerſchlug ſich die Bruſt, und verwünſchte die troſtloſe, verderbliche Wiſſenſchaft der Zukunft, die ihm jede Hoffnung zerbrach, jede Thatkraft raubte. Da ſah er die Häſcher über das alte Mauerwerk herbeikommen; noch hätte er ſich verbergen können, die kimbriſchen Sklaven ſahen ihn noch nicht, aber die Gewißheit, in vier und zwanzig Stunden, nicht früher nicht ſpäter ſterben zu müſſen, unterdrükte jeden Verſuch der Rettung in ſeinem Willen.

Die Schergen erſahen ihn jezt, puzten ſich die Naſe, ergriffen ihn und ſchleppten ihn in das Gefängniß. Seine Zähne klapperten in Furcht des Todes, ſeine Knöchel knakten vor Angſt, Schritt vor Schritt ſchlich der Tod gegen ihn. Schnelle Vernichtung wäre ihm Wohlthat geweſen; in vier und zwanzig Stunden! näſelte ihm der Tod entgegen, und ſchritt nicht ſchneller und nicht langſamer.

— O verderbliche Wiſſenſchaft der Folgen, Kenntniß der Zukunft, ſchädlich jedem ſterblichen Herzen! läge die Welt nicht ſchon zur Genüge im Argen, dir gelang' es oder keinem andern Dinge, ſie in die Dinte zu bringen!

Da gab ihm der Tod einen rieſigen Naſenſtüber zum Lohne für ſeinen Weltverbeſſerungplan.

Sechster und lezter Umriß.

Pandolo ſtand vor dem Spiegel, ſein Anzug war jezt vollendet: er trug eine kurze, ſchwefelgelbe Hoſe und breitſchoßigen lavendelfarbenen Frak, ein gefalteter Buſenſtreif flatterte über die geſtifte Weſte und die falſchen Waden gaben ihm ein vielverſprechendes Ausſehen. Die Hare ſchwangen ſich über der Stirne in einem gepuderten Kakadu empor, den Rüken aber zierte ein ſteifer, gewaltiger Zopf. Die neueſte Mode forderte dieſes Anhängſel zwar nicht mehr, aber Pandolo hatte Grundſäze, und einer davon war, nie ohne Zopf zu erſcheinen. Er ſtellte ſich in den Hintergrund des Zimmers, und ſchleifte demüthig und doch würdevoll gegen den Spiegel hervor; jezt verzog er den Mund zirkelrund und verneigte ſich bis zu beliebiger Tiefe. Pandolo hielt Probe der wichtigen Vorſtellung, der er heute entgegenging. Er ſchien endlich mit ſich ſelbſt zufrieden, und öffnete die Thüre des nächſten Zimmers; ein leiſer Ausruf des Erſtaunens und der Freude ließ ſich vernehmen, und ſeine Tanten und Baſen begrüßten ihn mit Genugthuung und Überraſchung. So ſtattlich herausgeputzt hatte die Sippſchaft ſich den Vetter nicht erwartet; man bewunderte die Schnabelſchuhe, die Rokflügel, ſeine ausgeſtopften Beine, und erſchöpfte ſich in Lob und Bewunderung, nur der Zopf erregte einige Bedenklichkeit; Pandolo zukte jedoch mit den Achſeln, und da die Charakterſtärke des jungen Mannes bekannt war, betrachtete man

die Sache hiermit als erledigt. Seine löbliche Haltung zerſtreute jedoch jede Beſorglichkeit: er ſtand zierlich auf dem linken Fuße und ſtrekte den rechten auf der Spize ruhend hinaus, er hielt die eine Hand im Bruſtſchlize und ſpielte mit der andern an der ellenlangen Uhrkette, die Naſe ſprang kühn in die Höhe, und jede Bewegung verrieth Studium und Zuverſicht.

Es war aber heute in der That einer der wichtigſten Tage ſeines Lebens, er ſollte als Praktikant im Bureau eintreten. Die jugendlichen Matronen und alten Jungfrauen, die jezt um ihn verſammelt waren, hofften von dem jungen Manne nichts weniger, als das ſchnelle Emporkommen der Familie, und ſeine Miene ließ allerdings Ähnliches erwarten.

Es ſchlug dreiviertel: um die Stunde mußte er bereits am Bureau ſein. Er drängte ſeine ſämmtlichen Verwandten zurük, nahm den Hut und ſchleifte tänzelnd gegen die Thüre. Die alte Großtante ſtrich ihm noch eine Falte an der Hoſe glatt, Baſe Gertrude beſprengte ihn mit duftendem Lavendelwaſſer und Muhme Käthchen zog ihm den Zipfel des geſtikten Saktuches etwas länger aus der Taſche. Er grüßte ſie Alle, und verſchwand von ihrem Segen, ihren Wünſchen begleitet.

Die ganze Sippſchaft rekte bereits die Hälſe aus den Fenſtern, als Pandolo die Hausſchwelle überſchritt. Sie nikten und winkten ihm nach, bis ihn endlich die Straßeneke ihren wohlwollenden Bliken entzog.

Aber nicht in dieſem Hauſe allein beſchäftigte man ſich heute mit Pandolo; auch die weitläufigeren Gevatte-

rinen und Nachbarn wußten, daß Pandolo heute an das Staatruder treten ſollte, alle Fenſter der Gaſſen, durch die er kommen mußte, waren beſezt, die Schuljugend hatte ihm Blumen geſtreut.

Jezt ſchritt der künftige Praktikant am Hauſe des Profeſſors vorüber. Der alte Herr ſtand mit ſeinen fünf Töchtern am Fenſter. Er hätte nicht gedacht, daß aus ſeinem einſtigen Schüler noch ein ſo großer Mann werden ſollte. Mit den fünf Töchtern des Profeſſors hatte es aber eine eigene Bewandtniß, jede war um fünf Jahre älter als ihre nächſt jüngere, ſo daß die jüngſte gerade zehen, die älteſte dreißig Jahre zählte; daß noch keine einen Mann hatte, brauche ich nicht zu bemerken. Aus Zufall oder in geheimer Abſicht blinzelte der Praktikant zu den fünf Kindern des Profeſſors hinauf und rükte den Hut. Der Profeſſor ſchleifte tiefe Krazfüße hinunter, die Töchter knirten; der Älteſten rieth der Profeſſor, am freundlichſten zu danken.

Der Praktikant mißfiel keiner von ihnen; der Profeſſor aber brach jezt in ſein Lob aus.

— Sein Glük iſt gemacht, rief er zulezt mit Salbung, im Namen Praktikant liegt eine ganze Zukunft, was kann nicht Alles aus einem Praktikanten werden; wie Mancher fing damit an, und endete als Miniſter. Meluſina, das wäre ein Fang für dich; lege deine Reize los, mein liebes Kind, wir werden ihn auf nächſten Sonntag zu Tiſche bitten.

Meluſina, die älteſte ſeiner Töchter, trillerte eine Rou-

lade, ſie war Sängerin und zweifelte nicht, den Praktikanten bleibend zu feſſeln.

— Aber, Vater, der Zopf!

— Der iſt es ja eben, erwiderte der Profeſſor, der beweiſt, daß der Praktikant einen eignen Weg einſchlagen wird.

Unterdeſſen kam Pandolo auf das Bureau. Einige Kanzleiverwandte ſtanden beieinander und plauderten; als ſie den Praktikanten eintreten ſahen, ſchnitten ſie ihm tiefe Verbeugungen und ſchwiegen aus Achtung.

— Holen Sie mir den Dirigenten, ſchrie Pandolo, und ſchlug die Beine übereinander, ſagen Sie ihm, der Praktikant ſei da.

Einige Diener flogen. Als der Dirigent die Nachricht erhielt, hatte ihn ſein Raſirer ſo eben eingeſeift, um ihm hierauf den Bart abzunehmen. Er wollte den Praktikanten jedoch nicht warten laſſen, fuhr in ſein Staatkleid, und eilte, ohne den Seifenſchaum abzuwiſchen, zum Praktikanten. Pandolo wollte ſich vor ihm verneigen, der alte Herr umarmte ihn jedoch. Er führte ihn in den neuen Dienſt ein, wies ihm ſein Zimmer und ſeine Beſchäftigung an.

Pandolo rührte die Dinte um und prüfte die Federkiele; er ſchien zufrieden.

— Ich beneide Sie in der That, mein Herr, fuhr er fort, daß Sie mich zum Praktikanten gewonnen haben; ich pflege Berge zu ebnen, einige hundert Kopiſten werden meine Aufſätze kaum ins Reine ſchreiben können. Ich

arbeite mit beiden Händen; wenn es Noth thut, konzipire ich auch mit den Füßen.

Der Miniſter vergaß den Mund offen.

— Vieles aber, das ſage ich Ihnen im Voraus, fuhr der Praktikant fort, muß anders werden; ich werde nicht ruhen, bis nicht das ganze Bureau Zöpfe trägt.

Dem Dirigenten ſchien dies bedenklich, dennoch wagte er nicht, eine Einwendung zu machen.

Nachdem Pandolo Alles beſehen hatte, entließ er ſeinen Chef und ging, wie er gekommen war, nach Hauſe.

Er blinzelte wieder zu den fünf Schönen des Profeſſors empor, ward wieder von ſeinen Muhmen und Baſen empfangen, und trat unverſehrt, wie er gegangen, in das Zimmer.

— Wie ging's, — was ſagte der Miniſter, — was haſt du ihm entgegnet? fragten die Gevatterinen durcheinander.

Er aber warf ſich matt ob des erſten Amttages in das Sofa, ſtrekte Arme und Beine von ſich und ſchrie mit Anſtand: Still, das ſind Amtgeheimniſſe!

Die Tanten fuhren erſchrekt zurük, wagten jedoch keine Einwendung dagegen. Goldne Träume der Zukunft balgten ſich im Kopfe des Praktikanten, er phantaſirte von Ehrenſtellen und Amtwürden. Nun wurde Kaffee ſervirt, und zwar zur Feier des Feſtes ohne Sirup und Zichorie. Auch die Einladung des Profeſſors erſchien, und wurde nach einigem Bedenken unter der Bedingung angenommen, daß es die Amtgeſchäfte erlauben.

Der Sonntag erſchien und mit ihm der Praktikant

im Hauſe des Profeſſors; er ſaß am Ehrenplaze, Melu-ſina an ſeiner Seite. Sie warf verliebte Blike auf ihn, auch er war nicht unempfindlich; in Kurzem waren ſie zwei Liebeleute. Noch vor dem Ende der Mahlzeit fragte der Profeſſor Pandolo um ſeine Abſichten, ſie waren die ehrlichſten. Der Profeſſor pries das Glük ſeiner Tochter, verlobte das junge Paar und feſtſezte die Hochzeit auf den Tag der erſten Beförderung des künftigen Schwieger-ſohnes.

Unterdeſſen fuhr ein neues Leben in das Bureau; un-ſer Praktikant ſpizte Vormittag die Federn und rabirte nach Tiſche; Alle bewunderten ſeinen Stil. Auswärtige Mächte ſchikten ihm ihre Orden, das Volk buhlte um ſeine Gunſt. Gleichwol vergingen fünf Jahre, und die Kanzleiverwandten trugen noch keine Zöpfe, und Pandolo ſaß noch in der Praxis. Melufina ward ungeduldig; ein Spießbürger warb um ihre Hand; ſie reichte ſie ihm ohne weiters.

Der Praktikant wurde jezt mit Amalaſuntha, des Profeſſors zweiter Tochter, verlobt; ſie hatte ſtatt blonder Haare ſchwarze, ſtatt blauer Augen dunkle, ſang nicht, aber mahlte; den Praktikanten beirrte das wenig, und alle Theile waren zufrieden.

Aber wieder vergingen fünf Jahre, ohne daß der Praktikant das Zopfſyſtem durchgeführt, oder eine Beför-derung gewonnen hätte. Amalaſuntha heirathete einen An-dern, und dem Praktikanten wurde Odeſlede, die dritte Schweſter, beſtimmt. Der Profeſſor lächelte pfiffig; hat der Praktikant bisher zehn Jahre warten müſſen, meinte

er, ſo wird er jezt deſto ſtürmiſcher ſteigen, ich ſehe meinen Schwiegerſohn noch im Kabinette.

Pandolo hatte bereits alle Berge des Landes geebnet, er ſchrieb mehr, als die geſammte Landſchaft leſen mochte, aber auch die lezte Sonne der nächſten fünf Jahre ging über dem vereinzelten Zopfe des Praktikanten unter. Auch ſeine dritte Verlobte bekam einen Mann. Jezt ergriff die erſte Ungeduld den Praktikanten. Er ſtürzte auf's Miniſterium und forderte Rechenſchaft.

— Schreiben Sie dieſe Verzögerungen, tröſtete man ihn, lediglich den Zeitläuften zu, und haben Sie Geduld, in ein paar hundert Jahren wird es beſſer gehen, ja vielleicht ſchon in hundert oder gar in fünfzig.

— Meinen Sie in der That?

— Ganz gewiß, verehrter Praktikant.

Pandolo eilte getröſtet zum Profeſſor und hielt um die vierte Tochter an. Lindarara ward ihm verſprochen; ſie war Tänzerin, und Pandolo bewunderte ihre Reize noch mehr als die ihrer Vorgängerinen.

Wer war glüklicher in dem neuen Brautſtande und bei ſo zuverläſſigen Hoffnungen als unſer Praktikant. Er liebte Lindarara über alle Maßen und legte das vierte Mahl den Antrag über die Zöpfe vor. Man ſchnitt Geſichter und wies ihn abermahls zurük, die Vorgeſezten zukten ſogar die Achſeln über den ungeheuren Zopf des Praktikanten.

Fünf andere Jahre vergingen, der Praktikant war wieder nicht befördert worden; Lindarara ging mit einem Schauſpieler durch; man nannte den Praktikanten einen ver

ruchten Neuerer, der Profeſſor fing an zu merken, daß er etwas gefreſſen habe, und die jüngſte Tochter entdekte, daß er falſche Waden trage.

Gleichwol ward ſie mit ihm verlobt, da ſie bereits dreißig Jahre zählte, aber noch keinen Liebhaber gefunden hatte. Dem Praktikanten lag das Wohl der Welt zu ſehr am Herzen, er hoffte am Ende dennoch durchzudringen und unterſtüzte die Zopfbill mit neuen geharniſchten Gründen. Das war dem Direktor zu arg, er verwies ihn ohne weiters aus dem Bureau und der Profeſſor aus ſeinem Hauſe.

Die Geſchichte vom Praktikanten machte Aufſehen; alle Leute kamen darin überein, daß er ein Tropf ſei, der ſelbſt ſein Glük verſcherzt habe, und keiner der fremden Geſandten verwendete ſich für ihn.

Niedergeſchlagenen Geiſtes ſchlich der Weltverbeſſerer vom Bureau nach Hauſe und klagte über die Undankbarkeit der Welt. Die Schuljugend ſtreute ihm diesmahl keine Blumen, und Tanten und Baſen klafften und ſchnurrten ihn an. Er trug noch denſelben lavendelfarbnen Rok und die ſchwefelgelbe Hoſe, in der er einſt ſeine Laufbahn begonnen hatte, nur ſahen bereits Ellbogen und Knie durch, und der Titannennaken war gekrümmt. Die Jahre der Jugend waren längſt dahin, und außer ihm ſelbſt wollte doch kein Sterblicher einen Zopf tragen. Er hielt ſein Tagwerk für verloren und ſchwankte lebensatt und verzweifelnd durch die Gaſſen.

Aber die Gegenſäze berühren ſich oft in dieſer Welt des Zerwürfniſſes. Die einzige Tochter eines nachgebornen Mondprinzen litt an unbezwinglicher Melancholie; die Ärzte riethen Reiſen, auch dieſe ſchlugen wenig an; endlich gab das

delphiſche Orakel die Antwort, daß nur Liebe die melancholiſche Prinzeſſin heilen könne. Aber Prinzeſſin Alſanz hatten den eigenſinnigſten Geſchmak auf dieſer Welt. Keiner der werbenden Fürſten und Grafen gefiel ihr, und ihre Melancholie wuchs mit jedem Tage. Sie war ſo eben in der Stadt angekommen, in der Pandolo ſeine Praxis genommen hatte, und ſah jezt aus dem Fenſter.

Sie erblikte ihn und fühlte ihr Herz auf das Zärtlichſte bewegt, als ſie aber bei Gelegenheit gar ſeines Zopfes anſichtig wurde, da jauchzte ſie himmelhoch, und ſtürzte ihrem Vater zu Füßen.

— Herr Vater, rief ſie, dieſer junge Mann oder Keiner iſt das Ideal meines Lebens! wie oft ſchwebte mir in ahnungvollen Träumen ſolch ein Zopf, dieſer echte Rococo vor; ich fühle es, wenn dieſer nicht mein Bräutigam wird, ſo muß ich ſterbey.

— Mäßigen Sie ſich, Prinzeſſin, antwortete der Vater, laſſen Sie uns den jungen Mann genauer betrachten, und wenn er in der That Ihren Wünſchen entſpricht, ſo habe ich gewiß nichts dagegen, daß er der Ihre werde.

Der nachgeborne Mondprinz legte den entlaſſenen Praktikanten unter das Mikroſkop, und war mit ſeiner Beobachtung ungemein zufrieden. Prinzeſſin Alſanz hatte unterdeſſen Herzpochen.

— In der That, liebe Prinzeſſin, rief nun der Vater, Ihre Wahl macht Ihnen Ehre, Pandolo iſt offenbar der vollkommenſte Sterbliche, und der Zopf krönt ſeinen Werth.

— Dieſer Zopf iſt es auch eben, Herr Vater, der alle

Tiefen meines Herzens erſchloß, der mir zurief, daß ich mich gewiß nicht täuſche.

Der Mondprinz winkte, Bediente ſtürzten hinunter, und ſchleppten Pandolo in den Palaſt. Die Prinzeſſin hatte unterdeſſen gerade noch Zeit gefunden, ſich die Hände zu waſchen und einen rothen Schopf aufzuſezen. Sie war das liebenswürdigſte Geſchöpf von der Welt; ihr Wuchs war ſchlank wie der einer Weſpe, ihre Augen romantiſch, ihre Bewegungen lebhaft. Sobald ſie Pandolo vor ſich ſah, ſpizte ſie den Mund und zog ihn zuſammen, ſie vermochte vor Gefühl nicht zu reden, ihr Vater aber hielt ohne weiters für ſie um Pandolo's Hand an.

— Iſt ſie aber auch reich? fragte der Praktikant.

— Ohne Zweifel, entgegnete der Vater, treten Sie beliebigſt hier an das Fenſter, und nehmen Sie dieſes Fernrohr; ſo eben ſteigt der Vollmond dort hinter dem Thurme hervor; ſchauen Sie gefälligſt mit dem Glaſe in ſeine Scheibe; Alles was Sie dort ſehen, gehört unſerer Familie.

— Iſt es möglich! rief Pandolo, und ſtarrte entzükt durch das Glas; gehört Ihnen auch der Fiſchteich, den ich abſeite gewahre?

— Ohne Zweifel, antwortete der nachgeborne Prinz.

— Dann bin ich der Ihre! ſchrie Pandolo, und ſank vor der Prinzeſſin auf die Kniee; woher aber kennen Sie mich und meine vortrefflichen Eigenſchaften?

— Der Zopf verrieth Sie meiner Tochter. Sie müſſen wiſſen, daß Sie eigentlich ihr Ideal ſind.

— Sagt' ich's nicht immer, fuhr Pandolo im Entzüken fort, daß das Heil der Welt, wie jedes Einzelnen, von

den Zöpfen ausgehen muß! Er küßte ihn. Sie aber, Prinzessin, werden sehr glüklich werden.

— Sie werden auch an meiner Tochter ein unvergleichliches Wesen kennen lernen. Sie kann die Augen bewegen, den Mund spizen, ja fast alle Glieder laufen in Schrauben. Sie ist das Muster für alle Damen, und kleidet sich seit Längerm im Rococo-Geschmake.

Pandolo war selig; ihn kümmerte es wenig, daß ihr Gesicht in Wachs getrieben war, und daß an der Niete des rechten Armes ein Fehler war; er preßte sie an sein Herz und hielt noch an demselben Tage Hochzeit mit ihr.

Das Fest war auf das Kostbarste angeordnet, Champagner floß in Strömen. Als aber jezt der hohe Bräutigam eine Flasche selbst entsiegelte, flog der Kork mit heftigem Knalle in die Höhe, ein bunter Perlennebel stieg empor, und mitten am leuchtenden Regenbogen ritt der Geist des Champagners mit lieblichem Lächeln.

— Nun, wie geht es, Pandolo?

— Ganz ergebenst aufzuwarten, würdiger Geist der Zeit. Zugleich siehst du aber auch, daß von allen Weltverbesserungplanen nur einzig und allein der meine Stich hält. Ich machte durch meinen Zopf mein Glük, und ebenso könnten es noch Viele finden, wenn sie wollten. Die Mode billigt meinen Antrag, jezt liegt es nur mehr an dir, ihn überall und allgemein durchzuführen.

— In der That, Pandolo, ich habe mich überzeugt, daß du den rechten Weg eingeschlagen hast; wie ich dir und deinen Gefährten versprochen habe, so soll jezt geschehen, und alle Leute mit Zöpfen umhergehen.

— O unvergleichlicher Zeitgeiſt! rief Pandolo, und ſank vor ihm nieder, du Gott der Harkünſtler und der —

Aber ein Geſchrei und ein Tumult erhob ſich um ihn, und als er in die Höhe fuhr und die Augen aufriß, befand er ſich zu ſeiner nicht geringen Verwunderung in Paudrerel's Feſtſtube. Er war bisher unter dem Tiſche gelegen, von wo ſo eben auch ſeine Kameraden hervorkrochen; aber vor ihnen ſtand Xantippe mit geſpreizten Armen, und nannte ſie ſchreiend Gauche und Nachtſchwärmer und Trunkenbolde.

Ihr Gatte, der Schlafmüzenfabrikant, ſtand gekrümmt vor ihr, und beſchwor zur Ruhe und erinnerte ſie, daß ſie ihm ja die Feier des fünfjährigen Feſtes in ihrem Hauſe erlaubt habe. Sie aber ſchrie, daß ſie ihm nur zwölf Stunden in übergroßer Güte zugeſtanden habe, und daß jezt die Sonne des nächſten Tages ſchon im Zenithe ſtehe.

Der Ehemann mußte ihr Recht geben und ſeufzte, ſeine vier Kameraden aber purzelten ſchlaftrunken in die Höhe, und ſie wies ihnen ſchreiend die Thüre.

Sobald ſie ihre Müzen und Stöke gefunden hatten, ſchikten ſie ſich ohne weiters an, dieſer Einladung zu folgen. Paudrerel rang die Hände, alle fünf jammerten, daß die Welt im Argen liege, und als Xantippe Miene machte, ihnen Flaſchen und Gläſer nachzuwerfen, liefen ſie allzumahl davon. Pandolo war zu ſeinem Unglüke der lezte, er war kaum über der Schwelle, als Xantippe bereits die Thüre hinter ſeinem Rüken zuwarf. Der Traum hatte ſeinen Zopf aufgeblaſen, er war ſtolz hinter ihm drein geflogen, und ſtekte jezt geklemmt zwiſchen Thür' und Angel.

Pandolo konnte nicht weiter, im Zimmer begann eine

erbauliche Garbinenpredigt, das Schloß war zugeſchnappt, Xantippe verhöhnte ihn von innen.

Da ſtieß Pandolo eine Verwünſchung über die rettungloſe Argheit der Welt aus, ſchnitt mit dem Taſchenmeſſer den Zopf von ſeinem Kopfe, und entlief, indem er ihn und ſeine Grundſäze zurükließ.

Inhalt.

	Seite
Metamorphosen	3
Die Kinder der Sonne	39
Der sechste Akt	127
Die Weltverbesserer	201

43 15/47

AB 43 15/47

Gedichte

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Zweite, vermehrte Auflage.

Wien.
Verlag von Pfautsch & Kompagnie.

1841.

UNIV. U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

AB 16 556

L 39

Seinem einzigen Bruder

Franz Karl,

geboren am 12. November 1813,
gestorben am 28. November 1840,

Dem Genossen seiner Bestrebungen, seinem besten treuesten Freunde,

weiht der Verfasser dieses Buch
als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit
für seine schöne Liebe und Freundschaft,
voll tiefen Schmerz über seinen irdischen
Verlust, aber in Zuversicht
auf das Wiedersehen jenseits des Grabes.

Luftſchloß.

Stand in Schloß mit blanken Zinnen
Stolz im allerſchönſten Thal',
In die Fenſter gleich Rubinen
Fiel der Morgenſonne Strahl.

Schlanken Säulen alter Weiſe
Paarte ſich die Maurenzeit,
Unter gothiſch buntem Kreiſe
Flog der Bogen kühn und weit.

Und das Schönſte aller Zeiten,
Jeden Alters Zier und Pracht,
Schien um hohen Preis zu ſtreiten
Wie in tauſend einer Nacht.

Im verborgenſten der Zimmer
Weilt' ein Mägdlein ſeltner Art,
Locken trugen Goldes Schimmer,
Wange war wie Roſen zart.

Und ein Minſtrel, Sohn der Lieder,
Saß an ihres Schämels Rand',
Sah empor und ſang es wieder,
Was in ihrem Antlitz ſtand.

Aber einſt an einem Morgen
War das Schloß in Schutt zerſtreut,
Unter Trümmern lag verborgen,
Was ſonſt Aug' und Herz erfreut.

Durch Ruinen irrt der Sänger,
Läßt nicht was er fromm geliebt,
Feſter währt die Treu' und länger
Als das Glük, zu leicht getrübt.

Und er ſingt vom ſchönen Leben
Eine Sage wunderbar,
Lächelt leiſ', als ſäh' er ſchweben
Einen Engel licht und klar.

Der Freiwillige.

Es iſt Schlacht. „Das Karré muß in Trümmer geh'n,
Soll der Sieg gewonnen ſein;
Wer will freiwillig den Kampf beſteh'n,
Doch der Tod ſelbſt ladet ihn ein?“

Ein Augenblik Stille; dreihundert drauf
Reiten ernſt und entſchloſſen herbei,
Und Einer rollt die Fahne auf,
Noch ein Jüngling, in des Lebens Mai.

Der Feldherr winkt, der Vater weiht
Sie bethend wie vor'm Altar;
Der Fähndrich ruft das Kommando, es reiht
Sich in ſchöner Ordnung die Schar.

„Warſt auf Erden verloren für mich, Marie,
Will im Himmel erringen dich!“
Er ſchwingt die Fahne, da ſieht er ſie
Süß lächelnd ſchweben vor ſich.

„Auf den Feind!“ — er voran; die Kartätſche reißt,
Er ſinkt; „friſch drüber und drein!“
Das Karré iſt geſprengt, die Fahne weiſ't
Nur unkenntlich zerſchmettert Gebein.

Ihr Gast.

Oft spielten wir, ich und die Freude,
Und trieben manchen Scherz,
Heut' aber fix' ich stille,
Mein Gaß ist heute der Schmerz.

Sie hat mir ihn hergesendet,
Sonst kam nur die Freude von ihr,
Ich will ihn treu bewirthen,
Sie schikte ihn ja zu mir.

Es perlen helle Thränen
Als Wein gar brausend und neu,
Bereitet liegt zum Imbiß
Mein eigenes Herz dabei.

Was schaust aus hohlen Augen
So scheu und trüb' mich an,
Gieß' lieber voll den Becher,
Du blasser, stummer Mann!

Lang' zu, wie's dich gelüstet,
Sei laut und munter doch,
Stoß' an den vollen Becher:
Sie lebe, ach, lebe hoch!

Kirchweihe.

Grün und duftig sind die Wiesen,
Ganz mit Blumen überstä't,
Und in bunten Gassen steht
Zelt an Zelt, und Wimpel grüßen
Sanftgeblä'h't.

Schüssel dampft, die Burschе freuen
An dem kräft'gen Trunke sich:
„Holla, Schenkin, tummle dich!“
Irr' verschlingen sich die Reihen —
Wunderlich.

Und der Alte mit der Zither
Treibt manch einen frohen Schwank,
Ahndevoll horcht's um die Bank
Auf das Lied vom treuen Ritter
Minnedank.

Lustig kegeln dort die Alten,
Pfeif' und Fiedel lokt und schnarrt,
Und nach längst gewohnter Art
Wirbelt's ohne Rast und Halten
Süß gepaart.

Aber einſam lehn' ich, ſinnend
An dem Freithofthore hier,
Und das Leben rauſcht vor mir
Stolz ſich hebend, ſtill verrinnend —
Sonder Zier.

Alles kennt ſich; Lieb' und Haſſen,
Eint und trennt ſie, und ſo arm
Steht der Fremdling in dem Schwarm',
Thräne rieſelt in den Naſen
Still und warm.

Der Komet.

War ein Stern, ein ferner, kleiner,
Bleichen Lichts, doch ſtill und klar,
Der im Sphärenchor' ein reiner
Ton des ſüßen Friedens war.

Zog, ſelbſt dunkel, treuen Fluges,
Glücklich ſeiner Sonne nah';
Funkelnd nur den Theil des Zuges,
Wo ſie liebend auf ihn ſah.

In entlegner Zon' entbrannte
Unbewußt ihm Streit und Wahn,
Und der Kampf, den er nicht kannte,
Stieß ihn weit aus ſeiner Bahn.

Und nun irrt er, wüſt entzündet,
Ew'ger Schreckniſſe Genoß,
Durch den blut'gen Streif verkündet,
In der Schöpfung ruhelos.

Ach, und ſeh' ich ihn entfliehen,
Faßt mich ein verwandter Schmerz,
Iſt's, als müßte mit ihm ziehen
Meine Sehnſucht und dies Herz.

Wiederhall.

Dort drüben zwiſchen den Bergen
Da liegt ein einſamer Grund,
Rieſenſtämme, graue Felſen
Steh'n um die Grüne rund.

Dort klingt aus verſteckten Klüften
Ein ſeltſamer Wiederhall,
Die Alpenglocken, das ferne
Abendgeläute vom Thal.

Alles, was zum Menſchenherzen
Weitum in der Runde ſprach,
Dort oben klingt es gebrochen
In langen Tönen nach.

Jeder Jubel, jeder Seufzer
Dringt leiſ' nachhallend empor,
Auch das Kirchenlied ſingt oben
Ein unſichtbarer Chor.

Oft ſitz' ich dort und horche
Faſt wie in tiefem Traum',
Der Abend haucht durch die Wipfel,
Ich aber merk' es kaum.

Und seltsam, da hör' ich klingen,
Was doch außer mir nie gelebt,
Ein langes, helles Tönen,
Lust — Wehe durch einander gewebt.

Ja, was nur im Herzen entstanden
Und vergangen, dort hab' ich's gehört,
Was ich geträumt und empfunden,
Ach, was mich so süß bethört!

Der Wildſchüze.

Wenn Nachts ſchon längſt von Haus zu Ha
Der Schlaf zu zieh'n begann,
Da rauſcht es aus dem Wald' heraus, —
Ein langer, dunkler Mann.

Vorbei an Gräbern ſchleicht er dicht, —
Die Todten lieben ihn, —
Er hat nicht Ruhe, ging er nicht
Zu Röschens Fenſter hin.

Der Wildſchüz' liebt, — am Kirchengang'
Sah er ſie einmal ſteh'n,
Seitdem wird ihm die Nacht ſo bang,
Hat er ſie nicht geſeh'n.

Ein Dornenzaun ſteht wie zur Huth
Um Liebchens Aufenthalt,
Was kümmert's ihn wol, ob ſein Blut
Weißroſe röther mahlt.

Sie flicht juſt drin ihr goldnes Haar
Beim matten Lampenſchein',
Kniet fromm dann hin zum Hausaltar'
Und lächelt bethend drein.

O Gott! da möcht' er knien, auch so
Fromm beten, ach, wie sie; —
Wol Jedem steht ein Blümchen wo,
Für ihn blüht Rose nie!

Begegnung.

Was drängteſt du dich wieder mir entgegen!
Verwegen war der Laune Wunſch und toll,
Fort gingen wir auf weit zerriſſ'nen Wegen,
Nicht troknen Auges, aber ohne Groll.

Wahr iſt's, dein Frühling lag an dieſem Herz
Mein Arm umſchloß dein ganzes Himmelreich,
Doch klage nicht! ſieh', auf wie viele Schmerz
Fällt nie ein Strahl, — und Alle ſind wir

O dieſes Herz! oft ſcheint's ſo zahm und eben
Doch kettet ſich ein zweites Herz daran,
Da brauſ't es jäh' und ſtürmt in irrem Streb
Der Wildniß Kind, durch Steppen ohne Bah

Du biſt ſo bleich, — o, dieſe Wangen blühte
Einſt röther denn des Lenzes Purpurſchein, —
Verwelkt die Augen faſt, — als ſie noch glü
Wie ſah ich ſelig und verzükt hinein!

Was ſoll die Thräne noch in deinem Blike,
Des Vorwurfs bitt'rer Zug um deinen Mund
Weil ich nicht jammernd rechte mit dem Glük
Glaubſt du, dies Herz ſei drum auch minder

Zwei holde Engel spielen dir am Schooße,
Mein Lebenbaum verkümmert ohne Frucht,
Und fühlst du auch die Dornen mit der Rose,
Dir ward ein Glük, das ich umsonst gesucht!

Leb' wohl — noch einmal! — seh'n wir je uns wieder,
Dann schleichen still wir an einander hin;
Der einz'ge Gruß sei der der stummen Brüder:
Gedenk' des Todes! — und uns sei verzieh'n.

Vor einem Grabe.

Ein Grab! — ſo ein dämm'riges, trau
Keine Luſt mehr, kein Lebenſchmerz!
Läg' gerne da innen, kühl und ſtill,
Zur Ruhe gebracht das Herz.

Scheu ſeh'n die Leute, und drükt ſie noch
So Vieles, und zagend nur hin,
Mir fehlt juſt nichts auf Erden, und doc
Am liebſten läg' ich da drin!

Alpengang.

Im Thale tief unten, am Bache klar
Da lieben zwei Herzen ſich innig und wahr,
Und that's auch kein einziges Wort noch kund,
Schon lange verband ſie ein inniger Bund.

Oft wollt' er geſteh'n ihr den ſeligen Schmerz,
Oft ſie ihm ſchon ſinken an's glühende Herz,
Doch immer erfaßt es im Buſen ſie ſcheu,
Da geh'n ſie ſo fremd an einander vorbei.

Auf duftiger Alpe, in blumiger Au,
Hoch über der Erde im himmliſchen Blau,
Da traf ſich einſt Morgens das liebende Paar, —
Die Wieſe iſt blüthig, der Himmel klar.

Da drängt ſich's nicht länger im Buſen zurük,
Sie ſinken an's Herz ſich mit leuchtendem Blik,
Und hoch in der Alpenwelt, kräftig und frei,
Da ſchwören zwei Herzen ſich ewige Treu'.

An die Mißgünſtigen

Immerzu! werft kalte Blike,
Bläht in ſprödem Stolz den Mund,
Eure Mißgunſt, frech im Glüke,
Geb' der Miene Anſtand kund!

Doch mich rührt's nicht, und ich wandl
Ohne Scheu an euch vorbei,
Was ich denke, will und handle,
Wie ich fühle, das bleibt frei.

Mich erſchrekt die kalte Stirn' nicht,
Noch die Rede, froſtig ſpröd',
Lächle nur — und wein', und zürn' nic
Bleib' im Haſſen fremd und blöd'.

Wandelnd als geſchmükte Leichen
Wanken gleißend wir herum,
Jeder trägt des Todes Zeichen
An der Stirne, ernſt und ſtumm.

Sprecht nur zu! ich hör' das Eine:
„Geh' mit meiner Leiche einſt!“
Ja! ich komm', und du auf meine,
Wo du Manches dann beweinſt.

Sprich, was ſoll die ſtolze Lippe,
Arme Dirne! frech und kalt?
Heimlich niſt ſchon das Gerippe
Unter reizendſter Geſtalt.

Laß den Anſtand fein und zierlich,
Wiz, womit den Groll du nährſt,
Toller Junge! Wie poſſierlich,
Wenn du ſchon vermodert wär'ſt.

Und auch ihr noch, Greis und Greiſin!
Die das Grab ſchon offen ſeh'n,
Die vielleicht ſchon, ſchmilzt dies Eis hin,
Vor des Richters Throne ſteh'n —

Lerntet ihr nicht milder dulden,
Gährt auch euer Zorn geſchwind?
Herr, vergib uns unſ're Schulden,
Wie auch wir verſöhnlich ſind!

Lieg' ich einſt lang ausgeſtreket,
Seid ihr dann auch noch ſo hart?
Doch kein freundlich Wort erweket
Den ſie einmal aufgebahrt.

Schattenbild.

Auf dem Vorhang' dort am Fenſter
Schwankt ein Schatten hin und her,
Heimlich ſchleich' ich wie Geſpenſter,
Wüſten Kopfs, das Herze ſchwer.

Ach, der Schatten, der dort zittert,
Gilt mir mehr als Sonnenſchein, —
All mein Daſein iſt zerſplittert,
Seit das Urbild nicht mehr mein!

Die Lairds von Cath.

1.

Habt ihr Plaz auf Schottlands Throne,
Robert Stuart, David Bruce!?
Alles theilt ſich, doch die Krone
Beut nur Einem Vollgenuß.

Und ſie ſchau'n mit neid'ſchen Tüken
Jeder auf des Andern Pracht,
Keiner will ſich friedlich rüken
Auf den halben Stuhl der Macht.

Leicht erwächſt ein Wort zu Thaten,
Ohrenbläſer ſind nicht müd':
Drohend zieh'n ſie kriegberathen —
Der nach Nord und der nach Süd.

Grollend folgen ihre Clane,
Blutig lodert bald der Krieg:
Schottland dien' nur *einem* Manne,
Und den Einen wählt der Sieg!

Ernſten Sinnes bei Culloden
Lagert König Roberts Macht,
Morgen raucht von Blut der Boden,
Eine Krone ſinkt in Nacht.

„Wollt die Sporen ihr gewinnen,
Edler Junker Laird von Cath,
Eilt zum Feinde ſchnell von hinnen,
Kunde bringt zu unſerm Rath.“

Muthig hüllt in's Plaid des Kriegers
Sich der treue Junker ein.
„Kehr' ich, mög' das Schwert des Siegers
Mir den Ritterſchlag verleih'n!“

Furchtlos ſchleicht er, ſpäht nach Kunde,
Muth bezwingt Gefahr und Glük;
In der Dämm'rung früh'ſter Stunde
Sprengt ein Reiter jach zurük.

Junker Cath iſt's, eine Krone
Trägt er hoch in ſtolzer Hand:
„Er iſt todt! nur Eine Sonne,
Einen König hat das Land!“

Frohe Hörnertöne ſchallen
Nah' und fern, und Krieger zieh'n.
„Laßt den Erſten mich von Allen
Mich den Treu'ſten vor euch knien!“

König Robert frohen Blikes
Sezt auf's Haupt der Krone Hort,
Zieht ſein Schwert, im Glanz' des Glükes
Denkt er an's gegeb'ne Wort.

Schwingt nach Oſten und nach Weſten
Ernſt und feierlich das Schwert:
„Nehmt die Sporne, ſeid bei Feſten
Wie im Kampfe ihrer werth!“

„Und zum Zeichen ſtäter Treue,
Alſo ſei's hinfür gethan,
Nehm' ein Cath des Ritters Weihe
Nur von einem Stuart an.“

2.

Königwort vermag zu binden,
Der Verheißung folgt die That:
An der Stuart Thron zu finden
War nun ſtets ein Laird von Cath.

In des Glükes gold'nem Schimmer
Blieb des Königs Gunſt ſein Lohn, —
Ging's auch zum Schaffotte, nimmer
Wich des edlen Hauſes Sohn;

Und ein jeder nahm die Sporen
Nur aus eines Stuarts Hand;
Manch Jahrhundert unverworren
Stand der Treue heilig Band.

Wild verzweifelt von Culloden
Flieht der Stuart lezter Sproß',
Treuen Blutes raucht der Boden,
Das er, ach! umſonſt vergoß;

Und die Schar, die jubelnd grüßte,
Als er kam, iſt todt — entfloh'n,
Keine Zuflucht, die er wüßte,
Nur Verderben, Tod und Hohn.

Aber Einer gold'nen Hares
Sprengt heran, faſt Knabe nur,
Späht mit hellem Blik des Aares
Nach des Flüchtlings edler Spur.

„Jubel! daß ich Euch getroffen, —
In der Schlacht mein Vater fiel, —
Noch ein Weg iſt — einer offen,
Folgt, ich führ' Euch an das Ziel."

Über Heiden, durch der Treue
Stille Wohnung ging die Bahn,
Endlich grüßte ſie der freie,
Rettungvolle Ozean.

„Sprich, wer biſt du?" König fragt es,
„Jung an Jahren, Mann an That!"
„Euer Herz befragt, und ſagt es
Euch denn nicht: ein Laird von Cath!"

Fromme Thränen in dem Blike
Schaut der lezte Stuart hin:
„Bleibt denn nach geſunk'nem Glüke
Noch die Treue friſch und grün?“

„Hab' kein Land mehr, keinen Degen,
Flieh' die Heimath ſchweren Bann's,
Statt des Ritterſchlags den Segen
Nimm nun eines armen Mann's!“

Sehnſucht.

Ich bin nicht mehr ich, bin zerriſſen, getheilt,
Und wandle unſtät dahin;
Der Stelle, wo müde mein Fuß verweilt,
Entſchwingt ſich in Sehnſucht mein Sinn.

Es wandern die Blumen um Berg und Thal
In des Frühlings holdem Geleit',
Die Schwalben zieh'n mit des Sommers Strahl,
Die Störche um Herbſtes Zeit:

So flog mein Herz auch, ſeit du fern,
Aus des Buſens ſtillem Gemach',
Und folgt dir als ein wandernder Stern
Über Berge und Thäler nach.

Und ſieh'ſt du den Stern nicht, der, wo du biſt
Sich wendet nach dir nur hin?
Der bleiche, einſame Stern — er iſt
Mein ſehnſüchtig treuer Sinn.

Scheidewort.

Einen Trunk, gereicht in Liebe,
Einen Druk der Hand noch warm:
Wolluſt ſüß verworr'ner Triebe,
Zukunft troſtlos-öd' und arm —

Welke Blumen ſchön'rer Tage,
Knoſpen, die doch nimmer blüh'n,
Um den Becher, auf der Wage
Schwebt ein Leben, — und iſt hin!

Eine bange Schikſalſtunde,
Tauſend Thränen und ein Blik, —
Lezter Kuß vom lieben Munde,
Lezte Liebe — lezteß Glük!

Das Geiſterſchiff.

Es rauſcht die Fluth, es ſteht das Meer,
Bald wild, bald ſpiegelklar,
Da fährt ein dunkles Schiff daher,
Nun eben hundert Jahr'.

Nach ſeiner Heimath will das Schiff
Zu ſeinen Lieben zieh'n,
Der Fährmann ruft, es droht das Riff,
Sturmvögel ſchrei'n und flieh'n.

Bald ringt es ſchwer durch Sturmeswehn,
Windſtille hält es d'rauf,
Kein Ufer hat es noch geſeh'n
Im hundertjähr'gen Lauf'.

Das Schiffvolk müht ſich immerdar,
Die Segel treiben fort, —
Da ſteht's nun, wie im erſten Jahr',
Juſt an demſelben Ort'.

An Laura.

Keine Freude mehr, Laura! ausgetreten
Deine Sterne, verweht die Blumen, troſtlos
Deine Zukunft, nur jähe Blize leuchten, —
Weil du geſündigt.

Keine Liebe in deinem ganzen Leben,
Nie ein Säugling am Buſen dir, kein Menſch, der
Je dich herzlich umfängt, der eine ſtille
Thräne dir troknet.

Ach, und noch glüht dein Mai, die Wange leuchtet,
Sehnſucht flammt dir im Blik, die Schweſtern ziſchen,
Statt des liebenden Himmels ſinkt die Erde
Kalt in den Arm dir!

Der Bazar.

Seht die reiche Galeone,
Selt'nen Inhalt's, beuteſchwer,
Mit dem Schönſten jeder Zone
Kommt der ſchlaue Kaufmann her.

Am Bazar beginnt ein Lärmen
Frohen Volk's, das kauft und fragt,
Weiber wählen, Kinder ſchwärmen
Zwiſchen Moslims ernſt betagt.

Shawls prangen heller Farben,
Roſenöhl und Pfeifenkopf,
Perlenſchmuk, Juwelengarben,
Reiherbuſch und Ambraknopf.

Aber holder zum Beſchauen
Als die Menge bunten Land's
Steh'n geſchmükt die ſchönſten Frauen
Zum Verkaufe jeden Land's:

Selt'ne Schönheit wekt Entzüken
Blonde Loken, Rabenhar —
Feuerſtrahl aus dunklen Bliken,
Schmachtend blaues Augenpaar —

Schlanker Wuchs, willkommne Fülle,
Was die Laune nur begehrt;
Reizend unter jeder Hülle
Schwillt die Jugend unverzehrt.

Lächelnd ſchlau, mit Kenneraugen
Schaut und forſcht der Muſelmann,
Rechnet heimlich, Blike ſaugen
Durſtig all' die Reize an.

Doch dem Großherrn iſt bereitet
Jezt die Wahl, und dann erſt frei,
Seht der Kislar-Aga ſchreitet
Ernſter Würde ſchon herbei.

Mit dem Blike wohlerfahren
Aus den Äuglein klein und grau
Schaut und prüft er an den Waaren,
So wie Keiner, ſtreng und ſchlau.

Zehn hat er ſich auserleſen,
Streicht den Bart, zählt Beutel ſchwer,
Sieh', da führt mit klugem Weſen
Eine noch der Kaufmann her;

Hebt den Schleier, und Erſtaunen
Faßt des alten Kenners Blik;
Hat Natur in mächt'gen Launen
Hier gezeugt ihr Meiſterſtük?!

Mährchenaugen, feenklare,
Glüh'n an Schmerz und Wonne reich,
Süße Züge, wunderbare,
Wangen Schiras Roſen gleich.

„Zehen Beutel.“ — „„Schaut genauer.“
„Zwanzig denn.“ — „„Der Preis iſt h
Selbſt des lezten Himmels Mauer
Schließt kaum ſolche Schönheit ein.“

Und ſie lächelt, eine Roſe
Fängt den Kelch zu öffnen an.
„Ich bieth' mehr noch,“ aus dem Troſſ
Ruft es ernſt ein fremder Mann.

„Wie, du wagſt es? — hundert Beute
„„Ich bieth' mehr.““ — „Was, toller
Hund und Gjaur frech und eitel!“ —
„„Frei iſt ſchon des Marktes Recht.““

Sinnend ernſt, im ſchwarzen Kleide
Steht der Fremde, dunklen Blikes.
Dieſes Antlig hat die Freude
Nie gefärbt, kein Strahl des Glüks.

Seiner Augen wildes Feuer
Brennt in's Herz der Sklavin ein.
„Tauſend denn!“ — „„Mir nicht zu t
Bieth' was immer, ſie iſt mein!““

Der Eunuche rauft am Barte,
Näher tritt der Fremde her,
Auf die Stirne ihr, die zarte,
Legt er kalt die Hand und ſchwer.

„Du biſt mein!“ Wie er's geſprochen,
Ragt er furchtbar aus dem Schwarm,
Aber ſie ſinkt, ſchnell gebrochen,
Matt und blaß in ſeinen Arm.

Seines Kleides dunkle Falten
Breiten ſich zu Schwingen auf,
Fort mit ſich im Arm im kalten
Trägt er ſie in Geiſterlauf.

Über die erſchrekten Gaſſen
Rauſcht der Todesengel Flug,
Plözlich ſteht der Markt verlaſſen
Von der Freude lautem Zug'.

Aus dem Schlafe.

Wer klopft und ſtürmt mich gewaltig
Aus ſeltenem Schlaf' empor, —
Wer pocht ſo laut, als bräche
Die Flamme am Dach' hervor?

Ja ſo — du weckſt mich wieder
Zu neuem, zehrenden Schmerz,
Wohl kenn' ich dich nun, du armes,
Du einſam verzagendes Herz!

Der Blik.

Und weißt du, wie lang' ich auf und ab
Gegangen bin im Froſt',
Worauf ich ſo traurig gewartet hab',
Als wie auf lezten Troſt?

Du haſt's in Fülle und tauſendfach,
Verſchwendeſt den Überfluß, —
Hund oder Bettler — du wirfſt's ihm nach,
Nur mir verſagteſt du's.

Einſt war ich reich, nun bettle ich
Umſonſt um einen Blik,
Die andern Alle ſchwelgen um dich,
Und wiſſen nicht einmahl von Glük'!

Sonette als Ueberſchriften.

I.

Mephiſtopheles.

Nicht ſo wie einſt mit Pferdefuß und Krallen
Das wüſte Aug' von Höllenluſt entzündet,
Leis nahſt du nun, durch Zeichen nicht verkünd
Der feine Anſtand kann nur wohlgefallen.

Dein Wort iſt ſchmeichelnd, bunte Wize ſchallen
Die Maske wechſelt, wo das Aug' dich findet,
Nur leis verneinſt du, wo man raſch empfindet,
Zeigſt mit Verſtand den Gegenſaz zu Allen;

Und üb'rall biſt du, in des Lenzes Blüthen
Kriechſt du als Raupe zierlich anzuſchauen,
Es kann die Bruſt das Herz vor dir nicht hüth

Allmählig löſt Gefühl ſich und Vertrauen, —
Und ſelbſt das Höchſte, reine, treue Liebe,
Du äffſt ſie lächelnd zum gemeinen Triebe.

2.

Romeo und Julie.

Haß lenkt die Welt; — es droh'n in wilden Massen
Sich stolz Verona's edelste Geschlechte,
Dem Sohne wird des Vaters Wahn zum Rechte,
Uralte Feindschaft darf er nicht verlassen.

Nur Liebe waltet frei im tollen Hassen,
Was kümmern sie der Erde dunkle Mächte,
Was Nahm' und Meinung! schwankend im Gefechte
Vermag sie nicht der Zwietracht Sinn zu fassen.

Es sprach der Himmel über sie den Segen;
Ihr Glük nur kann dem Schikſal unterliegen,
Doch schwerer Bann bedroht die ihr entgegen,

Und selbſt im Untergeh'n wird sie noch siegen:
In einem Sarg', vom Leben nicht bezwungen,
Liegt Romeo und Julia umschlungen.

3.

Don Quijote.

Fahr' wohl auf deinem Ritterzug', du treuer,
Verlorner Ritter echter Minn' und Ehre!
Warm ſchlägt das Herz, doch hergebrachte Lehre
Beſpöttelt naſeweis, was ſeltner iſt und freier.

Und immer war es ſo, und wie in neuer
Zeit blieb die Ehr' und Liebe ſtets nur Mähre;
Dein Leben ſtellſt du dran mit Wort' und Wehre, —
Mühlflügel nennen ſie die Ungeheuer.

Matt keucht dein Roß, verfallen ſind die Wangen,
Verloren, armer Ritter, war dein Leben!
Gemein wie Sancho iſt das Volk noch eben,

Toll nennen ſie wornach ſie nicht verlangen,
Und ſelbſt der Frauen erſte, ſchönſte Roſe
Gleicht nur zu ſehr der Dame von Toloſe.

Hamlet.

Die Szene wechselt, gräßliches Beginnen
Muß Dänemarks uraltes Reich zerspalten,
Entfesselt sind der wüsten Nacht Gestalten,
Wahnsinnig flieht der Liebe Geist von hinnen.

Und Hamlet will in träumerischem Sinnen;
Das Herz ist müd', kaum kann's in Rache walten,
Doch fallen muß wer sich nicht rein erhalten,
Dann darf das Schikksal Ruhe erst gewinnen.

— Erlauscht hast du des Dichters Sinn im Schaffen,
Und löst'est dem Gedanken kühn die Ketten,
Du zwangst den großen Geist mit gleichen Waffen,

Du riefst das todte Wort zum warmen Leben,
Und aus dem Bilde, das er uns gegeben,
Bist du lebendig, Hamlet, vorgetreten.

5.

Torquato Taſſo.

Recht, Taſſo, recht! entflieh' der Flitterkrone!
Nie wollten ſie im Leben mild dir weichen,
Selbſt als dem Sterbenden den Kranz ſie reichen,
Thun ſie noch gnädig wie mit hohem Lohne.

O laß ſie fern auf ihrem ſtolzen Throne, —
Hebt ſie der Hermelin zu Deinesgleichen?
So recht! verſchmähe ſelbſt des Lorbeers Zeichen,
Dem Jubel flieh' in eine ſtill're Zone!

Und Leonore? o, der zarten Güte!
Daß du ein Leben fromm an ſie verloren,
Dein Leben, reich an jeder ſchönſten Blüthe,

Mit ſchnöden Blicken lohnt ſie's, ſchlau erkoren.
Das Lied iſt heilig, Taſſo, wie die Liebe,
Der Kranz gemein, das Weib von ird'ſchem Triebe!

8.

Ulrich von Lichtenstein. *)

In Frauendienst' bist du durch's Land gezogen,
Um Minn' und Ehre hast du nur gerungen,
In ihrem Dienst' war der Tjost gelungen,
Es traf der Sperr und tausend Splitter flogen.

Zur Fahrt warst du bereit selbst durch die Wogen, —
Doch war sie werth auch deiner Huldigungen,
Der Ritterthat, des Lieds, das du gesungen, —
Und hat dich nie dein eignes Herz betrogen?

Auch wir sind Ritter von der Tafelrunde,
Mein König Artus, und mit Schwert' und Munde
Besteh'n wir schöne Ritterschaft in Freuden,

Auch uns gilt Frauengunst gleich Maienscheine,
Jedoch das Maul, du süße Krawe meine,
Das lass' ich mir selbst deinerhalb nicht schneiden!

*) Der Ritter und Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, genannt Frauenlob, ließ sich seine Lippen, die nicht die schönsten waren, nach dem Wunsche und Gleichnisse seiner Dame zuschneiden.

7.

Ines de Caſtro.

Zu ſpät, mein König, vor dem Tod' dem kalten
Muß kraftlos auch des Herrſchers Wille enden,
Nicht um dein Reich kannſt du ihr Leben'ſenden,
Und Lieb' und Macht kann Ines nicht erweken.

Und jammernd ſteht er, — aus des Grabes Schrek
Nimmt er ſie auf, um Ehr' und Ruhm zu ſpenden
Sezt auf den Thron ſie noch mit eignen Händen,
Die Krone muß das Leichenhaupt bedeken.

— O, mach' mir Plaz an dieſes Thrones Stufen,
Wir wollen Lieder als der Liebe Zeichen
Und Kronen deiner ſtillen Todten reichen,

Und Königin laß uns die Leiche rufen!
— Doch iſt ſie hin! und vom verlornen Leben
Wird ihr und uns kein Hauch zurükgegeben.

8.

Dante.

Im tiefen Walde, durch des Lebens Wüſte,
Wo Irrthum nur und Laſter wechſelnd walten,
Irrt Dante zwiſchen düſt'ren Wahngeſtalten,
Befangen ganz vom Trugе wilder Lüſte.

Doch dort im Land', das nie die Nacht begrüßte,
Denkt Beatrice ſein im frommen Walten,
Sie läßt die Pracht der Dichtkunſt ſich entfalten,
Sie leite ihn zu der Erkenntniß Küſte.

Und durch die Hölle geht die heil'ge Reiſe,
Es zeigt ihm Phantaſie der Sünde Qualen
Und den Verrath im letzten Flammenkreiſe, —

Dann läutern ihn des Fegefeuers Qualen, —
Doch in des Paradieſes ſel'ge Weiten
Da kann nur ſie ihn, Beatrice, leiten.

9.

Beatrice.

Schon einmal war's ihr Aug', das ihn geleitet,
Doch kurz nur blieb die Sendung für dies Leben,
Bald mußte sie im Tode sich erheben,
Und and'rer Reiz — zur Sünde ward bereitet.

Erst an der Schwelle, wo die Lethe gleitet,
Da sieht er sie auf Blumenwolken schweben.
„O schau' mich an, bin wieder dir gegeben,
's ist Beatrice, die den Arm dir breitet!"

Und nach so langer Trennung zitternd, zagend,
Erkennt er sie am Urquell' der Geschicke,
Zur Heil'gen kaum die alte Liebe wagend.

Sie aber lächelte, ein Paradies im Blicke,
Sie wies die Welt, die Liebe ohne Mängel,
Und als sie schwieg, da sangen alle Engel.

Trinkſpruch.

Frei den Buſen jedem Triebe,
Nicht gefragt wohin er führt,
Heilig iſt ja jede Liebe,
Edel Alles, was uns rührt!

Nur das Herze nie bezwingen,
Wie es will ſo laßt es geh'n,
Alles ihm zum Opfer bringen
Und als Bettler jubelnd ſteh'n!

Wer am tollſten fühlt von Allen,
Lebe nun am erſten hoch,
Thun und Denken möge fallen,
Nur das Herz empfinde noch!

Der Verſchollene.

Durch die Straßen bleich und gebogen
Rennt einſam ein ſtiller Mann,
Sonſt nikten ihm Alle gewogen,
Nun ſtarren ſie fremd ihn an.

In ſchöner Kutſche vorüber
Fährt ſie mit betreßter Livrei,
Er grüßt, ſie dankt herüber,
Und denkt nichts Arges dabei.

Am Palaſte tragen ſie Einen
Im ſchwarzen Sarg' heraus,
Da muß ſie plötzlich weinen,
Als ging' ſie's recht nahe an.

In's Blaue.

In's Blaue da ſchau' ich oft lange hinein,
So oft mir die blühende Erde zu klein;
Es drängt mich in's blaue Geflimmer zu ſeh'n,
Bis ſtill mir die Augen in Thränen vergeh'n.

Wol ſinken die Blätter, es ſtarrt die Au,
Doch leuchtet unendlich das himmliſche Blau,
D'rum ſeh' ich viel lieber als irdiſche Pracht
In's Blaue, das wandellos über mir lacht.

Und wird es oft dunkel und wüſt um mich her,
Das eigene Herz in der Bruſt mir zu ſchwer,
Da blik' ich hinauf in den Mondenſchein,
Da dicht' ich und träum' ich in's Blaue hinein.

Und iſt nun gar einmahl ihr Auge umhüllt,
Mit irdiſchem Dunkel mein Himmel erfüllt,
Da faßt mich vor Allem hienieden ein Graus,
Da wein' ich und liebe in's Blaue hinaus.

An *.

Leiſe kam es wie ſo Vieles,
Unter Scherz und unter Luſt
Stand ich an dem Rand' des Zieles,
Des Erringens unbewußt.

Und des Glükes ſchöne Spende
Nannt' ich froh und dankend mein,
Drükte ſelig dir die Hände,
Und mein ganzes Herz war dein.

Wie gekommen, ſo vergangen,
Ferne ſeh' ich wieder dich,
Freude glüht auf deinen Wangen,
Aber — ach! kein Strahl für mich.

Und das Herz will trüb' ſich regen,
Alte Wünſche werden wach, —
Sieh', da zieht auf fernen Wegen
Jedes ſtumm dem Schikſal' nach.

Der lezte Damendienſt.

Herr Roland trägt eine Schleife blau,
Dran flattert die Loke der ſchönſten Frau,
Ihr hat er geweiht in Liebe und Kraft
Die Dienſte der Minne und Ritterſchaft.

Ihre Farbe trägt er in Kampf und Turnir',
Er nimmt den errungenen Preis nur von ihr,
Und übt er Sitte und Ritterthum,
So thut er's ihr zu Ehre und Ruhm.

Und daß ſie die treuſte der Damen ſei,
Das ruft er laut bei jedem Turnei;
Sein Schwert iſt ſcharf, man glaubt es gern,
Und preiſ't ſie mit ihm als der Minne Stern.

So trieb er's lang', ob der Werbung bekannt,
Da kam aus der Ferne ein zierlicher Fant,
Der führte bald auch die Schleife blau
Mit der flatternden Loke der ſchönſten Frau.

Der Fant ſprengt eitel die Schranken herein,
Herr Roland hält dem Rappen ein:
„Herab mit der Farbe! die Dame mein,
Das Schwert und die Ehre — die will ich allein!“

Drob lacht der Fremde, und ſprengt zum Altan',
Und grüßt in zärtlicher Weiſe hinan.
„Die treuſte der Damen ſei ſie geehrt, —
Wer zweifelt, dem weiſet es Rolands Schwert.“

„Hoch, Stern der Treue!“ ſo tönt's zur Stell',
Nur der Fremde rüſtet zum Kampf' ſich ſchnell;
Es fliegen die Klingen, ein Herz muß vergeh'n,
Und doch iſt es ein prächtiges Schauſpiel zu ſeh'n.

Die Dame droben wird bleich wie Schnee,
Ihr wühlt im Buſen ein ſeltſam Weh',
Wol fühlt ſie's, er, den ſie ſchnöd' verließ,
Iſt im Reiche der treuſte Ritter gewiß.

Die Schilde hallen, kräftig gewandt
Entſchürzt ſich der Knoten aus Arm und Hand;
Ein gewaltiger Hieb! zum Altane ſtumm
Rollt blutig ein Haupt, — da ſinkt ſie um.

Und Ritter Roland reitet herbei:
„Gehalten hab' ich den Schwur der Treu',
Und die einzige Zunge, die je euch gehöhnt,
Hat daß ſich auf ewiges Schweigen gewöhnt.“

Die Schleife löſ't er, das Rabenhar,
Er biethet es flatternd den Winden dar:
„Doch als des lezten Dienſtes Gewinn
Laßt ledig und frei mich fürbaß zieh'n!“

Am Freithofthore.

Friſch zu, du wakerer Fuhrmann!
Im luſtigen Trabe daher,
Ein herrliches Erntewetter,
Der Wagen von Segen ſchwer!

Und Bänder flattern herunter
So recht nach Schnitterart,
Darüber weht eine Krone —
Lilien und Roſen gepaart.

Viele Leute geh'n an der Seite
Von beiderlei Geſchlecht',
Ein Lied wird auch geſungen,
Nur den Text verſteht man nicht recht.

Glük auf, du fleißiger Schnitter!
Brav haſt du abgemäh't, —
In Hoffnung und in Freude
Ward einſt die Saat geſä't.

Die ſchöne Frühlingslerche
Schlug auf ihr Neſt darin,
Unkraut und Blumen wuchſen
Still durch einander hin.

Aufquellende Halme wiegte
Des Frühlings kräftiger Hauch,
Viele Freude zog darüber,
Und manches Herzweh' auch.

Der Nachtwandler.

Da drüben im einſamen Kämmerlein
Da ſchläft er verlaſſen und ſtill und allein,
Sonſt hielt ſein Liebchen ihm freundliche Wach',
Nun nimmer, ſeitdem er die Treue ihr brach.

Und kommt nun der bleiche Vollmond heran,
Und ſchaut er ihn winkend durch's Fenſter an,
Da faßt's ihn im Schlummer ſo ängſtlich und wirr, —
War oft ja geſeſſen im Monde mit ihr.

Da treibt's ihn vom Bette, da drängt's ihn hinaus,
Da kommt er allnächtlich in's Freie heraus,
Mit glanzloſem Auge, mit bleichem Geſicht',
Eine wandelnde Leiche im Mondenlicht'.

Er ſchleicht durch das Dunkel gar unſtät und ſcheu,
Bei jeglichem Plätzchen der Liebe vorbei,
Schwankt leiſe vorüber an Baches Rand',
Wo einſt ihm ſein Klärchen die Liebe geſtand.

Es treibt ihn wüſt ohne Raſt und Ruh'
Durch einſame Heide dem Kreithof zu,
Da eilt er über die Gräber durch's Grün
In verlaſſene, heimliche Ecke hin.

Dort druntet ſchlummert ein treues Herz,
Die Treu' ward gebrochen, da brach's auch der Sc
Still ſinkt ihm die Thräne aus ſtarrem Blik',
Als dächt' er in Reue zurük, zurük.

Er beugt ſich leiſe zum Hügel herab,
Pflükt ſeufzend ſich Gräſer und Blumen vom Gra
Schleicht ſtill dann, wie er gekommen, nach Haus
Manch mahnend Vergißmeinnicht trägt er im Stra

Und weicht nun dem Morgen die ſcheidende Nacht,
Und wenn er nun müde zu Bette erwacht,
Da liegen Vergißmeinnicht rund um ihn, —
Wohl weiß er, auf welchem Herzen ſie blühn.

Ergebnisse.

Auf der Promenade.

Leuchten des Abends dringt durch die Wipfel und fernher verhallend
Tönt in das wilde Gewühl friedlich das Abendgeläut',
Aber da horcht kein Ohr, und eitel treibt sich die Menge,
Nur mit gesenkterem Haupt' bethet im Stillen ein Greis.

Der Sarkophag als Taufstein.

Kind! hier weih'n sie zum Leben dich ein, hier weih'n sie zum Tod' dich;
Dort erfüllt er sich einst, wo du den Segen bekamst.

Wunder.

Wunder verlangt das Volk, und die Sonne steigt und der Mond scheint;
Ist es nicht Wunder genug, daß es noch Wunder verlangt!

Langeweile.

Langeweile, du bist der Göttinnen mächtigste, heute
Treibst du zum Guten das Herz, morgen zum Bösen es an.

Na.

„Wahrlich, die Leute um mich sind doch wie echte Insekten!“
Freund, wo ein Leichnam liegt, sammelt sich derlei Gesichweiß

Mann — Weib.

Seine Kunſt gibt öfter der Mann, ſein Wiſſen und Handeln
Aber es gibt ſich das Weib einmahl und einig dahin.

Memento mori.

Wenn dich ein Menſch beleidigt, dann denk' an's ewig
Scheiden!
O, das Verzeih'n iſt ſüß, — Todten vergibt man nicht
mehr.

Die Wahrheit.

„Iſt die Wahrheit nicht eins, nicht immer einig und
einzig, —
Wer nicht ſo denkt, der fand nimmer ihr ewiges Ein's.
Freund! iſt nicht eins auch das Licht, iſt der Strahl nicht
ein einziges Leuchten
Und das Prisma doch bricht ſiebenfach farbig den Strahl.

Meine Liebe.

Lieben ſollt' ich ein Weib, — ach ja, die Weiblichkeit
lieb' ich,
Aber die Weiber, bei Gott! ſind mir ein wenig fatal.

Höchſte Männerwürde.

Feſt ſei der Mann in ſich, er handle nach ewigen Regeln
Inkonſequenz iſt fürwahr größer als jegliche Schuld.

Sühne.

Liebe tilget die Schuld; der viel liebt, dem wird viel
vergeben,
Den nur, der nimmer geliebt, befleckt die ewige Schuld.

Bei einem Soupé.

Delikateſſen genug, doch wenig Delikateſſe,
Fein ſind die Weine, und doch leidet der Magen dabei.

Garten-Aſſemblée.

Weiß iſt der Blüthenſchmuk, die Lilje iſt weiß und die Damen,
Und die Natur iſt ſo weiß, ach, nur die Herren ſind — ſchwarz.

Toleranz.

Tolerant ſein iſt leicht gegen Jeden, doch tolerant ſein
Gegen die Intoleranz nenne ich erſt tolerant.

Individualität.

Durch Verſtand und Vernunft iſt der Menſch verwandt mit dem Menſchen,
Einſam wächſt nur das Herz frei und nach eig'nem Geſez'.

Regel.

D'rum auch zwing' ich Verſtand und Vernunft nach erfahrenen Regeln,
Laſſe aber das Herz frei als ein Kind der Natur.

Lebensregel.

Formʼ dir im Leben nach Wunſch', was zu ändern; — was unabwendbar,
Klaglos trag' es, den Wunſch bildе dir nach dem Geſchik!

Beruf zur Wanderſchaft.

Zweifach iſt die Einheit, ſie ruht im ewigen Zentr
Auch die Peripherie trägt ſie nicht minder als Kre
Wer den Frieden verlor in ſich, er ſuch' ihn nach
Und entringe der Welt wandernd Segment auf Se

Schikſal der Alten und der Modernen.

Großes erträgt das Herz, doch das Kleine iſt ka
ertragen;
Wem vor dem Löwen nicht bangt, raubt oft die
den Schlaf.

Probe des Erhabenen.

Was die Gewalt ertrug, was den Wurm der Ve
dung beſtanden,
Lächerlich mach' es, und ſchnell iſt es dahin und ve

Fluch des Unglüks.

Auch für die Pracht der Natur iſt des Glüklichen
geweiht nur,
Selbſt die Mutter verſtoßt ihren unſeligen Sohn.

Der Gründer des Doms.

Sorglos legt er und fromm des Doms unſich
Grundſtein,
Unbekümmert, wer einſt glüklich den Giebel erſcha

Morgengedanke.

Dank dir, freundlicher Schlaf! entrungen haſt du dem Leben
Wieder zwei Stunden und mich gütig verhüllt dem Geſchik.

Spartaner.

War zu Hilfe ein Volk den Stammverwandten verbunden,
Gab es ein Kriegheer wol ſeinen Genoſſen zum Schuz',
Aber wenn Sparta half, ſo ſandt' es den einzelnen Mann nur,
Doch ein Spartaner war's und er beſiegte den Feind.

Vergiß.

Vergiß! das iſt mein leztes Wort im Scheiden,
Reich' lächelnd mir die Hand hin — und vergiß!
Vergiß das Weh' und deine kleinen Freuden,
Vergiß den Flitterkranz, weil er zerriß!

Vergiß! dies eine Wort kann ich dir geben,
Für's Daſein weih' ich mit dem Wort' dich ein; —
Vergeſſen heißt die eine Hälfte Leben,
Die and're Hälfte die heißt fröhlich ſein.

Vergiß die Maiflur, wo wir uns gefunden,
Den Kuß, der unſ're Herzen einſt vermählt;
So lang er glüht, ſo lang ſind wir gebunden,
Die Hand iſt mein, die noch die meine hält.

Vergiß, daß du gejubelt und geweinet,
Fang' neu zu jubeln und zu weinen an,
Vergiß die Stunde, die uns einſt vereinet,
Vergiß dich ſelbſt und mich — und was verrann!

Wie, Thränen?! weg damit von friſchen Wangen,
Raub an dem Leben iſt Erinnerungſchmerz, —
Sieh' mich noch einmahl an, — bin ich gegangen,
Wirf dich vergeſſend an ein and're Herz!

Ein Blik.

Ein Blik war's, der den Lenz gebracht,
Und wieder war's ein Blik,
Der mich ſo arm wie ehe gemacht,
Geraubt mein kurzes Glük.

Es war ein Blik ſo mild und hell,
O, nie vergeſſ' ich ihn,
Und alle Knoſpen mußten ſchnell
In Frühlingspracht erblüh'n.

Ein Blik war's, gar ſo fremd und kalt,
Ein Reif im ſchönen Mai,
Da ſtarben all' die Blumen bald,
Der Maitraum war vorbei!

Ein Blik nur war's, und um mein Glük
War's allzumahl gethan; —
Ihr glaubt es nicht, wie ſo ein Blik
Ein Herz zerreißen kann!

Ritter Arthur.

Kampfgerüſtet ſteh'n die Ritter,
König Karl ſizt am Altan',
Und der Herold hebt das Gitter,
Und die Roſſe ſprengen an.

Sporne klirren, Lanzen ſplittern
In der ſoßgeübten Hand,
Schilde hallen, Helme zittern,
Mancher taumelt in den Sand.

Vom Altan' winkt ſüßes Zeichen,
Blike niken, Schleife weht,
Aber Alle müſſen weichen,
Und nur Ritter Arthur ſteht.

Eifrig ſpringt er drauf vom Roſſe,
Schwingt die Klinge prüfend aus,
Fordert aus dem Rittertroſſe
Jeden laut zum Kampf heraus.

Schärpe lokt, die Edelgunde
Wob, des Königs Töchterlein,
Und die Ritter in der Runde
Stellen ſchnell bereit ſich ein.

Doch da hilft nicht Muth im Herzen,
Holder Dame Liebeblik,
Alle finden Schmach und Schmerzen,
Ihm nur ward des Sieges Glük.

Und zum dritten Mahle schreitet
Ritter Arthur kräftig hin,
Wirft den Helm ab, üppig gleitet
Gold'nes Har um Stirn' und Kinn.

Mancher Busen hebt sich schneller,
Triebe wachsen ungestüm,
Blike werden feucht und heller,
Jedes Herz neigt sich zu ihm.

Aber weithin über Alle
Wirft er Speere kraftgewandt,
Unter frohem Hörnerschalle
Wird als Sieger er genannt.

Karol winkt, mit glüh'nden Wangen
Schaut die Tochter scheu vor sich,
Spielt mit ihres Mieders Spangen,
Hat nicht Athem — wunderlich.

Aber Arthurs Kniee biegen
Sich des Königs hoher Macht —:
Kämpfen will er, dulden — siegen,
Aber ohne Dankes Pracht.

Einmahl liebt' er, einmahl eben
War ein Weib ſein ganzes Glük,
Alles bot er ihr — ſein Leben,
Doch ſie ließ ihn kalt zurük.

Die Geſchenke, die ihn zieren,
Webte, ach, noch ihre Hand,
Keine ſoll ihn mehr berühren,
Keiner fremden Dame Band.

O, wohl wiſſen ſie's, und ſchauen
Auf den Ritter ſchön und jung,
Wünſchen leiſ' ihm mehr Vertrauen,
Sich ſolch eine Huldigung.

Still zu Roſſe zieht er weiter,
Holde Augen ſtarren nach;
Manches Herz wird nimmer heiter,
Manch Gefühl bleibt ewig wach.

Der ſterbende Titane.

Im Schooße der Mutter lag
Des Uranus Sohn,
Matt und gebrochen hingen die Glieder,
Und der gewölbten Muskeln
Kraft war verſiegt.
Über die edlen Züge
Fuhr's nun mit plözlichem Zuken hin,
Seltſame Verzerrung,
Dem Leben fremd, ſchuf
Nahend der Tod.

Ernſt auf Öta lagerte Zeus,
Blikte aufmerkſam ſtill
Auf des ewigen Schikſals Schluß, —
Wie das Gebild,
Kunſtvoll nach Götterformen erzeugt,
Ringend ſich löſt in des Urſtoffs
Sinnloſe Maſſe, —
Und dem unſterblich ew'gen Gemüth'
Ging der Gedanke von Tod' auf —
Scheußlich — und Nichtſein.

Aber die herrlich gewandten Glieder
Rekten ſich

Nun in mächtiger Länge,
Nun in wilder Verkürzung
Zukten ſie unnatürlich empor,
Das Leben ſtritt und der Tod
Um die ſchöne, herrliche Beute,
Und mit dem Athem drang es
Sehnſüchtig immer noch einmahl
In die urkräftige Bruſt zurük.

Eilend lenkte
Phöbos Apollon vorüber,
Die Roſſe brauſten
Scheu und unſtät dahin;
Und zur Erde ſchweigend
Trat die alte, rathende Nacht,
Hilflos rannen der Mutter Thränen
Über die nahrungſproſſende Bruſt,
Aber die Nacht verhüllte
Mild ihr mit Schleiern das Angeſicht.

In der lieben Gaſſe.

Da bin ich wieder nach manchem
So hingeſchwundenen Jahr',
Die Häuſer ſind noch ſo finſter,
Das Pflaſter noch ſchlecht wie es war.

Am Blaurok' zählt' ich die Jahre,
Am Herzen verſchoſſen wie er,
Man kennt ſchon jeden Faden,
Lang halten ſie Beide nicht mehr.

Dort drüben an der Ecke,
Da gibt es jezt guten Schmaus,
Sonſt bin wol ich dort geſtanden,
Nun duften Würſte heraus.

Einſt kannt' ich da viele Geſichter,
Sie lächelten, wenn ſie mich ſah'n,
Nun glozen mich Kinder und Alte
Schier wie ein Geſpenſte an.

Ja, manche Zeit iſt vergangen,
Seit ich drüben das leztemahl ſtand,
Dem Mondſcheinhauſ' gegenüber,
Gelehnt an die dunkle Wand.

War damahls ein lokeres Bürſchchen,
Und machte mir eben nicht viel
Aus Scheiden und Anderm, noch ſch
Das Leben ein luſtig Spiel.

Ich kam juſt von weinenden Augen,
That eben manch tröſtlichen Schwur,
O, derlei ſei leicht zu halten,
Glaubt man, ich — vergaß ihn nur!

Am Fenſter wuchern nun Blumen,
Eine ganze Frühlingau,
Sonſt ſtand dort nur eine Roſe,
Und Thränen trug ſie ſtatt Thau.

Weit zog ich herum im Leben,
Nur kam ich nie mehr hieher,
Hab' viel nach Blumen gerochen,
Eine Roſe fand ich nie mehr!

Du weiche, dornloſe Roſe,
Was hatteſt kein ſtärker Gemüth?
Nun wär' es ja wieder Frühling,
Was biſt du im Winter verblüht!

Das Ewige.

1.

Atlas.

„Haſt im Stolz' mit mir gekrieget,
Wohl, ſo faß' den Himmel an,
Ewig trag', weil ich geſieget,
Sein Gewölbe nun, Titan!“

Zeus geboth's, in wildem Hohne
Grinſet der Titan empor,
Faßt des Äthers weite Zone,
Schüttelt wüſt des Himmels Thor.

Auf den Naken — tief gebogen
Nimmt er des Gewölbes Laſt,
Selbſt den Leib im Kampf' erzogen
Bricht die Wucht der Bürde faſt.

Doch da denkt er alter Siege,
Hebt die Stirne ſtolz und trägt
Nun der Götter ew'ge Wiege
Manch Jahrhundert unbewegt.

2.

Sanft Kriſtoph.

Saß ein Fährmann an dem Fluſſe,
Sankt Kriſtoph, wol kennt ihr ihn,
Kam ein Knab' mit mildem Gruße,
Wollte eilig weiter zieh'n.

„Glaubſt du wol, auf tücht'gem Schiffe
Nehm' man Zwerglein auch an Bord, —
Faß' dich an mit einem Griffe,
Trag' dich durch die Wellen fort.“

Knäblein lächelt, und der Rieſe,
Drob erzürnt faſt, nimmt es auf,
Schreitet von des Ufers Kieſe
Durch die Fluth in kräft'gem Lauf'.

Aber ſchwerer wird's und ſchwerer,
Keuchend trägt's der Rieſe nur,
Starrt empor, es hält in leerer
Hand ein Spielzeug aus Azur. —

Wie von goldig blauem Glaſe
Eine Kugel wunderbar,
Eine bunte Seifenblaſe,
Nur zu glänzend hell und klar.

Und als wie zu ew'gem Segen
Legt's die zweite Hand darauf;
Nicht mehr kann der Rief' ſich regen,
Stürzt erſchöpft in halbem Lauf'.

Leis entſchwebt es unergründet,
Unerforſcht in leichtem Flug',
Kein Jahrtauſend hat verkündet
Was er durch die Wellen trug.

Träumen.

Im glüklichen Rebenlande
Iſt ein König, von Allen geliebt,
Keinen Wunſch mehr hegt er, nur hat's ihn
Oft heimlich, wie Träumen, betrübt.

Der Schäfer zieht mit der Flöte
Durch grünen, blühenden Raum,
Er wär' ſo ſelig, doch leiſe
Berükt ihn ein ſeltſamer Traum.

Es gleitet ein Nachen ſpielend
Weit über die Fluth dahin,
Der Fiſcher ſizt übergehangen
Einſam und träumend darin.

Am Eiland ſchimmert ein Lichtlein,
Der Kahn iſt vom Fange ſchwer,
Die Wellen aber rauſchen,
Er kann noch nicht heim vom Meer'.

Der Zecher hält das Kelchglas,
Laut jubelt ein froher Toaſt,
Er aber vergißt zu trinken,
Unendlich Träumen hat ihn erfaßt.

Dort drüben in der Laube,
Am Wieſenwäſſerchen klar,
Überflattert von tauſend Blüthen
Sizt koſend ein liebendes Paar;

Er ſchaut ihr tief in die Augen
Voll ſüßer, unendlicher Luſt,
Sie ſind ſo ganz eine Seele,
Geſchlungen Bruſt an Bruſt.

Der Abend glüht röther, es laſſen
Sich leiſe die Hände aus,
Sie mögen nicht küſſen, und ſtarren
In's Abendroth träumend hinaus.

Vor einem Heidefelde.

Rothes Blüh'n vor müden Augen,
Und ein ſchwerer Blüthenduft,
Süß betäubend einzuſaugen
In der lauen Abendluft.

Bienen ſchwärmen, und die Mücke
Summt in weiche Schlummerluſt,
Gib dich ganz dem Augenblicke,
Irre, wunde Liebesbruſt!

Fühl' die Süße, ſchwelg' im Blühen,
Was darüber iſt, laß ſteh'n, —
Abendröthe mag verglühen,
Ätherduft verüberweh'n!

Ach, wie Vieles iſt geweſen!
Sei der Raum auch noch ſo klein,
Lerne einmahl nur vergeſſen,
Und die ganze Welt iſt dein!

Der Graf zu Rhein.

Am Rhein, wo die Waſſer rauſchen,
Wo er reift der duftigſte Wein,
Da ſtand ein Schloß in Reben,
Da hauſte der Graf zu Rhein.

Er ſah mit den erſten Lerchen
Des Morgens zum Strom' herab,
Auch Abends ging ſein letzter,
Sein ſeligſter Blik hinab.

Es ſang ihn der Rhein in Schlummer
Schon einſt in der Wiege Raum',
Seine Sehnſucht blieb er im Wachen,
Und rauſchte durch ſeinen Traum.

Viele Ritterfahrten beſtand er,
Nie wich er dem Feind' im Strauß',
Nur Heimweehe trieb ihn immer
Und immer zum Rhein' nach Hauſ'.

Und ſah er ihn wieder ziehen
Den blauen, treuen Strom,
Da mußt' er niederknieen
Und beten faſt wie im Dom.

Die ſchmeichelnde Welle küßte
Die frohe, kräftige Bruſt,
Im goldenen Weine trank er
Des Lebens ſchöne Luſt.

Nie hat er ſein Wort gebrochen,
Seinen Mund nie mit Lüge getrübt,
Die Loke war grau geworden,
Ohne daß er einmahl geliebt.

Die Loke war ausgegangen,
Zu Aachen ſtand er am Thron',
Da kam der Tod und winkte,
Der Rheingraf kannte ihn ſchon.

Das Herz fing an zu brechen
Und trübe wurde ſein Blik,
Doch konnt' er noch nicht ſterben,
Es hielt ihn noch Eines zurük.

Zu Roſſe mußten ſie ſezen
Den alten Grafen ſchnell,
Zwei Knechte mußten ihn halten,
Und weiter ging's zur Stell'.

Und zwiſchen Leben und Sterben
Ward geritten der Tage drei;
Da hielten ſie ſtill am Hügel:
Der Rhein zog unten vorbei.

Da horchte der Graf hinunter,
Da starrte der Graf hinein:
Er konnte nirgends sterben
Als nur am heiligen Rhein.

Dienſtlos.

An der Straßenecke beiſeiten
Da ſteht ein bleicher Mann,
Und bietet allen Leuten
Sich laut zu Dienſte an.

Er iſt nicht leicht zu ergründen,
Der Anzug ſteht nicht recht:
Zu gut den Diener zu künden,
Für einen Herrn zu ſchlecht.

„Ich kann nicht Vieles, nur Eines
Das thue ich ſink dahin:
Wer ſterben nicht mag, um ein Kleines
Streck ich mich nieder für ihn.“

Viele Tage ſchon ruft er wie heute,
Blöd' ſieh'n ſie auf den Mann,
Gern nähmen ihn die Leute,
Ging's nur ſo recht auch an.

Im Herbſte.

Die Schwalben zwitſchern und fliehen
In grauem Geſchwader die Au,
Die Störche klappern und ziehen
Durch ſtilles Himmelblau.

Ach Gott! man ſoll's nicht glauben,
Des Jahres Blüthe iſt hin,
Kaum ſchwellen erſt die Trauben,
Die Bäume ſtehen noch grün.

Was kümmerte mich die Reiſe, —
Doch auch meine Schwalbe entſchwingt
Sich wandernd, der Storch, der leiſe
Die Maienzeit mit bringt.

Kehr' bald, du ſüße Schwalbe!
Dein Neſt bewahr' ich dir treu,
Dein Neſt in dieſem Herzen
Voll Sehnſucht nach ewigem Mai.

Dem Hauſe, wo Schwalben niſten,
Naht Gram und Unglück nicht, —
Ach, wenn die Leute wüßten,
Wie wahr die Sage ſpricht.

Der Doppelgänger.

Seit Langem iſt mir ſo ſeltſam zu Muth',
Faſt dünkt mich, krank ſei das Herz,
Es wallt und rieſelt glühend das Blut,
Es faßt mich ein ſüßer Schmerz.

Und ſitz' ich oft einſam und ſinnend zu Haus',
Da wird mir das Auge ſtarr,
Da tret' ich ſtill aus mir ſelbſt hinaus
Und wandle mondſüchtig gar.

Hin durch die Gaſſen zieht es mich leiſ',
Geheimniß und ungeſeh'n, —
Es ſteht ein Haus, ein magiſcher Kreis,
Zwingt mächtig mich hinzugeh'n.

Nicht Stufe und Thüre bedarf es da,
Die Wände laſſen mich ein,
Bald bin ich dann ihr gegenüber und nah',
Und ſtarr' in ihr Auge hinein. —

Und haſt du denn nie in des Abends Strahl
Ein leiſes Wehen gefühlt, —
Hat ein ſeliger Seufzer nicht manches Mahl
Die Wangen dir linde gekühlt?

Und gewahrteſt beim Abendgebethe du nicht
Noch ein Aug', dem du Andacht geliehn,
Und ſahſt du denn niemahls im Mondenlicht'
Zu des Bettes Füßen mich knie'n?

Ermunterung zur Freude.

Sei fröhlich, Mädchen! laß die karge Freude,
So oft ſie naht, einzieh'n in's arme Herz,
Schnell wiſch' die Thräne ab, zur Trauerweide
Wind' eilend dir die kurze Blume Scherz!
Genieß' den ſchönen Augenblik, was geht uns Be
Die Zukunft an, der ungewiſſe Schmerz,
Am Herzen halt' ich dich, am warmen Munde,
O lächle, wär' nun auch die lezte Wonnestunde.

Es blüht der Frühling, ſieh'! ob tauſend Herzen
Auch in der Nachtigallenzeit vergeh'n,
Und bricht das nächſte, laß' uns thöricht ſcherzen,
Und lächelnd auf den jungen Hügel ſeh'n:
Fahr' wohl, du Herz! auch über unſre Schmerzen
Wird üppig eine Freudenhore weh'n,
Dann ſind wir quitt, dann mögt ihr froh euch
Und lächelnd ſeh'n, wenn unſre Herzen brechen!

An Adonide.

Ja — ich liebe dich, Mädchen!
Weil dein Lächeln hold iſt,
Wie des ſpielenden Frühlings Blik,
Weil deine Haare
Üppig dem zierlichen
Knoten entſtrömen,
Weil deine Lippen
Schwellend und purpurroth glüh'n.
Ja, zur Liebe biſt du geſchaffen, Mädchen!
Dieſer Glieder reizende Wölbungen
Verſchlang ein Gott
Tadellos zum Entzüken,
Dieſer Busen
Bläht ſich für keinen Seufzer,
Nur für die Fülle ruhigen,
Unendlich lieblichen Daſeins.

Aben-Hamet und Donna Blanka.

Aus Granada's ſchönen Fluren
War der Mauren Reich getrieben,
Am Duero hob ſich wieder
Hoch das Kreuz, — ſo ſtand's geſchrieben.

Das Geſchlecht Abencerage,
Das die Krone einſt erworben,
Irrt verbannt in fernen Wüſten,
Bis auf Einen ausgeſtorben.

Doch den Einen litt's nicht länger
An dem heißen Maurenſtrande,
Wollte ſchau'n der Väter Gräber,
Seines Stammes alte Lande.

Pfeilſchnell flog das Schiff herüber
Durch des weiten Meers Beſchwerde,
Endlich küßt' er weinend wieder
Seiner Heimath heil'ge Erde.

Zu des Maurenritters Füßen
Spielte des Duero Welle, —
Bangend ſtand er, ſüßverworren
An Alhambra's hoher Schwelle

Und die Flur ſchien ihm begabter,
Glühender das Licht zu fallen;
Um die Heimath, ihm verloren,
Schien des Segens Hauch zu wallen.

Aber mächtiger als Kummer,
Als der Hang zum Vaterlande
Iſt die Liebe; wo ſie nahet,
Reißen alle andern Bande.

Und er ſieht die Chriſtin wandeln
Aus dem Stamm' der Maurentödter,
Fühlt das Herz durch ſie gefangen,
Aug' bethört und Wange röther;

Sieht ſie, und das Recht der Väter,
Schmach und Schmerz iſt ſchnell vergeſſen,
Blanka liebt er, — o, was rührt ihn,
Wer einſt hier zu Ahren' geſeſſen!

Freundlich weiſt ſie Säng' und Hallen,
Hohes Denkmahl ferner Tage,
Labirinthiſch reich — die Hofburg
Einſt des Stamms Abencerage.

Auch der ſchöne Maurenritter
Weckt des Herzens ſtille Triebe,
Wo ſein Ahn' einſt ſaß als König,
Weilt er nun ein Gott durch Liebe.

Trennung nahet, trüb' beſchleicht ſie
Das geheime Glük der Beiden;
Kuß um Kuß, und Thrän' um Thräne —
Halbes Sterben dünkt das Scheiden.

„Bleibſt du Kriſtin, o ſo bin ich
Dein troſtloſer Sklave immer;
Für die Moslim aber werd' ich
Gatte, reich an Ruhm' und Schimmer."

„Hängſt an Allah du, ſo bleib' ich
Deine liebende Betrübte, —
Wirſt du Kriſt, umfängt als Gattin
Still beglükt dich die Geliebte."

Und ſie weinen, und ſie können
Sich nicht trennen, — Maure, Kriſtin
Bleiben doch ſie; treu zu ſeh'n ſich
Schwören ſie, iſt Jahres Friſt hin.

Traube reift, der Winterſturm weht,
Auch der ſchöne Lenz kehrt wieder,
Sieh', da fliegt ein Schiff herüber,
Froh ertönen Maurenlieder.

Und am Ufer harrt und ſchauet
Donna Blanka, treu im Sehnen,
Aben-Hamet ſpringt vom Schiffe, —
Still Umarmen, ſüße Thränen'

Sie erfreu'n des Wiederſeh'ns ſich,
Wagen bang ſich nicht zu fragen,
Herz erbebt, und Lippe zittert
Endlich dennoch es zu ſagen.

„Bin noch Kriſtin!“ „Blieb noch Manne!“
„Alles nimm, dies laß beſtehen!“
„Lebe wohl, mein Herz! ich traure.“
„Lebe wohl auf Wiederſehen!“

Und mit jedem jungen Jahre
Kam das Schiff herangeflogen;
Treu blieb jedes ſeinem Glauben,
Traurig wurde heimgezogen.

Und ſie liebten ſich, und blieben
Doch getrennt des Daſeins Tage,
Zwei Geſchlechter ſind vergangen,
Santa Fé, Abendtage.

Erwiderung eines Gedenkblatt

Wohl denk' ich noch nach manchen, manchen
Wenn längſt der Lenz mit ſeinen Blumen ſchwa
Noch an die Zeit, wo wir ſo glüklich waren,
Noch in das ſchöne, heit're Jugendland.
Treu werd' ich ſtets dein liebes Bild bewahren,
Wie ich dich einſt in holder Anmuth fand,
Durch's weite Leben wird es mich begleiten,
Ein Roſentraum aus fernen, ſchönen Zeiten.

Ernſt über's Leben zieht der Lauf der Stunden,
Bald ſteht uns all' das Liebe, Alte weit,
Die gold'ne Jugend iſt im Sturm' entſchwunden,
Streng iſt das Leben und die Welt im Streit';
Da halt' dich ſtets, wie ich dich einſt gefunden,
Das Weib noch zier' der Jungfrau Lieblichkeit!
Und ſiegend mög' der ſchöne Glaube ſtehen:
Noch iſt ſie ſo, wie ich ſie einſt geſehen!

Das Ländchen der Liebe.

Voll Kämpfe und Falſchheit, gar arg iſt die Welt,
Und übel zumahl iſt's auf Erden beſtellt,
Doch kenn' ich ein friedliches, freundliches Land,
Das Ländchen der Liebe ſo wird es genannt.

Sind überall Stürme und brütende Gluth,
Verwelken die Blumen in Thränen und Blut,
Gluth, Nordſturm wehen hier ſchonend vorbei,
Im Ländchen der Liebe iſt ewiger Mai.

Nicht mißt man's nach Meilen, es iſt gar klein, —
Leicht ſchließt es ein blühendes Laubendach ein, —
Nur groß genug eben dem liebenden Sinn',
Stets finden zwei Herzen ein Plätzchen darin.

Und Mancher, den außen das Leben erfaßt,
Der dankbar ſich mühet in redlicher Haſt,
Dem winket der Friede, die Ruhe nur hier,
Ihn lohnen zwei himmliſche Stunden dafür.

Manch Einer, dem Kummer das Herze bedrückt,
Dem Blume und Knoſpe das Leben zerpflückt:
In's Ländchen ſo heimlich da baut er ſein Glück,
Da glänzt nur in Thränen der Wonne ſein Blick.

Der Weg in das Ländchen der Liebe iſt ſchmal,
Führt heimlich in Roſen verborgen durch's Thal.
Ihn findet allein nur ein reuer Sinn,
Es führt nicht Geld und nicht Macht dahin.

Im Ländchen der Liebe ſind Alle ſich gleich,
Da kennt man nicht Fürſten, nicht arm und nicht
Da freut ſich der König im blühenden Hag,
Wo jüngſt noch ſo ſelig der Bettler lag.

In's Ländchen der Liebe, da flücht' ich gar oft,
Wenn Manches zerſittert, woraa ich gehofft,
Stets kehr' ich dann kräftig in's Leben zurük,
Mit Glauben im Herzen und leuchtendem Blik.

An ein junges Herz.

Wandle still den Pfad hienieden,
Junges, kindlich frommes Herz,
Wenn auch Alles, nur den Frieden
Raub' dir nicht des Lebens Schmerz.

Ja, jetzt ſeh'n wir uns noch ferne,
Wo du Regenbogenglanz
Sieh'ſt und tauſend lichte Sterne,
Schau' ich dunklen Wolkenkranz.

Statt der Hundertblätterroſe,
Die ſo froh dein Auge ſucht,
Seh' ich ſchon die blüthenloſe,
Schmuckberaubte Dornenfrucht.

Jener blumenreiche Hügel,
Deines Abendganges Ruh',
Deckt mit ſchwerem Schattenflügel
Ach! ein junges Herz, wie du.

Du biſt reich, — in deinem Traume
Liegt die ganze, weite Welt,
Mir zerfloß in buntem Schaume
Vieles, was ich mir geſellt.

Sieh': ich denke, — ſeit das Leben
Schwärmend Fühlen mich verlehrt,
Bin mir klar im Sinn' und Streben,
Und ſo werd' ich deiner werth.

Nimmer lieb' ich, — ach, dies Feuer
Hat das Herz mir ausgebrannt; —
Und doch biſt du mir ſo theuer,
Wie ich nie ein Herz gekannt.

Pilgre deine Wanderjahre;
Was zerflittert war nur Schein,
Vieles bleibt, — und am Altare
Der Erkenntniß werd' einſt mein!

Am Abende.

Der Abend ſcheint durch Weiden
Es blüht viel Heidekraut,
So weit ich ſpähe und lauſche,
Kein Leben und kein Laut.

Ein Holzkreuz ſteht dort drüben,
Einſam auf den Weg geſtellt,
Ach, läg' ich dort begraben,
Und ging' mich nichts an auf der Welt!

Der Liebe Ewigkeit.

1.

Vom Erkerfenſter in Leid und Schmerz
Starrt einſam ein Fräulein himmelwärts,
Die Arme, ſo weiß wie Lilienſchnee,
Ringt ſtumm ſie hinaus in tiefſtem' Weh'.

Es flattern die Locken zerwühlt und verwirrt,
Vom ſcherzenden Hauche des Morgens umflirrt,
Und das Aug', nur zu Luſt und zu Freude erwäh
Strömt über von Thränen ungezählt.

Dort über die Straße geht ein Geleis,
Durch den Staub gezogen gar glatt und weiß,
Ach, den es entführte, den trägt ſie im Sinn',
Und der ging nun auf immer und ewig dahin.

Das Schickſal kam und zerriß den Bund,
Noch glüht ihr vom letzten Kuſſe der Mund,
Doch iſt's auch auf Erden für immer vorbei,
Sie ſchworen ja ewige Liebe und Treu'. —

Es ziehet und rauſchet ein Strom im Thal',
Es winken die Wellen im Morgenſtrahl',
Ach, läg' ihr Herz, ſo liebend und gut,
Tief unten in feuchter, in kühlender Fluth!

2.

Zwanzig Jahre entfloh'n, — eine lange Zeit,
Wo manch eine Saat verdirbt und gedeiht,
Und was damahls gegrünt und gewuchert, geblüht,
Iſt nun längſt ſchon zu Staub' und gereift und verglüht.

Und im Sale, von flimmernden Kerzen erhellt,
Steh'n viele Tiſche zierlich geſtellt,
Und an einem ſitzen zwei Menſchen da,
Die lagen am Herzen einander einſt nah'.

Das ſchillernde Stoffkleid rauſchte gar zart,
Auch er war von feiner und adliger Art,
Gelaſſen ſchlug an den Stern das Herz,
Das beim Scheiden geſtürmt und geraſt vor Schmerz.

Manche Länder durchzog er, und vielfach zerſtreut
Überflog ihn wie Traum nur die Blüthenzeit;
Und auch ſie kam längſt ſchon zu Troſt' und Verſtand',
War die reichſte Gräfin geworden im Land'.

Und als er nun coeur aufſchlug zum atout,
Da gab er ein witziges Sprüchlein dazu,
Und ſie lächelte zierlich, und dachte dabei
Voll Anſtand an den fernen, zerflitterten Mai. —

Was blikt ihr ſo ſchnöde und ſtrafend mich an,
Ich hab' euch zu viel nicht, ihr Damen, gethan:
Und liebt von euch *eine* recht innig und wahr,
Die ſtell' ich zu Red' heut' im zwanzigſten Jahr'.

Weltlauf.

In jenem Hauſe drüben
Wohnt eine ſchöne Mamſell,
Zu ihr kömmt alle Tage
Ein junger, feiner Geſell.

Unter'm Feigenbaum' vor'm Hauſe
Sitzt eine alte Perſon,
Sie dreht gar emſig die Spindel,
Und lebt von kargem Lohn'.

Stets wünſcht ſie ihm guten Abend,
Er gibt ihr etwas Geld,
Sie dankt gar freundlich und lächelt,
Sie weiß, ſo geht's auf der Welt.

Geſchichtlich.

Liebe nahte unverkündet,
Heimlich ward der Sinn berükt,
Und bevor man ſie ergründet,
Schlug das Herz ſchon ganz umſtrikt.

Vieles gab es nun zu klagen,
Alles drohte Untergang,
Ernſte Warnung war zu ſagen,
Ängſtlich Herz und bang.

Auch die Tanten, Baſen mußten
Jezt zum klugen Rath' heran,
Alles ſagen was ſie wußten,
Doch dies Alles ſchlug nicht an.

Und in Schmerz' mit vielen Thränen
Ward die Liebe groß geſäugt; —
Endlich erſt nach manchen Plänen
Schien man mehr und mehr geneigt.

Herz erfreute ſich der ſtillen,
Lenzverkündend holden Zeit,
Doch zu krönen Wunſch und Willen
Lag der Augenblik noch weit.

Unter Hoffnung, Furcht und Schmachten
Schwand ſo mancher Tag zurük,
Aber alles Streben, Trachten
Reifte langſam nur zum Glük.

Holder Anblik, banges Meiden —
Süße Unruh', trüber Wahn!
Endlich kam ſogar ein Scheiden
Als der Prüfung Schluß heran.

Ach, was hilft es, daß die Roſe
Noch das junge Jahr begrüßt,
Daß der linden Luft Gekoſe
Schon Orangenblüthe küßt;

Nicht erfreut ihn Roſ' und Mirte,
Nordwärts zieht die Liebe aus,
Welkes Blatt, das ſie berührte,
Gilt ihm mehr als ſchönſter Strauß.

Sehnſucht mißt die Zeit, die ſchwindet,
Sturm rauſcht, Mandoline klingt, —
Endlich wird der Tag verkündet
Jubelnd, der Gewährung bringt;

Und er braust mit ſchnellen Roſſen
Aus dem gold'nen Süd herbei,
Stürmt und ſtürzt verzükt, entſchloſſen
An das Herz voll Lieb' und Treu'.

Myrte, heimlich längſt erzogen,
Schlingt zur Roſe ſich als Kranz,
Mancher Rath wird noch erwogen —
Doch nur zu des Feſtes Glanz';

Und die Ältern, ſonſt ſo bänglich,
Schau'n vergnügt aufs junge Paar:
Ja, ihr Glük iſt unvergänglich,
Wie es ihre Liebe war!

Im Nebel.

Fern im Nebel webt's und flimmert
Tief verhüllt und doch bekannt,
Zinnen dämmern, Thurmknauf ſchimmert,
Ahnung hat ſie leis genannt.

Still, o ſtill! und von dem Herzen
Scheuche nichts die Nebel ab;
Alte Lieb' und alte Schmerzen
Überblüht im Lenz ein Grab.

Heimlich rükt die Sonne weiter,
Nebel hemmt nicht ihren Lauf,
Und ſo dekt ſie endlich heiter
Landſchaft, Herz und Leben auf.

Epilog zu Wilhelm Hauff's Lichtenſt

Der Vorhang ſinkt, die lieben Bilder ſcheiden,
Die wechſelvoll dem Auge vorgeſchwebt, —
Mariens Luſt und Bärbchens Liebeleiden,
Zum Traume wird, was kaum noch friſch gelebt;
Gerührt fühlt ſich das Herz, und mag nicht meiden
Die Thräne, die dem Auge leiſe entbebt, —
Was dieſe einſt geführt zu Luſt und Schmerzen,
Es webt noch fort in jedem Menſchenherzen.

Beruhigt längſt ſind jene ſchönen Auen,
Der Nekar zieht, wo Rebenhügel blüh'n,
Nicht einer Thräne Glanz iſt mehr zu ſchauen,
Wie ſie auch heiß im Auge mochte glüh'n;
Auf Lichtenſtein darf Neſt der Geier bauen,
Des Pfeifers Haus ließ keine Spur im Grün, —
Von ihrem Leben wie von ihrem Lieben
Iſt nur der Sage dunkler Klang geblieben.

Wir walten jezt, verändert iſt die Sitte,
Die Gegenwart behauptet ſtreng ihr Recht,
Gebannt iſt rohe Kraft aus unſ'rer Mitte,
Doch manche Tugend flob auch, fromm und echt;

Auf alte Zeit mit ihrem Rieſentritte
Schaut zweifelhaft das feinere Geſchlecht; —
Mag Vieles wechſeln, Rede, Kleid und Falten,
Der Sinn des Lebens kann doch nie veralten.

Und eben wie ſie damahls liebten, irrten,
Liebt, irrt und träumt das arme Herz noch jezt,
Noch prangt als Lohn des Kampfs der Kranz aus Myrten,
Wie ihn die gute, alte Zeit geſezt;
Doch mit dem Schwert' nicht, wie es Ritter gürten,
Leis wirbt man nun, und hofft, und ſchweigt zulezt;
Sonſt mochte Blut gebroch'ne Liebe rächen,
Wer zählt die Herzen jezt, die heimlich brechen?!

Trauung.

Der Pfarrer ſteht mit Buch und Strauß',
Der Meßner ſchlingt ſchon am Hochzeitſchmauſ'.

Die Orgel tönt und das Glöklein hell,
Braut und Bräutigam ſind nun auch ſchon zur

Sie rauſcht in Spizen und Seidendok',
Er trägt ein Uhrband am ſchwarzen Rok.

Die Leute erbaut was der Pfarrer ſagt;
In der Ele ſteht eine arme Magd.

Schön iſt ihr Antliz und rührend zu ſeh'n, —
Weiß nicht, ob ſie je zum Altare wird geh'n.

Sie ſtarrt auf den prangenden Jungfernkranz,
Im Auge bebt's ihr wie Thränenglanz.

Die Braut ſpricht: ja, denkt mancherlei,
Nichts denkt der Bräutigam harmlos dabei.

Die Magd in der Ele die hört es kaum,
Sie gäb' nicht dafür ihren ſchönen Traum.

Vor'm Scheiden.

Ich ſaß vor ihr, — man weiß es,
Das Scheiden fällt oft ſchwer, —
Und ſchlug in einem Buche
Gedankenlos vor Gedanken umher.

Ich trug ſie längſt ſchon im Herzen,
Zwar ſchwieg ich immerfort,
Bei ihr auch, ſchien mir's zu ſcheinen,
Bedurfte es nur ein Wort.

Ich ſuchte das wahre Vokabel,
Mein Kopf war juſt damahls ſo dumpf,
Sie ſaß zur Seite ſchweigend,
Und ſtrikte an einem Strumpf.

„Mein Fräulein!" nun hatt' ich's gefunden,
„Mir iſt die Bruſt ſo ſchwer,
Ich muß" — o, der leidige Huſten!
Kein Wörtlein vermocht' ich mehr.

„Ich verſtehe, mein Guter!" ſo ſprach ſie,
Und lächelte engliſch dabei,
Und ſchob ein Stüklein Zuker
In den Mund mir, groß wie ein Ei.

Am Grabe des Wanderers.

Da drunter liegt ein Wand'rer,
Der ſchläft nun ruhig im Grün,
Hier warf er den Stab zur Erde,
Wo ſtille Gräſer blüh'n.

Einſt war er vielen Wand'rern
Begegnet, ſo unſtät wie er,
Er iſt mit keinem gegangen,
Zog immer einſam daher.

Viele Blumen ſah er blühen
Im lichten, duftigen Mai,
Und Quellen dazwiſchen ſpringen,
Doch raſtlos ſchritt er vorbei.

Er hat geglaubt und gehoffet,
Sein Glaube trug ihn ſo weit,
Hat nebenbei einmahl geliebet
In ferner, entſchwundener Zeit.

Und ob er es nun gefunden,
Worauf ſein Glaube gebaut, —
Und ob er es endlich errungen,
Woran er gehofft und vertraut —

Wol weiß ich es nicht zu ſagen,
Ich ſah nur ſein Aug', als es brach,
Es blikte noch einmahl nach drüben,
Gar ſelig dem Abendroth' nach.

Vor vollen Gläſern.

Nicht gefragt, aus welchem Lande,
Jeder fühl' ſich frei und reich,
Mit dem Glaſ, gefüllt zum Rande,
Sind ſich alle Menſchen gleich.

Keiner nenne ſeinen Nahmen,
Was ihn ſchmerzt und was ihn freut,
Heute ſcherzen wir zuſammen,
Morgen geh'n wir ſchon zerſtreut.

Menſchen ſein iſt mehr als ſcheinen,
Und das Herz vereint allein,
Lächeln können wir und weinen
Und verliebt zu Tode ſein!

Der Mittag.

Heiter iſt der Himmel und klar,
Wohin das Auge ſchaut;
Der ewige Zeus
Liegt auf der blauen Fläche
Ausgeſtrekt und bequem,
Müßig die Erde beſchauend.
Der prächtige Adler
Schwebt ihm zur Seite
Mit langſamem Flügelſchlage
Im Sonnenſchein';
Und der hohe Kronion
Lächelt gemüthlich,
Und bläſ't leichte Wolken
Zum Spiel' durch den Himmel
Mit lindem, ambroſiſchen Hauch'.

Die Hausmutter.

Die Mutter iſt todt, in Saus und Braus
Lebt wüſt der Vater und läßt das Haus,
Und was ſie gehegt und gepflegt bisher,
Ach, Niemand achtet und hegt es mehr.

Die Spindel ruht, die Harfe iſt leer,
Es klingen zu Liedern die Saiten nicht mehr;
Wer ſingt die Kinder zum Schlafen ein?
Sie mögen ſich ſelbſt nun müde ſchrei'n.

Und die Blumen pflegt nicht ſorgend die Hand,
Die Spinne mag niſten an ſtaubiger Wand,
Es regt ſich der Arm nur um Geld und Gewinn,
Wo die Hausfrau gewaltet mit liebendem Sinn'.

Das läßt ſie nicht ruhen im einſamen Grab',
Ihr tönt das Weinen der Kinder hinab,
Um Mitternacht wacht ſie vom Schlummer auf,
Sie ſteigt aus dem Grabe, ſie kommt herauf.

Und raſtlos, wie ſie's im Leben gethan,
So ſchwebt ſie auch nun durch die Zimmer heran,
Gießt ſtill auf die Blumen den labenden Quell,
Und ſcheuert geſchäftig und ordnet ſchnell.

Und ſezt ſich dann leiß an der Wiege Rand,
Nimmt emſig die Spindel, die Harfe zur Hand,
Und wiegt und ſegnet die Kinder ein,
Die Sterne ſchauen dazu herein.

Erwacht in der Wiege der Säugling dann,
Er kennt wol die Mutter und lächelt ſie an,
Strekt träumend die Händchen hinauf zu ihr,
Als wollt' er ihr ſagen: biſt einmahl hier?

An den Fenſtern aber duften und blüh'n
Die Blumen friſch in des Morgens Glüh'n,
Und das Auge der Kleinen glänzt und lacht:
Lieb Mutter hat ſegnend bei ihnen gewacht.

In der Abſchiedſtunde.

Bruſt an Bruſt, und Mund an Munde,
Heiter ſchau' das Aug' zurük,
Eine ſtille Abſchiedſtunde,
Schön wie das entſchwundne Glük!
Keine Thräne! ach, die Freude
Sei auch fliehend nicht beweint,
Lächle, Mädchen! und ſie ſcheide
Thränenlos, wie ſie erſcheint!

Ob wir je uns wiederſehen?
Laß die blöde Frage ſteh'n,
Lenze kommen und verwehen,
Schön iſt auch der Herbſt zu ſeh'n.
Keine Hoffnung ſoll uns äffen,
Und die Zukunft bleib' verhüllt, —
Wenn wir je uns wieder treffen,
Weißt du noch was wir gefühlt?

Allerſeelentag.

Trüb' iſt's, leiſer Regenſchauer
Rieſelt nieder feucht und kalt,
Und durch welke Stoppeln wallt
Zu dem Freithof ſtill in Trauer
Jung und Alt.

Wunden, die ſich ſchwer geſchloſſen,
Bluten heut', und Lieb' und Treu'
Kommt zum theuren Mahl' herbei,
Thränen, längſt nicht mehr gefloſſen,
Fließen neu.

Was des Herzens Drang gebothen,
Jeder thut's und zögert nicht,
Übt im Stillen fromme Pflicht,
Und bald ſtrahlt durch's Reich der Todten
Licht an Licht.

Kindlich Treiben! o kein Schimmer
Weckt die ſtillen Todten auf,
Liegt der dunkle Raſen d'rauf,
Nimmt das Herz zum Lichte nimmer
Seinen Lauf.

Blaſſe Braut! ob weinend, lauter
Du ihn rufſt mit naſſem Blik',
Tief in Moder liegt dein Glük,
Unerweklich kehrt drin Trauter
Nie zurük.

Arme Kinder, die am Hügel
Einer guten Mutter ſteh'n,
Ach, ihr dürft ſie nicht mehr ſeh'n,
Ohne Wanken muß der Riegel —
Eiſern ſteh'n.

Und du, der beim armen Herzen
Knie't, das er einſt frevelnd brach,
All dein Weinen iſt zu ſchwach,
Nimmer leuchten's deine Kerzen
Wieder wach!

Drum, wem noch mit warmen Pochen
Schlägt ein Herz in Lieb' und Treu',
Pfleg' es ſtets in frommer Scheu,
Nimmer welkt es, iſt's gebrochen,
Lieb' und Reu'!

Posthornklang.

Schwellender Seufzer,
Lang gedehnt —
Über Thal und Hügel,
Tief bis zum Herzen hinab!
Ruft von der Heimath
Gar lokend hinaus!
Einmahl noch blüht es und lächelt um uns,
Hegt an der Bruſt uns noch einmahl ſo warm,
Spiegelt noch einmahl im leuchtenden Blik';
Ade ihr Berge! du Thal ade!
Die Ältern ſteh'n zitternd neben,
Segnen den lieben Wanderer noch,
Und Liebchen am Herzen
Die Hände ringt,
Mit Augen ſo roth,
Ade, ade!
Posthorn klingt, in die Welt hinaus!

Wie's Einem tröſtend zum Herzen ſpricht
Mit dem vollen, dem kräftigen Klang',
Und drängt und drängt
Auf den ſchwebenden Tönen
Gar mächtig fort!
Die kräftige Sonne dort,
Wie ſie aufſteigt, —

Der blaue Himmel
In der Ferne dort —
Alles, Alles
Treibt in die Welt uns
Fröhlich hinaus!
Vergessen sind die Verlassnen,
Die frische Morgenluft
Trocknet die heiße, quellende Thräne, —
Einen Blik noch zurük,
Und die Heimath hinter den Bergen,
Die Lieben im Herzen
Sinken hinab!

Frischer Muth,
Wagendes Jugendblut!
Und der Posthornklang,
So voll und rein,
Stimmt in den Sehnsuchtdrang
Kräftig mit ein.
Wagen und hoffen!
Die ganze Welt
Steht ja der Jugend, der freudigen, offen!

Aber die Täuschung flieht!
Und die Heimath fern'
Winkt uns so hell
Wie der Morgenstern,

Und in der rauſchenden, fremden Welt
Zittert und bebt uns
Das Herz in der Bruſt
Vor Schmerz' und Luſt,
Wenn das Poſthorn
Vorüber klingt;
Herzliche Grüße,
Küſſe ſo warm,
Schiken wir ſtill
In die Jugendwelt hinein. —

Wonne! das Poſthorn klingt,
Heimwärts die Fahrt!
Froh aus dem Herzen ringt
Sehnſucht voraus,
Und die luſtige Weiſe dringt
Tief bis zum Herzen hinab;
Und die lieben Berge
Tauchen herauf —
Still und groß,
Wie ihre Reihe
Einſt unſ're fröhliche Jugend umſchloß, —
Und näher und immer näher heran!
Der traute Kirchthurmknauf
Strahlt ſchon im Abendroth' grüßend herauf,
Und das liebe Thal liegt wie einſt
Vor uns im freundlichen Abendſchein',

Und die Jugend ſchwebt wieder
Auf Roſenwolken von drüben herein.
An der Ältern Herz ſinkt der Flüchtling hin,
An der Geliebten
Stürmiſche, fliegende Jugendbruſt;
Da ändern Jahre nichts,
Der Gereifte
Schmeichelt wie ſonſt an den Ältern hinan,
Und wie als Kind einſt, — unſchuldig, vertraut
Schmiegt ſich an's Herz ihm
Die liebende Braut.

Schwellender Seufzer —
Bald traurig, bald froh! —
Freundliche Blike
Grüßen entgegen,
Weinende Blike
Schauen uns nach!
Wie's an das Herz uns greift,
Tönſt du ſo kräftig, ſo ſchmeichelnd zu uns,
Sinnend in's Weite ſchweift
Schmachtend der Blik,
Träumen gar weit — gar weit,
Bis in die Jugendzeit
Schwärmend zurük!

Im Walde.

Es rauſchen die Wipfel, es ſingen
Die Vögel mit darein,
Ich lieg' im Mooſe und ſtarre
In's Regen und Weben hinein.

Es läutet eine Gloke,
Mich überkommt ein Schmerz,
Als wär' ich wo weit in der Südſee
Das einzige, fühlende Herz.

Leichenſtük.

Sechs derbe Geſellen ſizen
Am runden Tiſche herum,
Der Pfarrer iſt voll Muken,
Der Küſter auch nicht ſtumm.

Die Kuchen duften ergözlich,
Der Wein glänzt hell und klar,
Dort drinnen in der Stube
Liegt Eine auf der Bahr'.

Die Mutter weint erbärmlich,
Und dekt den Tiſch dazu,
Der Vater im breiten Lehnſtuhl'
Entbehrt die Nachmittagruh'.

Gevattern und Muhmen verſchluken
In Thränen jedes ſein Stük,
Und legen für die Kinder
Auch einen Biſſen zurük.

Sie führen ſehr kluge Reden,
Und loben was man gethan;
Da dringt durch die offene Thüre
Ein ungeladener Mann.

Am Säbel und weißen Rose
Verkündet ſich der Soldat,
Im verfallenen Auge ſieht man
Der Thränen reiche Sat.

Es ſteht ſein Blik voll Waſſer,
Er ſtarrt ihr blöd' in's Geſicht, —
Barmherziger Gott! wie lange
Sah er die Blaſſe nicht!

Erfüllung.

Oft bei manchem ſchönen Thale
Kam's mich ſonſt ſo ſeltſam an,
Hoffnung ſprach mit einem Mahle:
Hier beſchließt ſich deine Bahn.

Und das Wäldchen und die Wieſen
Standen längſt erwünſcht um mich,
Alte Zeit ſchien mich zu grüßen,
Und die Zukunft wunderlich.

Auch das Haus im frohen Schatten
Schien zu meinem Glük gebaut,
Und der Siz auf grünen Matten
Unter Birken war ſo traut.

Manches Kind mit holden Zügen
Ging die Straße ſittig rein,
An dem ſchönen Herzen liegen
Wollt' ich, ach und ſelig ſein.

Reine Form rief zu Entzüken,
Schönheit durch ſich ſelbſt geweiht,
Anmuth lag in ſüßen Bliken,
Weicher Mund beth Seligkeit.

Und nun kommt es, nett und zierlich
Steht im ſchönen Thal' das Haus,
Und die Hausfrau hold, berührlich
Drängt ſich waltend ein und aus.

Birke ſäuſelt für den Müden,
Arme winken ausgedehnt,
Und doch Alles ſo verſchieden,
Als ich einſt geträumt, erſehnt.

Nachtgang.

Blau iſt der Himmel, herrlich zieh'n die Sterne
In ſtillen Kreiſen, Welten ohne Zahl.
„O, drüben in der hellen, blauen Ferne
Gibt es ein Wiederſeh'n ein Mahl!“

— Nein, Mädchen! weg mit deinen frommen Träume
Raub' für den Himmel nicht die Erde aus,
Wohl tauſend Welten geh'n in jenen Räumen,
Für unſre Lieb' iſt dort kein Haus!

Hier dieſe Erde, dieſe enge, kleine,
Begränzte Welt nur iſt der Liebe Raum,
Hier, Mädchen, liebe, lächle, weine,
Hier träum' und träum' ihn aus den Traum!

Hier, wo die Blume noch in Farb' und Düfte,
In Worte ſich verhüllt der Geiſter Gruß,
Hier ſchwelg' im Hauch' der ſüßen Frühlinglüfte,
Hier, Mädchen! glüht zum lezten Mahl' der Kuß.

Trittſt du hinaus aus dieſen ſtillen Schranken,
Strahlt ohne Blüthengold' der ew'ge Mai,
Es wählt der Geiſt im Reiche der Gedanken,
Doch mit dem Haß', der Liebe iſt's vorbei!

Hier dieſe Lippen, die ſo üppig ſchwellen,
Zerſtäuben unter Gräberblumen weit,
Dein Seufzer wird als Abendluft erzählen
Das fromme Mährchen unſrer Liebezeit.

Wol wirſt du wach in einer jener Welten,
Dich trifft du wieder über deinem Grab', —
Doch wo bleib' ich?! — die Nicht'rin wird vergelten,
Das ſchöne Erdenleben ſank hinab!

Nur die Beſtimmung ſteht! im tollen Winde
Brauſt fort der Zeitſtrom — fürchterlich; —
Und doch — küſſ', küſſ' mich, Mädchen! dieſe Sünde
Trägt ihre Seligkeit in ſich!

Die ſieben Grafen von Kuenring.

1.

Herr Erneſt im Eiſen ſizt zu Gericht,
Ein Urthel iſt jedes Wort, das er ſpricht,
Der Freimann harrt im rothen Gewand',
Es zukt ihm gierig das Schwert in der Hand.

Manch Haupt, ſonſt feurig und ungeſtüm,
Liegt nun erbleicht und blöd' vor ihm,
Und wer ſich im Stillen der Schuld bewußt,
Dem fährt es mit Schauder heut' durch die Bruſt.

Da tritt der Kanzler mit heimlichem Hohn'
Tief abwärts gebükt zu des Herzogs Thron':
„Noch eine Klage — auf Hochverrath,
Die Grafen von Kuenring vollbrachten die That."

ie Grafen von Kuenring? — da lügſt du mir!"
„Auf Pergamen hab' ich's verſchrieben hier."
Lang lieſ't der Herzog mit finſterer Ruh':
„Auf, Grafen von Kuenring, was ſagt ihr dazu?"

Aus dem Kreiſe treten ſieben an Zahl,
Mit dem goldnen Wappen am Schild' aus Stahl,
Und der Älteſte neigt ſich tief und ſpricht:
„Auf Hochverrath antwortet ein Kuenring nicht!"

„Sprecht immer! zu rein iſt nicht Einer im Reich',
Dem Richter iſt Graf und Bettler gleich.
Und Rechenſchaft unehrt nimmer die Treu'!"
Doch ſie ſchweigen und ſchütteln den Kopf dabei.

„Nun wohl, ſo ſeid ihr geſtändig der That,
Es zeugen fünf Kreie auf Hochverrath,
Und wer ſo ſchweres Beginnen vollbracht,
Verfallen iſt er des Henkers Macht."

„Doch dieweil Uns einmahl in alter Zeit
Ein Kuenring das Leben gerettet im Streit',
So ſei euch, damit Wir auf ewig quitt,
Allen ſieben das Leben geſchenkt hiermit."

„Auch eure Burgen behaltet zumahl,
Schwelgt luſtig im mahnenden Ahnenſal'; —
Nur da euch die Ehre gering und feil,
Zerbreche das Wappen des Henkers Beil!"

Herzu tritt höhnend der Henkermann,
Zerſchlägt das Schild mit dem Wappen daran,
Und oben hoch am Rabenſtein'
Da ſcharrt er es unter'm Rade ein.

Und die ſieben Grafen reiten fort,
Still ſchauten ſie zu und ſprachen kein Wort;
All' ihr Burgen blieben leer,
Von einem Kuenring vernahm man nicht mehr.

2.

Auf der Heide iſt Schlacht, Mann gegen Mann
Stürmt wild mit gezogenem Schwerte heran,
Herzog Erneſt tummelt ſein feurig Roß,
Ficht tüchtig wie der Gemeinſte im Troß'.

Sieben Ritter reiten zur Seite ihm, ganz
In Eiſen verluppt, ohne Farbe und Glanz,
Kein Wappen, kein Kettlein an Schild' und Bruſt,
Ihren Nahmen hat Keiner zu nennen gewußt.

Und geht's recht toll wo und ungeſtüm,
Da iſt Herr Ernſt und die Sieben mit ihm,
Ein Herze bricht auf jeden Schlag,
Als ſtünden ſie mit dem Tod' im Vertrag'.

Da faßt es die Feinde mit grimmiger Pein,
Und ſie drängen wild auf den Herzog ein,
Die Sieben kämpfen, — Einer fällt durchbohrt,
Mit dem Herzog reiten die Andern fort. —

Und ſiebenmahl kömmt er in Lebensnoth,
Und ſiebenmahl retten ſie ihn mit Gott,
Doch Einer von denen im Eiſengewand'
Sinkt allemahl todt für ihn in den Sand.

Und als nun der Lezte im Blute liegt,
Da hat auch Herzog Erneſtus geſiegt;
Mild lächelt der Abend vom Himmelzelt',
Als gäb' es nur Friede und Lieb' in der Welt.

„Wer ſind die Sieben, wer kennt ſie? ſprecht!
Ich mach' ſie im Lande zum erſten Geſchlecht';
Auf, auf! wer mir Leben in Einem noch weiſ't,
Dem ſei, was ſein Herz als das Köſtlichſte preiſ't!"

Die Knappen ſprengen, bald liegen zumahl
Vor dem Herzog die Sieben im blutigen Stahl', —
Kein Wappen, kein Kettlein zu Zier und Luſt,
Kein Hauch des Lebens mehr in der Bruſt!

Doch ſieh'! da hebt ſich ja Einer hervor,
Preßt matt das ſchwarze Viſir empor, —
Ein tapferes Antliz, ein edler Greis,
Die Wangen verblichen, das Haupt ſchneeweiß!

„Und haſt du, Erneſtus, uns nimmer erkannt,
Die weiland die Grafen von Kuenring genannt?
Die Ehre und Treue iſt uns nicht feil,
Zerbrach auch das Wappen des Henkers Beil!"

„Und liegt euer Wappen zerſchlagen vor mir,
So nehmt nun mein eigenes Wappen dafür,
Und glaubt' ich des Hochverraths ſchuldig euch,
So ſeid nun die Erſten dafür im Reich'!"

Da zuckt wie in Lächeln des Alten Mund:
„Laß gut ſein! der Letzte des Stamms ſtirbt zur Stund',
Kein Kuenring mag Graf mehr auf Erden ſein!“
Da ſinkt er und ſchläft zu den Andern ein.

Der Scheidabend.

Wir ſaßen traulich am Kamin'
Bei lautem Spielgelag',
Sie ſchaute her, ich ſchaute hin,
Wie eben alle Tag'.

Ich trieb manch einen keken Spaß,
Sie lachte oft dabei,
Das Auge war nicht feucht, nicht naß,
Wir ſchwazten Mancherlei.

Die Karte fiel mir glücklich ab,
Begünſtigte mich ſehr,
Doch ſah ich auf das coeur hinab,
Ward's mir im Herzen ſchwer.

Da ſchlug es zeh'n, ſtill ſtand ich auf,
Und grüßte rund herum,
Sie wünſchten frohen Reiſelauf,
Ich dankte Allen ſtumm.

Sie nahm das Licht, wie's ſtets geſchah,
Und trillerte ein Lied,
Da faßt' ich ihre Hand, und ſah
Ihr Auge naß und — ſchied.

Burg Treue und Burg Untreue.

Dort drüben vom ſchönſten Hügel im Thal'
Da ſchimmert's und flimmert's im Abendſtrahl',
Es prangt die Burg auf der Felſenwand,
Zu eigen dem mächtigſten Grafen im Land'.

Viele Schlöſſer hat er im Reich' umher,
Viel blinkendes Gold in den Schränken ſchwer;
Doch gibt es Einen, der Gut nicht und Gold
Verlangt, nur das Töchterlein innig und hold.

„Laßt gut ſein! ich achte Ehre und Schwert,
Doch Manches iſt ſonſt noch auf Erden was werth;
Und bis gegenüber nicht, meinem gleich,
Euer Schloß ſich erhebt, vertröſtet Euch!"

Stolz ſprach's der Graf, das Fräulein wird bleich,
Wohl weiß ſie's, an Lieb' nur und Ehr' iſt er reich.
„Nun wohl, Herr Graf, ich geh' es ein,
Ich bau' Euch das Schloß, und das Fräulein wird mein!"

Er ſieht ſie erröthen in Hoffnung zart,
Beginnt noch zur Stunde die Ritterfahrt;
Und bis er nicht Reichthum erworben im Strauß',
Da kehrt er nicht — oder nimmer nach Haus.

Das Schwert wird ſchartig, doch was er gefühlt,
Seine Liebe, ſein Muth iſt noch nicht erkühlt,
Und blutet die Wunde und täuſcht das Glük,
So denkt er an Liebe und Treue zurük.

Nichts gibt es auf Erden, das Lieb' nicht erringt,
Kampfpreiſe erwirbt ſie, der Sieg gelingt.
Der Ritter kehrt, wie das Jahr herum,
Beladen mit ſchimmerndem Golde um.

Bald regt ſich's munter, und prächtig und groß
Erhebt ſich's thalüber dem Grafenſchloß';
Der Thürmer trompetet, es ſprengt heraus,
Heut' zieht der Burgherr auf Freite aus.

Ihm reiten zur Seite voll Seide und Pracht
Zwölf Edelknaben in koſtbarer Tracht;
Doch wie er nun wirbt beim Grafen frei,
Da iſt ſie vermählt ſchon und brach ihm die Treu'.

— Längſt hat er beſtanden, verwunden den Schmerz,
Zerſtäubt iſt auch längſt ſchon das treue Herz,
Das Wappen brach, es zerfiel das Haus,
Sein edles Geſchlecht, mit ihm ſtarb's aus.

Doch ſteh'n ſich die Burgen noch öde und wüſt
Gegenüber in Schutt und in Dornengeniſt',
Sind noch als Burg Treu' und Burg Untreu' gekannt,
Wie die Mähr' ſie zum ew'gen Gedächtniß benannt.

Schmuck für ſie.

Sie geben dir Süßes zu eſſen,
Und Kleider zierlich und fein,
Nur mich ſollſt du vergeſſen,
Ihr Kind ganz wieder ſein.

Was ſucht ihr in Stoffen und Bändern
Für die ſtille Blaſſe zu Haus,
Ich wähl' euch aus den Gewändern
Für ſie das rechte aus.

Von dem weißen Flor' laßt meſſen,
Schlingt den blaſſen Kranz ihr in's Haar:
Dann wird ſie mich vergeſſen,
Nur legt ſie zugleich auf die Bahr'.

Verlornes Leben.

1.

Herz gewöhnte ſich zum Herzen,
Neigung ſprach aus Blik und Mund',
Hohe Luſt und kleine Schmerzen
Schufen ſtillen Liebebund.

Ob das Wort auch nie bekannte,
Was das Auge gern vertraut,
Sicher ſchlägt ihr Herz und nannte
Längſt ſie des Erwählten Braut.

Traum und Denken treu und glühend
Zieht um ihn der Sehnſucht Glanz,
Und die Mirte ſorglos blühend
Nikt, als böth' ſie ſich zum Kranz'.

Aber, horch! da dröhnt und ſchmettert
Meiterhorn und ruft hinaus,
Schlacht iſt draußen todumwettert,
Nur der Schwächling bleibt zu Hauſ'.

Ach, das Herz begehrt auch Ehre,
Lieb' und Sehnſucht wird berükt,
Hier die Mirte, dort die Wehre,
Doch ein Kranz nur ſei gepflükt!

Und bedacht nicht, nicht beſchloſſen
Langt die Hand, faſt wie zum Spiel',
Nach dem Schwerte, die Genoſſen
Jubeln laut und rathen viel.

Auch der Helm wird aufgenommen
Und das ſchnelle Roß gezäumt;
„Ha, Kam'rad, ſei uns willkommen!“
Rappe trägt ihn, eh' er's träumt.

Und mit ſtill geſenktem Blike, —
O, wer mißt den tiefſten Schmerz!
Weiht ſie ihn zum frohſten Glüke,
Segnet ihn das treu'ſte Herz.

Abſchied wird im Traum' genommen,
Hand erhebt auf ſeine Art,
Herz erſchließt ſich, — Thränen kommen —
Doch da ruft das Horn zur Fahrt.

2.

Jeden Abend auf der Krüke
Hinkt der Invalide aus,
Feuchter wird's im grauen Blike,
Schleicht er durch das Feld hinaus.

Und zu einem Hügel zieht er
Jeden Abend einſam hin,
Reutet Unkraut aus, dann knie't er
Schweigend in das düſt're Grün.

Blumen, wie der Mond ſie biethet,
Wuchern auf in Luſt und Scherz',
Myrte blüht ſorgſam behüthet,
Ach, zu ſpät für's treuſte Herz.

Und er ruft und ringt die Arme
In die dunkle Gruft hinab,
Sinkt in's Blumengras, im Harme
Wühlt die Hand in's ſtille Grab.

Einmahl liebt das Herz hienieden,
Und die Liebe iſt kein Wahn,
Nichts bringt, was uns noch beſchieden,
Ihren Segen mehr heran.

Auf dem Grab' zum Mahl' gegeben
Steht ein ſchwarzes Kreuz geſetzt,
Und darauf: „Verlornes Leben!“
Oft von Thränen heiß benetzt.

Ständchen.

Sie hat ihm geſchworen ewige Treu',
Und brach ihm loſe ihr Wort,
Mit ihrer Liebe iſt's längſt vorbei,
Auch er zog lang ſchon fort.

Und ſeit dem lezten Neumondſchein'
Da reitet in jeder Nacht
Ein Reiter die einſame Straße herein,
Gar laut, daß das Fräulein erwacht.

Sie horcht mit Schaudern, dumpf und leer
Dröhnt's langſam das Pflaſter dahin,
Als wäre der Mann dem Roſſe zu ſchwer,
Und trüge viel Leid im Sinn'.

An der Straßeneke wohnt ein Schmied,
Der hämmert ſpät und früh',
Oft iſt er um zwölfe noch nicht müd',
Doch ſah er den Reiter nie.

Ein Hochzeitſtük.

Am luſtigen Hochzeitſchmauſe
Ging Einer ſtill vorbei,
Es war ſchon dunkel oben,
Und tief in der Nacht, juſt zwei.

Es fiel ein kalter Regen,
Er war bis innen naß,
Sein Auge war angelaufen
Und ſeine Züge gar blaß.

Nur als er hinaufſah, fuhr es
Wie Lachen ihm über's Geſicht, —
Den ſüßeſten Kuß, den erſten,
Bekam der oben doch nicht.

Stille Fahrt.

Schwellender Frühlinghauch ſpielt
Über den See, am Geſtade
Säuſelt es,
Und von den Bergen
Kommen die Waſſer heimlich herab,
Alles ſo ſtill! und der Kahn ſchaukelt,
Und die Wellen gleiten, —
O, und der Menſch iſt
So unendlich gerührt!
Aus dem tiefblauen Himmel,
Über die ſpiegelnde Fläche
Kommen die ſüßen Gedanken der Liebe,
Und ſie umſchwebt mich,
Und es erfüllt das Herz
Ihr unendlich liebliches Daſein.

In der fremden Stadt.

Lange Häuſer ſchwarzverborgen, —
Menſchen ganz in dunkler Tracht,
Geh'n und tragen ihre Sorgen,
Ihre Freuden durch die Nacht.

Kein Geſicht iſt zu erkennen,
Ob in Luſt, ob ſchmerzentſtellt, —
Und dies Treiben und dies Rennen
Eine bange Mährchenwelt!

Lichter ſcheinen, und es runden
Menſchen ſich herum im Kreiſ',
Scherz und Spiel vertreibt die Stunden,
Ernſte Rede laut und leis.

Dort die Fenſter glanzgeröthet —
Iſt's ein Sarg, iſt's Hochzeitluſt?!
Alles fremd, das Herz nur betet:
Frieb' und Segen jeder Bruſt!

Todtengräbers Brautnacht.

Was ſtehen die Gräber in Blumen und Pracht?
Für Todtengräbers Hochzeitnacht.

Sonſt verſtummte vor ihm die Freude, der Schmerz,
Heut' glüht ihm in Liebe das eigene Herz.

Die Hochzeiter gehen, da führt er ſogleich
Das ſüße Lieb' in ſein ſtilles Bereich.

Scheu über die Hügel ſchleicht die Braut,
Sie iſt mit den Gräbern noch nicht vertraut.

Gar ſchaurig liegt es im Abendſchein';
„Ach, bleib' und tritt mit mir herein!"

„Noch darf ich nicht kommen, ſchließe nur zu,
Muß ehe noch legen die Kinder zur Ruh'."

Süß Lieb' ſchlüpft bang und trüb' in's Haus,
Er ſchreitet mit Schaufel und Spaten hinaus;

Und gräbt gar fleißig, und denkt dabei
An's Auge wie Stern', an die Wange wie Mai.

Da hört er ſie weinen im Hauſe ſehr,
Noch niemahls fiel ihm die Arbeit ſo ſchwer.

„Ich vergehe vor Angſt, ach — eile zu mir!“
„Sechs Schuh' tief grab' ich, dann komm' ich zu dir.“

„Ich ſterbe vor Grauen, und kommſt du nicht ſchnell,
So ſchaufle für mich auch ein Grab zur Stell'!“

Da kann er nicht zögern, da eilt er hinein,
Läßt bettlos die Kinder im Mondenſchein'.

Es heult der Wind durch der Gräber Kreis,
Im Häuschen flüſtert's von Seufzern leis.

Sie dekt ihn ſo warm mit Küſſen zu,
Seine Kinder auch gingen gern zur Ruh'.

Mit den weißen Hemden, lang und ſchmal,
Spielt traurig der einſame Mondenſtrahl.

Und wie es nun zwölfe ſchlägt vom Thurm',
Da werden ſie wach im kalten Sturm'.

Sie reken ſich mühſam und reken ſich lang,
Als hätten ſie böſe geſchlafen und bang.

„Und ſind wir denn noch nicht der Mutter im Arm',
Und liegen im Bette nicht tief und warm?"

„Ei ja! die armen Kinder ſein
Vergißt der Vater bei Liebchen ſein."

Da rauſchen ſie auf im blaſſen Glanz';
„So geh'n denn auch wir nun zum Hochzeittanz'!"

Es fiedelt der Sturm, der Kauz iſt nicht ſtumm,
Welch ſeltſamer Brautzug flattert herum;

Und näher und näher ſchwirrt es um's Haus,
Der Bräutigam ſchlägt ein Kreuz hinaus.

„Komm' Bräutchen und tanze mit uns erglüht,
Spielmann iſt der Sturm, das Irrlicht ſprüht!"

Das Bräutchen bebt an Arm' und Bein',
Da brauſ't es ſchon jubelnd die Kammer herein.

„Nicht länger gezögert, die Füße gerührt!"
Da hat ſie's ſchon Beide mit Sauſen entführt.

Da ringelt's, da gaukelt's, da ſtirrt es wie irr'
Rund über die Gräber in tollem Geſchwirr'.

Mit Knochenhand hält es das Pärchen gefaßt,
Und ſchleppt es und ſchleift es in tobender Haſt.

Eins ſchlägt es dumpf, der Spuk iſt vorbei,
Klar leuchtet der Mond von Wolken frei.

Im Brautgemach aber wird's nimmer laut:
Das iſt die Sag' von des Küſters Braut.

Neue Liebe.

Des Morgens, wenn ich erwache,
Da denk' ich ganz feſt bei mir:
Heut' geh'ſt du zu Bier' oder Spiele,
Zu Allem, nur nicht zu ihr!

Doch eh' noch der Abend gekommen,
Ging längſt ſchon mein Sinn zurük,
Da ſiz' ich vor ihr und ſtarre
In den ſüßen, bethörenden Blik.

Und wieder treibt's in der Bruſt mir
Hold wie in Frühlings Raum',
Doch jede Nacht drauf im Schlafe
Verfolgt mich ein böſer Traum.

Es iſt finſter und ſchaurig, am Ring' nur
Steht wogend ein dunkler Schwarm,
Dann bewegt ſich's, und Alle ſchreiten
Zu Paaren Arm in Arm.

Sechs ſchwarze Träger kommen
Mit einer Jungfrauenbahr',
Darauf zwölf weiße Mädchen
Mit Mirten und Roſen im Har!

Ich frag' nicht lange und gehe,
Wie man ſo mit oft zieht,
Und ſchau' auf die weißen Jungfrau'n,
Wie man auf derlei ſieht.

Drauf hält der Zug und der Pfarrer
Weiht lange und ſingt dazu,
Nachbethet der Glöckner, ich wünſche
Der Stillen ſüße Ruh'.

Es warfen die Kerzen im Kreiſe
Auf den Sarg ein grelles Licht,
Ich trete näher und blike
In ein altbekanntes Geſicht.

Der alte Huſar.

Tapfer fochten die Bürger, am öden Wall'
Da liegen nun Alle im blutigen Fall',
Und durch's geſprengte, ächzende Thor
Brauſt jähe der Feind in die Gaſſen hervor.

Mancher ſtand vor der Stadt mit kräftigem Muth',
Nun modert er draußen in ſeinem Blut';
„Den Todten Rache!“ wutherfüllt
Wird's im Heer' von Reihe zu Reihe gebrüllt.

Und es brauſ't durch die Stadt nun ſchaurig laut,
Die Flamme ſchleicht buhlend dem Mord' nach als Braut,
Und die Gloke vom ſtillen Liebfrauenthurm',
Sonſt Sonntaggeläute, heut' kündet ſie Sturm.

Das Thor ſpeit Horde auf Horde aus,
Es dringt in die Kirche, es bricht in's Haus,
Schadenfroh dazu flicht finſter die Nacht,
Zum Schlimmen hat ſie das Schlimmſte gebracht.

In der Fauſt den Säbel, mit grauem Har',
Stürmt unter den Rächern ein alter Huſar;
Seinen Bruder, noch mit Wangen wie Morgenſchein,
Sang heut' erſt die Kugel in Schlummer ein.

„Schlaf' wohl, du Mutterfreude, guter Knab',
Blut und Thränen ſchütt' ich dir nach in's Grab!"
Er jagt durch die Gaſſen in zornſchnellem Lauf,
Eilt wild in das ſtattliche Haus hinauf.

Der Riegel weicht, es ſteht im Gemach'
Eine Wiege, drin liegt ein Säugling wach, —
Auch eine Mutterfreude, ein Menſch — geſtellt
Zu Luſt und zu Weh' auf die wechſelnde Welt.

Das Knäblein lächelt im engen Schrein',
Die Sterne leuchten und ſchau'n herein;
O verdorrte Kindheit! was kehrſt nicht mehr, —
Wer noch ſo ein lächelnd Kindlein wär'!

Und das alte Mährchen, das längſt zerrann,
Faßt den Alten im Dolman' von Neuem an,
Die Zeit, da er einnikt bei Mütterchens Lied',
Auf der Heide ſaß, bis die Sonne ſchied.

Wie er Knab' ward, — aufs erſte Pferd ſich ſchwang,
Und ſtolzer nun jagte die Steppe entlang, —
O Erny! o Liebe! o Jugendtraum!
Der Alte verhält die Thränen kaum.

„Schlaf wohl, mein Bruder, — du Mädchen ſüß, —
Im Paradiesgarten ſpielt ihr gewiß!"
Der Alte ſtarrt in den Sternenſchein,
Und wiegt und ſchaukelt das Knäblein ein.

Ajax Oileus.

Recht ſo, Ajax! die Arme geſchürzt
Wie zum Kampf', und den Naken ſteif,
Und in den Augen dieſen nie bezwungenen Blik!
Laß ihn immerhin den eindringenden Poſeidon;
Die Fluthen branden, es wankt der Fels, — immerzu!
Und den mächtigen Dreizak ſchwingt der erzürnte Gott;
Fernab treibt das gebrochne Schiff,
Und in die Flammen ſtößt wie in Segel der Sturm.
Wohl! es mag ſtürzen der Fels, ſinken der Held,
Unterſinken in's feindliche Reich, —
Kein Ajax mehr ſein, —
Aber den Sieg erringe der Gott nicht!

Unbezwingbar iſt der Menſch, frei wie ein Gott,
Die Freude theilt er mit den Unſterblichen nicht,
Die leichte, ambroſiſche,
Mühſam ringt er Früchte der Erde ab,
Seine Saaten kann ihm ein Gott zertreten,
Seine Blumen — aus Scherz' und Laune,
Aber ſein Wille iſt feſt, unbeugſam,
Und dämoniſch wie Götterwille.

Du biſt mein Held, Ajax!
Breche der Fels, ſtröme die Brandung hin,
Als ob nie Ajax Götter und Schikſal gehöhnt,
Aber dieſen erhabenen Blik
Wirf dem ſtürmenden Gott zu im Sinken,
Und beſiegt, Ajax, haſt du geſiegt!

Tod und Tödin.

Wer iſt ſo ſpät noch fleißig wach?
Es ſchlägt und plätſchert laut am Bach'.

Sterbhemden wäſcht die Tödin dort,
Und pocht und dreht und bleichet fort.

Die Nacht iſt ſchön, voll Mondenſchein',
Heut' mag's nicht ſchwer zu ſterben ſein.

Die Tödin rührt ſich ohne Ruh'n,
Als gäb's noch viel für ſie zu thun.

Sie iſt ein ſchönes, blaſſes Weib,
Nur faſt zu zart der ſchlanke Leib;

Das Aug' iſt ernſt und traurig ſchön!
Hat viele brechend wol geſeh'n.

Doch nie hat's, wie's noch nie gelacht,
Je eine Thräne feucht gemacht.

Da ſchaut der Tod aus ſeinem Hauſ',
Im Freithofgrün, und ruft heraus:

„Du frommes Weib, biſt du bereit?
Nun hab' ich Ruh', 's iſt Schlafenszeit.“

Leis winkt ſie, dekt die Linnen aus,
Und ſchleicht dann ſtill hinein in's Haus.

Der Tod grinſ't lachend froh ſie an,
Man ſieht's, er iſt ein guter Mann.

Der Haushalt fördert Jahr für Jahr,
's iſt gar ein emſig wak'res Paar.

Er ſtrekt die Todten in den Schrein,
Sie hüllt ſie blank in Linnen ein;

Er ſcharrt ſie ſinſter tief hinab,
Doch ſie pflanzt Blumen auf das Grab.

Ende vom Liede.

Und als man nun trank beim Hochzeitſchmauſ,
Und das laute Vivat erſcholl,
Leerte Jeder ſeinen Becher aus,
Nur Einer ließ ihn voll.

Und als man ging, war's Mitternacht ſchon,
Und Jeder gab einen Spruch,
Nur Einer rannte ſtumm davon,
Und biß in ſein weißes Tuch.

Frühlingsweissagung.

Was ſchaut ihr, ihr Blumen, ſo traurig mich an,
Als thät' es euch leid um den fröhlichen Mann?
Was weht ihr, als rieſet ihr ahnend und ſchwer:
Ach, freu' dich, — ſo wohl wird's dir ewig nicht mehr

Was tönt durch den jubelnden Becherklang
Wehmüthig wie heimlicher Schwanengeſang?
Als lokte die Lerche mit fröhlicher Bruſt
Mich mahnend zur lezten, zur ſüßeſten Luſt.

Was regſt denn auch du dich oft ſeltſam, mein Herz,
Und trägſt in den Frühling vergällenden Schmerz?
Still, freue dich harmlos am blühenden Mai,
Wär' Liebe und Luſt dann auch ewig vorbei!

Eine Freithofſage.

„Schlechte Arbeit, Meiſter Küſter,
Baut Ihr ſo der Todten Haus?
Aus dem Grab' dort ſtrekt ſich düſter
Eine Todtenhand heraus.“

„Seht doch! Jahre ſind vergangen,
Seit ich bett' der Todten Schrein,
Doch vom Grab' heraus zu langen,
Wahrlich! fiel noch Keinem ein.“

„Aber warte, toller Junge!
Iſt die Deke dir zu leicht,
Spaten hilft in raſchem Schwunge,
Daß kein Lichtſtrahl dich erreicht.“

Und er gräbt und ſchaufelt wieder
Zwanzig Spannen niederwärts,
Legt dann Raſen auf die Glieder,
Einen ſchweren Stein auf's Herz.

— Abend iſt's, in trauter Runde
Drängt ſich's froh um Tiſches Rand,
Niemand denkt im heitren Bunde
Mehr des Herzens, das entſchwand

Einſam liegen ſie, vergeſſen,
Sonſt des Hauſes Schmuk und Luſt,
Neues Leben! was geweſen,
Trübt' kein Aug' mehr, keine Bruſt!

Und der Vollmond ſchimmert nieder,
Leiſe wächſt's am Grab' empor,
Rekt und ſtrekt ſich dann, und wieder
Langt die weiße Hand hervor.

„Ach! hier iſt ſie, dir verſprochen,
Nimm ſie und vergiß es nur,
Wie ich einmahl dir gebrochen —
Einmahl Treu' und heil'gen Schwur!"

Aber ſtill bleibt's — ſtill, im Laube
Wird kein Wort gewährend wach;
Auch das Herz zerfiel zu Staube,
Dem er einſt die Treue brach.

Blumen blühen — fromme Gabe
Um ihr Mahl, doch jede Nacht
Wächſt die Hand hervor am Grabe,
Die einſt falſchen Schwur gebracht.

Sonette an ſie.

(Alten Stils.)

1.

Den Wogen ähnlich fluthen die Gefühle,
Es gleicht das Herz dem leicht erregten Meere,
Ein Lüftchen weht, genug ſchon, daß es gähre,
Den tiefſten Abgrund ſchauerlich umwühle.

Lek treibt das Schiff in des Gewitters Schwühle,
Verderben rauſcht auf der empörten Leere; —
Umſonſt wird's hell, daß es nicht mehr verheere,
Schwer kehrt die Ruh' dem wildbewegten Pfühle.

Doch da nahſt du, du klares, frommes Weſen!
Und mag das Herz ſonſt keine Weiſung hören,
Mit einem Blik kannſt du den Sturm beſchwören,

Vor deinem Wort iſt jeder Zank vergeſſen,
Und als Geweihte, ſpendend frommen Segen,
Gehſt auf dem Meer' du wie auf ebnen Wegen.

9.

Manch eine Blume biethet uns das Leben,
Ihr holdes Dasein wird dem Herzen theuer,
Doch schnell vergeht des kurzen Lenzes Feier,
Wie sie erblühten, müssen sie entschweben.

Nur eine Blume werd' ich nimmer geben,
An dir, du Rose, hängt mein Sinn mit treuer
Andacht, in meines Herzens tiefstem Schleier
Werd' ich dich leis der kalten Zeit entheben.

Da blühe fort im ewig gleichen Wetter,
Vor Frost' und Sturm' wird Liebe dich bewahren,
Entfalte still den Kelch der hundert Blätter,

Ein treues Herz gilt mehr als eitle Scharen;
Und wenn schon längst verblüht ist jede Blume,
Prangst du noch ewig jung im Heiligthume.

3.

Dich ſoll ich laſſen, deine Nähe meiden,
Der ich geweiht in Leben bin und Dichtung,
Fortzieh'n von dir zu unſres Schikſals Schlichtung,
Aufſuchen neuen Reiz und andre Freuden.

Ich thät' es ja, und wollte willig ſcheiden,
Doch nordwärts weiſ't das Herz in ſtäter Richtung,
So ſegl' ich weiter, gält' es auch Vernichtung,
Dem Herzen treu, und müßt' ich ſie erleiden.

Den Sturm erweken ſie, die Wogen branden,
Die Wolke droht, kein Stern iſt zu erſchauen,
Doch will ich fromm dem innern Zug' vertrauen,

Ich will bei dir einſt, oder nirgends landen;
Und wenn die Wellen nur den Todten bringen:
Er war dir treu, — es ſollte nicht gelingen!

4.

Du holde Roſe! unter Blüthenhülle
Verbirgſt du leiſe eines Engels Leben, —
Blüh' fröhlich fort, als Dorn laß mich daneben,
Behüthend deines Heiligthumes Stille.

Den Himmel blau mißgönnt dir nicht mein Wille,
Noch Thau der Nacht und ſüßer Lüfte Beben;
Der Sonne Strahl mög' ſegnend dich umſchweben,
Der Kuß des Frühlings weihen deine Fülle!

Nur das Geſchmeiß, das zierlich kriecht, vergleichbar
Der ſüßen Schneke, will ich dir verſcheuchen;
Dem Zahn' des Wurms, des Schmetterlings Geloſe,

Dem ſei dein heil'ger Kelch ſtets unerreichbar.
Wohl ſtechen andre Blumen nicht, doch Ihresgleichen
Sollſt du nicht ſein: — Dorn ſchmükt ja nur die Roſe.

6.

Im Witwenſchleier ſah ich jüngſt dich gehen,
Bevor noch meine Liebe dich errungen,
Um's Antlitz war ein ſchwarzer Flor geſchlungen,
Und Trauerbänder mußten düſter wehen.

Die Jugend war verblüht nicht, doch verſtehen
Konnt' ich den Gram, der froſtig eingedrungen,
Es lebte all' dein Reiz noch, nur bezwungen,
Geknickt und kraftlos warſt du anzuſehen.

Und war's denn Traum nur, wie du mir erſchienen,
Wie ich, ein Todter, nachſah ohne Klagen?
Und haben ſie mein Bild dir nicht erſchlagen,

Mich nicht gemordet frech vor deinen Sinnen!
O, wenn's nicht kommt, wornach ſo lang wir ſtreben,
Wir zwei ſind rein, ſie mögen Antwort geben!

Oft ſitz' ich ſinnend ernſt an ſtillen Tagen,
Und wie ein Elfenreigen kehren wieder
Die frommen Geiſter ungeborner Lieder,
Die einſt die Weiheſtunde fortgetragen.

Das rohe Leben hat ſie ſchnell erſchlagen,
In's Blumengras legt' ich ſie trauernd nieder;
In Träumen nur erſcheint ihr Goldgefieder,
Doch was ſie künden, kann ich nimmer ſagen.

Gleich Vogelſtimmen, gleich der Bienen Summen,
Wie Wiederhall von ferner Luſt und Schmerzen,
Bekannt, doch wortlos, dringen ſie zum Herzen.

— Was weiß der Frühling von zertret'nen Blumen,
Wo Veilchen ſtarb und Knoſpe ohne Namen,
Da wuchert Dorn und Roſe nun beiſammen.

Scheidethränen.

Wer ſtumm trägt alle Leiden,
Fängt einmahl zu weinen an,
Wer nie weint, weint beim Scheiden,
So viel er weinen kann.

Heut' ſcheid' ich! heut' und — nimmer
Seh' ich ihr Angeſicht,
Den Blik wie Mondenſchimmer,
Der mild durch Thränen bricht.

O Gott! und kann nicht weinen,
Steh' blöd und lächelnd da, —
Denn morgen, will mir's ſcheinen,
Komm' ich und ſeh' ſie ja!

Wie — morgen?! — ach, das Heute
Begräbt ſo vieles Glük, —
Es ſtarrt dann aus der Weite
Das Aug' umſonſt zurük.

Wenn ich zu ihr ſonſt gegangen,
Steht dann der Abendſchein
Luſt über ihr Haus gehangen, —
Ob ich dann auch nicht wein?

Wanderraſt.

Wehende Birken um den ſtillen Raſen,
Kühlende Lüfte durch die ſchlanken Wipfel,
Und durch der Wieſe Blumen zieht die Quelle
Leiſen Geflüſters.

Stätte des Friedens! wo der Wand'rer gerne
Unter den Birken lagert, wo die Quelle
Kühlt, wo des Abends Hauch wie Gruß der Heimath
Leiſ' ihn umfäuſelt.

Müde im Grünen ruht der Wanderſtab, das
Auge in Thränen ſchaut in's Abendleuchten,
Und in des Herzens Dunkel glüh'n die alten
Bilder der Liebe.

Wanderer! der nach mir hier ausruht, Einer
Lag hier in Thränen, ſah der Sonne nach mit
Brechendem Herzen; — Wand'rer, froher mög' der
Abend dir dämmern!

An die Heimathberge.

Lebt wohl ihr Berge ſtill und groß,
Verklärt im Abendſchein',
Schwer reißt von euch das Herz ſich los,
Doch, ach, es muß wol ſein!

Oft ſtand ich dort am Alpenſee,
Im gold'nen Abendſtrahl',
Und ſah hinab mit ſüßem Weh'
In's hirtlich ſtille Thal.

Und ſah hinab, und ſah hinan,
Und wollte faſt vergeh'n,
Mich griffs ſo wunderſeltſam an
Im Abendroth' zu ſteh'n.

Da dacht' ich an die ferne Zeit,
An meiner Kindheit Glük,
Und ſchwamm in ſtiller Seligkeit
Den Strom der Zeit zurük.

Und wo ich hinſah, ſah ich — ach!
Der Heimath hold Revier,
Und jeder Felſen, jeder Bach
Er ſprach vertraut zu mir.

Doch ſchau' ich fürder einmahl hin
Zum hellen Abendſtern',
Da ſeh' ich nicht mehr euer Glüh'n,
Dann bin ich weit und fern'.

Drum ſteh' ich ſo bezaubert da
In banger Seligkeit,
Seh' euch zum lezten Mahle ja,
Und morgen bin ich weit!

Lebt wohl ihr Berge, ſchüz' euch Gott,
Nehmt meinen lezten Gruß!
Möcht' glühend wie das Abendroth
Euch geben einen Kuß.

Am Rubikon.

Dämm'rung iſt's; in trüben, blaſſen
Farben ſtarrt es um mich her,
Und die Zukunft liegt in Maſſen
Feuchter Nebel dumpf und ſchwer.

Hier das Ufer in Gebüſchen
Halb verhüllt, dort unſichtbar,
Und die Wellen zieh'n dazwiſchen
Wie der Zweifel trübe Schar.

Soll ich warten, und verzagend
Nehmen was das Schikſal bringt,
Oder kühn die Würfel wagend
Seh'n wie weit der Wille dringt?

Ob ich gehe, ob ich weile,
Welcher Gott beſtimmt die Wahl? —
Ha! da zukt mit Blizes Eile
Dort im Oſt des Tages Strahl.

Purpurn leuchtet's, und zur Stelle
Iſt die ganze Welt verrükt,
Nah' wird's hell, und ſelbſt die Schwelle
Ferner Zukunft glänzt entzükt.

Feſt die Sporne, ſchlaff die Zügel,
Drüber hin! — der Würfel fällt, —
Sinkt der Fuß, dann auf die Flügel,
Hinter mir verſchwand die Welt!

Ha, wo ſind die Legionen?
Legionen — Cäſar, wie?
Wille muß im Buſen thronen,
Dann ſei Cäſar ohne ſie!

Antike und moderne Kunſt.

Ja, hier iſt der Olimp, durch Lorbeer rauſcht Hippokrene,
Denn wo die Götter ſind, ſteigt der theſſaliſche Berg.
Der iſt Zeus, wer verkennt die Kraft und die Ruhe des Löwen,
Kaum erſt dem Kampfe entrükt ſtellt ſich Herakles zum Kampf';
Auch Antinous kommt und vom Belvedere Apollon,
Hebe biethet den Krug, und Ganimed wird entführt.
Doch zu verwirren den Blik ſteh'n dort zwei herrliche Weiber,
Beide vollkommner Geſtalt, reich an entzükendem Reiz';
Aphrodite iſt hier, und dort auch iſt Aphrodite,
Wie ſie dem Griechen gelebt, — wie ſie Canova erſchuf.
Aber der Knoten entſchürzt ſich: göttlich dem Meere entſteigt die
Eine, während verliebt dieſe dem Bade entſchlüpft.

Die neue Helena.

Troja ſank, und des Priamos Burg, der Archäologe
Weiß nun die Stelle kaum, wo einſt die herrliche ſtand,
Dardaner ſchwanden dahin, — wo iſt die hohe Mikene?
Aber Helena lebt ewig im Reiz' des Geſchlechts;
Wo ſie erſcheint, faßt Sehnſucht das Herz, Bethörung die Sinne,
Um die Herrliche geh'n Götter und Menſchen in Kampf,
Selbſt Achill, verwundbar nur an der Ferſe, erhebt ſich,
Hektor ſtreitet und fällt willig für fremdes Geſchik.
Lieblich ſizt ſie am Söller und ſchaut aus kindlichen Augen,
Wie im Felde ſich wild hebt das Getümmel der Schlacht;
Wenn ſie der Sieger erringt, ſo tröſtet ein Blik den Beſiegten,
Während den Becher des Glüks ahnend Kaſſandra vergällt.
Möchteſt du Paris ſein, wie oder Held Menelaos?

Einem haben allein nicht ſie die Götter beſtim
Löſe das Räthſel des Bliks, des Lächelns lieblichen
ſpalt!
Könnteſt du's, ſtürzte vom Felſ rathlos die
Sphinx.

In der Villa Petrarca zu Arquà.

Purpurn verſinket im Schooß' der euganäiſchen Berge
Glühend die Sonne, der Mond ſchwankt in bleicherem Glanz;
Winzer ſchreiten durch's Thal mit Körben duftiger Trauben,
Aber hier oben iſt's ſtill wie in geweihtem Bereich'.
Manchen Abend ſah ich verglüh'n, ſo herrlichen keinen,
Und in ſo theurem Bezirk' hat er mich ſelten begrüßt:
Hier hat Petrarca gelebt, hier ſang, hier liebte und ſtarb er,
Und durch den Lorbeer des Hains rauſcht noch das heilige Lied.
Unter dem Feigenbaum' dort ſaß er, die Rebe erquikt ihn,
Und die Mirte blüht, wo er von Laura geträumt.
Eine Welt zu rühren gelang dir, alter Francesco!
Aber die Schöne entging kalt dem gekrönten Geſang'.

Recht ſo! die Katze verehr' ich ausgeſtopft, die
liebte,
Keiner weiß, wo das Herz Laura's in Dunk
fällt.
Aber haſt du des Dichters Geſchik nicht gekannt ſeit
lon:
Daß er den Lorbeer nur faßt, während ihm D
entſpringt.

Hektor und Ajax. *)

Willſt du Canova verſteh'n, den Hektor ſchau und den Ajax,
Wie mit homeriſchem Lied' er ſie dem Marmor entrief.
Jeder iſt einzig und fänd' auf dieſer Welt nicht den Sieger,
Ständ' nicht der Andere auch einzig, zum Siege beſtimmt.
Hektor ſchwinget das Schwert, dem Ajax entſinket der Mantel,
Und die unnahbare Hand reißt aus der Scheide den Stahl.
Still, jezt muß er entglühen der Kampf, genieß' den Moment noch,
Denn der nächſte ſchon iſt nur für die Götter beſtimmt.
Dardaner ſtaunen, es faßt der Augenblik die Argiver,
Wer auch ſinke, ihm folgt ewig die Klage der Welt.

*) Gruppe von Canova im Palaſte Treves (einſt Pmo) in Venedig.

Im Alpenhauſe*).

Alpenſöhn ſchlug an die Scheiben,
Und ein Regenbogen flog
Unter mir durch's Nebeltreiben,
Das im tiefen Thale zog.

Schritt ich unter jener Hülle,
Sah ich heut den erſten Tag, —
War des ſonſt Erlebten Fülle
Nur ein Traum, in dem ich lag? —

Aber vor dem Hauſe blühte
Eine ſtille Alpenflur,
Und die Sonn' durch's Fenſter glühte
Freuen Kindern der Natur.

Mutter ſchlug nach alter Sitte
In die Hand des Fremdlings ein;
„Sprecht, wo iſt der Herr der Hütte, —
Möcht' auch ihm willkommen ſein.“

„Der iſt todt!“ ob grau an Haren,
Sprach ſie's leiſ' doch und gerührt,
„Ich muß ſeinen Spruch bewahren,
Der am Hauſ' ſteht wie's gebührt.“

*) Im Dörfchen Geißholz im Berner Oberlande.

Von den Webeſtühlen ſpähten
Mägde jung mit Augen frei,
Andre ſpannen, wirkten, nähten,
Kinder ſpielten auch dabei.

„Sind die eure Töchter, Alle?“
„Herr, dann wär' ich glüklich; nein,
Eine aus der ganzen Halle,
Nur die Jüngſte dort iſt mein.“

Und die Dirn' im rothen Mieder
Schlank und lieblich trat hervor,
Schlug die blauen Augen nieder,
Hold erröthend bis an's Ohr.

Freundlich hieß die Mutter grüßen,
Tochter ſah mich an und both
Züchtig mir die Stirn' zum Küſſen,
Doch die Lippe war zu roth.

Mutter winkte, und ſie brachte
Milch und Honig, Butter blank,
Alpenroſen, ſprach und lachte,
Und ich übte Scherz und Zank.

„Haſt du Brüder, Maid?“ „Ja, drei:
Jäger ſucht den blut'gen Sieg,
Hirten hält die Alp' die freie,
Und der Dritte zog in Krieg.“

„Und was ſpinnſt du?“ „Hochzeitlinnen.“
„Liebſt ſo jung ſchon?“ „Herr, noch nicht;
Liebt man, kann man nicht mehr ſpinnen,
Ungleich dreht ſich's, Faden bricht.“

„Wie, und möchteſt, Kind, mich lieben?“
„Könnt' euch gut ſein, — lieben — nein
Wen ich lieb', der muß hier hüten
Auf der ſtillen Alpe ſein.“

„Hier der Gletſcher, dran der Himmel,
Nur ein Weg geht, nah' am Hauſ,
Fänd' ich unten im Gewimmel
Wol ein liebend Herz heraus?“

„— Schwer errungen, ſchnell verloren!
Kind, vielleicht errieth'ſt du wahr,
Blüh' und lieb', wo du geboren,
Und ſei glüklich immerdar!“

An die Donau.

Fließe friedlich dahin durch frohe, beruhigte Fluren,
Und an deinem Geſtad' breche das Stürmen der Zeit!
Manch Jahrhundert entſchwand, ſeitdem das Roß des Germanen
Deine Welle trank, müd' von der römiſchen Schlacht; —
Burg drauf erhob ſich an Burg an deinen herrlichen Ufern,
Vaterland, Ehre und Gott lokte den Ritter zum Streit'.
Süß ertönte das Lied der Minne beim Becher der Heimath,
Und in des Siegers Gelok wand ſie erröthend den Kranz.
Raſtlos wandelt die Zeit, das Schwert aus Eiſen verkehrt ſich
Leiſe zum tändelnden Stok', ändernd der Helm ſich zum Hut',
Auch die Edelmaid ſie wird zur zierlichen Dame,
Und der Panzer aus Stahl' flattert als zartes Jabot.
Aber der Sinn blieb gleich und die alte Regung des Herzens,
Vaterland, Ehre und Gott ſchwellt auch den Enkeln die Bruſt;
Seht ihr das Blachfeld dort in des Erlengebüſches Umzäunung,
Fragt nur die Todten im Grün, und ihr erhaltet den Spruch:

Hoch, du mein Vaterland! mit dem Silbe
Donau,
Das wie ein Orden der Treu' glänzend
dir ſchmükt;
Hoch die Ehre! ſie knüpft an das Ewige leiſe
Mehr als das Wort uns verſpricht, hä
heilig Geſez
O, und du Liebe, leb' hoch! bewahre das
Verirrung,
Wo die Liebe herrſcht, gründe die Liebe i

Die Sage vom treuen Herzen.

Im lezten Neuſchein' ging ich
Auf den Freithof einſam hinaus,
Ein köſtliches Gut, ein ſeltnes
Zu ſuchen im ſtillen Hauſ'.

Ein Jungfraunherz, das nur einmahl,
Und mit ganzer Fülle geliebt,
Ein Jungfraunherz, deß Treue
Kein eitler Gedanke getrübt.

Und hätt' ich dann gefunden,
Wär's auch längſt ſchon zu Staub' und dahin,
Die Aſche wollt' ich ſammeln,
Und weinend daneben knien!

Es geht eine ſchöne Sage,
Die mancher Erfahrne kennt,
Daß auf jedem ſolchen Grabe
Eine Flamme im Neumond' brennt.

Viele tauſend Herzen lagen
Manch ſtilles Jahrhundert hier,
Viele tauſend Herzen, die liebten,
Zerfielen in Staub vor mir.

Glühwürmer flogen, es ziſchten
Irrlichter auf und ab,
Doch die Flamme der Lieb' und Treue
Erglühte auf keinem Grab'.

Auf Nimmerwiederſehen.

Bin oft von dir gewandert,
Kam eben ſtets zurük,
Hab' lächelnd dir getroknet
Den Scheidethränenblik;
Reich' mir die Hand, mein Liebchen,
Muß wieder einmahl geh'n,
Wein' aus an meinem Herzen —
Auf Nimmerwiederſeh'n!

Biſt mir im Arm' gelegen,
Die Bruſt von Jubel voll,
Die Stunden flieh'n und kommen,
Was weinſt nun drüber toll?
Das Herz möcht' dir zerſpringen —
Ei, Närrchen, glaub' es nicht,
Ein Fels kann eh' zerfallen,
Eh' nur ein Herze bricht.

Willſt nimmer wieder koſen!
Halt' ein das blöde Wort,
Der Frühling kommt und ſchmüket
Rings den verlaſſnen Ort;

Die Laube grünt, es ſchmachtet
Ein Pärchen traut geſellt,
Du biſt dabei, — ich irre
Wo draußen in der Welt.

Verlorne Zwillingroſen
Gint oft ein lindes Weh'n,
Doch wir geh'n auseinander
Auf Nimmerwiederſeh'n;
Und hab' ich dich geherzet,
So war's auch deine Luſt,
Und herz' ich einmahl wieder,
Iſt's nicht an deiner Bruſt.

Der Seeräuber.

Was biſt denn heute ſo ruhig,
Du alte, ſtürmiſche Fluth!
Mein' gar, du willſt mir im Herzen
Erweken das ſieche Blut.

Ja, einmahl hatt' ich als Knabe
Gar einen windigen Hang.
Da konnt' ich in's Mondlicht ſchauen
Still ſinnend ſtundenlang.

Mocht' einſam im Nachen treiben,
Hieß nur der trübe Geſell,
Und heimlich an Jenny denken, —
Ich that es an jeder Stell'.

Doch kamen bald beſſ're Gedanken,
Der Peter fuhr damahls her,
Und mit ihm manch' luſtiger Burſche,
Die nahmen mich mit in's Meer.

Das Nezwerk ließ ich am Ufer,
Bekam Piſtolen und Schwert,
Hab' ſeitdem was Tüchti'ges erfahren,
Bin weit und breit nun geehrt.

Und Jenny — die weinte wol lange,
Doch endlich war's auch verſchmerzt,
Es gab noch tüchtige Burſche,
Hat manchen ſeitdem geherzt.

Leb' hoch, meine ſchöne Lady!
Den Becher bringt Robin dir,
Und komm' ich einmahl wieder,
Dann herzeſt wol auch mit mir!

Und dieſen Becher den trink' ich
Hochſchäumend dir, altes Meer!
Fahr' wild aus tiefſter Tiefe
Mit all' deinen Wogen daher.

Der Seekönig will nicht Ruhe,
Die trifft er noch frühe genug,
Wenn ſchaukelnd einmahl ihn die Brandung
In's hohe Ufergras trug.

Erlöſch', ſchwindſüchtiger Vollmond,
Ihr gleißenden Sterne all'!
Und orgle dein Liedchen, Sturmwind,
Biſt meine Nachtigall!

Und wenn die Wellen dann brauſen
Mit ſchäumendem Wipfel, ſo hohl,
Dann ſinkt's mir herunter vom Herzen,
Dann wird's mir im Buſen erſt wohl.

Da möcht' ich ſtundenlang ſtehen,
Hinausſchau'n in's finſtere Grab,
Möcht' jede Welle umarmen,
Und ſinken mit ihr hinab.

Des Zigeunerweibs Prophezeiung.

Ein armer Verliebter irrte
Herum durch Feld und Wald,
Da kam eine braune Zigeun'rin,
Verſchrumpft und häßlich und alt.

Auf Güter hielt er wenig
Und nichts auf Prunk und Geld,
Um Liebe nur wollte er werben,
Um dies einzige Glük auf der Welt.

Die dürre Alte winkte:
„Gib mir ein blankes Stük,
So leſ' ich dir aus den Händen
Dein ganzes künftiges Glük!“

Er beſann ſich nicht lang und warf ihr
Den letzten Thaler vor,
Sie nahm ihn gierig und zerrte
Die Hand beim Gelenk empor.

Sie ſchaute und krächzte heiſer:
„Ei, ei, wie glatt und weiß,
Seltſame Lineamente,
Ein wild verworrener Kreis.“

„Ihr kommt noch einmahl zu Ehren,
Erlangt auch viel Geld dabei,
Doch die, ſo ihr nun liebet,
Die bricht euch vorher die Treu'."

Eine Sage aus Morgenland.

In ferner Zeit einſt, noch im Morgenlande,
Umſchwebte mich ein froher Traum des Glüks,
Feſt in die Sonne ſah das ſcharfe Auge,
Und Schwingen breitend rief die junge Seele
Zu Strahl' und Glük: Ihr ſeid mir nicht zu fern!
Es ſchlug dies Herz in wild unbänd'ger Wallung
Und alle Pulſe brauſten mit, es liebte.

Doch Göttermund geboth mir: Jezt noch nicht!
Und feindlich wies der Thierkreis ſeine Zeichen.
Erſt rang ich wüthend, endlich gab ich nach;
Was jezt unmöglich war, ich überließ
Der beſſern Zukunft meines Traums Erfüllung.
In ſüßen Scheintod wiegt' ich meine Liebe,
Mit Thränen wuſch ich fromm die ſchöne Leiche,
Und ſalbte ſie mit edlen Spezerein;
Ich nahm der Mirrhe wunderbaren Saft,
Der Balſamſtaude Reif, Gewürz und Kräuter,
Was nur das Weihrauchland an Düften biethet,
Was die Verweſung haßt und Daſein friſtet,
Und überdekte rings die theure Leiche.
Dann mit des edelſten Gewebes Streifen
Verhüllt' ich ſie in vielfach reicher Windung,

Auf daß ſie, wenn die Schikſalſtunde kommt,
Zum ſchönen Leben einſt mir hold erſtehe.
Und meines Herzens rührende Geſchichte
War rings auf Sarg' und den geweihten Linnen
In heil'gen Bildern wunderbar zu leſen.
Drauf ſezt' ich ſchüzend eine Piramide
Aus meiner Hoffnung, meinem Traum' erbaut,
Zwei heil'ge Sphinxe ſtellt' ich vor als Wächter,
Und auf den Eingang drükt' ich noch das Siegel.
Dann zog ich fort in meines Lebens Wüſte,
Nach günſt'gen Zeichen, frohen Sternen ſpähend.

Ich ſchritt im Sand', der Samum blies darüber,
Die Todesengel rauſchten wild mit ihm,
Nur ſelten both mir die Oaſe Kühlung.
Auf Zion hab' ich lang zum Herrn gebethet,
Im heil'gen Ganges wuſch ich meine Füße,
Betrat des Goldlands fabelhafte Küſten,
Im Herzen nichts als meine Liebe ſinnend.
Und ſieh', bei eines Morgens junger Röthe
Da wieſen alle Zeichen mir Erfüllung,
Ich eilte jauchzend durch Geſtripp und Sand
Zur heil'gen Städte, wo mein Glük geblieben.
Und noch zur rechten Stunde kam ich hin,
Es ſtand noch ſchattenlos die Piramide,
Die Sphinxe fand' ich, unverlezt das Siegel.

Da ſank ich hin, und bethete und weinte,
Den Kopf im Staub', zur Sonne fromm gewendet,

Am Waldplaze.

Ich war ein Mahl mit Liebchen hier,
Da lagen nur Blumen herum,
Heut' ſtehen Schüſſeln rings vor mir,
Die Tiſche werden faſt krumm.

Es perlt der Wein, es iſt eine Luſt
Zu ſchau'n auf der Speiſen Laſt,
Und doch verglüht mir vor Durſt' die Bruſt,
Das Herz verhungert mir faſt.

Auf dem Rheine.

Im Nachen bin ich geſeſſen,
Vom Lurlei rief es und ſang
Ein Lied, das ich längſt vergeſſen
Und das doch ſo rührend klang.

Es ſtanden in Abendgluthen
Die Felſen und Burgen rund,
Ich ſtarrte durch grüne Fluthen
Bis auf den ſtillen Grund.

Und Gold lag drauf und drunten,
Es winkte der Zwerg aus dem Rhein';
— Was ſollt' ich mit all' den bunten
Perlen und Edelgeſtein'?

Am Himmel kamen die Sterne,
Sie zogen auch über die Fluth,
Tief drunten ſchwammen gar ferne
Zwei Augen in feuchter Gluth.

Du Antliz mit blaſſen Wangen,
O, ſag' mir das Zauberwort'!
Wie kann ich dich erlangen,
Mein Nibelungenhort?

Drauf wonnezitternd trat ich durch die Pforte,
Des Sarges Dekel riß ich ab, und jubelnd
Wand ich der Tücher ſchwer Gewinde auf,
Und jezt und jezt mußt' ich ſie wiederſehen
Die ſüßen Züge nie vergeß'ner Liebe.
Die lezte Hülle löſt' ich bebend ab,
Da lag ſie unverweſ't, doch eine Mumie!

Verſunken war das Antliz, welk die Wange,
Das Auge ſtarr zur zweiten Welt gekehrt,
Und ihre Hände, fromm und ſteif gefaltet,
Sie mochten nimmer ſich den meinen fügen.
Sie hauchte heil'ge Düfte, doch kein Leben,
Und ſelbſt die Bilderſchrift, die ich geſchrieben,
Ich kennt' ſie nicht mehr leſen und verſtehen.

Vom alten Grafenhauſe.

Es war ein uraltes Grafenhaus,
Kein edleres gab's landein, landaus;
Und ſeit alten, undenklichen Zeiten ſchon
Stand der Altgraf des Hauſes zunächſt dem Thron'.

Und im Stammbaum' auf Pergamente ſtrahlt
Die Kunde in güldener Schrift gemahlt,
Daß Jeder aus ihnen, vom Ahnherrn gezählt,
Zum Geſpons ſich ein adelig Fräulein gewählt.

Auf der Stammburg oben im Ahnenſaal'
Da reiht ſich im Kreiſe der Bilder Zahl,
Je ein Graf mit der Kron' mit elf Perlen geziert,
Eine Gräfin je, ſchlank in Gold' geſchnürt.

Dieſer prangt im Mantel des Kanzlers und trägt
Die Stirne in ſinnige Falten gelegt,
Jener ſtarrt in Eiſen, das Feldherrnſchwert
In gewaltiger Rechte, des Sieges werth.

Der trägt die Perüke, der Locken wie Gold,
Dem ſprüht's aus dem Auge, der blikt ſo hold;
Doch hinab und hinauf aus jedem Geſicht'
Ein Zug voll ſeltſamer Schwermuth bricht.

Doch die Dame daneben im Prunkgewand',
In Spangen aus Gold und Rubinen die Hand,
Wirft ſtolz und befriedigt die Lippe empor,
Lächelt adelig fein aus dem Rahmen hervor.

Ei, was ſeid ihr nicht glüklich, was iſt euch nicht re
Seid doch aus dem älteſten, reichſten Geſchlecht;
Zur Seite Jedem ein ſchönes Gemahl,
Aus gräflichem Hauſe, die eigene Wahl.

Jede Braut, die ſich einer der Grafen erkührt,
Wird hinauf in den Saal zu den Ahnen geführt,
Der Reihe nach blikt ſie auf jedes Geſicht,
Doch den Zug voll Schwermuth gewahrt ſie nicht.

Sie denkt, auf Robe und Schmuk den Blik,
Belächelnd an uralte Mode zurük,
Den Goldſtoff prüft ſie, die Spizentracht,
Des Demants Feuer, der Perle Pracht.

Nun ſteht ſie unten am Ende der Reih',
Da hängt ſchon ihr eigenes Konterfei,
Aus Sammet das Kleid, viel Gold herum,
Daneben ihr Bräutigam ernſt und ſtumm.

Und kennſt du die Mähr' nicht, hochgräfliche Braut!
Die ein alter Diener mir einſt vertraut:
Zu jedem gräflichen Konterfei
Gehören der weiblichen Bilder zwei.

Einſt trat er Nachts in den Saal hinein,
Da ſah er ſchaudernd im Mondenſchein'
Auch an der Grafen linker Hand
Ein liebliches Frauenbild an der Wand.

Das war nicht geſchmükt wie die Dame rechts,
Man ſah's, nicht adligen, alten Geſchlechts,
Doch den ſchmeichelnden Liebreiz der holden Natur
Erhob das Gewand ohne Zierath nur.

Bleich waren ſie Alle die Reihe hinab,
Und ein Kreuz ſtand drüber, wie auf dem Grab',
Einen Kranz trug Jede im flatternden Har',
Als wär' ſie geſchmükt für die Jungfrauenbahr'.

Und linkwärts ſtarrte der Grafen Zahl,
Als hinge nicht rechts nur ihr adlig Gemahl,
Und Blike verwebten ſich leis in Schmerz,
Man ſah's, nur die Linke beſaß einſt ihr Herz.

Die Lezte, hatte mein Alter erkannt,
War des Fiſchers Töchterlein, Lore genannt;
Oft kam der Graf ſonſt zum See hinaus,
Als er freite, zog man ſie todt daraus.

Eine Zaubermähre.

Aus der Liebe ſüßen Armen
Kommt begeiſtert der Geſell,
Von der Küſſe Gluth, der warmen,
Iſt noch Herz und Auge hell.

Sterne leuchten, Flammenzungen
Syrüh'n an abgelegnem Ort',
Heute wär' der Schaz errungen,
Wüßt' er nur das rechte Wort.

Aber Lieb' und Luſt im Herzen
Zieht er weiter unbeſorgt,
Leicht vergißt ſich unter Scherzen
Was nur Erdenſchimmer borgt.

Erſt als Liebe floh, die holde,
Die Unſterblichkeit verſprach,
Wird der Durſt nach ſchnödem Golde,
Nach gemeinem Glüke wach.

In geheimnißvollen Lehren
Forſcht er manches lange Jahr,
Nur nach Mühe und Entbehren
Wird der Sinn dem Lehrling' klar.

Und er eilt den Schaz zu heben
Mit dem hohen Zauberwort,
Doch kein Glanz will Zeichen geben, —
Er vergaß den rechten Ort

Aber wer den Spruch gefunden,
Kommt auch noch zum wahren Plaz,
Beide öffnen dann verbunden
Ihm den wunderbaren Schaz.

Grau iſt faſt ſein Haupt, der Rüken
Krümmt ſich matt und furchtſam ein,
Endlich ſieht er voll Entzüken
Luſtig bunten Flammenſchein.

Ja! hier iſt die rechte Stelle,
Und er ruft das rechte Wort,
Doch verſchloſſen bleibt die Schwelle,
Denn die rechte Zeit iſt fort.

Wiſſenſchaft läßt ſich bezwingen,
Welten öffnet der Verkehr,
Doch kein Mühen, und kein Ringen
Bringt die rechte Stunde mehr!

Der Traum von der Roſe.

Warum träumt mir von Roſen noch manchet
Längſt ſind mir ja alle verblüht,
Nur künſtliche Blumen ſchmüken den Saal,
Von Ambragedüfte durchglüht.

Was träumt's mir noch oft von der grünen A
Von ſonneverklärter Natur,
Von des Frühlings zitterndem Himmelblau,
Von der Roſe, der Fürſtin der Flur?

Und was wächſt aus dem Kelche dann zart un
Ein leuchtendes Antliz hervor,
Was ſchmachtet tief innen ein Augenpaar,
Und lächelt durch Thränen empor?

Und wieder, wenn ihrer gedenkt mein Sinn,
Da ſteht eine Roſe dabei,
Wie Duft von Roſen weht's um mich hin
Beim Gedanken an Liebe und Treu'.

Auf dem Gletſcher.

Kaum noch rings umblüht von Matten,
Schmetterlingumgaukelt noch,
Schritt ich dann durch Waldesſchatten,
Steh' ich jezt am Gletſcher hoch.

Blume welkt, wenn überſchwänglich
Kaum erſt Duft und Farbe blinkt,
Auch die Waldluſt iſt vergänglich,
Seine Pracht verdorrt und ſinkt.

Aber hier iſt Alles dauernd,
Drum iſt mir hier oben wohl,
Blikt doch hier der Tod nicht lauernd
Nach dem Leben hier und hohl.

Stumme Zinnen, ſtarre Wellen
Weiſt die Eiswelt regunglos,
Drüber Sonneſtrahl den hellen,
Und die Sterne ſtill und groß.

Schweigen herrſcht, kein Ton erhebt ſich;
Wo man nichts vom Frühling' weiß,
Kann auch nichts vergehn, es lebt ſich
Wandellos auf ew'gem Eis.

Hier iſt Alles Licht und Klarheit,
Hier berührt kein Wahn, kein Traum,
Nur die kalte, ſchöne Wahrheit
Herrſcht im blüthenloſen Raum'.

Wem ſonſt Täuſchung nur beſchieden,
Steig' den Gletſcher auf zu mir,
Hier iſt heil'ger Gottesfrieden,
Ew'ge Sterne leuchten hier.

Die Sage vom Greifenfels.

Dort oben ſaß ich oft ſinnend als Kind
Auf der einſamen Felſenwand,
Brach Blumen und gab ſie zum Spiele dem Wind',
Und die Gegenwart hielt ich für Tand,
Und was ich fühlte, Gedanke und Wort
In die Ferne ging's, in die Zukunft fort.

Unter mir lag der Heimath einfache Flur,
Der Fluß, die Stadt, das Gefild',
Wo ich hinſah, traf ich bekannte Spur,
Erinn'rung umſchwebte das Bild;
Doch es dehnten ſich Schwingen und Flügel aus,
In die Ferne ſchwebte das Herz hinaus.

Und neben mir ſtand es in Trümmern zerſtreut,
Einſt ein prächtig gewaltiges Schloß,
Deß mächtiger Ritter ſtolz und erfreut
Im Lande viel Ehre genoß.
Aber matter noch als das Bild der Zeit
Erſchien mir die alte Vergangenheit.

Doch denk' ich der grauen Sage seither,
Und sie rührt mir nun seltsam das Herz,
Vom Greifenfelse die alte Mähr'
Einst hielt ich sie thöricht für Scherz;
Erst nach manchem Verluste, nach vieler Gefahr
Wird dem Menschenherzen das Nächste klar.

Um die Geisterstunde in einsamer Nacht
Da steigen die Mauern empor,
Die Veste erhebt sich in uralter Pracht,
Es wehen die Banner hervor,
Die Hallen prangen in Schimmer und Glanz,
Auch die stille Kapelle durchflimmert es ganz.

Und wie's zwölf schlägt unten vom Thurme im Thal',
Da wird's in den Gängen wach,
Es schart sich zu Paaren der Diener Zahl,
Schwarze Gewänder schleppen sie nach,
Der Zug steigt nieder zur Ahnengruft
Mit Chorgesang' und mit Weihrauchduft.

Ein Sarg schwankt nach, drin ein Ritter liegt,
In der Rüstung zur Pilgerfahrt,
Die heilige Fahne des Kreuzes fliegt,
Blut klebt an Gewand' ihm und Bart';
Und sein Antlitz ist gramvoll und zornumhüllt,
Als wär' ihm der lezte Befehl nicht erfüllt.

Die Träger ſtöhnen, die Laſt iſt ſchwer,
Oder bändigt die Schuld nur ihr Herz,
Von Seufzern ertönt's im Gewölbe umher,
Von bange verhaltenem Schmerz'.
Doch plözlich da wittert's wie Morgenluft,
Und verſchwunden iſt Bahre und Träger und Gruft.

Am Greifenfels ſaß ein Graf ein Mahl,
Der zog in's heilige Land;
Die Heimath war ſeines Lebens Strahl,
Nun gar als dem Blik ſie entſchwand:
Ereilt mich im Kampfe das falſche Glük,
So bringt doch die Leiche zur Heimath zurük!

Die Mannen geloben's mit heiligem Schwur',
Und fort ging's über das Meer,
Bald wurde geſchlagen in Zions Flur,
Den Grafen trafen ſie ſchwer;
Sein Blik ſah, als er in Dunkel brach,
Noch den Wolken, die abendwärts wanderten, nach.

Die Knappen beriethen nicht lange Zeit:
Es ruht ſich doch überall gut,
Was ſchleppen wir Thoren die Leiche noch weit,
Dahin iſt Seele und Blut;
Einen Stein ihm an's Herz, dann in's Meer hinab,
Und die Beute getheilt über'm naſſen Grab'!

Doch es bringen die Saaten des Böſen kein Glük,
Und Wortbruch Segen nicht ein. —
Zum Greifenfels kehrte nicht Einer zurük,
Keiner ſah mehr die Heimath ſein.
Den Sarazene und Peſt nicht traf,
Der fand in der Wüſte den lezten Schlaf.

Doch an dem Geſtade des Meeres irrt
Des Grafen von Greifenfels Geiſt,
Wie die Möve, die traurig und einſam ſchwirrt,
Wie der Uhu, der Gräber umkreiſt,
Es dekt ihn die Erde der Heimath nicht zu,
Drum findet er ſelbſt nicht im Tode die Ruh'.

Und wenn's zwölfe ſchlägt im ſtillen Thal',
Da wird's auf dem Greifenfels wach,
Es ſammelt ſich traurig der Diener Zahl,
Sechs tragen die Bahre nach,
Sie möchten ihn bringen zur Ahnengruft,
Doch ſie enden es nie, ehe der Morgen ruft.

Nun, Graf vom Greifenfels, kann ich's verſteh'n,
Es gibt eine Heimath nur,
Die Welt mag ſchön ſein und prächtig zu ſeh'n,
Doch wo trifft ſich ſo theure Spur, —
Und getragen vom Glüke, umjubelt von Luſt,
Wird das Heimwehe wach in verſchwiegener Bruſt.

Van Green.

Es lebt' ein Mann einſt, wohlbekannt
In Amſterdam, Van Green genannt,
Er ward von aller Welt geehrt,
Sein Nahme hatte Goldes Werth.

Wohlfahrt und Ordnung wies das Haus,
Manch' blanken Thaler gab er aus,
Und was er anfing, was er ſann,
Hieß klug bedacht und wohl gethan.

Ihn lobte wer ihn je geſeh'n,
Nur Eines blieb nicht zu verſteh'n,
Warum er ſtatt des Zopfs, ſonſt klug,
Stets einen langen Fuchsſchwanz trug.

Kopfſchüttelnd ſah es Weib und Mann,
Und Baf' und Muhme ſtieß ſich dran,
Ward Green geprieſen weiſ' und recht,
So ſprach man doch vom Schwanze ſchlecht.

Ein junger Mann, der eben kam,
Und gerne klugen Rath vernahm,
Ging einſt zu Herrn Van Green, und frug,
Warum ſo ſeltnen Schmuck er trug.

Nicht Jedem möcht' ich's ſagen, ſprach
Van Green, und ſtrich den Schweif gemach,
Ein Kniff iſt's, manchen Thaler werth,
Den mich Erfahrung ſpät gelehrt.

Auch ich war einſt ein junger Fant,
Und mit dem Leben ſchlecht bekannt,
Erringen wollt' ich Gut und Geld,
Auch Anſeh'n und die Gunſt der Welt.

Doch wie ich's anfing, ging es ſchlecht,
Ich macht' es nie den Leuten recht;
Und was ich unternahm und that,
Ward ſtets bemäkelt früh und ſpat.

Bald hieß ich langſam, bald zu ſchnell,
Mein Hut zu hoch, das Kleid zu hell,
Zu knikerig erſchien ich jezt,
Verſchwendriſch drauf und ſtolz zulezt.

Man ſchalt mich Schwäzer, wenn ich ſprach,
Langweilig, dacht' ich ſchweigend nach; —
Da fuhr mir's wüſt im Kopf' herum:
Jezt zeig' dich wizig, ſei nicht dumm!

Und ſieh', ich fand Kolumbus' Ei,
Ich hing mir einen Fuchsſchwanz bei,
Gevatter, Baſ' und Muhme ſchrie:
Ach, iſt er toll, der Arme — wie!

Und Alle ſprachen nur vom Schwanz',
Das Übrige vergaß man ganz:
Drum, willſt du geh'n in Frieb' und Ruh',
So leg' dir einen Fuchsſchwanz zu!

Spartaner.

War zu Hilfe ein Volk den Stammverwandten verbunden,
Gab es ein Kriegheer wol ſeinen Genoſſen zum Schutz';
Aber wenn Sparta half, ſo ſandt' es den einzelnen Mann nur,
Doch ein Spartaner war's, und er beſiegte den Feind.

Scheidebrief.

Lebe wohl, wir ſind geſchieden,
Geh', verlaß mein Herz und Haus,
Lebe wohl und ſcheid' in Frieden,
Zieh' nach neuer Heimath aus!

Ja du warſt mein Glük auf Erden,
Ein Stük Himmel voll von Licht;
Mög' ich nie mehr glüklich werden,
Deine Thräne rührt mich nicht.

Liebe duldet keinen Schatten,
Sie erblaßt vor einem Hauch',
Wer bedenkt, der hat verrathen,
Und wer ſchwankt, der brach ſie auch.

Klug vielleicht war dieſes Jagen,
Fromm und heilig magſt du ſein:
Mögſt du drum die Palme tragen,
Aber nimmer biſt du mein!

Zieh' wie Hagar in die Wüſte,
Deinen Sohn nimm mit, den Schmerz,
Alles, was mich mahnen müßte,
Eines laß mir nur, mein Herz!

Wie ich dieſe Doppelroſe
Jetzt zerreiße, ſcheiden wir,
Jede folgt nun andrem Looſe:
Nie mehr find' ich mich zu dir!

Der Taucher.

Klar iſt rings das Meer, es lachen
Fluth und Himmel froh ſich an;
Ohne Ruder ſchwankt ein Nachen,
Drin am Rande ſitzt ein Mann.

Braun iſt ſeine Stirn' und trüber,
Jede Furche ſcheint ein Grab;
Schweigend beugt er ſich darüber,
Schaut und ſtarrt in's Meer hinab.

Harmlos koſ't die blaue Welle;
Wer errieth' bei ihrem Klang',
Daß gerad an dieſer Stelle
Einſt die Fluth ſein Schiff verſchlang.

Bunte Bilder zieh'n am Grunde,
Wenn das Meerweib einſam ſingt,
Trümmer einer fernen Stunde,
Und es ſchimmert, wallt und ringt.

Röther glänzt ſein Antlitz, munter
Strahlt's aus ſeinem Aug' hervor,
Hoffend ſtürzt er ſich hinunter,
Wo es lokt, was er verlor.

Blaſen ſteigen auf und nieder,
Sanfte Kreiſe zieht das Meer,
Endlich kehrt der Taucher wieder,
Und die Hände ſind nicht leer.

Nahm vom Schönſten, und durchſucht es
Mit der Luſt nun eines Kinds,
Doch nur Seegras iſt's verruchtes,
Muſcheln ohne Perlen ſind's.

Aber Thor! vertrieb denn Schimmer
Gold's und Demants deinen Schmerz?
Eines fändeſt du doch nimmer,
Das du hier verlorſt, ein Herz.

Liebehof.

In der Provence, wo man liebt und dichtet,
Wo Lenz und Liebe, Lied und Luſt im Bund',
Da ſteht ein Hof der Liebe aufgerichtet,
Und weiſer Spruch entſtrömt dem ſchönſten Mund'.
Manch ſeltner Zwieſpalt wird mit Wiz geſchlichtet,
Die Liebe gibt geheime Lehre kund,
Und weſſen Herz in Zweifeln irrt in böſen,
Zum Hof der Liebe eilt er, ſie zu löſen.

In Myrthen prangt, in Blumen jeder Zone
Der Königſiz, mit Roſen überblüht,
Beim greiſen Fürſten lehnt am heitren Throne
Die ſchönſte Schäfrin, die in Liebe glüht,
Sie trägt erröthend, zaghaft nur die Krone,
Im Aug' des Greiſen aber ſtrahlt's und ſprüht.
Rings ſizen Frauen, goldne Harfen prunken,
Und Troubadoure harren liedertrunken.

Die Ritter ſprengen kühn doch liebbezwungen,
Ein Blik, ein Seufzer, und die Lanze bricht,
Zum Preiſ' den Frauen wird das Schwert geſchwungen,
Nur ihrem Ruhme weiht ſich das Gedicht,

Das Schweigen ſelbſt iſt huldigungdurchdrungen,
Wer recht bethört iſt, findet Worte nicht;
Sie hält den Kranz, den ſie dem Sieg' gewunden,
Es bebt die Hand, er träumt von ſel'gen Stunden.

Und hold entſchieden werden zarte Fragen,
Manch hohes Urtheil weiſt den Streit zurük, —
Ob ſchwerer Untreu oder Tod zu tragen?
Ob man um der Geliebten grauſam Glük
An fremder Bruſt — dem eignen ſoll entſagen?
Was mehr ein Herz berauſcht, ein Wort, ein Blik!
Manch Wirrniß, das den nahen Bruch verkündet,
Ward ſchön gelöſt, und Liebe neu gegründet.

Da naht ein Greis, ein traurig Bild der Schmerzen
Er klagt die Liebe an vor ihrem Thron':
Ein Kind nur hatt' er, Alles ſeinem Herzen,
Sie liebte, er verwies, — ſie iſt entfloh'n!
Vor ſeinem Anblik zögert heitres Scherzen,
Dies matte Auge ſpricht dem Feſte Hohn,
Und alle Zungen, die die Liebe preiſen,
Sie ſchweigen zögernd ſcheu vor dieſem Greiſen.

Doch huldreich lächelt die ſie Fürſtin grüßen,
Sie winkt, da ſtürzt ein liebend Paar herbei,
Dem greiſen Vater ſinken ſie zu Füßen,
Die alte Liebe naht mit junger Reu';

Er hat ſie wieder, ſoll er ſie nicht küſſen?
Sie ſei gegrüßt mit aller Lieb' und Treu'!
Sie weiſen auch ein Drittes noch dem Theuern,
Da ſtimmt er ein, der Liebe Feſt zu feiern.

Und wieder naht dem Liebehof' ein Kläger
Auf mattem Roß', verhüllt in dunklen Stahl,
Wol iſt er arm, es prangt kein Waffenträger,
Doch aus dem Auge blizt ein edler Strahl;
Wer ſeine Ehre ſchwärzte, den erſchlüg' er,
Er bräch' ſein Wort nicht um der Kronen Zahl,
Er ſtritt für Wahrheit oft in edlem Zorne,
Ein Ritter Habenichts von goldnem Sporne.

Ich hab' geliebt, ich habe Treu' geſchworen,
Der ſchönſten Maid war dieſes Herz geweiht,
Ich war ihr Himmel, wie ich ſie erkoren,
Doch unſer Bund beſtand nicht ohne Streit;
Da ſchwankte ſie, — die Liebe iſt verloren,
Ein Zweifel brach den Ring der Seligkeit,
Sie liebte ſtets, doch fühlte ſie einſt Reue,
Ich lieb' ſie ſtets, doch löſ't den Schwur der Treue!

Und traurig blikt die Königin, es ſchweigen
Die Damen alle, bis ſie ernſt beginnt:
Wol trägt ſie Schuld, denn Liebe muß ſich zeigen,
Und wenn ein Zögern uns die Welt gewinnt.

Nehmt Euer Herz, frei ſei es und Euch eigen,
Ob herb auch ihre Thräne, ewig rinnt;
Doch um zu ſühnen die gelöſten Bande,
Zieht in den Kampf für's Kreuz im heil'gen Lande!

Ritterſpruch.

Glaube auf Gott,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trotzigen Muth in Schmerzen,
Heiße Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden, —
Über Alles die Treue,
Über Nichts eine Reue!

Inhalt.

	Seite
Luftschloß	5
Der Freiwillige	7
Ihr Gast	8
Kirchweihe	9
Der Komet	11
Wiederhall	12
Der Wildschütze	14
Begegnung	16
Vor einem Grabe	18
Alpengang	19
An die Mißgünstigen	20
Schattenbild	22
Die Lairds von Gath	23
Sehnsucht	28
Scheidewort	29
Das Geisterschiff	30
An Laura	31
Der Bazar	32
Aus dem Schlafe	36
Ihr Blick	37
Sonette als Überschriften:	
1. Mephistopheles	38
2. Romeo und Julie	39
3. Don Quijote	40
4. Hamlet, an *	41
5. Torquato Tasso	42
6. Ulrich von Lichtenstein	43
7. Ines de Castro	44
8. Dante	45
9. Beatrice	46
Trinkspruch	47
Der Verschollene	48
In's Blaue	49
An *	50
Der letzte Damendienst	51
Am Freithofthore	53
Der Nachtwandler	55
Ergebnisse	57
Vergiß	62
Ein Blick	63
Ritter Arthur	64
Der sterbende Titane	67
In der lieben Gasse	69
Das Ewige: 1. Atlas	71
2. Sankt Kristoph	72
Träumen	74
Vor einem Heidefelde	76
Der Graf zu Rhein	77
Dienstlos	80
Im Herbste	81
Der Doppelgänger	82
Ermunterung zur Freude	84
An Adonide	85
Aben-Hamet und Donna Blanka	86
Erwiderung eines Gedenkblattes	90
Das Ländchen der Liebe	91
An ein junges Herz	93
Am Abende	95
Der Liebe Ewigkeit	96
Weltlauf	99
Geschichtlich	100
Im Nebel	103
Epilog zu Wilhelm Hauff's Lichtenstein	104
Trauung	106
Vor'm Scheiden	107
Am Grabe des Wanderers	108
Vor vollen Gläsern	110
Der Mittag	111
Die Hausmutter	112
In der Abschiedsstunde	114
Allerseelentag	115
Posthornklang	117
Im Walde	121

	Seite
Leichenkuß	122
Erfüllung	124
Nachklang	126
Die sieben Grafen von Kneuring	128
Der Scheideabend	133
Burg Treue und Burg Untreue	134
Schmuck für sie	136
Verlornes Leben	137
Ständchen	140
Ein Hochzeitkuß	141
Stille Nacht	142
In der fremden Stadt	143
Todtengräbers Brautnacht	144
Neue Liebe	148
Der alte Husar	150
Ajar Tsleus	152
Tod und Tödin	154
Ende vom Liede	156
Frühlingweissagung	157
Eine Kreithofjage	158
Sonette an sie (alten Stils)	160
Scheidethränen	166
Wanderrast	167
An die Heimathberge	168
Am Rubikon	170
Antike und moderne Kunst	172
Die neue Helena	173
In der Villa Petrarca zu Arquà	175
Hektor und Ajax	177
Im Alpenhause	178
An die Donau	181
Die Sage vom treuen Herzen	183
Auf Nimmerwiedersehen	185
Der Seeräuber	187
Des Zigeunerweibs Prophezeiung	190
Am Waldplatze	192
Auf dem Rheine	193
Eine Sage aus Morgenland	194
Vom alten Grafenhause	197
Eine Zaubermähre	200
Der Traum von der Rose	202
Auf dem Gletscher	203
Die Sage vom Greifenfels	205
Van Green	209
Spartaner	212
Scheidebrief	213
Der Taucher	215
Liebehof	217
Ritterspruch	221

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.

№ 4958 *

Buch der Reiſen.

Buch der Reiſen.

Bilder und Studien

aus

Italien, der Schweiz und Deutſchland.

Von

Adolf Ritter von Tſchabuſchnigg.

Wien.
Verlag von Pfautſch und Compagnie.

1842.

UNIV. U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Dieſes Buch

iſt vom Autor

an ſeinen vieljährigen Freund und Reiſegefährten

Freiherrn Eugen Forgatſch

überſchrieben.

Inhalt.

1836.

Venezianiſches.

Baccanale am Lido 1
Die Lagunen 10
Villa Petrarca in Arquà 28

1837.

Aus Trieſt.

Carneval 30
Handel und Schifffahrt 41
Der Hafen 64
Sartorelle 68
Die Hochzeit der Mandriara 70

Schweizerreiſe.

Cainl's Villa am Gardaſee 74
Die borromäiſchen Inſeln 85
Das Chamounythal 99
Der Genfer-See 113
Berner Oberland 117

1838.

Deutſches.

Das Thal ohne Namen 130
Deutſche Studien 139

1839 und 1840.

Italieniſche Studien 161

1841.

Bilder und Studien aus Italien.

Spoleto 183
Ponte molle 189
Das jüngſte Gericht 197
Villa Mills 209
Berenice 212
Das Thal der Egeria 216
Ein Diner im Venustempel zu Bajä 220
Die Tänzerinnen und Kentauren von Pompeji . . . 232
Ausflug nach Päſtum 238
Eiſa 259
Die Katakomben zu Palermo 264
Eine Terraſſe in Meſſina 271
Sibilla von Cumä 276

Baccanale am Lido.

Ich ſtand am campanile zu Venedig. Dieſer Thurm iſt weniger durch ſeine Höhe, die gegen 300 Fuß beträgt, merkwürdig, als durch den innerhalb ſo breit und ſanft ohne Stufen erhobenen Aufgang, daß man bis zu ſeiner Plattform emporreiten kann. Die Ausſicht von dieſer iſt äußerſt reizend. Den Vorgrund bildet die Vogelperſpektive der Stadt; die Häuſer ſteigen rings wie durch Zaubermacht aus den Fluthen empor, die Reihe der Paläſte am canalazzo ſchlingt ſich gleich einem koſtbaren Juwelengürtel hindurch, der Markusplatz liegt wie die geſchmückte Schaubühne eines großen Welttheaters vor den überraſchten Blicken. Aber weiter hinaus iſt die Ausſicht noch entzückender. Es ging gegen Abend. Der Oſten ſtand in blauen, ruhigen Reflexen, die öffentlichen Gärten, die Inſeln voll Gewerbthätigkeit, der freie Ocean zeigte ſich in wohlthuender Klarheit, während ſich im Weſten Nebel aus Gold und Purpur ergoſſen. Über die Lagunen breitete ſich der warme, weiche, ſüße venezianiſche Himmel, während in der Ferne in dämmernden Umriſſen ſich die Häupter der Alpen erhoben.

Aber aus dem canale della Giudecca und grande ſtrömte eine Unzahl von Gondeln und Barken hervor, und eilte durch den canale di san Marco gegen den Lido, deſ-

ſen Sandufer von Menſchen wimmelten. Ich fragte den Feuerwächter des Thurmes um den Grund dieſer Regatta, und erfuhr, daß heute, wie an jedem Montage während der Weinleſe am Lido ein Volksfeſt, ein ſogenanntes Baccanale Statt finde. Ich verſchob den Anblick des Sonnenunterganges vom campanile auf einen andern Tag, und beſchloß, dieſe Gelegenheit, den venezianiſchen Volkscharakter kennen zu lernen, nicht unbenutzt vorbeigehen zu laſſen.

Ich eilte hinunter, ſaß bald in leichter Gondel, und eilte dem Lido zu. Auch heute, wie an den früheren Tagen, ſah ich einen reiſenden Deutſchthümler an der langweiligſten Stelle der Lagunen in ſentimentaler Meerfahrt begriffen. Er trug Sammtwamms, Krauſe und Barett, und ſchien in Schwärmerei über Leben und Kunſt befangen; er führte ſelbſt das zweite Ruder, und ſtocherte damit, unbekümmert um die Richtung ſeiner Fahrt, in die geduldige Salzfluth.

Ich ließ den conpatriotiſchen Meerfreier und die Inſel S. Servolo, ſo wie die fernere S. Lazzaro, an der rechten Seite. Die erſte enthält ein vortreffliches Hoſpital für Verwundete und ein ſtark beſetztes Irrenhaus. Die große Anzahl dieſer Unglücklichen darf nicht Wunder nehmen: das ganze Menſchengeſchlecht iſt ja der Werbbezirk des Wahnſinns. Die Inſel S. Lazzaro enthält oder eigentlich iſt ein anmuthiges Kloſter, feſt an der Meerfluth umgeben ſie hohe, rothbetünchte Mauern, der erſte Schritt, den man auf das Land ſetzt, betritt bereits die ehrwürdigen Hallen dieſes Aſyls des Friedens und der literariſchen Muße. Ein

Kloſterdiener empfängt und hält jeden Fremden für einen Engländer, und führt ihn zu einem der Vorſteher. Dieſes Kloſter iſt eine Fundgrube morgenländiſcher Philologie und Wiſſenſchaft, ſeine Buchdruckerei verſorgt andererſeits wieder den Orient mit den Produkten der Literatur Europa's. Die ehrwürdigen Mitglieder ſprechen zuſammen dreiundzwanzig Sprachen, überſetzen in dieſen und laſſen Bücher in jeder derſelben drucken. Die Bibliothek enthält die Klaſſiker der Erde; der ſtille einſame Garten iſt den Hallen alter Philoſophen vergleichbar. Im Bibliothekſaale brachte Byron, während ſeines Aufenthaltes in Venedig, ſeine Vormittage zu; hier ſtudierte er, hier ſchrieb er an der zweiten Abtheilung des „Childe Harold," hier wurden die Gebilde zu „Falieri," zu den beiden „Foscari," zu „Beppo" u. a. empfangen und theilweiſe ausgeführt; am Lido gegenüber tummelte er ſeine Roſſe. Die Bibliothek dieſer Abtei beſitzt mehrere Handſchriften und andere Denkmale des edlen Lords. Er lernte von den Ordensbrüdern die armeniſche Sprache, ſie von ihm engliſch. Dieſer Neigung Byron's dürfte das ehrwürdige Kloſter die reiche Erbſchaft zu danken haben, die es nun in England gemacht haben ſoll. Noch immer ſteht die Bibliothek des Kloſters jedem Fremden zu Studien und literariſchen Arbeiten offen.

Unter einer Menge von Gondeln und Batelli landete ich nahe an einem Wirthshauſe am Lido, und befand mich bald im Mittelpunkte des Volksfeſtes. Buden und Zelte ſtanden aufgeſchlagen und boten Getränke und Eßwaaren aus. Die Polenta eiferte mit der Orange am goldfarbenem

Anſehen, der Maroniere rief ſeine rauchende Waare aus, der Candirer hielt ſeine eben verzuckerten Äpfel und Birnen in die Höhe, während der Fiſchbäcker ſich im Lobe ſeiner Meerſpeiſen erſchöpfte. Friſche Auſtern und Miſtra bringt man von allen Seiten auf, die hohen ungeſtalteten Conegliano-Gläſer werden faſt ſo ſchnell geleert, als ſie ſich füllen, und mitten durch die Menſchenmaſſe drängen ſich Decrotteurs und muthen den Leuten zu, ſich mitten in ihrer Freude die Stiefel glänzen zu laſſen. Es gibt kaum ein ſanfteres, gutmüthigeres und weicheres Volk, als die Venezianer; die hundertjährige Erziehung der ſtrengen Signoria hat ſelbſt die Ausbrüche der Freude bei ihnen gemäßigt. Ihre Luſt iſt rührend. Ich ſah unter der großen Menſchenmaſſe keinen Zank, hörte keine Schimpfworte, ſah keinen rohen Betrunkenen. Statt im Walzer zu raſen, oder in unanſtändigen Dreh- und Wendetänzen ſich zu vergnügen, ſtellte ſich hier das Volk in zahlreichen abgeſonderten Kreiſen zum Monferin, zur Quadrille an. Ich ſah ärmliche Burſche und gemeine Mädchen beſſere und graziöſere Entrechats, Piſtolets und Briſets machen, als die Helden und Schönen mancher Salons.

Das Merkwürdigſte aber iſt, daß die Männer und Weiber faſt durchaus abgeſondert tanzen.

Sie genießen die reine unſchuldige Luſt des Tanzes, ohne narkotiſcher Würze zu bedürfen. Ich ſah einen einzigen jungen Menſchen, vielleicht einen Fremden, ein Mädchen zum Tanze auffordern; die Schöne ſah ihn jedoch verwundert aus dem großen venezianiſchen Auge an, und bedeutete ihm, daß ſie bereits verſagt ſei, ſie wies dabei auf ein al-

tes Weib mit grauen Haaren, die wahrscheinlich ihre Mutter war. Bald begann auch dies Paar, das in Deutschland Verwunderung oder Gelächter erregt hätte, das aber hier viele ähnliche hatte, den Tanz in harmloser Lust, und von den Wangen der Greisin, so wie des jungen Mädchens strahlte der unschuldige Glanz der Freude. Mütter, um ihre lüsternen Kinder am Tanze Theil nehmen zu lassen, führten ihn mit diesen am Arme aus. Vielfache Musikanten, einzeln oder gesellt, waren durch das Gebüsch der Au zerstreut, und um jeden bildeten sich wieder mehrere Tanzkreise. Mitten unter den Italienern strichen zwei braune Zigeuner mit langen Schnurrbärten auf kleinen, fabelhaften Geigen, ein dritter schlug eine breite Zither, und ein zerlumpter Knabe preßte am Dudelsacke. Die Gemeinen eines kroatischen Regiments führten hier ihre Nationaltänze aus. Die Musik ging melancholisch und einförmig; in ruhig gemessenem Takte traten mit verschiedenen Fußdrehungen die Tänzer bedächtig fast immer an derselben Stelle umher, und schienen höchst befriedigt durch das Vergnügen des Tanzes. Bisweilen rauschte eine Regimentsmusik, einige Strauß'sche Walzer, und ein geschlossener Kreis führte unsern deutschen Wirbeltanz aus. Merkwürdig ist es, daß eine der bedächtigsten Nationen der Welt den unbesonnensten Tanz besitzt.

Als an einem alten abgenutzten Bekannten ging ich weniger beachtend an ihm vorüber. Das Lieblings-Instrument des Venezianers ist das Tamburin; ich sah hier auf eine besondere Art damit spekuliren. Einige Bursche gingen mit Tamburins herum, und liehen sie für eine bestimmte Zeit um einige Soldi aus. Fünf Mädchen mit freuderothen

Geſichtern mietheten eines. Das größte fing nun den Takt einer beliebten Volksmelodie zu ſchlagen an, und die andern begannen das Lied. Sie ſchrien und wiegten den Leib dabei, und unterhielten ſich auf das Vortrefflichſte. Ich ging weiter. In einem Kreiſe machte der Bergamasker Arlechino ſeine Schwänke, in einem zweiten prophezeite ein Hündchen durch verſchieden modulirtes Bellen, und ſein Herr hatte die treue Auslegung übernommen. Ich kam auf der weiteren Wanderung in die ſtillere einſame Parthie des Lido; der Lärm der Freude ſchlug mir wie matte Wogen an dieſe Gegend, hohes Gras wächſt hier zwiſchen dürftigen Bäumen, dazwiſchen liegen einzelne halbüberwachſene gemeiſelte Steine. Hier war unter der Republik der Friedhof der Akatholiſchen, insbeſondere der Juden. Ich wandelte zwiſchen verſunkenen Gräbern; endlich fand ich einen kleinen Hügel, von ihm konnte ich über das niedrige ſandige Ufer des Lido, über die Lagunen bis zum fernen Monteſerro ſchauen. Hinter ihm war eben die Sonne untergeſunken; warme ſüdliche Tinten übergoſſen Meer und Himmel, und leichte Waſſernebel zogen über das tiefe Ufer. Ich hielt eine Weile in ſchnell wechſelnden Gedanken und Empfindungen an, dann kehrte ich wieder zu den Plätzen der Freude und des Vergnügens zurück. Der Schauplatz hatte ſich unterdeſſen einigermaßen geändert. Zahlreiche Lichter ſtanden um jede Bude und erhellten die Tanzkreiſe. Die Freude hatte die Stimmung des Volkes etwas geſteigert; der weiße Zendale und der ſchwarze Zelo hingen loſer. Man bemühte ſich in den Glücksbuden, für geringen Einſatz den Ball in den Mund eines Pappdrachens zu werfen; hundert Gewinnſte, unter

denen die Wahl frei ſtand, lockten an, und hatten die einzige üble Eigenſchaft, daß ſie nicht gewonnen wurden. Ein Puppentheater war unterdeſſen aufgerichtet worden, und bereits im Gange. Gott Vater im ſilberweißen ehrwürdigen Barte gebot Noah, die Arche zu bauen, und ſich mit einem Paare alles Lebendigen hinein zu begeben; bald war das Waſſergebäude vollendet; der Erzvater ſtieg ein mit Kind und Kegel, Ochs und Eſelin; die Sündfluth begann, Ertrinkende erſchienen und deklamirten — da läutete es von den Thürmen Venedigs den engliſchen Gruß, der Regen hielt ein, der Waſſertod der Sünder wurde ſuspendirt, und die Zuſchauer entblößten die Häupter zum Abendgebete. Dieſer Zug rührender Frömmigkeit vermehrte meine Neigung für dies gutmüthige geſittete Volk. Bald ging das Puppenſpiel wieder fort. Ein Improviſator kam, zu ſeiner Darſtellung zu laden, ich folgte ihm; als ein ziemlicher Kreis um ihn verſammelt war, begann er. Er ſprach ziemlich matt; da der Venezianer der Freude des Eſſens nicht abhold iſt, hatte er zum Thema des Gedichtes den Zank eines Ehepaars während einer Mahlzeit genommen; die Gluth ſeiner Phantaſie zeigte ſich nur in der allerliebſten gelungenen Beſchreibung der verſchiedenen Gerichte; er übertraf Clauren, ſeine Details der Kochkunſt gingen bis ins Feinſte; einige der Zuſchauer zogen in augenblicklicher Wirkung ein Salamiende oder einige Käſeſchnitten aus der Taſche, andere ſchluckten mit leerem Halſe. Als er geendet hatte, verneigte er ſich artig, und ging mit einer Sparbüchſe herum, indem er fortwährend verſicherte, nur wer wolle, möge etwas geben,

er nehme mit Allem vorlieb und zwinge Niemand zu einer Bezahlung.

Nun traf ich den Gondeliere, den ich an der riva de schiavoni gemiethet und noch nicht bezahlt hatte. Er betheuerte, daß er durchaus nicht aus Besorgniß um seinen Lohn, sondern nur in der Furcht, ich möchte seine Gondel nicht mehr finden, mich im Gewühle aufgesucht habe. In wohlwollender erfreuter Stimmung setzte ich mich in die Gondel; ich hatte ein Baccanale ohne die geringste Unanständigkeit, ohne einen Ausbruch von Roheit gesehen. Leise und lieblich schlug die Welle der Lagune an die lange niedere Seite des Fahrzeuges, der Mond stand still und silbern am Himmel, und im süßen venezianischen Dialekte begann eine unsichtbare Stimme aus einer der zahlreichen rückkehrenden Gondeln ein Lied:

Giera in gielo messo sconto
Fra le nuvole la luna,
Giera in calma la laguna,
Giera vento bonassà —

Ich ergab mich dem süßen Eindrucke; ich schwamm in den Lagunen und dort lag Venedig! Das Lied verklang. Nun aber begannen zwei Stimmen aus „Tasso“ zu recitiren. Ich hatte diese Produktion, die mich einst in Goethe sehr interessirt hatte, für veraltet und längst abgekommen gehalten; dieser Abend bot mir auch diesen unerwarteten Genuß. In gleichförmigem Tonfalle lösten sich die Stimmen wechselseitig ab, bald näher bald ferner

tönten die ſchönen Verſe, und ſprachen mich aus dem Munde des Volkes, übergangen in ſein innerſtes Leben und eigenthümlich wiedergegeben, doppelt an:

Grande è il zelo d'onor, grande il desire,
Che Tancredi del sangue ha del pagano,
Nè la sete ammorzar crede dell' ire,
Se n'esce stilla fuor per l'altreci mano.

Die Lagunen.

Unfern Duino beginnt das Geſtade des adriatiſchen Meeres flach und niedrig zu werden. Seichte Meerſtellen und verſumpfte Landſtrecken ſtoßen abwechſelnd an einander, und verbreiten ſich längs der weſtlichen Seite des Golfs mit geringen Unterbrechungen bis gegen Rimini, und zwar auf öſterreichiſchem Gebiete in der Längenausdehnung von beiläufig 25 deutſchen Meilen. Dreiunddreißig Flüſſe, darunter der Tagliamento, Piave, Brenta, Etſch und Po, ergießen ſich, mit zahlreichen Mündungen und Nebenflüßchen, auf dieſen 25 Meilen in das Meer. Da ſie größtentheils Alpenwäſſer mit jähem Falle ſind, ſo führen ſie, insbeſondere zur Zeit ihres Anſchwellens, eine Menge Sand und Erde mit ſich, erhöhen fortwährend ihr Bett und das des Meeres an den Ufern. Andererſeits trägt die Fluth des Meeres allenthalben das Erdreich ſeiner Tiefe gegen das Ufer; da ſie jedoch hier mit dem entgegengeſetzten Beſtreben der zahlreichen Flußſtrömungen ſeit Jahrtauſenden im Konflikte ſteht, ſo entſtanden hier nach und nach Sand- und Schlammbänke von ungeheurer Ausdehnung, ſeicht vom Waſſer überdeckt: die Lagunen. Die beträchtliche Maſſe des Flußwaſſers nimmt hier dem Meere einen Theil des gewöhn-

lichen Salzniederſchlages; in der Ausdehnung vieler Meilen ſteht hier die ohnmächtige Zwitterfluth wenige Schuhe über der Erdoberfläche, und verläßt es zur Zeit der Ebbe an vielen Stellen gänzlich. Der Meergrund iſt mit Vegetationen überſäet, unzählige Inſeln erheben ſich in abwechſelnder Ausdehnung, die Anſtrengung der Menſchen erhebt und dämmt den Meerboden oder vertieft ihn, um nach Bedürfniß Erdreich oder Kanäle und Meerwege zu gewinnen, während das Beſtreben der Natur bei dem Fortbeſtehen obiger Urſachen unſtörbar an der Erweiterung der Lagunen arbeitet. Aquileja lag zur Zeit ſeiner Gründung von den Lagunen entfernt. Als die Stadt durch Attila im Jahre 453 zerſtört wurde, floh ein kleiner Theil ihrer Einwohner auf die Inſel Malamocco und die des heutigen Seſtiere St. Paolo, und gründeten Venedig. — Venedig wuchs unglaublich, und bemächtigte ſich allmälig des adriatiſchen und des Mittelmeeres, und dadurch des Welthandels, deſſen Zug damals ausſchließlich durch dieſe Gewäſſer ging. Venedig war und iſt die Königin der Lagunen; mitten zwiſchen ihnen erhebt ſie ſich auf 170 Inſeln, und ihre Wellen beſpülen die prächtigſten, größten und herrlichſten Denkmahle mittelalterlicher Baukunſt, deren auf keinem andern gleich großen Flecke der Erde ſo viele und koſtbare vereint ſind. Die Lagunen ſind voll Wunder, voll überraſchender Seltenheiten. Zwiſchen den Quartieren Venedigs ſind ſie in 149 Kanäle geordnet; hier ſchlägt ihre bezwungene Fluth an die Marmorſtufen unzähliger Paläſte, hier erzählen ihre Wellen in ſüßen venezianiſchen Nächten gewichtige Kapitel der Weltgeſchichte, ſo wie entzückende Mährchen der Liebe.

Das Theater iſt vorüber; der Vollmond dringt lau und geiſterhaft durch den Lampenſchimmer des Markusplatzes; wie elegant auch die Konverſation unter den Marmorhallen und in ſeinen Kaffehhäuſern ſein mag, wie köſtlich und reizend auch die Damen unter den geſchmückten Baldachinen erſcheinen mögen, in einer ſolchen Nacht ſehnt ſich der träumeriſche Hang des Herzens in die erhabene Einſamkeit der großen Umgebung. Der dunkle Rieſenſchatten, den der Campanile über den Markusplatz wirft, ſcheint der Geiſterpfad unausgeſprochener Gedanken zu ſein. Die ſtillere Piazetta ſtimmt bereits mehr mit dem Triebe des Herzens überein. Der Palaſt der Dogen gleicht in ſeiner wunderbaren Ausführung einem rieſigen Gewebe koſtbarer Spitzen, aber der große Geiſt der Geſchichte überwiegt das architektoniſche Intereſſe. Die beiden byzantiniſchen Säulen von Nicolo Barattieri, am Molo der Piazetta im zwölften Jahrhundert aufgeſtellt, erwecken die verſchiedenartigſten Erinnerungen. Als Belohnung für ihre, Vielen mißlungene, Aufſtellung; erhielt Barattieri die Erlaubniß, ſich eine Gunſt zu erbitten; er ſuchte und erhielt die Bewilligung, auf dem Raume zwiſchen beiden Säulen verbotene Hazardſpiele zu treiben. Da die Signoria manche der jungen Nobili auf dieſem kleinen Platze ihre Güter verlieren und ſich in ungeheure Schulden ſtürzen ſah, und ihr Wort gleichwohl nicht zurücknehmen konnte, ſo beſtimmte ſie dieſen Platz zur öffentlichen Richtſtätte, und bald verloren ſich die eifrigſten Spieler. Hier ward auch der Graf Carmagnola enthauptet. Auch der Gentleman fiel mir ein, der von London nach Venedig reiſ'te, um auf einer der beiden Säulen

eine Bowle Punſch zu leeren. Ich warf mich auf die weichen Polſter einer Gondel, deren Häuschen ich wegnehmen ließ, und fuhr gegen den canale grande. Die drei Pallabio: S. Georgio, le Zitelle und Redemtore ſtanden in ernſter Pracht an der Seite, noch effektvoller der herrliche Tempelbau Maria della salute; bald breitete ſich der prächtige canale grande mit ſeinen Palaſtreihen vor mir aus. Venedig hatte 59 Dogenfamilien, wie konnten ihm Paläſte, reicher Fürſten würdig, fehlen? Der Palaſt Foscari, von dem aus die Regatten begannen, mit ſo vielen Balkonen als Tage im Jahre ſind, ſteht hier; der Pallaſt Peſaro, für den ein Fürſt eine Provinz ſeines Reiches geben wollte; die Paläſte Mocenigo, deren einer Lord Byron's Wohnung war; die academia delle belle arti mit ihren Kunſtſchätzen, der fondaco de turchi, der palazzo cà d'oro, im arabiſch-türkiſchen Style, und der Palaſt der Cornero, einſt von der Königin von Cypern, aus dieſem Geſchlechte, bewohnt. Hier ſieht man auch den Anfang eines der großartigſten Paläſte in ein einfaches Haus enden; die Herzoge von Mailand begannen einſt dieſen feſten rieſigen Bau, die Republik, die dieſes Kaſtell eines auswärtigen Fürſten in ihrem Herzen nicht dulden wollte, unterſagte den Bau, der nun als unanſehnliches Haus beendet werden mußte. Das Licht des Mondes zittert auf der glatten Fluth, ſeine Lichter verbreiten ſich magiſch über die ungeheuern Marmorbauten, deren Wände an der Seite des Kanals den Aufwand der Beſitzer mit Platten aus Porphyr, verde antico, Lapſur und Achat eingelegt hat. Geräuſchlos gleitet die Gondel in einen der Seitenkanäle. Die Gondeln Venedigs ſind

die zierlichſten, leichteſten Fahrzeuge der Welt, bequem wie die Ottomane eines Boudoirs, ſchnell wie der Wille ihres Herrn. Als ſie einſt mit ſo ungeheurer Pracht ausgeſchmückt wurden, daß ihre vergoldeten Wände mit Sammt ausgeſchlagen und ihre Schnäbel aus purem Silber verfertigt wurden, befahl der Senat, um der wetteifernden Verſchwendung Einhalt zu thun, daß ſie durchaus in ſchwarzer Farbe erſcheinen mußten. Noch heute ſind dieſe langen, ſchmalen Barken ſchwarz angetüncht, und Bänke und Häuschen (felze) mit ſchwarzem Leder oder Tuche überzogen. Ihre Führer beſitzen eine unglaubliche Geſchicklichkeit; pfeilſchnell ſchießen ſie um die Ecken der engſten Kanäle, mitten durch das Gewühl ſich durchkreuzender Fahrzeuge. Der Ruderſchlag ſchaukelt die Gondel nicht; haarbreit entfernt fliegt ſie an der nächſten und den Mauern vorüber, ohne ſie zu berühren. — Auch die engen, einſamen Kanäle Venedigs haben ihre Reize. Es iſt ſtill und ſchauerlich in dieſen ſchmalen, finſtern Waſſerſtraßen, fabelhafte Lichter tanzen hier und dort auf den nächtlichen Wellen, und die Stimme einer ſchönen Signora tönt abenteuerlich aus den ſchwarzen Mauern. Einzelne Paläſte erſcheinen, man bemerkt ungeheure Säle, deren eine Ecke vom ſchwachen Lampenſchimmer erleuchtet iſt, die Geiſter der Vorzeit ziehen im Zwielichte. Ich bog in den canale di palazzo, einem der einſamſten, finſterſten, der ſchwarze Bogen der ponte dei sospiri ſteht in der Ferne darüber; lautlos ſchoß die Gondel an der dunklen Hinterſeite des palazzo ducale dahin. An der andern Seite liegen die Gefängniſſe, und im Dogenpalaſte ſelbſt die alten Marterkammern und pozzi unter dem Waſ-

ſerſpiegel, hoch darüber die ſchauerlichen Bleikammern. Nun fuhr die Gondel tief unterm grauenvollen Brückenbogen, ich ſchaute hinauf und durch die Stille der Nacht ſchien mir ein lang verhaltener Seufzer vergangener Jahrhunderte zu tönen. Auch der Gondoliere eilte; wir kamen endlich wieder an der riva aus.

In einer andern Geſtalt zeigen ſich die Reize der Lagunen entfernter von Venedig. Drei Kanäle öffnen ſich an der riva de' schiavoni zwiſchen den, zur Zeit der Ebbe ſelbſt für die flache Gondel zu niedrigen, Lagunen; der mittlere derſelben iſt der canale orfano, jener Kanal, in dem einſt das Gericht der Zehner und die geheimnißvolle Staatsinquiſition ihre Opfer ertränken ließ. Die Muränen der römiſchen Imperatoren hätten hier köſtliche Nahrung gefunden. Die alten Venezianer hatten die tiefſten Meerfluthen ausgeſucht, dann gruben ſie noch tiefer, und bezeichneten dieſe Meerſtraßen mit wiederkehrenden Pfählen. Noch fortwährend verwendet die Regierung jährlich ſehr bedeutende Summen zur Erhaltung der Kanäle und Pfahlwerke; fortwährend iſt hier eine große Anzahl Schlammhebmaſchinen thätig. In dieſen Kanälen und den anliegenden Häfen iſt man ſelbſt zur Zeit eines Meerſturmes vollkommen ſicher. Blau und golden breitet ſich hier zur Zeit der Vormittagsfluth die glatte Lagune in unüberſehbarer Ausdehnung um die Kanäle.

An einem herrlichen Morgen fuhr ich von hier nach Chiozza. Die ſieben Lidi mit ihren Forts, Hafen und Grünſpeiſegärten lagen an der linken Seite, rechts breitete ſich der unendliche goldene Waſſerſpiegel, und in der Tiefe des Horizontes ſah ich den Nebelſtreif des Feſtlandes, das ſich

über Chiozza erſtreckt. Ich überließ mich im ruhig und ſchnell gleitenden Fahrzeuge dem betäubenden Eindrucke der Waſſerfahrt. Hier ſind die Lagunen in valli (Thäler) getheilt, jedes derſelben begreift einen ausgemeſſenen, bezeichneten Raum, und enthält ein auf einem kleinen Inſelchen oder Pfahlwerke errichtetes Gebäude. Einzelne Valli mit ihrem Fiſch- und Auſternfange und der Meerjagd, ſind bis um den Preis von 3000 Lire für das Jahr verpachtet. Zerſtreute Fiſchernachen bedecken die Fluth, und aus einem einſamen Waſſerhauſe ertönte das in dieſer Umgebung ſeltſame Gebell eines Hündchens. Hier gibt es zu gewiſſen Jahreszeiten ſehr intereſſante Wachtel- und Meerentenjagd. Letztere iſt vorzüglich beliebt. Eine große Bootung wird durch Gewichte auf den Boden der wenige Schuhe tiefen Lagune geſenkt, in ihrem leeren Raume iſt ein Sitz angebracht, den ein Jäger einnimmt. Solcher Bootungen ſind mehrere angebracht.

In einiger Entfernung treibt ein Gehilfe in einem Schiffchen das Geflügel auf; ſobald dieſes über die kaum eine Hand über das Meer emporragenden Bootungen zieht, pfeift dieſer, die unſichtbaren Jäger erheben ſich ein wenig, und ſchießen gemächlich die über ſie ziehenden Enten. — Mitten im Meere traf ich hier auf drei Pfählen eine wenige Schuhe breite hölzerne Marienkapelle, vor der zwei Lampen brannten. Mein Gondoliere erzählte mir, daß hier einmal ein Mädchen verunglückt ſei, für die die Schiffer der Umgegend dies Votivbild aufgeſtellt hätten. Es kam ein Fiſcherkahn an uns vorüber, der Greis, der ihn lenkte, hielt uns einen Klingelbeutel vor, um eine kleine Gabe für die madonna

del mare zu erhalten. In der Ferne ſtrich eine Menge Möven mit glänzendem Gefieder um einen Punkt im Meere, und ließen ſich raufend und ſchreiend darauf nieder; es mochte eine Leiche im Meere treiben. — Es ging gegen Mittag. Links lag der Lido von Paleſtrina, mit Häuſern überſäet; auf ſeinem ſchmalen Streifen wohnen gegen 6000 Einwohner. Da wir die nahen Murrazzi beſehen wollten, ſo beſchloſſen wir hier das erſte Diner, oder das zweite Frühſtück einzunehmen. Wir ſtiegen an das Land, eine Menge Bettler und Kinder umringten, und umſchwärmten uns, als wir weiter gingen. Ungeachtet Paleſtrina ſo nahe an einer großen Stadt liegt, glaubte man ſich hier plötzlich in einen Winkel der Erde, in vergangene Zeiten verſetzt. Von ſeinen Einwohnern dürfte keiner 300 Lire im Jahre ausgeben. Das Haus haben ihm die Väter erbaut, das nahe Meer gibt ihm Nahrung in Fülle, und ſelbſt ſeine Kleidung ſcheint ein Erbſtück der Vorfahren zu ſein. Alle ſind Fiſcher und Schiffer. Ich bin nicht überzeugt, ob die eine Hälfte von ihnen von Venedigs Schickſalen ſeit dem Jahre 1797 mehr weiß, als die ſtummen Bewohner ihres Golfes. Ein nahes Haus trug die Überſchrift: osteria, stabilimento nuovo; das lockte. Wir traten ein und begannen mit dem Wirthe zu unterhandeln; als wir jedoch unſere Wünſche beiläufig auseinander ſetzten, erſuchte er uns gutmüthig, ihn nicht zu beläſtigen, und anderswo unſere Mahlzeit zu ſuchen. Sein Wunſch war zu klar ausgeſprochen, wir gingen; das stabilimento vecchio erſchien als Traufe des Regens. Man verſprach uns ein Faſtmahl, des heiligen Markus würdig, und verbat ſich jede weitere Belehrung. Wir

gingen unterdessen die Murrazzi zu besehen. Sie sind ein erstaunungswürdiges Werk, ihrer Aufschrift werth: auxu romano, auro veneto. Bereits im siebzehnten Jahrhunderte gewahrte die Signoria, daß die Fluth des Meeres ihre Kanäle und Häfen immer mehr verschlamme und größeren Schiffen unzugänglich mache.

Bernardin Zendrini entwarf daher 1691 den Plan, die Lagunen von Chioggia bis Venedig vom offenen Meere durch ungeheure Mauern abzuschneiden. Die Natur hatte bereits durch Aufwerfung der Lidi die Stelle gezeigt, wo die Kraft der Fluth und die des anströmenden Flußwassers sich paralysirt; man durfte nur die Lidi erhöhen und die Zwischenräume verbauen. So entstanden die Murrazzi, an denen noch immer gebaut wird. Sie sind auf Eichenrosten aus istrischen Quadersteinen in der Dicke von 32 Fuß erbaut, und erreichen bereits die Länge von 11,350 Fuß. An der Seite gegen das offene Meer sind sie terrassenförmig, mit spitzigen Kanten errichtet, um die Wuth der anbrandenden Meereswellen zu brechen. Der Anblick eines Sturmes ist hier höchst großartig. Die Wuth der Wogen schlägt heulend und brausend an die riesigen Steinwälle, die sie zurückwerfen, weißer Schaum bedeckt ringsum das Meer, und spritzt gegen den Gewitterhimmel. Die Natur ist im wilden, zerstörenden Aufruhr, während das Werk der Menschen ruhig und unerschütterlich entgegensteht. Nur den höchsten Springfluthen der heftigsten Stürme gelingt es manchmal, die Murrazzi zu überschreiten. Ich ging längs diesen Terrassen, die an Festigkeit mit den Urfesten der Natur wetteifern, und konnte mich des Bekenntnisses nicht enthalten, daß es

der Nachkommenſchaft Anſtrengung koſtet, dasjenige auch nur zu erhalten, was die Vorfahren errichteten. Noch ein Paar andere Reflexionen knüpften ſich an dieſe; wir bauen nur für die Bequemlichkeit, für materiellen Genuß — ſie hatten höhere Schönheit, uneigennützige Größe zum Endzwecke; wir bauen in Ungeduld und Haſt — ſie arbeiteten mit viel geringerem Egoismus für die Nachwelt; Geſchlechter verwendeten ihre Kraft, ihren Reichthum, um fremde ungewiſſe Nachkommen genießen zu laſſen. War der erſte Gedanke nur groß und ſchön, ſo legten ſie fromm den Grundſtein, mochte ſich der Giebel auch erſt über ihre Gräber erheben.

Wir waren in das Hotel zurückgekehrt, und nahmen in der Küche, die zugleich das Prunkgemach war, Platz. Ein paar hübſche Mädchen klöppelten grobe Spitzen an unſerer Seite (eine hier allgemeine Beſchäftigung), ein drittes trug uns mit ſelbſtgefälligem Lächeln die Gerichte auf, während Mutter und Großmutter dieſelben prieſen. Die Männer waren auf dem Meere. Thüren und Fenſter blieben offen, und wurden von Kindern und Bettlern belagert. Wir aßen Polenta mit Käſe, die uns die Enkelin in goldenen Schnitten vorlegte, Fiſche aller Arten und andere kleine Meerungeheuer erſchienen. Auſtern, die hier von vorzüglicher Qualität gefangen werden, und eine Kuhrippe, der Stolz der geſchäftigen Hausfrau, krönten das Mahl. Zubereitung, Umgebung und Tiſchreden erinnerten mich ſehr an Odyſſeus Schmaus beim Sauhirten Eumäos. Die Altmutter wußte einige ſchlaue ergetzliche Redensarten und Anſpielungen, über die ihre naiven Enkelinnen nicht erröthteten. Wir ließen uns alles gebührend ſchmecken, und

verſchmähten auch nicht die dunkle Fluth des Weines. An der Rechnung, die nun gemacht wurde, erkannten wir gründlicher als an der Kochkunſt Paleſtrinas Fortſchritte in der Kultur. Altväterlich erſchien nur, als die junge Schenkin den Wein, den wir übrig ließen, gewiſſenhaft maß und an der Zeche in Abſchlag brachte. Wir zahlten mehr als verlangt wurde, und verließen unter den Segenswünſchen der patriarchaliſchen Familie für uns und unſere präſumtive Nachkommenſchaft das Haus. Wir beſtiegen die Gondel, machten uns den Spaß, ein paar Dutzend Centeſimi unter die Jugend und Bettlerſchaft auszuwerfen, und fuhren unter allgemeinem Hurrah um die Landſpitze gegen Chiozza. Wir mußten uns wieder dem Ufer nähern, und ich ſah zu meiner Verwunderung die geſammte Wirthsfamilie und mit ihr einen Schwarm von Paleſtrinas Honoratioren ſchreiend und winkend dem Ufer zulaufen. Ich vermuthete, man wolle uns nachträglich Paleſtrinas Bürgerrecht antragen, und wollte, um nicht Zeit zu verlieren, weiter fahren laſſen. Die Gondoliere bemerkten aber, ſie hätten mit dieſen Leuten öfter zu thun, und müßten nothwendig ſehen, was ſie verlangten. Wir landeten; ehe wir jedoch den Boden der mütterlichen Erde betreten hatten, ſchrien ein paar Dutzend Stimmen, unſere Gaſtfreundſchaft vergeſſend, uns entgegen: es ſei nicht ſchön, daß ſo ſchmucke Leute das arme Volk um ein paar boxxe di vino herumkriegen wollten. Es ergab ſich, daß ſie zu wenig Wein aufgerechnet haben wollten, indem unſere Waſſerkutſcher mehr, als ſie angaben, getrunken hätten. Das Geſtändniß der Gondoliere blieb zweifelhaft; das heftigſte Geſchrei begann; wir zahl-

ten gutmüthig, und überließen es den Betreffenden und Betroffenen, die Sache mit dem Himmel und ihrem Gewiſſen ins Klare zu bringen. — Nun ging's auf Chiozza zu. Um noch an demſelben Tage nach Venedig zu kommen, blieben wir nur ſehr kurze Zeit am Lande. Chiozza iſt eine Fiſcherſtadt, wie Paleſtrina, hat jedoch über 24,000 Einwohner. Enge, krumme Gaſſen, verfallene, ſchmutzige Gebäude, zerlumpte Bettler, und nicht reichere Fiſcher, alte Weiber und junge Mädchen, die vor den Häuſern Spitzen klöppeln, zum Trocknen ausgeſpannte Netze, Fiſche, Kinder und ein paar Thürme ſind Chiozza's flüchtige Umriſſe. Hier errangen die Venezianer einſt den großen entſcheidenden Meerſieg über Genua. In der Nähe Chiozzas ſieht man häufig die hohen und krummſchnäbligen Barken des Po. — Wir kehrten nun zurück, nachdem wir einen Weg von mehr als 25 Miglien am ſchönſten Tage zurückgelegt hatten. Der Abend war nicht mehr fern, wir ſchwammen auf einem Goldſpiegel, ein laues, ſchmeichelndes Waſſerlüftchen wehte. Wir kamen näher zur Stadt; ſeit Vormittag hatte ſich der Schauplatz geändert. Es war Ebbe; wir mußten uns ſtreng in den Kanälen halten. Das ſcheinbare Meer war mit Fußgehern überſäet, die, kaum bis an das Knie im Waſſer ſchreitend, Auſtern und andere Muſcheln ſammelten; die Kähne und Gondeln ſtanden auf den grünen über das Waſſer ragenden Bänken der Lagunen im Trockenen. Ein Feenwort ſchien die Umgebung verwandelt zu haben; wir fuhren im Grünen, zwiſchen dunklen Wieſen und Waſſertriften.

Villa Petrarca in Arquà.

Wer die Brentastraße zwischen Fusina und Padua nicht kennt, der hat sich das Bild Venedigs noch nicht vollendet. Hier hielt einst ein großer Theil der reichen Venezianer die Villegiatura, und noch jetzt bevölkert Venedig in der schönen Jahreszeit diese Landhäuser und Paläste. Haus schließt sich hier an Haus, Landsitz an Landsitz; die Ortschaften Oriago, Dolo und Miro reihen sich in langen freundlichen Gassen an der Straße hin. Bis Dolo stehen 18 Paläste, darunter ein Paar von Palladio, Säulen und Statuen sind verschwenderisch angebracht. Der Venezianer konnte ohne die Gewohnheiten Venedigs nicht leben; dieß war der Hauptgrund, daß er hier den Brenta-Kanal längs der Straße graben ließ, nun konnte er von seinem Palaste in Venedig bis zu seiner Villa fahren, er landete an der Wassertreppe, der Palast mit seinen Bequemlichkeiten, wie er ihn verlassen hatte, empfing ihn auch hier, während ihm die Hinterseite seiner Besitzung, wo auch meistens der Garten angebracht war, die Annehmlichkeiten des Festlandes darbot. An den Ufern der Brenta begreift man, wie es möglich ist, daß Venedig 164 Kirchen besitzt. Jede Villa beinahe ist hier an der Seite mit einem oratorio privato versehen; eben so

wollte jedes reiche Geſchlecht auch in Venedig ſeine Familienkirche beſitzen. Reichthum, Kunſtſinn, Frömmigkeit und Familienſtolz vereinten ſich, um durch aufgewendete Millionen der Nachwelt dieſe erſtaunenswerthen Denkmahle der Baukunſt aller Jahrhunderte zu hinterlaſſen, und Venedig in dieſer Hinſicht zur erſten und einzigen Stadt der Welt zu erheben.

Das Auge, in Venedig des Anblickes der Vegetation entwöhnt, ſchwelgt an den Ufern der Brenta im Reichthume des heſperiſchen Himmels. Jasminlauben, Oleander, Lorbeer- und Ölbäume, Pinien und Cypreſſen ſtehen in den lieblichſten Gruppen durch die Landſchaft vertheilt. Maulbeerbäume, Platanen und Pappeln reihen ſich an den Seiten des Weges, durch Rebenguirlanden verbunden, wie luſtige Tanzpaare, die ſchönſten Trauerweiden der Welt hängen ihre Zweige in die blaue Fluth der Brenta, und das überraſchte und entzückte Auge des Nordländers ſieht hier die erſten Citronenbäume im Freien; der Umſtand, daß ſie im Winter gegen die Kälte bedeckt werden, ſtört den Genuß der ſchönen Jahreszeit nicht im Geringſten. Oft hört man, im Vergleiche dieſer ſüdlichen Natur, unſere nordiſche preiſen; wahr iſt es, auch ſie hat ihre hohen Reize, die ernſte Erhabenheit unſerer Tannenwälder, die Schönheiten der Gebirge laſſen ſich nicht verkennen, aber eben ſo wenig die Lieblichkeit des glücklichen Südens. Jeder Vergleich beſtätigt nur die Wahrheit, daß Gottes Welt überall unendlich ſchön iſt. Der viceköniglige Palaſt in Stra iſt eine ſchöne Baute des Palladio, gleichwohl wie der dazu gehörige Park einiger Steifheit nicht entbehrend. Er gehörte einſt der

Familie Viſani und iſt eines Königs würdig. — An jedem kleinſten Theile der Umgebung bemerkt man, daß man in Italien iſt; die Straßen ſind eben und glatt, wie Zimmerböden; die Pferde elend, aber unermüdet; Mäuler mit Schellen und Glöckchen behängt ziehen des Weges und die Gediole fliegt, kaum den Boden berührend, vorüber. Auch an Bettlern fehlt es nicht; wo man anhält, wird man angeſprochen; ſie ſind zudringlicher, wie irgendwo in Deutſchland, begnügen ſich jedoch mit einem Centeſimo, und auf den endlichen Rath, zum Teufel zu gehen, wünſchen ſie einem gutmüthig: buon viaggio.

Padua iſt hinlänglich bekannt; doch wäre Einiges zu bemerken. Das Univerſitätsgebäude heißt del bo. Seit mehreren Jahrhunderten ließen dort Graduirte ihre Wappen, aus Stein gehauen, in den Hallen aufhängen. Ein rothmarmorner, maſſiver Sarkophag iſt an einer Straßenecke, auf vier Säulen ruhend, zu ſehen, ein unglücklicher Alterthümler gab ihn für Antenor's Sarg aus; unter dieſem Denkmahle, eigentlich in ihm, übt ein Flickſchuſter in völliger Unbeſorgtheit um den archäologiſchen Streit, ſein Gewerbe aus. Die Kirche der heil. Juſtine, ein nicht vollendeter Palladio, iſt ein herrlicher Bau, und dem des heil. Antonius, hier nur il santo genannt, weit vorzuziehen. Der berühmte alte Gerichtsſaal, deſſen Plafond das ſparrenloſe Dach bildet, iſt durch ſeine Größe, von 256 Fuß Länge, 86 Fuß Breite und 75 Fuß Höhe, ſo wie durch die vielen alterthümlichen Fresken allerdings merkwürdig, aber noch mehr dadurch, daß den Richtern für die geſonderten Streitgegenſtände hier einzelne Sitze beſtimmt waren,

bei denen an der Wand wie auf Bienenſtöcken einzelne große Figuren gemalt ſind. Der Gerichtsſchöppe empfing die Klagenden an der Thüre, und nach kurzer Einſicht in den Klagegegenſtand wies er ſie, mit Rückſicht auf das Aushängebild, zum Nashorn, Schwan, Ochſen oder Eſel.

Auf dem Wege nach Arquà kommt man am Schloſſe des Herzogs von Modena, Cattajo, vorüber. Er läßt jetzt ein neues Gebäude im Style einer mittelalterlichen Ritterburg aufführen. Die nächſten Hügel ſind als Thiergarten eingeſchränkt und wimmeln von Rehen, Hirſchen und Dammthieren. Auf einem hohen Felſen erhebt ſich das herrliche Schloß Obizzo. In der Ferne liegen die Stammorte Eſte und Carara. — Das Reiſen in Italien iſt unſtreitig wohlfeiler, als irgendwo, insbeſondere die Fahrgelder, wenn der Reiſende ſein Gewerbe verſteht. Der Wagenlohn wird zuerſt meiſt um das Vierfache übertrieben begehrt. Jeder, dem es nur möglich wird, ſetzt Einen in Kontribution, das Rechnen nach verſchiedenen Scheidemünzen unterſtützt gegen den Fremden; gleichwohl tritt er ſiegreich aus dieſem Kampfe, wenn er ſo hartnäckig als ſeine Gegenpartei iſt.

Als ich zu den Hügeln von Arquà kam, ſtieg ich aus dem Wagen, und beendete meinen Weg zu Fuße. Es ging gegen Abend. Die Sonne ſtand über den euganäiſchen Bergen, angenehme Hügel und Weinberge lagen vor mir in purpurner Beleuchtung, und links dehnte ſich die anmuthige Ebene gegen den Po aus. Arquà liegt wirklich in einem höchſt lieblichen Winkel der Welt; es iſt hier ſchön und ſtill, wie am ſiebenten Schöpfungstage; wir können uns nicht verwundern, daß der liebenswürdige Dichter Francesco Petrarca dieſen Ort zum

Aufenthalte ſeiner letzten Tage wählte. Um dieſe Hügel weht ein ſüßer Friede, dieſe ſtillen Wege laden zu wehmüthiger Zufriedenheit, zu traumhaftem Glücke ein. Ich ging langſam über die Hügel, und überließ mich der ſchwermüthigen Freude, die das abendliche Bild unwillkürlich in mir hervorrief. Es war ein Tag der Weinleſe; Winzer mit Traubenkörben gingen durch Lauben und Geländer, und ſelbſt der Geſang, der um eine Kufe friſchgepreßten Weines ertönte, ſchien ungewiß an der Grenze zwiſchen Wehmuth und Freude zu ſchwanken. Ich kam an der Kirche vorüber, und trat in den Kirchhof; ein marmorner Sarg bezeichnet die Stelle, wo der Dichter liegt, darüber ſteht ſein in Erz gegoſſenes Bruſtbild, von Paul Valdezuchi im Jahre 1667 gefertigt.

Rechts am Ende des Dorfes, an ſeiner höchſten Stelle, liegt die kleine anmuthige Villa, in welcher der Dichter ſein Leben beſchloß. Ein altes Gemäuer umfängt den kleinen Garten, innerhalb deſſelben ſtehen mehrere Weinlauben, Granatäpfel- und Feigenbäume; daneben fand ich einen halbwüchſigen Lorbeerbaum und eine noch in der vorgerückten Jahreszeit blühende Myrthe. An der Nordſeite iſt das Gebäude bis an die Giebel mit Epheu überwachſen. Ein hübſches Mädchen und ein tölpiſcher Bauernburſche führten mich über die kurze Stiege in das einzige Geſchoß. Alles iſt höchſt einfach, aber durch Zeit und Erinnerung merkwürdig. Conte Silveſtri aus Rovigo läßt das Gebäude erhalten, die paar Zimmerchen, die Petrarca bewohnte, ſind mit halb verloſchenen Fresken bedeckt, und haben einen ſchweren in Holz geſchnitzten Plafond. Noch ſind die Ein-

richtungsſtücke vorhanden, deren ſich Petrarca bediente, ſein Schreibtiſch, das alterthümliche Geſtühle, ſeine Handbibliothek; das Mädchen wies mir den Lehnſtuhl, in welchem man ihn am Morgen des 18. Julius 1374, vor einem aufgeſchlagenen Buche ſitzend, geſtorben fand. Über der Thüre ſteht Petrarca's Lieblingskatze, die in der elenden Ausſtopfung einem Marder gleicht. Der dumme Bauernjunge rezitirte mir eine Menge Verſe, die er auswendig wußte, theils von Petrarca theils an ihn geſchrieben. Ich überhörte ſie, und dachte an den hohen Genius, der hier gewaltet hatte. Wehmüthig befiel mich der Gedanke, daß er ſein volles Leben und den unſterblichen Geſang einem Weſen gewidmet hatte, das in zweideutiger Tugend, in koketter Keuſchheit den gekrönten Sänger faſt fünfzig Jahre naſeführte. Als gerechte Strafe erſchien mir der Umſtand, daß man ſich bereits ſeit Jahrhunderten um ihren Geſchlechtsnamen zankt, und den Ort nicht weiß, wo ſie in Aſche zerfiel. Auch der allgewaltige Fliegengott ſchwirrte fein und boshaft um mich, und ſeine Mückenſchnauze ſummte mir ins Ohr, daß der Sänger Laura's nahe an ein Dutzend natürlicher Kinder hinterließ. Aber der milde Genius der Menſchheit deckte alſobald ſeinen entſühnenden Schleier über die Schattenſeiten. Hoch und mit unſterblichem Lorbeer gekrönt, wie am erſten Oſtertage 1341, ſaß bald wieder Petrarca vor mir, und die unſichtbare Gemeinde der Geiſter ſchwebte huldigend um ihn. Die Schwächen der menſchlichen Natur erſchienen mir als rührende Stimmen der Endlichkeit, aber die Liebe des ſiebzigjährigen Greiſes als ein Bürge unſerer Unſterblichkeit. Wahr iſt es,

für dieſe Welt iſt die Liebe ein Irrthum, denn die Verhältniſſe ſind für ſie zu klein und niedrig; ſollte ſie aber nicht eine Ahnung des Jenſeits ſein, und dort Wahrheit werden? Ich ſah in der Glorie des Abendpurpurs Laura ſchweben, dieſes ewig ſtehende Bild der Liebe, ich dachte an alle Jugendſchwärmereien zurück, die ſich an dieſen Namen knüpfen. Iſt nicht Laura die erſte Geliebte faſt jedes ſchwärmeriſchen jungen Herzens? — Am Tiſche lag ein dickes Gedenkbuch, das vor mehreren Jahren im Auszuge bereits gedruckt erſchienen iſt; faſt alle Notabilitäten des italieniſchen Parnaſſes, darunter Alfieri und Ceſarotti, ſchrieben einige Verſe ein. Wegen der zunehmenden Dämmerung war ich außer Stande, Mehreres darin zu leſen. Ich wollte einige Zeilen, die mir eingefallen waren, beiſetzen, allein der deutſche Dichter fand in dem überfüllten Bande kein leeres Plätzchen mehr; ſo mögen ſie denn hier geziemend Platz nehmen:

Purpurn verſinket im Schoos der euganäiſchen Berge
Glühend die Sonne, der Mond ſchwanket in bleicherem Glanz';
Winzer ſchreiten durch's Thal, mit Körben duftiger Trauben,
Aber hier oben iſt's ſtill, wie in geweihtem Bereich';
Manchen Abend ſah' ich verglüh'n, ſo herrlich noch keinen,
Und in ſo theurem Bezirk' hat er mich ſelten begrüßt:
Hier hat Petrarca gelebt, hier ſang, hier liebte und ſtarb er,
Und durch den Lorbeer des Hains rauſcht noch das heilige Lied.
Unter dem Feigenbaum' dort ſaß er, die Rebe erquickte ihn,
Und die Myrthe blüht, wo er von Laura geträumt.

Eine Welt zu rühren gelang Dir, alter Francesco!
Aber die Schöne entging kalt dem gekrönten Geſang;
Recht ſo! Die Katze verehr' ich, ausgeſtopft, die Dich liebte,
Während das glatte Herz Laura's im Dunkel zerfällt.
Aber haſt Du des Dichters Geſchick nicht gewußt, ſeit Apollon,
Daß er den Lorbeer nur faßt, während ihm Daphne entſpringt.

Carneval.

Jeder Abſchied iſt mehr oder weniger traurig und rührend, nur der vom Fleiſche nicht. Zu den zehn Monaten und ſo und ſo viel Tagen, in denen wir die Thorheit als Dilettanten treiben, kommt noch ein Monat und ſo und ſo viele Tage, wo ſie obligates Brotſtudium wird. — Ungeachtet dieſer Licenz zur Freude und zur Narrheit gibt es doch Wenige, die des Karnevals eigentlich froh werden. Mamas und andere bemutterte Damen, die Nächte lang auf verlornen Ehrenwachpoſten ſtehen, bring' ich gar nicht in Anſchlag, eben ſo wenig Mädchen, die die Linie paſſirten und für die ein Tänzer ein noch zu entdeckendes erotiſches Gewächs ward. Ehemännern droht im Labyrinthe des Karnevals Minotaurus, das ſchreckliche gehörnte Ungethüm, und der abnehmende Honigmond wird zum aufnehmenden auf ihrem Haupte. Die Gleichgiltigen können ſich unmöglich ſehr vergnügen. Die Verliebten quält die Eiferſucht. Man möchte unter ſeinen Nebenbuhlern wie Odyſſeus unter den Freiern wüthen. Die keuſche, ſittſame Penelope hatte deren 108, wie viele kommen auf eine Salondame? Und wenn die Illuſionen der Jugend und der Liebe vorüber ſind, dann ſteh'n wir nüchtern und übernächtig im glänzenden Ballfeſte, und die geputzten taumelnden

Menſchen erſcheinen uns ſchal und lächerlich, wie chineſiſche Schatten. Der Menſch, der Ariſtokrat der Thiere, iſt beim Himmel ſchlechter daran als ſeine vierfüßigen, geſchuppten und befiederten Brüder. Auf einem Balle ſind nur die jüngſten Mädchen glücklich, jene Knoſpen mit noch unentfalteten Herzblättern, jene ſchönen ſchuldloſen Weſen mit objektloſer Sehnſucht, mit der jungen Liebe ohne Gegenſtand. Noch glücklicher iſt der reine, ungemiſchte Eßmenſch, der unbekümmert um das ihn umgebende Treiben da ſitzt, endloſes Fleiſch ſchmauſend und ſüßen Wein trinkend. Seine harmloſe Freude bedarf jedoch des Balles gar nicht, für ihn iſt er nur ein unnützer Tafelaufſatz. Man merkt es den vorſtehenden Zeilen an, daß ſie am letzten Karnevaltage nach Mitternacht geſchrieben ſind, — ſie ſchmecken nach Aſche. — Ich kehre zur Tagsordnung zurück, und beginne mein Referat über unſer eben überſtandenes Karneval. Hier, wie in allen italieniſchen Städten, beſtehen ſeine Vergnügungen aus zwei verſchiedenen Gattungen, aus den tanzenden und nicht tanzenden. Ich beginne mit den letzteren und ende mit den erſteren, als dem eigentlichen punctum saliens. Madame **Schütz** ging am 1. Dezember 1836 ab, nachdem ſie vorher in der vierten Herbſtoper „Norma“ mit Beifall aufgetreten war. Am 3. und 4. Dezember trat eine gewiſſe Demoiſelle **Edelini** als Norma auf, welche, wenn ſie gefallen hätte, für Venedig engagirt werden ſollte. Sie wurde nicht engagirt. Unſere Herbſtoper athmete mit dieſen zwei Vorſtellungen aus. Am 6. Dezember gab Girolamo Salieri, professoro del corno, ein Konzert am cornobasso mit geringem Antheile. Das Intermezzo bis zur Winteroper füllte im Am-

ſteatro Emilio Deforme mit ſeiner Kunſtreitergeſellſchaft, und in abgeſonderten Lokalitäten abermals ein Profeſſor, diesmal dei cani, — Catterina Hahn mit Wachsfiguren, und — Paganini. Die Pferdekünſtler waren brav, doch nicht eminent. Der Profeſſor war das bekannte kleine Spitzhündchen aus München, hier „il moro“ genannt. Es macht wirklich recht artige Kunſtſtücke, und benimmt ſich allerliebſt; es ſpielt Domino, weiß Kartenkünſte und andere. Sein Meiſter Michael Ferſch hat allerdings etwas bisher nicht Geſehenes aus ihm herausgebildet, und genauere Beobachtungen dieſes Hündchens dürften in phyſiologiſcher, ja ſelbſt pſychologiſcher Hinſicht nicht unfruchtbar ſein. Die Wachsfiguren waren ſo ſchlecht, daß man ſie für Talgfiguren hätte halten mögen, und Paganini war leider nicht der Violiniſt Nicolo, ſondern ein anderer, der eine soi-disante Eskimo vorwies. Dieſes 28jährige Weſen hat zwar gehörigen Fond an Unſchönheit, gleichwohl ſcheint ihre Naivität wenig mit der der Seehunde gemein zu haben. Am 21. Dezember begann die Winteroper, bis 18. März dauernd. Die Karnevaloper ſteht hier ſtets der im Herbſte nach; mit ihr ſind Ballete verbunden. Unſere einzige beſſere Sängerin heißt Strepponi; ſie beſitzt eine recht gute Stimme, die insbeſonders in hohen Tönen lobenswerth iſt, hat jedoch auf Meiſterſchaft durchaus keine Anſprüche. Noch verdient der brave Baſſiſt Gallo genannt zu werden. Die Vorſtellungen begannen mit Bellini's cavalieri e puritani, die auch heuer ſehr viel Beifall erhielten, und bei ſehr oft wiederholten Vorſtellungen ſtets ein volles Haus machten. Dafür mußte Donizetti's elisir d'amore nach der zweiten Vorſtellung abge-

ſtellt werden, nicht wegen verunglückter Kompoſition, ſondern wegen ſchlechter Beſetzung. Seit zehn Tagen begann die Vorſtellung von Buzzola's „Faromondo", der beifällig aufgenommen wird. Zwiſchen dem erſten und zweiten Akte jeder Oper wird ein volles Ballet aufgeführt. Man bekommt um 40 kr. alſo gewiß genug zu ſehen, und die ganze Darſtellung endet nie vor 4 Stunden. Bis nun ſahen wir das tragiſche Ballet: „Franceſca da Rimini" und das mezzo-serio: „un sogno verificato". Die Kompoſition des erſtern, auf bekannten geſchichtlichen Fakten beruhend, iſt gut, nur ſcheint es uns eine überſpannte Forderung an den mimiſchen Künſtler, wenn er ſchaubar machen ſoll, daß er ſeine Geliebte durch Vorweiſung der Thränen, die ſie zuſammen bei Leſung eines Buches auf daſſelbe vergoſſen haben, rühren wolle. In Dante kommt zwar eine bezügliche Stelle vor, wer aber wird in einem Ballete die Klaſſiker immer gegenwärtig, und gerade die rechte Stelle zur Hand haben? Das zweite Ballet hat einen durchaus werthloſen Stoff, doch für das Auge ein ſehr überraſchendes, buntes Arrangement. Beide ſind von dem hieſigen Balletmeiſter.

Die erſten Mimen ſind tüchtig, und unter den Tänzerinnen zeichnet ſich vorzüglich Demoiſelle Ancement aus, welche insbeſonders durch Schönheit und Grazie in ihren Leiſtungen unterſtützt wird. Das italieniſche Ballet ſetzt ſeine Stärke vorzüglich auf bunte ſchöne Gruppirungen, überraſchende gefallſame Developpements. Auch werden die Chortänzer mehr, als es bei Balleten anderer Nationen geſchieht, im Geiſte des Chors der Alten verwendet.

Ein beſonderes Luſtre gab die Anweſenheit hoher und allerhöchſter Herrſchaften dem Karneval. Unſer gefeierter Erzherzog Karl hielt ſich ein paar Tage, von der Begleitung ſeiner Tochter, der gegenwärtigen Königin von Neapel, zurückkehrend, hier auf. Mit allgemeinem Jubel wurde er in dem zur Feier ſeines Beſuches feſtlich erleuchteten Theater begrüßt. Erzherzog Karl beſuchte auch die eben gegenwärtig geweſene engliſche Fregatte Portland, die ihn ſo wie die übrigen Schiffe des Hafens, die ſämmtlich die öſterreichiſche Fahne aufzogen, mit ſchönen Ehrenmanövres empfing. Auch Otto, König von Griechenland, kam mit ſeiner jungen Gemahlin und dem Kronprinzen von Baiern, erſterer unter dem Titel eines Grafen von Miſſolunghi, über Venedig hier an. Dieſe allerhöchſten Herrſchaften beſuchten ebenfalls zweimal das Theater. Bei ihrer Ankunft, die gegen 8 Uhr Abends ſtatt hatte, war eine anweſende griechiſche Fregatte illuminirt. Am Molo di S. Carlo, wo ſie abſtiegen, und von mehren Equipagen bereits erwartet wurden, wurde, eben als ſie ans Land ſtiegen und feſtlich empfangen wurden, ein Weib mit einem Kinde durch die Menſchenmaſſe ins Meer gedrängt. Sie gab keinen Laut von ſich, dumpf ſchlugen die Wellen über ihr zuſammen, als eben Vivat gerufen wurde. Sie wurde jedoch gerettet. Am 30. Jänner in der erſten Hälfte der Nacht fuhren die beiden Majeſtäten auf der engliſchen Fregatte Portland nach Griechenland ab. Der Kronprinz von Baiern begleitete ſie bis Pirano, von wo ihn ein Dampfſchiff nach Venedig abholte. Der Verkehr mit Griechenland wird in unſerm Hafen immer lebhafter; vor Kurzem ging auch das öſterreichiſche Kriegsdampfſchiff Marianne

dahin ab, und hatte viele Paſſagiere, darunter mehre Maler, auch den braven Teltſcher [1]) am Borde. Die Weihe der Erinnerung, das junge raſch ſich entwickelnde Leben des neuen Königreichs und endlich der Reiz, der ſich an den Namen unſers Geſandten am Hofe zu Athen, Prokeſch Ritter von Oſten knüpft, ziehen ſehnſüchtige Blicke auf das Urland der Kunſt, das in der Weltgeſchichte jetzt in der dritten Phaſe wieder erſcheint.

Wenn nun auch der Lloyd austriaco ſeine Dampfſchifffahrt mit Griechenland und dem Orient eröffnen wird [2]), wenn endlich Griechenland auch in das europäiſche Kontumazſyſtem [3]) ganz eintreten ſollte, wie unwiderſtehlich wird nicht der Reiz ſein, der dann nach Hellas, in das Jugendland der Welt, ziehen wird. Ludwig Auguſt Frankl hat in ſeinem ſchönen Gedichte „Südenfahrt“ den eigenthümlichen Ton dieſer Sehnſucht meiſterhaft ausgeſprochen. Die Einbeziehung Griechenlands in das europäiſche Quarantäneſyſtem dürfte übrigens bei dem Vortheile, den dieſes Land in der möglichſt freien Verbindung mit dem türkiſchen Reiche und dem Oriente überhaupt zieht, noch lange unausführbar ſein. Vielleicht ließe ſich durch Ausſcheidung gewiſſer Freihäfen ein leidlicher Ausweg finden.

Ich komme nun zum zweiten Theile der Karneval-Ergetzlichkeiten, zu den eigentlichen Ballfeſten. Nachdem das

---

[1]) Er ertrank ſpäter beim Baden im Hafen von Athen.

[2]) Seitdem, wie bekannt, auf das erfolgreichſte im Gange.

[3]) Auch dieſfalls fanden bereits erſprießliche Veränderungen ſtatt.

ſozielle Leben im Monate Dezember mäßige Nahrung hatte, ſollten die eigentlichen Tanzfreuden durch eine conversazione danzante im casino vecchio o nobile am 11. Jänner 1837 beginnen. Nach löblicher Lokalgewohnheit wird dieſe soirée jährlich dem Würgengel der Erſtgeburt Egiptens gewidmet; dieſes Jahr erſchien keine einzige Dame dabei. Dieſes Kaſino gab noch am 18. und 25. Jänner, ſo wie am 1. und 7. Februar Bälle, die aber nicht ſehr beſucht waren, ſo daß die tanzenden Paare, den letzten ausgenommen, nie die Zahl zwanzig überſchritten. Doch iſt dort die Geſellſchaft elegant und ausſchließlich. Das casino tedesco gab zwei Bälle, die ſehr beſucht waren, es tanzten immer über achtzig Paare. Das casino greco gab dem Könige von Griechenland am 28. Jänner ein Ballfeſt, dem man jedoch die Improviſirung etwas anmerken konnte. Einen zweiten Ball gab es am 5. Februar. Beide fielen ſchön und unterhaltend aus, zur Verherrlichung des erſten trug insbeſonders die Gegenwart beider Majeſtäten, des Kronprinzen von Baiern, die ſämmtlich an dem Vergnügen des Tanzes heitern Antheil nahmen, ſo wie aller anweſenden Notabilitäten bei. Die casini stella polare, filarmonico und austriaco gaben einzeln zwei bis vier elegante Bälle. Nach dem Geiſte des Ortes ſind dieſe Kaſinobälle die Hauptunterhaltungen des Karnevals. Minder bedeutend und zahlreich waren heuer die Privatbälle, doch gab es in einigen Häuſern unſerer Stadt mehre Tanz- und ſonſtige Geſellſchaften, unter denen einige wöchentlich wiederkehrende die glänzendſten und angenehmſten waren. Die Pracht der Salone und der Dekorirung, die zahlreichen Fremden, dar-

unter heuer insbesonders viele Engländer, gaben diesen Assembleen einen vortheilhaften Anstrich; die glänzende Beleuchtung vermehrte die Eleganz derselben.

Bei Vergleichung englischer Schönheiten mit deutschen muß man gestehen, daß jene so wie englische Waaren und Produkte überhaupt ein gewisses comfort haben, während der sentimentale Mondschein der deutschen Literatur, in dem unsere Fräulein aufwachsen, an diesen unverkennbar ist, und sie häufig einem gewissen Grade geistiger Hektik, ja selbst blassem Nachtwandeln unterwirft.

Außer diesen Gesellschaft- und Privatbällen gab es eine Menge öffentlicher. Zwei Gattungen Redouten, hier **veglioni** genannt, waren häufig besucht; das entrée von **36 und 45 kr.** machte den Unterschied. Sie wurden in dem großen und schönen Theatersaale abgehalten. Abgeschmackt war es, an jedem Abende über hundert Matrosenmasken zu sehen, und überhaupt seltsam, daß der elegante Theil des Publikums sich in der Regel nie maskirt; es fallen daher die Hauptreize maskirter Bälle, intriguirende, witzige Masken und schöne reiche Kostüme weg. Um diesem letztern Übelstande abzuhelfen, veranstaltete der Unternehmer der öffentlichen Bälle, die in Italien einst durchaus üblichen **cavalchini**, Bälle, die Niemand ohne Maske besuchen darf. Das Lokale des Theaters ward hierzu hergerichtet. Nebstdem, daß bei solchen Bällen ein falscher Schnurrbart, Pappnase u. dgl. billiger Weise für eine Maske erachtet wird, so machte es sich das hiesige Publikum noch bequemer, und steckte nur eine Spielkarte auf den Hut, ja in den Logen unterließ man sogar dies armselige Abfindmittel. Der Zweck

der cavalchini war daher vereitelt. Nebſtdem gab es in den Gaſthäuſern eine Menge Bälle verſchiedenen Stils für das gemeine Publikum, die ſich aber durchaus zu keiner Berühmtheit erſchwangen. In Trieſt, wie überhaupt in Italien, iſt es den Männern erlaubt in Weibermasken zu erſcheinen, welches Recht umgekehrt auch die Frauen genießen. Der Putz auf Bällen iſt hier im Durchſchnitte verhältnißmäßig größer als irgendwo, insbeſonders rückſichtlich der Stoffe und der Herrenanzüge. Den bals parés gaben die ſo verſchiedenen Uniformen der zahlreichen Konſuln, ſo wie der ausländigen Offiziere ein feſtliches Ausſehen.

Als Schlußſtein und Krone des öffentlichen Karnevallebens zeichnet ſich der Corſo aus. Am letzten Donnerſtage des Karnevals, ſo wie an den drei letzten Faſchingtagen iſt es nämlich jedermann erlaubt, ſich als Maske in den Gaſſen herum zu treiben, Tauſende von Menſchen aller Klaſſen verſammeln ſich in der Corſogaſſe und am Börſenplatze, alle disponiblen Equipagen werden aufgetrieben, und auf das Beſte zur Corſofahrt herausgeſchmückt, und Alles bewirft ſich gegenſeitig mit confetti. Dieſe Züge beginnen Feiertags um vier, Werktags bald nach zwei Uhr und dauern, bis es finſter iſt.

Die Eleganz der vielen hundert Equipagen, die den Feſtzug bilden, der koſtbare Putz der Damen, einzelne ſchöne Masken unter denſelben, der Eifer, mit dem ſich Jung und Alt, zu Fuß und zu Wagen bewirft, ſtellen allerdings ein buntes, heiteres und ſchönes Karnevalbild dar. Insbeſonders zahlreich und ſchön ſind die Kindermasken. In Trieſt bewirft man ſich nicht wie in den meiſten Städten Italiens

mit Gipskügelchen oder ungenießbaren Konditorabfällen, sondern man nimmt hierzu feine Confetti, Blumensträuße und für die nächsten Bekannten allerliebste bunte Körbchen, Schächtelchen, Chatouillen mit dem allerfeinsten Zuckerwerke. Ein hiesiger Stutzer, der viele Bekannte hat, verwirft in einer Stunde wohl um 20 fl. Bonbons. Fängt man einmal zu werfen an, so kömmt man unwillkührlich in solchen Eifer, daß man in Kurzem mehre Pfunde Confetti ausgeworfen hat, und in der Hitze dieses süßen Bombardements wird man fröhlich, ja ausgelassen gestimmt, und vergißt das Läppische desselben. Alles ist mit Zuckerkügelchen und andern Konfitüren übersäet, Kleider, Haare, Wagen und Straße, unter den Füßen knistert es fortwährend wie von frischem angeeistem Schnee, die Straßen sind kreideweiß und der zertretene Anis, Kümmel u. s. w. erfüllt die Atmosphäre des Corso mit Gewürzluft. Junge Leute schwingen sich auf den Tritt der Wagen und bewerfen, indem sie sich eine Weile mitführen lassen, deren Besitzerinnen; Schwärme von Kindern kriechen am Boden herum, und sammeln das vom Himmel gefallene Manna, während zahllose Zuckerwerkbuden an allen Seiten angebracht sind, und einzelne Spekulanten sich mit ihrem Krame durch den wogenden Menschenschwall drängen: Ani confetti — confetti fini! rufend. Es herrscht vollkommen Gleichheit; dem gemeinsten Marinäre steht es frei, der zierlichsten Dame eine volle Ladung Bonbons ins Gesicht zu werfen; vor einigen Jahren durfte man sich sogar noch mit Pomeranzen bewerfen. Wo mehre Masken erscheinen, wird die Verwirrung am größten, und der Knäuel oft undurch-

dringlich. Man hat berechnet, daß an einem Corsotage um einige tausend Gulden Confetti verworfen werden. Heuer war der Corso etwas minder brillant als gewöhnlich. Wir hatten seit langer Zeit so schönes Wetter, daß die Mandelblüthen dem Aufbrechen sehr nahe sind, aber eben für die Corsotage entwickelte sich bei blauem Himmel eine unleidliche Bora, und verkümmerte diese Freude. Die Kälte drückte den Barometerstand der Luft gewaltsam darnieder, die Masken blieben im heftigen Winde ziemlich nüchtern. Der schönste Corso war jedoch am letzten Dinstag.

Diese öffentliche Belustigung stellt hier das Karneval auf die Spitze, und müd und ermattet geht man zur Ordnung des wiederkehrenden Stilllebens über. Der nahe Frühling, die Lenzlüfte, die an windstillen Tagen wie aus fernen Blüthenhainen über das Meer herüberhauchen, entschädigen mehr als genügend für die forcirten Freuden des Karnevals, unsere Gärten sind bereits grün, der Markt strotzt von ausgebotenen Veilchen und Hyazinthen. Überhaupt ist der Tanz keine Belustigung mehr für unser kluges Jahrhundert, und die Bälle sind uns kaum mehr, als Erinnerungsfeste altfränkischer Heiterkeit.

Handel und Schifffahrt.

Handel iſt jene Gattung menſchlicher Thätigkeit, wodurch die Erzeugniſſe der verſchiedenen Länder und Völker dem Orte, wo ſie zu verzehren, zu verwenden kommen, zugeführt werden. Der Handel iſt ebenſo, wie die Gewerbthätigkeit, produktiv. Abgeſehen davon, daß er durch ſeine Begünſtigung die Quantität der Produkte vermehrt, ſchafft er unmittelbar auch neue Qualitäten an ihnen, und zwar eine der wichtigſten: er macht ſie erſt genußbar, indem er ſie in die Hände des Bedürfenden liefert. Nur ein rohes Zeitalter konnte die Preisvermehrung, die jede Waare durch die Bemühung des Kaufmanns erhält, für eine Beeinträchtigung des Konſumenten ausgeben, — ſie iſt das Äquivalent der Zinſen des vom Handelsmanne vorgeſtreckten Kapitals, die Prämie der von ihm übernommenen Gefahr, ſie iſt ſein Arbeitslohn und das Honorar ſeines Genies.

Überall beſtimmen die Prämiſſen die Reſultate. Nur inſofern jene praktiſch mißverſtanden werden, können dieſe zeitweilig von der wahren Bahn abweichen.

Gleichgewicht iſt, ſo wie in der phiſiſchen auch in der moraliſchen Welt, eines der Grundgeſetze. Nur dasjenige Einzelne kann Dauer haben, das mit der Geſammtheit im

Einklange, im naturgemäßen Verhältniſſe ſteht. Selten gelingt es dem Genius dieß Gleichgewicht aufzuheben; er hebt es aber eigentlich nicht auf, er iſt nur der Vollzieher der geſetzgebenden Gewalt: der Zeit und der Intelligenz; er ſtellt die naturgemäße Harmonie wieder her. Jede andere Störung des ſtätigen Zuſtandes wird früher oder ſpäter aufgehoben, und das Endreſultat ſtraft die mißleitende Kraft.

Die reichſten ſchönſten Länder der Erde umlagern in näherem und weiterem Panorama die Mittelmeere; die mächtigſten gebildetſten Nationen umwohnten ſie immer. Die Providenz ſcheint hier den Kontinent zerriſſen zu haben, um die einzelnen Völker in ungeſtörter Stille, in urſprünglicher Eigenthümlichkeit zu erziehen, um nie an den Fall einer einzelnen Völkerſchaft, und wenn ſie auch die mächtigſte wäre, das Schickſal aller zu feſſeln; ſie hat aber andererſeits dieſen bequemen Weltkanal zwiſchen ſie gegraben, damit alle Eigenthümlichkeiten ſchnell und bequem mitgetheilt werden, um eine Tradition des geſammten menſchlichen Geſchlechts zu bilden und zu erhalten. Das Mittelmeer trennt die einzelnen Völker und Länder, und ſtellt ſie in den verſchiedenen Seehäfen doch wieder näher an einander, als es eine ununterbrochene Landverbindung thun könnte.

Die Reiſe und der Transport zu Waſſer war ſelbſt in der Kindheit der Schifffahrt ſchneller, bequemer, wohlfeiler, als der zu Lande, dieſelbe war auch ſchon ſehr frühzeitig erfunden geweſen. — Noah baute, geſchichtlich erwieſen, ein, vielleicht das erſte Schiff. — Das Mittelmeer mit ſeinen Nebenzweigen war die angemeſſene Hauptſtraße des Völkerverkehrs. Die Handelsgeſchichte beweiſet den oben vorbereiteten

Satz, daß jede unmäßige Größe ihren Verfall in sich trägt, daß nur stätiges Fortschreiten Bestand und wahres Wohl erzeugt. Die phönizischen Städte sanken von dem Monopole ihrer forcirten Handelsgröße; Kleinasien, Großgriechenland, Karthago, das ptolomäische Egipten folgten; Genua, Venedig und Bizanz hatten in einer spätern Epoche aus gleichen Gründen gleiches Schicksal, ebenso noch später der spanische und portugiesische Handelsverkehr. Das Neue reizt; der Jugend strömen die meisten Säfte zu. Amerika wurde entdeckt; die Straße um Südafrika aufgefunden, und das Mittelmeer ward mehr als jemals, viel mehr als es in der Natur der Sache liegt, verlassen. Man versah sich so viel als möglich in Amerika mit dem Gewünschten, verpflanzte asiatische Produkte in das ähnliche Klima der westlichen Halbkugel, und zog vor, selbst die Erzeugnisse des Orients nicht auf der angewiesenen Straße der Mittelmeere zu holen. Die damals feindselige Macht der Türken im Oriente trug dazu bei; das allmälig verfallende Genua und Venedig verbreitete Modergeruch in seinen Gewässern, und die Kulminationslinie des Handels lief am westlichen Rande Europas hin, und schloß bald auch Nordamerika in ihr Bereich.

England, auf allen Seiten vom Kontinente durch Meere abgeschlossen, war durch seine Lage auf Handel und Schifffahrt angewiesen. Von allen Seiten durch die Natur befestigt, konnte es seinen Militär- und Kriegsfond fast ausschließlich auf die Marine verwenden, während die beschränkte Grenze des Reichs, der offene Ozean, auch seine Privaten auf ringsum gebahnter Straße in alle Theile der Welt lockte. Hundert Ereignisse wirkten dazu, Englands Schifffahrt und

Handel auf eine unerhörte Höhe zu steigern. Man schätzte im Jahre 1830 das Arbeiterzeugniß seiner Fabriken nach Abzug des Werthes der rohen Stoffe auf 114 Millionen Pfund Sterling, und den reinen Gewinn auf 27 Millionen. Der ämtliche Tarif gibt die mittlere Ausfuhr Englands in den Jahren 1825, 1826, 1827 auf 1,411,768,458 Franken an, welchen Betrag die kommerzielle Welt und Gelehrte zwar auf 896,587,708 Franken herabsetzen zu müssen glauben. Als Englands Verbindungslinie mit Nordamerika, wenigstens in der anfänglichen Bestimmung, abriß, warf es um so mehr Aufmerksamkeit auf Ostindien, und zog zwischen sich und diesem Lande sein durch Jahrhunderte vorbereitetes Netz um beide Hemisphären. Großbrittaniens Marine und Handel überwuchert selbst die ihm zu Grunde liegende ungeheure Basis noch weit nach allen Seiten.

Alles kehrt in seine natürlichen Grenzen, in seine durch die Gesammtheit bedingten Wege zurück. So stellt sich auch der Handel in den Mittelmeeren in seiner ehemaligen, in seiner naturgemäßen Bedeutung wieder ein. Sein rasches, stätiges Steigen ist ein interessantes erfreuliches Schauspiel für den denkenden Beobachter. Verständige umsichtige Private mit theoretischer Ausbildung, mit Übung und praktischem Scharfsinne ausgerüstet, erkennen die Forderungen der Zeit, die Bedeutung der Verhältnisse; weise Regierungen lassen ihnen allen möglichen und vernünftigen Vorschub und Schutz angedeihen, ohne durch sanguinische Überspannung unhaltbare Resultate auf Kosten des gleichmäßigen dauernden Fortschreitens in allen Zweigen humaner Kultur erzwingen zu wollen. Das Gebäude könnte schneller gehoben

werden, aber man will mit ſichern prächtigen Quadern bauen.

Fünfzehn Haupthäfen liegen am Mittelmeere und den Nebenmeeren, worunter der von Trieſt nach Marſeille den erſten Platz einnimmt. Die Konſtellation für den geſammten Handel des Mittelmeeres und insbeſonders für Trieſt iſt im höchſten Grade günſtig.

Der Verkehr mit kultivirten Völkern iſt vortheilhafter, als der mit rohen. Die Summe der Intelligenz ſteigt gegenwärtig bedeutend im Orient und den dazu gehörigen Ländern. Die Türkei, lange in innerm Verfalle begriffen, erkennt jetzt das Bedürfniß der Zeit, ſie machte bereits mehrere der wichtigſten Schritte zu europäiſcher Kultur; der Wille der Einzelnen lernt außer ſich ſelbſt und fremder Willkühr eine heilige vermittelnde Macht, ein auf wahren Grundſätzen beruhendes Geſetz erkennen, ihr Staat ſichert ſich hierdurch einen Platz unter den Weltmächten, und der Einzelne wird vom Zwingherrn oder Sklaven zum Bürger. Die Grundlage zum griechiſchen Staate iſt gelegt; äußere Sicherheit, wiederkehrende Ordnung im Innern laſſen in Kurzem bedeutende Fortſchritte erwarten. Palikaren und geweſene Seeräuber fangen bereits friedliche Gewerbe und Handel zu treiben an; mangeln auch große Kapitale im griechiſchen Inlande, ſo iſt man dort doch thätig und ſparſam. Auf wohlfeilen kleineren Schiffen, bei höchſt frugaler Lebensweiſe finden die Neugriechen beſonders im Frachthandel zahlreiche Unterkunft; iſt ihr Frachtpreis auch in der Regel geringer als der anderer Nationen, ſo wird die Geſammteinnahme doch ſehr bedeutend. Könnte es der griechiſchen Regierung gelingen,

die vielen reichen Griechen, die ſich im Auslande befinden, dem Vaterlande zurück zu gewinnen, ſo würden die Reſultate in kurzer Zeit die glänzendſten ſein. Egipten ſchreitet thätig vorwärts. Alexandria gewinnt ſeine alte Bedeutenheit, es gleicht ſchon jetzt einer europäiſchen Stadt. Der Paſcha will die Eiſenbahn durch die Wüſte zwiſchen Kairo und Suez durch den engliſchen Ingenieur Richard Galloway bereits beginnen laſſen. Was werden die Piramiden zu Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen ſagen? Die Seeräuberſtaaten im nördlichen Afrika ſind bezwungen oder eingeſchüchtert, jedenfalls unſchädlich gemacht.

England beginnt eine direkte Verbindung mit Oſtindien zu eröffnen; der Dampfſchifffahrtskurs zwiſchen Falmouth und Kalkutta über Gibraltar, Alexandrien, Suez und Bombay iſt bereits eingeleitet. Die franzöſiſche Regierung gründet eben eine regelmäßige Dampfſchifffahrt zwiſchen Marſeille und allen wichtigen Plätzen des Orients. Die des öſterreichiſchen Lloyds in Trieſt hat bereits begonnen.

Bald wird den europäiſchen Kontinent ein Eiſenbahnneß bedecken, das in beſonderer Rückſicht für die Verbindung und den Handel mit dem Oriente entworfen wird. Die Entfernungen werden auf das Äußerſte reduzirt, Fahrgeld und Frachtlohn bedeutend herabgeſetzt werden. Wie vortheilhaft die Errichtung der Eiſenbahnen auch für die Unternehmer iſt, beweiſt die Thatſache, daß die belgiſchen Eiſenbahnen im letzten Jahre fünfzehn Prozent Gewinn abwarfen. Kein Wunder alſo, daß ſich zu deren Unternehmung überall ſo große Geneigtheit findet. Die alte via aemilia wird in eine Eiſenbahn verwandelt; Genua mit dem Lago maggiore durch eine

ſolche verbunden; die Geſellſchaft, die ſich zur Eröffnung einer gleichen zwiſchen Mailand und Venedig verband, hat zum Beginnen bereits die Bewilligung erhalten. Mehre andre ſind im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate im Vorſchlage, worunter die von Wien nach Trieſt zu errichtende wohl die wichtigſte iſt. Da jedoch bei der großen Ausdehnung unſerer Monarchie, ſo wie bei dem gebirgigen Terrän derſelben ſich mehre Schwierigkeiten ergeben, und nur Vorzügliches zu Stande gebracht werden ſoll, ſo iſt dieſer Gegenſtand allerdings in reifſte Überlegung zu ziehen, wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß gleichwohl die öſterreichiſche Eiſenbahn zwiſchen Budweis und Gmunden in der Länge von ungefähr 100 Miglien die erſte größere Eiſenbahn des europäiſchen Kontinents war.

Das Menſchengeſchlecht muß dem Orte ſo wie der Zeit nach als ein Ganzes betrachtet werden. Wie intereſſant iſt es dann, die tauſendjährige Erziehung dieſes Individuums, ſeine Schickſale und Fortſchritte zu betrachten. Der einzelne Menſch iſt eine winzige Fiber dieſes Rieſenkörpers, ſein Schickſal die ſchmerzhafte oder wollüſtige Zuckung desſelben. Weite ſtille Thäler waren die Wiege der Menſchheit; war der erſte Boden, der ſie betrat, nicht ein irdiſches Paradies, ſo war es gewiß eine paradieſiſche Erde; die junge Sonne, ewige Geiſter beſchützten ſie. Der Menſch lernte ſeine Bedürfniſſe nur aus ihrer Befriedigung erkennen, unwillkührlich wie die Vegetabilie zog er ſein Gedeihen aus der urkräftigen Erde. In Aſſirien und Egipten hatte er ſeine erſten Kinderträume, Laune erwachte, und wurde bald zur Leidenſchaft. Griechenland und auch Rom ſetzten ſeine Vollkommenheit in Ver-

edlung des Schaubaren, in Vergötterung der Erscheinung. Sie wußten eigentlich nichts von Bösem, nur von Häßlichem. Sie hatten ein körperliches Gewissen. Die Leidenschaft kann schön sein, der Genuß edel. Aber bald fiel die gefallende Form und nur Genuß und Leidenschaft blieben. Beide stiegen bis zu abscheulicher Größe, fielen bis zur häßlichen Form. Sie mußten gebändigt, unterdrückt werden, geistige Schönheit entstand: die Tugend. Ihr Weg ging nur durch Dornen der Duldung, durch die Wüsten der Entsagung. Das Gesetz der Liebe war jedoch noch zu erhaben für die Menschheit. Sie konnte erst dessen erste Hälfte begreifen, aber noch nicht den Nächsten wie sich selbst lieben. Die wilde Kraft ward dem Göttlichen gewidmet, Kreuzzüge entstanden, daneben aber auch das Faustrecht. Der mißdeutende Glaube schien jede Wissenschaft unnütz zu machen. Innere Unwissenheit, äußere Rechtlosigkeit nahm allenthalben überhand, aber der Prometheusfunke, die hohe Tradition der zweiten Welt verlöschte doch nie ganz. Jetzt erst gelang es der Menschheit, in ihrem Verstande die sichtbare Welt von der ewigen zu trennen und ihre wahren Bezüge festzusetzen. Alle Bahnen des Wissens wurden allmählig geöffnet; der Wille erhielt Bewußtsein und ein hohes, erkanntes Moralgesetz; während das Reich des Herzens geläutertes Gefühl, Glaube, Sehnsucht umschließt, und hundert mystische Bande, die es an die ewige Welt knüpfen, in sich trägt. Fast noch auffallender sind die Fortschritte des schaubaren Daseins. Die Rechte sind mehr als je bestimmt und ausgetragen; geregelte gelassene Kraft beschützt sie ohne Selbstsucht und Willkühr; die erlaubte Sphäre des Genusses ist ausgedehnt und mannigfaltig. Zuerst

wurden Entbehrungen und unangenehme Eindrücke entfernt, dann jedes kleine Bedürfniß bedacht und versorgt, ja die Künste selbst standen bei, und zur Befriedigung kam endlich noch die Zierlichkeit, die Eleganz. Überall ist der Impuls einer ins Unendliche fortschreitenden industriellen Thätigkeit sichtbar. Alle Kräfte werden in fördernd belohnende Thätigkeit gesetzt, neue erfunden, deren mehre, z. B. der Dampf, die überspanntesten Bedürfnisse übersteigen. Wer thätig sein will, findet eine entsprechende Sphäre, die auch für ihn zur Quelle der Befriedigung wird. Die meisten Thiere arbeiten im großen Haushalte mit, alle leblosen Potenzen werden verwendet. Das Erzeugniß der Urprodukte nimmt rasch zu. Gewerbe blühen, Fabriken leisten das Unglaubliche. Und zwischen all den vielfältigen Interessen, den mannigfachen Bedürfnissen und Wünschen, zwischen den Millionen Produzenten und Verzehrern, deren Kasten nicht gesondert sind, steht der Handel als vermittelnde ausgleichende Macht, als Alles berücksichtigende, Alle befriedigende Größe. Er stellt das Gleichgewicht zwischen Genuß und Bedürfniß her.

Wenn man vom Handel des mittelländischen Meeres spricht, so ist es der Natur der Sache angemessen, alle davon abhängigen Gewässer und selbst das schwarze Meer darunter einzubegreifen. Folgende Tabelle möge eine Übersicht der Handelsthätigkeit in den 15 Haupthäfen dieser Binnenmeere geben. Sie stellt das Durchschnittsergebniß der Jahre 1830—1833 dar:

Häfen	Zahl der eingelaufenen Schiffe	Tonnengehalt	Wertheingabe der Ein- und Ausfuhr nach Franken
Frankreich			
Marſeille . . .	3800, darunter 2230 von langer Fahrt	470,000	260,000,000
Öſterreich			
Triest	7604, darunter 948 von langer Fahrt	350,901	234,180,891
Venedig	3250	211,000	57,715,000
Rußland			
Odeſſa	1200	115,000	44,300,000
Türkei			
Konſtantinopel . .	3300	345,000	174,000,000
Smyrna	340, von langer Fahrt, die Bedeutenheit der Küſtenfahrt iſt unbekannt	74,000	40,000,000
Alexandria . . .	1100	175,000	80,000,000
Trebiſund . . .	150 ohne Küſtenfahrt	30,000	38,380,000
England			
Gibraltar . . .	2100	190,000	30,000,000
Malta	1670	164,000	25,000,000

Häfen	Zahl der eingelaufenen Schiffe	Tonnengehalt	Werthangabe der Ein- und Ausfuhr nach Franken
Sardinien			
Genua	6100	348,600	150,000,000
Nizza	1600	100,000	38,000,000
Toskana			
Livorno	3200	230,000	130,000,000
Beide Sizilien			
Neapel	3400, darunter 430 von langer Fahrt	300,000	30,000,000
Griechenland			
Syra	3600	210,000	70,000,000

Wenn man dieſe Tabelle in Erwägung zieht, kann man über die große Bedeutenheit des mittelländiſchen Handels keinen Augenblick im Zweifel ſein. Sein jährlicher Umſatz ſteigt bis zur Summe von 1456 Millionen Franken. Der jährliche Umſatz ſämmtlicher Häfen der drei größten Handelsmächte der Welt beträgt in der Durchſchnittſumme der Jahre 1825, 1826 und 1827

England	Frankreich	Vereinigte Staaten
2468	1165	927

Millionen Franken.

Dabei kommt noch zu bedenken, daß der Handel der Mittelmeere gegenwärtig im raſchen Steigen begriffen iſt.

Odeſſa war vor kaum mehr als 40 Jahren noch der armſelige türkiſche Flecken Hadſchi-Bay; im Jahre 1799 hatte es 4847 Einwohner, im Jahre 1833 deren 55,000. Die Einwohnerzahl Trieſts hat ſich in den letzten Jahren mehr als verdoppelt. Auch Venedig nimmt in allerletzter Zeit an Bedeutung wieder zu; es iſt noch immer einer der erſten Häfen des Mittelmeeres; aus obiger Tabelle iſt erſichtlich, daß ſeine Handelbewegung um $^1/_5$ die Odeſſas überſteigt. Die Regierung thut auch alles Mögliche für ſein Aufkommen; erſt neuerlich beſtimmte ſie 800,000 fl. zur Ausbeſſerung ſeines Hafens von Malamocco. Die Eiſenbahn von Mailand nach Venedig wird dieſes unglaublich heben.

Die Handelsbewegung des einzigen Hafens von Trieſt beträgt das Doppelte von derjenigen, die im Jahre 1826 in ſämmtlichen Häfen Spaniens ſtatt fand, und überſteigt faſt um $^3/_4$ jene aller Häfen der merikaniſchen Republiken im Jahre 1830, während ſie hinter der Newyorks, des größten Stapelplatzes der neuen Welt, des dritten Welthafens, nur beiläufig um ein Drittheil zurückbleibt.

Trieſt, zwiſchen dem Karſtgebirge und dem Meere auf einem Terrain von 1′/, Quadratmeile eingeklemmt, erhebt ſich immer mehr zu einem der bedeutendſten Seehäfen der Erde. Seine Lage an der Spitze eines weit ins Land einbiegenden Meeres, ſeine Eigenſchaft, als Beſtandtheil eines an Geld und Erzeugniſſen reichen großen Staates, ſo wie die Vorſorge einer weiſen Regierung, bedingen deſſen fortwährendes Steigen.

Ein Blick auf die Karte überzeugt uns, daß es von der Natur beſtimmt iſt, der Stapelplatz Mitteleuropas, ſein

Verbindungspunkt mit dem gesammten Welthandel zu sein. Nicht nur allein ein Theil der Monarchie, sondern auch die Schweiz und England bringen bedeutende Kapitale auf unsern Platz. Triest gewinnt selbst durch den englischen Transito- und Frachthandel bedeutende Summen. Wer die immer wachsende Lebhaftigkeit auf der Börse betrachtet, muß darin einen Bürgen der Handelsbedeutung dieses Platzes gewahr werden. Es braucht eben keinen besondern Schwung der Phantasie, um sich die Steinplatten ihrer Hallen und ihres Vorplatzes mit Goldhaufen überschüttet, und von hundert regen Leuten wie von Ameisen durchwühlt vorzustellen. Und diese Kapitale werden weniger als an den meisten andern Plätzen auf unfruchtbaren Kreditspapierhandel verwendet; die hiesige Handelsthätigkeit ist noch zu urkräftig, um diesen Scheinhandel betreiben zu wollen.

Dabei kommt zu berücksichtigen, daß es sich der Lokallage gemäß im Handel immer mit Venedig theilen muß, daß der Absatz der venezianisch-lombardischen Seide insbesonders Venedig den berührten Verhältnissen gemäß zugewiesen ist.

Man macht gegen die Bedeutenheit des hiesigen Handels den Einwurf, daß wenige Häuser in Triest solche Reichthümer erworben haben, als es einst in Genua und in Venedig der Fall war. Allein ohne andre wichtige Verhältnisse, deren Besprechung hier zu weitläufig und nicht am Platze wäre, zu berühren, bedenke man nur, daß damals der Handel gleichsam als Monopol in den Händen weniger Einzelnen war. Triest hat (Jahr 1836) 59 Ditte di Borsa, 20 Assekuranzgesellschaften, 85 approbirte Großhandlungsditten, 4 gemischte, eine insinuirte Kleinhandlung, 14 insinuirte

Spediteurs, 62 patentirte Waarenſenſale, 16 patentirte Wechſelſenſale, 12 patentirte Frachtſenſale und ungeachtet des beſchränkten Terrains 7 approbirte Fabriken. Die Zahl der nicht inſinuirten Groß- und Kommiſſionshandlungen, der abuſiven Senſale, der Detailhandlungen u. ſ. w. geht aber in die Hunderte, ja in ihrer Geſammtzahl in die Tauſende. Man irrt nicht, wenn man behauptet, daß in Trieſt mehr als 40,000 Einwohner mittelbar oder unmittelbar dem Handelsſtande angehören, perſönlich oder durch das Familienhaupt daran thätigen Antheil nehmen und davon leben. Viele der hieſigen Handelshäuſer haben höchſt bedeutende Kapitale, deren viele ganz, oder doch zum größten Theil hier erworben wurden. Die Bilanzen einiger Häuſer betragen in recht guten Jahren 100,000 fl. und darüber.

In dieſem Anbetrachte kommt noch zu erwägen, daß Trieſt unter die theuerſten Städte des europäiſchen Kontinents gehört, und die theuerſte Deutſchlands iſt, — daß man gleichwohl hier im Durchſchnitte ſehr wohlhäbig und theilweiſe mit großem Luxus lebt, — daß ſomit jährlich eine höchſt bedeutende Summe am Platze ſelbſt verzehrt wird.

Nicht minder kommt hier der hohe Werth des Grund und Bodens und die Größe des daran hierorts vorhandenen, ja erſt ſeit Kurzem geſchaffenen Kapitals zu berückſichtigen. Dem Meere wurden mit großem Koſtenaufwande einige Plätze abgewonnen, die unfruchtbaren Kalkfelſen in der Nähe mit aus Iſtrien herbeigeführter Erde überkleidet. Die Quadrat-Klafter Baugrund koſtet auf den beliebten Plätzen der Stadt von 200—400 fl., an entlegenen 10—40 fl., in den Kampagnen 3—30 fl. Trieſt beſitzt nun beiläufig 1800 Häuſer,

die ſich im Durchſchnitte zu 6 Prozent verzinſen, und einen verhältnißmäßig ſehr großen Totalwerth *) haben; das Hügelpanorama um Trieſt iſt an allen Seiten mit unzähligen Landhäuſern, Villen, Gärten, Weinbergen und Kampagnen beſetzt.

Der Geſammtwerth der gegenwärtig hier aufgeſtapelten Waaren dürfte 50 Millionen betragen. Welche Quelle des Gewinns, wenn einmal die gegenwärtige temporäre Flauheit im Handel aufhören wird, wenn die Konſumenten und ihre nächſten Abſetzer ſich wieder mit Waaren verſehen werden!

Die Bedeutenheit des öſterreichiſchen und ſomit des Trieſter Handels ergibt ſich auch aus der Betrachtung, daß die öſterreichiſche Einfuhr in Odeſſa im Jahre 1836 mit Ausſchluß des Zuckers 1,117,073 Papierrubel betrug, während ſich die franzöſiſche nur auf 159,884, und die engliſche ſich auf 413,685 Papierrubel belief.

Folgende Tabelle möge eine Überſicht des hieſigen Handels ſeit dem Jahre 1802 bis 1836 geben:

*) Man gibt den Werth der unbeweglichen Güter im Stadtbezirke von Trieſt auf 40,000,000 fl. an.

Jahr	Schiffe von langer Fahrt kommend	Ihre Tonnenlast	Zahl aller einlaufenden Schiffe	Ihre Tonnenlast	Abgereiset zu langer Fahrt	Einfuhr	Ausfuhr
						Gulden K. M.	
1802	678	114,407	3442	186,326	—	28,623,100	21,302,720
1803	739	145,295	4953	242,379	—	26,727,330	29,210,470
1804	581	106,113	4225	192,441	—	30,714,348	24,342,930
1805	447	83,163	3845	170,091	—	24,972,400	21,437,210
1806	721	132,248	4164	218,948	—	18,520,370	12,430,410
1807	435	80,827	3031	208,635	—	16,932,320	14,800,400
1808	122	22,408	4089	130,663	—	14,300,300	10,900,500
1809	76	14,653	3980	107,476	—	6,270,742	7,430,137
1810	34	4,874	3664	88,176	—	2,303,745	3,070,092
1811	15	2,484	2911	53,198	—	1,479,921	4,460,400
1812	31	6,188	2655	60,383	—	2,380,200	3,192,430

1813	45	8,778	2912	69,675	—	1,933,388	447,844
1814	492	99,141	3259	203,893	—	42,771,387	21,384,356
1815	380	104,331	6667	241,414	—	34,535,323	32,847,730
1816	745	157,998	6917	290,873	—	43,048,413	31,083,168
1817	687	116,129	6522	271,798	—	32,470,839	27,295,271
1818	537	93,451	4083	191,224	—	33,321,813	26,347,089
1819	524	91,541	4193	185,139	—	21,543,605	21,063,525
1820	508	87,731	4015	206,597	—	22,123,429	19,012,819
1821	653	111,398	4864	243,665	—	29,330,872	20,474,289
1822	600	101,715	5233	232,028	—	31,711,210	26,310,971
1823	654	107,900	5173	237,313	—	32,021,830	23,812 089
1824	613	101,157	5133	249,065	—	24,438,274	26,119,628
1825	778	130,200	5853	298,260	—	39,633,300	29,695,328

Jahr	Schiffe von langer Fahrt kommend	Ihre Tonnenlast	Zahl aller einlaufenden Schiffe	Ihre Tonnenlast	Abgereiset zu langer Fahrt	Einfuhr	Ausfuhr
						Gulden K. M.	
1826	697	135,000	6190	310,098	780	32,732,031	34,985,400
	a*) 391				a 402		
1827	770	141,000	6283	321,000	783	38,333,600	36,919,000
	a 376				a 385		
1828	771	143,000	6721	324,000	743	42,353,700	43,623,300
	a 403				a 385		
1829	791	142,300	6176	309,000	836	41,406,000	39,649,000
	a 343				a 373		
1830	907	141,000	7470	322,000	861	46,272,700	42,406,300
	a 339				a 341		
1831	883	178,000	7683	354,300	948	37,776,709	36,084,600
	a 436				a 489		

1832	1063 a 501	190,000	7400	360,000	1883 a 538	61,633,200	53,999,200
1833	913 a 454	170,581	7863	367,303	868 a 430	47,000,000	32,000,000

NB. Vermindert 1833 wegen schlechter Ernte in Griechenland und Egipten, und Unruhen im Orient.

1834	939 a 473	183,767	6984	384,837	877 a 431	47,231,000	42,182,700
1835	1691 a 638	223,538	7300	405,299	1730 a 727	76,192,000	79,185,000
1836	1756 a 367	251,531	7100	430,000	1937 a 891	über 80 Mill.	über 75 Mill.

*) Die mit a bezeichneten waren österreichische Schiffe, in obige Zahl mit einbegriffen.

Von Seite der Regierung geschieht dem Handel in Triest aller mögliche Vorschub. Triest genießt die ausgedehntesten Rechte eines Freihafens. Es hat ein Merkantil- und Wechselgericht, auch Seekonsulat, einen Sanitätsmagistrat mit Kontumazanstalt in zwei Lazarethen, ein Hafenkapitanat, eine Real- und nautische Schule, ein Marinekommando, Bankgeldverwechslung und Schiffswerften. Seine Börse ist ein höchst blühendes Institut, mit zehn Börsedeputirten und vierzig Rathsgliedern. In Triest befinden sich 28 auswärtige Konsulen, darunter der Nordamerika's und der des türkischen Reichs; andererseits erhält Österreich 37 Generalkonsulen, 24 Konsulen, 57 Vizekonsulen und 179 Konsularagenten zur Beförderung des Handels in auswärtigen Plätzen. Der politisch-ökonomische Magistrat sorgt zugleich für die Verschönerung der Stadt, so wie für das Kommunalwesen, das sehr bedeutend dotirt ist. Der Bau des eben so großen als prächtigen Krankenhauses, und einer neuen dem Meere abgewonnenen Straße nach St. Andrä sind die neuesten Beweise seiner löblichen Vorsorge und Thätigkeit. Neue Straßen nach Fiume und Oyschina wurden in jüngster Zeit angelegt und vollendet. Das hiesige Straßenpflaster, so wie Beleuchtung gehört unter die besten, die irgendwo bestehen. Alle Religionsparteien, alle Nationen haben gleiche Rechte, und vollkommen ungehinderte Religionsübung. Dabei erfreut sich Triest einer vortrefflichen Lokalpolizei. Unter den öffentlichen Vergnügungen wird insbesonders fortwährend für ein gutes wohlfeiles Theater gesorgt. Für die Erhaltung und Bequemlichkeit des Hafens und der Rhede wird durch Entfernthaltung aller Verunrei-

nigung, durch herrliche Quais, durchaus aufgemauertes Ufer und die nothwendigen Roste und Pfahlwerke geſorgt. Ein ſchöner zweckmäßiger Leuchtthurm iſt ſeit vielen Jahren erbaut und zur beſſern Sicherheit einer bedeutenden Zahl Schiffe der canale grande angelegt worden.

Eine weitläufigere Aufzählung alles deſſen, was für die Stadt Trieſt von Seite der Regierung und der Gemeinde geſchieht, würde die Ausdehnung und den Endzweck dieſer Blätter überſchreiten.

Dieſe innern Kräfte und Einrichtungen und dieſe äußern Verhältniſſe müſſen für den hieſigen Handel noch weit glänzendere Erfolge herbeiführen. Für die nächſte Zukunft ſtellt ſich für Trieſt noch ein doppeltes Bedürfniß dar, es iſt das der Eiſenbahnverbindung und der Dampfſchifffahrt. Im Norden Europa's ſind weitläufige Eiſenbahnen, den verſchiedenen Bedürfniſſen gemäß, im Vorſchlage, und werden theilweiſe bereits begonnen. Wenn nun dieſelben bedeutend früher zu Stande gebracht würden, als die Bahnen Süddeutſchlands, ſo könnte allerdings der Fall eintreffen, daß ein bedeutender Theil des Trieſter Handels ſich nach den nördlichen Häfen, insbeſonders nach Hamburg ziehen würde, da ſelbſt eine längere Waſſerfahrt durch den ſchnellern, wohlfeilern Landtransport mehr als ausgeglichen würde. Auch kömmt nicht zu zweifeln, daß die Engländer, deren Frachthandel und mittelbarer Antheil und Einfluß hierdurch vergrößert würde, dieſe Änderung begünſtigen dürften. Stillſtand im Handel wäre aber in der gegenwärtigen Zeit allgemeinen Fortſchreitens bereits ein Rückſchreiten; wenn einmal ein neuer Handelsweg eingeſchlagen wäre, ſo ließen ſich

nur sehr schwer die alten Zustände wieder herstellen. Eine Eisenbahnverbindung [1]) mit Wien, wenn sie zugleich noch nördlicher fortgesetzt würde, wäre für den Einfuhr- und Transitohandel Triests und des ganzen österreichischen Staats von größter Wichtigkeit, so wie eine mit Ungarn und eine zweite mit dem lombardisch-venezianischen Königreiche den Ausfuhrhandel ins Unberechenbare vermehren würde. Die erste würde zum Erfolge haben, daß Triest Mitteldeutschland, ja selbst einen Theil des deutschen Nordens mit Waaren versehen würde, die letztere würde insbesonders in Ungarn eine außerordentliche Produktivität hervorbringen. Bei Anlegung der Eisenbahnen wäre allerdings, so viel als möglich, der bisherige Straßenzug zu verfolgen; da er einerseits das Resultat wirklicher Bedürfnisse ist und andererseits das Recht des Besitzes nach Möglichkeit zu beschützen kömmt. Innerösterreich hat auf den Durchgang der Eisenbahn nach Wien um so mehr Anspruch, da seine Metallausfuhr nach Triest bereits bedeutend ist, die Frachtkosten derselben gegenwärtig sehr hoch kommen, und dieselbe durch die Eisenbahnverbindung eine ungemeine Förderung erhalten würde.

Dem zweiten Bedürfnisse wird eben durch das österreichische Lloyd [2]) abgeholfen. Sechs Dampfschiffe von 310 bis 350 Tonnen und mit Maschinen von der Kraft von 100 bis 120 Pferden sind im Baue begriffen, und zwei da-

---

[1]) Die großartigen Beschlüße der österreichischen Regierung hierüber gehören der jüngsten Zeit an.

[2]) Seitdem in noch ausgedehnterer Wirksamkeit, als 1837 in Aussicht stand.

von werden bereits im nächſten Monate in Wirkſamkeit treten. Der Abgeordnete des öſterreichiſchen Lloyds iſt bereits aus dem Oriente zurückgekommen, hat günſtige Nachrichten gebracht und die nöthigen Anſtalten und Verbindungen dort eingeleitet. Trieſt wird durch dieſelben über Ankona, Corfu, Patras und Zante mit Candien (906 Meilen in 114 St.) und von da über Athen, Syra, Chio, Smyrna, Metelin und Konſtantinopel (1556 Meilen in 196 St.) und andererſeits direkt nach Alexandrien (1334 Seemeilen in 167 St.) monatlich dreimal in Verbindung geſetzt werden. Die Eleganz der Einrichtung, die Billigkeit des Fahrlohns und die Kürze der Fahrt werden ohne Zweifel eine Menge Paſſagiere anlocken, ſo wie beide letztern Gründe fortwährende Fracht. Wie erwünſcht und nützlich wird übrigens die ſchnelle Korreſpondenz und Mittheilung zwiſchen dem Orient und unſerm Hafen für die Handelswelt, und für die Fortſchritte der Levante überhaupt ſein. Einerſeits wird nun dem Orient über Trieſt auf dem ſchnellſten Wege europäiſche Kultur zugänglich werden, andererſeits die kürzeſte Straße für die nicht minder vortheilhafte Rückwirkung eröffnet. Die geographiſche Lage weiſt Trieſt zum europäiſchen Mittelpunkte der Verbindung mit dem Oriente an, und deswegen dem ebenfalls löblichen Unternehmen, das ſich auf Marſeille baſiren wird, nur den zweiten Rang zu.

Der Hafen.

Aber noch interessanter, wenn man nicht vom merkantilischen Prinzipe ausgeht, ist ein Gang durch den Hafen in den ersten Stunden der Nacht. Dunkel liegt über der Meerfläche, wie schwarze Riesen stehen die Schiffe neben einander; einzelne Sterne scheinen durch das Gewölke und der Schimmer des Leuchtthurmes wirft einen Lichtstreifen über die düstere Fluth. Das Beängstende der Absichtlichkeit verschwindet, das Triviale des Erwerbes ist unsichtbar, und Land und Meer vereint sich zu einem reizenden poetischen Bilde.

Längs des molo di vino und di legna stehen die dalmatischen und istrischen pieleghi, Laternen brennen auf den Verdecken, und halb erleuchtete Gestalten lagern sich in wechselnden Gruppen zwischen Fässern und Ballen. Der Verkehr ist in den ersten Stunden noch ziemlich lebhaft, Käufer gehen ab und zu, bunte Stimmen streiten durch einander. Im Weitergehen kömmt man zum Caffè Tommaso, zahlreiche Lampen verbreiten die Helle eines Salons über die Kredenztische zwischen den Bäumen, elegante Gesellschaft nimmt Sorbetti, oder wandelt auf und nieder, und die Kavatine des Musikchors vertritt die Stelle der allgemeinen Konversation. Diese Szene des Festlandes ist gleichsam die

Grenze zwiſchen dem Marktgetriebe des Tages und der feierlichen Ruhe der Nacht. Weiter hinaus wird es ſtill, ſchwache Lichtſtreifen fallen herüber, und nur einzelne Töne werden in Zwiſchenräumen noch hörbar. Aber das Hafenufer gewinnt an Intereſſe. Hier ſtehen die größeren Fahrzeuge. Genau über der Meerfläche erſcheinen die erleuchteten Fenſter der Kajüten, auf manchem Fahrzeuge flackert durch die geöffnete Luke des Schiffraums ein breiter Lichtſtrahl, und auf den Verdecken iſt der eintönige Schritt der Wachen hörbar. Jenes Schiff, deſſen Fenſter und Warten ſo fröhlich beleuchtet ſind, deſſen Verdeck eine Reihe bunter Laternen ſchmückt, kam erſt heute aus Südamerika. Es iſt ein Neapolitaner, und der Kapitän bewirthet ſeine Handelsfreunde und hält die Mannſchaft frei mit Rum und Madeira. Einzelne Schatten ſchwanken über das Verdeck, und das Hurrah der Equipage läßt den Kapitän und den heiligen Januarius leben. Das nahe türkiſche Schiff ſticht ſehr davon ab, auch ſein Verdeck erhellt ein Lampenpaar, aber die vier Muſelmänner lagern in ſchweigender Ruhe mit gekreuzten Füßen neben einander; ſähe man nicht von Zeit zu Zeit ein blaues Rauchwölkchen aus den Ambraröhren ſteigen, man hielte die Gruppe für Schläfer. Aber nun erſcheint der Mohrenſklave, und reicht die kleinen Taſſen mit Kaffee, in die er aus einem Fläſchchen träufelt. Wahrſcheinlich enthält es Opium, und in den Köpfen der Moslims herrſcht ſchon die wunderbare Kraft ſeines Zaubergiftes und den Augen der Rechtgläubigen öffnet ſich eben der ſiebente Himmel.

Am nahen Pielego liegen ein paar Theerjacken und ſpielen mit Karten bei ſchwachem Öhllichte.

Aber nun beginnt ein ſeltſamer melancholiſch feierlicher Chorgeſang, deſſen Töne gedämpft aus einiger Entfernung über die Wellen herübergleiten; es iſt ein Lied an die heilige Jungfrau Maria, das drüben im großen Griechenſchiffe geſungen wird. Eine Pauſe bezeichnet das Ende einer Strophe, aber bald beginnt wieder eine neue in derſelben trüben eintönigen Weiſe.

Jetzt rollt ein Wagen über den Molo di San Carlo, er hält am Ende der Landzunge; im Schimmer der nahen Laterne ſteigt mit zwei verſchleierten Damen ein Mann aus. Im nahen Boote erheben ſich vier Ruderer, ſie ſcheinen auf die Geſellſchaft gewartet zu haben. Der Mann umarmt die zwei Frauen, die jüngere mag ſich nicht trennen, er flüſtert ihr unhörbar ins Ohr, ſie ſcheint leiſe zu ſchluchzen; nun reißt er ſich aus ihren Armen, weiſt auf die Matrone und ſpringt in das Boot. Schnell greifen die Ruder ein, der ſcharfe Schnabel ziſcht durch die Fluth, ſchnell und eintönig folgen die Ruderſchläge auf einander, das Boot verſchwindet im Dunkel der Nacht, und der Wagen rollt zurück über das Steinpflaſter des Mole. Gute Nacht, und glückliche Reiſe für Morgen.

Nun iſt's ſtill und einſam am Molo, in den fernen Alpen wetterleuchtet es, und die wiederkehrende Fluth ſchlägt an die Steinſtufen der Stiegen, und ſinkt dumpf und ſchwerfällig wieder zurück. Der dunkle Schatten zweier verſpäteten Fiſcherbarken wird ſichtbar, ihre Segel ſcheinen ſchwarz, die Streifen, die ſie in das Waſſer ſchneiden, phosphoreſziren. Eine wahrſcheinlich aus Capodiſtria heimkehrende Geſellſchaft ſcherzt und lacht durcheinander.

Jetzt tönt der Schritt eines Mannes über die Quadern, seine hohe ſchlanke Geſtalt wird ſichtbar. „Alice Farewell!“ ruft er hinaus gegen die nördliche Schiffreihe. Kaum vernehmbar wird ihm das Signal aus der Ferne zurückgegeben. In ſchnellen Schritten geht er am Molo auf und nieder, bis das Boot ankömmt, das ihn zu ſeinem Schiffe bringt. Alice Farewell heißt ein engliſcher Dreimaſter, zur Fahrt nach Oſtindien beſtimmt, ſorgfältig und zierlich gebaut, und trägt am Vordertheile das Bruſtbild eines Frauenzimmers, das mit beſonderer Kunſtfertigkeit aus Holz geſchnitzt und reich vergoldet iſt. Das Geſicht ſcheint einem lebenden Weibe nachgebildet, es blickt mit großen, klaren Augen in die See, als wollt' es die Wellen zur Ruhe beſchwören. Alice Farewell! ſteht darunter. Alice ſtarrt wohl nun in die Fluthen der Nordſee, und ihre Augen ſind noch feucht vom Lebewohl.

Nun ſteigt der ſpäte Vollmond über den Gipfel des Karſts empor; hundert Giebel und Thürme werden ſichtbar, die Zinnen des Kaſtells erheben ſich in ſeinem ungewiſſen Lichte, und die Fläche des Meeres ſcheint mit Silber übergoſſen, freundlicher rauſchen die Wellen, das Bild der Nacht wird dem Menſchen vertrauter, und im Hafen herrſcht liebliche Stille und Sicherheit.

Sartorelle.

Was Paris die grisettes, Neapel die Lazerten, das ſind Trieſt ſeine sartorelle. Eine sartorella iſt ein hübſches, ſchlankes, junges Mädchen, das zum Verkaufe oder um Taglohn alle Gattungen von Näheſachen arbeitet, und ſich noch nebſtdem auf die Liebe verſteht. Sie iſt hübſch, denn einer Häßlichen fällt es nicht ein, sartorella zu werden; ſie iſt ſchlank, denn ihr Temperament läßt ſie nicht dick werden; ſie iſt jung, denn wenn ſie nicht jung zu werden anfängt (auf das alt werden läßt es ſchon gar keine ankommen), verläßt ſie wie eine kranke Biene den Schwarm. Was aus der alt gewordenen sartorella wird, kann mit Zuverläſſigkeit kaum beſtimmt werden, doch dürfte ihr Loos nicht das reizendſte ſein, und ſich dem des edlen Pferdes vergleichen laſſen. Die sartorella näht Weißzeug, ſie macht Kravatten, ſtrickt, netzt, ſtickt und häkelt alle Arten von Beuteln, Chemiſetten, Bändern, Tapiſſerien, ſie beſſert alte Wäſche aus, und näht an Kaſtorhüten, ſie iſt marchande des modes und Strumpfſtrickerin, macht Schuhe und Jabots, Uhrketten und Kinderwäſche. Sie iſt die Urproduzentin aller Nadelarbeiten, ihr Prinzipal iſt der Kornjude oder Vorkäufer, der den Konſumenten, ſo wie die Produzentin drückt. Sie

erhält geringen Taglohn, und iſt doch immer zierlich angezogen, denn ſie iſt wenig; — muß viel arbeiten, und bleibt doch immer fröhlich, denn ſie liebt. Die sartorella iſt in allen Illuſionen der Jugend befangen, ihre Gedanken fliegen weit über ihre Stiche, in ihren Träumen iſt ſie die Königin der Welt. Sie iſt jung, hübſch, warum ſollte ſie nicht auch recht glücklich werden? Weswegen ſieht ſie denn der reiche Grieche ſo bedeutend an, der ſchöne Kaufmann, der vornehme Engländer? Alle Reiche der Welt ſteh'n ihr offen, überall muß ſie geliebt werden. Die sartorella iſt das Prototip des ohne Gegenſtand verliebten Mädchens; findet ſie dieſen, ſo wird ſie alſobald traurig, unhübſch und — alt, ſie hört auf sartorella zu ſein. Hat die echte sartorella auch einen Geliebten, ſo hält ſie ihn nur für den Vorläufer eines Geliebteren. Sie iſt untreu aus Grundſatz, leichtfertig aus Charakterfeſtigkeit. Eben darum iſt ihr Stand auch ſo anlockend; das kleine Mädchen der untern Volksklaſſe wünſcht ſich nichts anders, als dereinſt sartorella zu werden, und fragt ihr das erwachſene: was ſie ſei, ſo wird ſie euch mit ſelbſtgefälligem Lächeln antworten: so la sartorella. Hieſige arme Mädchen wollen nicht Dienſtbothen werden, daher hier die meiſten aus Krain, Friaul oder Iſtrien genommen werden. Die Sartorellen ſind die italieniſchen Ausgaben von Fauſt's Gretchen; ſie ſind bunte Schmetterlinge, die im Sonnenſcheine der Jugend und Liebe herumgaukeln, kleine, ſummende, allerliebſte Goldfliegen, glänzende Johanniskäferchen.

Die Hochzeit der Mandriara.

Zu den 65,000 Einwohnern von Trieſt kommen noch über 5000 Bauern der Umgebung, die täglich 8 bis 10 Stunden in der Stadt, und faſt nur die Nacht in ihrer ländlichen Wohnung zubringen. Sie treiben Fuhrwerk, biethen Obſt, Grünzeug, Blumen und Kräuter feil, arbeiten um Taglohn, kaufen und verkaufen, und verdienen ſich auf die verſchiedenſte Weiſe ihren Unterhalt. Ein Theil derſelben ſind kleine Grundbeſitzer, ein anderer Einwohner der nächſten Ortſchaften, der dritte Wächter, oder Arbeiter der Kampagnen und Mandrien der Trieſter. Dieſe letzteren vorzugsweiſe nennt man die Mandriari. Aus dieſen Landleuten iſt die hieſige Bauernwache zuſammengeſetzt, ſie bildet unter Bürgeroffizieren ein Bataillon, und zeichnet ſich eben ſo ſehr durch ihr ſchönes, eigenthümliches Anſehen, als durch ihre gute Einübung aus. Sie tragen die gewöhnliche dunkle bunt geränderte Jacke des hieſigen Bauers mit großen flachen hängenden Silberknöpfen, Strümpfe mit Schnürſchuhen und haben Musketen, aber ihre ſchönſte Zierde iſt der weitkrämpige Filzhut, deſſen eine Seite aufgeſchlagen iſt, und der an die Landsknechte des Mittelalters erinnert. Sie ſind ſämmtlich junge Burſche, hübſch, ſchlank und groß,

und ihre Haltung, ſo wie ihr Exerzizium muſterhaft. Sie haben eine eigene Muſikbande. Nicht minder eigenthümlich iſt der weibliche Theil dieſer Landleute; ihre weiß umhüllten Köpfe erinnern an die Nachbarſchaft Krains, nur daß der italieniſche Geſchmack an die Stelle der gepolſterten Haube ein leichtes Tuch gewählt hat. Dieſes Tuch aber, ſo wie die langen weiten Hemdärmel ſind von feinem Wollzeuge und blendender Weiße. Jenes veranlaßt der geringe Preis, um den ſolche Stoffe hier feil ſind, dieſes der Umſtand, daß eben ſie Trieſts Wäſcherinnen ſind, — Beides ihr größerer Wohlſtand und Sinn für Zierlichkeit. Jede dieſer Bäuerinnen trägt nebſtdem noch kleine ſchwarzlederne Bundſchuhe, deren dicke Sohlen und hohe Abſätze mit Nägeln ſo ſtark beſchlagen ſind, daß ſie ihre Annäherung ſchon von weitem ankünden. Die meiſten ſind groß, ſchlank und hübſchen Geſichts, vorzüglich diejenigen, welche kleine Blumenſträußchen feilbiethen. Ihre Sprache iſt die ſlaviſche. Die Hochzeit einer Mandriara ſetzt ihre Nachbarn in frohe Thätigkeit. Hochzeitführer, Kranzjungfrauen, Brautvater und Beiſtände werden gewählt. Ein paar Hochzeitlader mit Stäben, die Bänder und Blumen ſchmücken, mit mächtigen Blumenſträußern an Hut und Bruſt, gehen die Gäſte zu biethen, und die Hochzeit bei den vornehmern Beſitzern der Nachbargründe anzuſagen. Die bekannten Mandriari treten zuſammen und bringen dem Brautpaare und den Würdeträgern des Hochzeitfeſtes Serenaden. Die Braut wird ſchon ein paar Tage vor der Trauung mit ihren ſchönſten Kleidern geſchmückt; ſie trägt ihre dunkle Jacke mit rother Seide gefüttert, den Rock mit der bunten Bändereinfaſſung, und ihr Weißzeug

ist vom feinsten Stoffe mit Stickereien besetzt. Der eigenthümliche Schmuck ist aber die Brautkrone; sie ist fast einen Schuh hoch, aus hundert bunten Seidenbändern, deren Enden frei herumflattern, über ein Drahtgehäuse geflochten, und reich mit Blumen geziert. In diesem Feststaate, dem der der Brautjungfern ähnlich ist, zieht sie, von Freunden und Bekannten umgeben, von der Mandriarenmusik begleitet, an den Weingartenhäusern der Bekannten vorüber, und zuletzt selbst durch die besuchten Gassen der Stadt. Sie will ihr Glück und das ihres Bräutigams der Welt zeigen. Der Hochzeitschmaus beginnt um 11 Uhr Vormittags, und dauert bis in die Nacht; geht es hoch her, so wiederholt er sich noch durch ein paar andere Tage. Vor dem Ende desselben wird ein Backwerk in Gestalt eines hohen Kranzes, der in der Mitte leer ist, hereingetragen; die hiesige Lokalsprache nennt es buxzola. Nun beginnt eine Musikfanfare, dem Brautpaare wird ein eviva gebracht. Der Brautvater gibt einen Hochzeitspruch, und ladet die Gesellschaft zu Freigebigkeit für die Neuvermählten ein. Jeder der Gäste legt nun in das hohle Innere des buxzola abgesondert ein Geldgeschenk, das er mit einem Merkmahle als das seine bezeichnet, und der Brautvater hält am Schlusse Durchsicht. Wer die größte Gabe verabreichte, erhält eine Krone aus Blumen, wird zum Könige des Festes ausgerufen, und im feierlichen Musikzuge nach Hause begleitet. Diese Ehre ist dem heitern Völkchen der Mandriari so anlockend, daß mancher junge Bursche, der für Taglohn arbeitet, ein paar Zechine in den buxzola verbirgt, um ja gewiß der freigebige Hochzeitkönig zu werden. Da die vornehmen Bekannten und Gön-

ner des Brautpaares beim Mahle nicht gegenwärtig waren, ſo ſammelt die Braut in einem netten blumenverzierten Korb die übrig gebliebenen Confetti, und bringt hochzeitlich geſchmückt jedem derſelben ſeinen Antheil am Nachtiſche, der natürlich eine Gegengabe erheiſcht. Erſt nach mehren Tagen endet dies Jubelfeſt, und die Mandriara waltet nun als Hausfrau in ihren ſtillen Lauben, im reizenden Gartenſtübchen, auf deſſen Fenſter der Feigenbaum ſeinen Schatten wirft.

Catull's Villa am Gardasee.

Der Eintritt in das lombardisch-venezianische Königreich über Udine und Treviso weiset eben nicht den schönsten Theil desselben; die Gegend ist ziemlich einförmig, und der nordische Reisende dürfte sich vergeblich nach dem Lande umsehen, wo die Citronen blühen. Die kleinen, in langen Guirlanden wachsenden Rosen von Conegliano sind die erste freundliche Erscheinung; die Zwischenstationen Castelfranco und Citadella bringen den ersten eigenthümlichen Eindruck hervor; alterthümliche Mauern, Thürme und Zinnen, mit Epheu überwachsen und verdeckt, erwecken Reminiszenzen des Mittelalters, mahnen an die ferne Zeit der Guelfen und Ghibellinen. Die mittelalterlichen Reste der deutsch-österreichischen Provinzen datiren sich meist nicht weit hinter Maximilian I. zurück. Hier sieht man das Hohenstaufen'sche und ein noch ferneres Zeitalter. Bei uns herrschte mehr Ritterſinn Einzelner, hier Kampflust und Bewegung der Massen; der dritte Stand erscheint hier um Jahrhunderte früher.

»Um Himmelswillen, Sie werden uns doch keine Reisebeschreibung durch das Friaul und die Trevisaner Mark

biethen wollen!« rief ein Bekannter, als ihm die vorſtehenden Zeilen zu Geſicht kamen. Die Sache ging mir im Kopfe um, und ich ließ den Bogen liegen, bis mich beiläufig folgende Gedanken zur Fortſetzung bewogen: Le grand tour d'une valise, iſt allerdings ein viel intereſſanteres Werk, und Jedem muß es nahe gehen, zu erfahren, daß das Gras in Afrika grün und das Waſſer auch in Sirien naß iſt; allein, aus den Briefen eines Ungebornen lernt jeder Autor den fruchtbaren Satz, daß er nur das zu ſchreiben hat, was ihn freut, und daß das Publikum bei jedem Buche die untergeordnete Perſon iſt. Das Publikum übernimmt nach der Meinung des Ungebornen die Verpflichtung, ſeine täglichen Speiſezettel zu leſen, ſeine Verdauung mit geſpannter Erwartung zu beobachten, nur weil ſie im ſechſten Welttheile vor ſich ging. Ich hege nun zwar nicht ganz dieſe Anſicht, theile jedoch zu meiner Beruhigung das geehrte leſende Publikum in zwei Hälften; in die erſte, die das Buch gekauft hat, und in die zweite, die es nur entlehnt. Um jene iſt mir nicht bange, die lieſet es zu Ende, um doch mindeſtens Langweile und Ärger für ihr Geld zu haben, dieſe ſteht aber zu Autor und Verleger in gar keinem Rechtsverhältniſſe und hätte ſich erſt, als zum Leſen berechtigt, zu legitimiren. Für dieſe kann gar kein Autor ſchlecht genug ſchreiben; was ſie lieſt, iſt ein Geſchenk für ſie; ſtrenge Juriſten halten es ſogar für einen Diebſtahl und rubriziren ihn zum Nachdrucke.

Vicenza iſt eine ſehr ſchöne, freundliche Stadt. Man merkt ihr an, daß ſie Palladio's Geburtsort iſt; faſt alle ihre Bauten ſind edler, häufig in ſeinem Stile. Andrea

Palladio war gewiß jener Baumeiſter des 16. Jahrhunderts, der den Geiſt der alten Baukunſt am gründlichſten erfaßte und eine neuere Periode hervorrief. Das Charakteriſtiſche ſeines Stiles iſt die Einfachheit und edle Ordnung; er widerſetzte ſich der Überladung; höchſt ſelten, und nur ungern verwendete er Feſtons, Frucht- und Blumengewinde, vorſtehende Balkone, Hautreliefs u. dgl. Seine Façade iſt meiſt ein baſirtes Dreieck, von Säulen getragen; die Flügel ſenken ſich; das Innere iſt häufig Rotonde, oder einem römiſchen Wohnhauſe nachgebildet. An ſeinen Bauten erkennt man das Studium Vitruv's; er ſtellte der Erſte die Säulenordnungen wieder rein dar.

In Vicenza ſteht noch ſein Wohnhaus, von zwei doriſchen, und darüber zwei kanelirten korinthiſchen Säulen getragen.

Das Theater der Olimpier in Vicenza hat er Vitruv's Beſchreibung nachgebildet; das Innere iſt ein gedecktes Amphitheater mit mäßigen Stufen, darüber läuft eine Arkade mit Statuen am Geſimſe. Die Bühne ſtellt in drei Perſpektiven die Stadt Theben aus Holz geſchnitzt vor; im Innern ſieht man Säulen, Gaſſen, Statuen, höchſt fleißig ausgearbeitet. Erleuchtet iſt es von großer Wirkung. Schade, daß die Hauptmaſſe in Holz gearbeitet iſt, und nicht viele Säulen und Statuen in Mörtel und Stein ausgeführt ſind!

Den Gartenpalaſt des Marcheſe Capra halten Viele für Palladio's Meiſterbau; er iſt unter dem Namen der „Rotonda“ bekannt. Er liegt auf einer Wieſenerhöhung, bildet im Innern einen Rundſaal, mit einer mehrfachen Kuppel

überbaut; gegen jede der vier Weltgegenden geht der Bau in einem Vorſprunge in Palladio's gewöhnliche Façade aus, von ſechs doriſchen Säulen geſtützt, zu denen ſchlanke Stiegen aufführen. Dieſer Bau iſt demnach von den vier Seiten ganz gleich anzuſehen, und bietet an keiner die Schwächen der minder begünſtigten. Schade, daß er nur in übermörtelten Ziegeln ausgeführt iſt und daß der Mörtel bereits abfällt, wodurch der Bau einer alten, ſchadhaften Münze ähnlich wird! Die Flecken ſtören den Eindruck der Einheit. Lord Burlington ließ dieſen Pavillon in ſeinem Parke zu Chiswick nachbilden.

Palladio's Anbau an das alte Rathhaus iſt ſchön; zwei übereinanderſtehende Arkaden doriſcher und joniſcher Ordnung umkleiden und verhüllen das alte Gebäude; nur ſind die Bogen dazwiſchen — wahrſcheinlich aus Sparſamkeit — zu weit geſtreckt worden, ſo daß das Ganze etwas leer ausſieht.

Vicenza's Umgegend iſt wunderſchön; die bericiſchen Hügel laufen in das lachende, reizendſte Thal aus; Vicenza iſt ein herrlicher Aufenthalt.

Man verſäume nicht, die zwei Gärten Valmarana zu beſuchen. Sie liegen höchſt lieblich auf dem ſchmalen Rücken eines Hügels, und biethen entzückende Ausſicht nach beiden Seiten. Ein Hain indiſcher und anderer ſüdliſcher Bäume und Geſträuche iſt Las Casas, dem Apoſtel der Indier, geweiht.

Die Kirche Madonna del monte, zu der unter 168 Arkaden ein 2000 Fuß langer, bedeckter Gang führt, könnte die entzückendſte Ausſicht haben, ſteht jedoch nicht am

höchſten Giebel des Hügels und wird durch Gebüſch und Ähnliches daran beeinträchtigt. Veroneſe's „Abendmahl Papſt Gregors I.“ daſelbſt iſt recht brav, doch unpoetiſch und nicht neu in der Erfindung. Menaghestti's „Ruhe auf der Flucht nach Egipten“ iſt anſprechender. Drei Engel biethen dem Kinde Blumen; der letzte links iſt unſäglich lieblich, vorzüglich der beleuchtete Untertheil des Geſichtes.

Während ich bei der Rotonda Capra in architektoniſchen Betrachtungen mich erging, machte ein dicker, kurzbeiniger Kapaun, der mit Mutterzärtlichkeit einen Schwarm Küchlein herbeiführte, eine höchſt komiſche Wirkung auf mich. Der Bemutternde erregte meine Theilnahme; ich erkundigte mich nach ſeiner Biographie und erfuhr, daß er die Küchlein ſelbſt ausgebrütet hatte.

In Verona haben die Leute manchmal ſehr romantiſche Straßenbeleuchtung, nämlich: wenn der Mond ſcheint, ſonſt aber in der Regel keine. Verona's Gebäude, aus den Zeiten der Scaliger, ſind geſchmacklos, mit Thürmchen von Gugelform beſäet, verwirrt in allen Stilen. Die erſte Reihe Fenſter beginnt in dicker Mauer erſt hoch über dem Boden; man ſieht den Geiſt der Zwietracht, des Partheikampfes noch in allen älteren Bauwerken.

Giulietta's Haus will man in einem alten, hohen und ſchmalen Gebäude von finſterem Ausſehen erkennen. Noch weiſet man das Fenſter, von dem Shakeſpeare ſpricht; ein leichtfertiges Mädchen ſah daraus, als ich vor dem Hauſe ſtand. Im Vorhofe eines aufgehobenen Kloſters ſteht Juliens angeblicher Sarg. Er iſt aus rothem Marmor, wie man ihn in der Umgegend bricht, und unten mit Luſtlö-

chern verſehen. Der Deckel fehlt, und Schmutz macht die Farbe faſt unkenntlich. Eine grämliche Wächterin thut der ſentimentalen Sucht der Reiſenden, ein Stückchen des Sarges zu erbeuten, Einhalt. Mag nun Haus und Sarg echt ſein oder nicht: die Geſchichte Romeo's und Juliens, und wenn ſie ſich auch nie zugetragen hätte, bleibt wahr und ewig rührend.

Im Stadthauſe iſt eine Gemäldegallerie, in der das ſchöne Bild Tizian's, Verona's freiwillige Übergabe an die Venezianer darſtellend, ſteht; ſonſt findet man darin nur Mittelmäßiges. Eine arme Seele im Fegefeuer iſt jedoch ſo ſchön, daß ſie bemerkt zu werden verdient. Ein paar Kaſtelle beherrſchen Verona. Doch ſelbſt von den höchſten Punkten iſt die Ausſicht nicht ſo ſchön, als in Vicenza, deſſen Reiz und Anmuth Verona bei weitem nicht erreicht.

Durch Winkelmann's »Geſchichte antiker Kunſt« war ich auf das Muſeum Bevilacqua in Verona aufmerkſam geworden; es exiſtirt jedoch bereits ſeit mehren Jahren nur mehr in den Reiſehandbüchern, ſelbſt den neueſten, deren eines es aus dem andern aufnimmt.

Die Arena iſt ein erſtaunenswerthes Werk, wie ein Spruch in höchſter Inſtanz menſchlichen Wiſſens, gegen den ſich nichts mehr einwenden läßt. Unter den neuen Bauwerken können ſich vielleicht nur die Murazzi an einfacher Größe mit ihr meſſen. Zwei Stockwerke ſtehen in 46 Stufenreihen noch vollkommen erhalten, das dritte iſt nur mehr in ein paar Bögen des Außenwerkes angezeigt; und doch ſoll das ſtupende Werk zur Zeit des Kongreſſes gegen 60,000 Zuſchauer gefaßt haben! Die inneren Bögen und Gewölbe

ſind noch vollkommen praktikabel; keine Verzierung, kein Kunſtgriff der Architektonik ſchmückt es, und doch iſt ſeine einfache, ernſte Größe von unglaublicher Wirkung. Das geräumige Tagtheater, das ſammt Parterre, Gallerien und Logen in ſeiner Bodenfläche aufgeſchlagen iſt, zieht eine merkwürdige Parallele der Zeiten. Der mittlere Bogen der Eiſchbrücke, del Castel vecchio, iſt bedeutend weiter, als der der Rialtobrücke in Venedig, ohne daß er jedoch dieſelbe Wirkung hervorbrächte.

Von Verona geht's auf den Lago di Garda los, den man bei Peſchiera erreicht, und an dem näher oder ferner die Straße bis Deſenzano hinläuft.

Deſenzano iſt an der Südſeite unſtreitig der günſtigſte Punkt für die Seeausſicht; das Wirthshaus iſt auch darauf berechnet; die Gaſtzimmer des Stockwerkes haben Thüren auf den gemeinſchaftlichen Balkon, der durch die ganze Länge des Hauſes reicht und unter dem das Waſſer des Sees anſchlägt. Als ich in der Frühe erwachte, begrüßte mich ſchon das Geplätſcher der Wellen und der See lag im Morgenglanze vor mir. Mir fiel Virgil's: „Fluctibus et fremitu resonans Benace marino," ein. Der Gardaſee iſt der größte aller italieniſchen Seen. Das ſüdliche Ufer iſt eine liebliche Niederung mit einigen Hügeln und Ortſchaften, das weſtliche iſt jenem ähnlich, mehre Landhäuſer ſchmücken es. Vor Deſenzano liegt eine Iſolette; aber nördlich verliert ſich die Ausſicht über den See in eine dämmernde Bergperſpektive. Es ſind die Tiroleralpen, bis an deren hohen und ſteilen Fuß der See reicht; ſeine Waſſer, ſonſt kräftig blau, doch nicht dunkel, waren in der Morgenbe-

leuchtung bläſſer und rollten ſich gegen die Bergferne wie weißer Nebel auf, über den die hohen Alpen ungewiſſe Schatten warfen. Dieſer Berghintergrund iſt reizend und geheimnißvoll, links am ſchönſten. Am weſtlichen Ufer liegen die Villen von Vogliaco und Limone, mit herrlichen Orangen- und Citronengärten; die Ausſicht unter ihren Blüthen, aus ihrem Dufte auf die dunkle Alpenkette, auf der einzelne weiße Streifen noch im hohen Sommer liegenden Schnee andeuten, iſt fabelhaft.

Die Landſpitze von Sermione, die ſich vom öſtlichen Ufer in den See hereinzieht, erweckte vor Allem meine Aufmerkſamkeit. »Salve, o venusta Sirmio!« grüßte ſie ſchon Catull, und ſpricht mit beſonderer Vorliebe von ſeiner villula palustris und vom benaziſchen See.

Ich nahm eine Barke, um den Schatten des Dichters in den angeblichen Ruinen ſeines Landhauſes zu beſuchen. Daß Catull auf der Halbinſel Sermione ein Landhaus beſaß, geht aus vielen ſeiner Gedichte zweifellos hervor. Er ſagt ausdrücklich, daß er ſich aus Bithynien auf ſeine Villa am Gardaſee zurückzog, und in dem Lobgedichte auf „die Halbinſel Sirmio“ ſpricht er in rührender Freude von ſeinen Laren auf derſelben. Nach der Behauptung einiger Gelehrten iſt Catull auf dieſer Landzunge geboren, während die meiſten, und wie es ſcheint, mit größerem Rechte, ihn für einen Bürger Verona's halten. Im erſteren Falle müßte Sermione damals bewohnter geweſen ſein, wogegen der Umſtand ſtreiten dürfte, daß Catull ſelbſt ſein Landhaus die villula palustris nennt. Aus nothwendiger Folgerung wäre dann auch ungewiſſer, ob die vorhandenen Ruinen gerade

von ſeiner Villa herrühren dürften. Im zweiten Falle gibt es wenig Grund, daran zu zweifeln, daß dieſe römiſchen Baureſte an der weſtlichen Spitze der Landzunge die einzigen ſichtbaren Ruinen jenes Zeitalters ſind, die ſich dortſelbſt befinden.

Auf Sermione liegt ein Fort und ein maleriſches Dörfchen; bei dieſem landete ich, und ſtieg nun über Epheu, der ſich über Mauern rankte, unter Lorbeer-, Öhl- und Feigenbäumen den höheren Theil der Halbinſel hinan, und kam endlich bei den Ruinen an. Sie rühren von einem ausgedehnten Römerbaue her; der erhaltene Theil beſteht in mehren ſchmalen Bogengewölben, von der Höhe zweier Stockwerke nach unſerem Begriffe, die in Gängen und Winkeln zu einander geſtellt ſind und über ſich eine geräumige Terraſſe bilden. Einige derſelben befinden ſich, wie es der hohle Ton des Bodens beweiſet, noch ganz unſichtbar unter Buſchwerk und Raſen. Da das Ufer von Sirmio ſich hier von Natur ſehr flach und niedrig abſenkt, ſo ſcheinen alle dieſe vorhandenen Hallen und Gewölbe hauptſächlich nur dazu gedient zu haben, das vielleicht ſumpfige Ufer anmuthig zu erhöhen und die Ausſicht der Villa zu verſchönern. Nebſtbei dürften ſie auch zu Bädern und Begräbnißplätzen gedient, oder doch kühle unterirdiſche Gänge für die heiße Jahreszeit geboihen haben. Die eigentliche Villa ſtand wahrſcheinlich erſt auf der Terraſſe darüber. Neben dieſem Hauptbaue liegen zwei unterirdiſche Bauten, die damit wahrſcheinlich in nicht mehr auffindbarem Zuſammenhange ſtehen. Beide ſind noch praktikabel; die eine iſt ein langer unterirdiſcher Bogengang, die andere eine Halle, jetzt unter

dem Namen „Catull's Grotte“ bekannt. Daß ſämmtliche jetzt vorhandene Baureſte ſchon urſprünglich unterirdiſch waren, geht auch daraus hervor, daß nirgends ein Fenſter oder ſonſtige Luftöffnung zu bemerken iſt. Alle dieſe Ruinen ſtehen noch in Haltbarkeit und Stärke, ſo daß ſie von der öſtlichen Seite das Ausſehen natürlicher Hügel biethen; gegen den See ſtehen die Hallen und Gewölbe offen; ihre Plateforme iſt mit hohem Raſen, Ginſter und Lorbeergebüſch bewachſen. An einer Stelle des Innern fand ich noch die lebhaften Farben einſtiger Malerei. Einige Mauertrümmer an der Oberfläche zeigen durch ihre abweichende ſchwächere Struktur, ſo wie durch den Gehalt ihrer Ziegel, daß ſie von einem mittelalterlichen Zubaue herrühren; vielleicht wurden die Trümmer des Landhauſes damals in ein Kaſtell verwandelt.

Die Ruinen, von denen man ſieht, daß ſie nur zu Einem Bauwerke gehörten, haben den Umfang faſt einer Viertelſtunde, und doch nannte es Catull nur ſeine villula! — Die Römer wollten bei ihren Bauten den Zweck des Großen und Ernſten erreichen; die Koſtbarkeit der Mittel kam bei den Herren der Welt in keinen Betracht. Ja, das Grandioſe war ihrer Denkungsart, ihren Werken ſo angeboren, daß es weniger Abſicht als nothwendige Folge derſelben war. — Die Bögen dieſes Gebäudes, wie ſo manche römiſche, beſtehen nicht aus Quadern, ſondern aus kleinen, mitunter runden Steinen, die nicht, wie bei unſeren Gewölben, an der unteren Seite in einen Winkel zuſammenlaufen, ſondern unordentlich und meiſt horizontal durcheinander ſtreichen; und dennoch dauern dieſe Hallen

Jahrtauſende! Es iſt daher kaum zu zweifeln, daß ſie bei dieſen Bögen ihren mit kleinen Steinen abgemachten Mörtel zwiſchen Holzmodellen einſtampften, trocknen ließen und dann die Verkleidung wegnahmen. In mehren der unteren Gewölbe fand ich auch wirklich Eindrücke an der Oberfläche, die dieß beſtätigen. Die Feſtigkeit und Haltbarkeit des Mörtels oder Kittes war die Bedingung der Dauer des Gebäudes. Vor dieſer Villa ſtand, wie Catull ſingt, eine Eiche, vielleicht bei der Grotte. Ich lag auf den Ruinen, die Lieder des lieblichen Sängers umwehten mich. Die Ausſicht über den See von dieſem Punkte iſt unſäglich reizend; es iſt ſehr zu verwundern, daß er ſo wenig von Fremden beſucht wird. Auf dieſem See erſcheinen manchmal die Fata Morgana. Ich ſchaute über ſeine ſtille, athmende Fläche; wie leichte Nebel zogen die Gedanken darüber. Die Berge Tirols dämmerten in der Perſpektive des Hintergrundes.

Die borromäiſchen Inſeln.

Der Übertritt vom venezianiſchen Gebiete in das lombardiſche iſt an Land und Menſchen unverkennbar. In der Lombardie ſind die Ebenen mit Maulbeerbäumen bedeckt, deren einer vom andern beiläufig zehn Schritte abſteht. Selten nur werden dieſe durch andere Fruchtbäume erſetzt; zwiſchen den Bäumen ſchlingen ſich die Weinſtöcke empor, und unter beiden ſteht Getreide in einzelnen Streifen. Dieſe in landwirthſchaftlicher Hinſicht ſo ausgezeichnete Kultur gibt der Gegend einige Einförmigkeit. Die prächtigen Straßen ſind mit Pappelalleen beſetzt, doch nur ſelten mit lombardiſchen. Der Dialekt der italieniſchen Sprache ändert ſich plötzlich; er verſchmäht das Weiche, Süße des venezianiſchen, wird ernſter, entſcheidender; die häufigen ö und ü nähern ihn der franzöſiſchen Sprache, ſeine ſtolze, umfangreiche Haltung der ſpaniſchen.

Breſcia iſt die erſte bedeutende lombardiſche Stadt. Der neue Dom dortſelbſt iſt ein geſchmackloſes Gebäude, zu ſchmal und hoch; die ſehr hohe Kuppel paßt nicht zur Unterlage. Der alte Dom iſt unſtreitig eine der älteſten Bauten nach der Völkerwanderung, die man in Ober-Italien findet; er iſt vollkommen rund, mit einem in der Mitte in einen Punkt

zuſammen laufenden Dache verſehen. Der Schutt der Zeit hat ihn überbaut, man muß auf mehren Stufen zu ihm hinabſteigen. — Eine ſehr löbliche Anſtalt iſt das Museo patrio, das man in den meiſten Wegweiſern nicht angezeigt findet. Es ſchließt in ſeinem Umkreiſe einen römiſchen Tempel, ſehr viele Römerſteine und andere Alterthümer ein, die ſämmtlich um Brescia gefunden wurden. Man behauptet, dieſer Tempel ſei von Veſpaſian erbaut und dem Herkules geweiht geweſen.

Da an den vorgefundenen Inſchriften bedeutend reſtaurirt wurde, enthalte ich mich dießfalls jedes eigenen Urtheils. Dieſe Ruinen wurden an der Stelle ausgegraben, wo ſie jetzt ſtehen, und ihre Aufſtellung iſt eben ſo verſtändig als geſchmackvoll; jedes alte Mauerſtück des Fundaments wurde unberührt gelaſſen, die zerſtreuten Trümmer an die Stelle geſetzt, die ſie urſprünglich einnahmen, und dazwiſchen das Mangelnde im Geiſte des Ganzen ſo weit neu gebaut, eigentlich nur angedeutet, daß die Tempelruine dem Auge und Geiſte klar wird. Zwei gemauerte Altäre, fleißig gemeiſelte Thortrümmer von Säulen und Basreliefs aus feinem weißen Marmor bezeugen die einſtige Größe und Pracht. Was ſich am Gebäude ſelbſt nicht füglich mehr anbringen ließ, gewährt, ſinnreich zwiſchen Agaxanthen und Epheu vertheilt, vor demſelben einen ſchönen, bedeutſamen Anblick. Das Innere iſt mit römiſchen Steinen und andern Antiquitäten angefüllt. Unter dieſen befindet ſich auch die beſterhaltene bronzene Statue des Alterthums; ſie ſtellt die Fama vor und ward für das Denkmahl von Culm nachgegoſſen.

Bergamo bietet von ſeiner hochgelegenen Altſtadt eine

herrliche Aussicht auf die Berge des Valtelino; einförmiger ist sie südlich über die unabsehbare lombardische Ebene. Und dennoch, obwohl die Landschaft der malerischen Freiheit entbehrt, macht die immense Ausdehnung der Ebene, die in der Ferne in weißen Nebeln verschwimmt, die überreiche sichtbare Fruchtbarkeit derselben auf den Beschauer einen besonderen, gewaltigen Eindruck! Man begreift, daß die alten Longobarden einst, als sie plötzlich das erste Mal diese unendliche, fruchtbare Ebene vor sich sahen, auf das Angesicht fielen und erstaunt den großen Geist der Erde anbeteten.

Torquato Tasso's Standbild am Platze zu Bergame hat von der Witterung, der es ausgesetzt ist, entstellende Flecken. Angelika Kaufmann's „heilige Familie" in Colleoni's Kapelle ist eine zarte Komposition, fleißig ausgeführt; Maria ist eine Jungfrau, doch keine gebenedeite. Wer an einem Nachmittage gegen die Porta orientale in Mailand fährt, der kann an den höchst eleganten Equipagen, die ihm entgegen fahren, und an der stolzen Haltung der Damen nicht verkennen, daß er sich einer großen reichen Stadt nähert. Schwerlich wird man irgendwo das weibliche Geschlecht aller Stände schöner finden, als in Mailand; die Damen sind dort in der That wunderschön; fein und elegant. In den übrigen Theilen der Lombardie findet man viele schöne Männer, doch minder schöne Damen. Gebäude, Straßen und Thore Mailands sind großartig; Laden, Equipagen reich und elegant; man merkt an Allem den blühenden Reichthum der Gegenwart. Vom alten, kegelförmigen Barte der Longobarden sieht man hier noch mehre voll-

ſtändige Exemplare und ſonſt viele Spuren. — Obwohl ich nicht zweifle, daß Mailand aus eigener Anſchauung und Büchern den Leſern hinlänglich bekannt iſt, ſo finde ich mich gleichwohl, ſo wie in den vorausgehenden Skizzen, auch nun veranlaßt, über Mailand einige Bemerkungen beizufügen, die in den Itinéraires überſehen, und dem Auge mancher Beſchauer entgangen ſein dürften.

Leonardo da Vinci's „Abendmahl" überraſcht, ungeachtet ſo vieler geſehenen Kopien, dennoch im ſtark verwitterten Originale durch hohe, edle Einfalt der Anordnung und Ausführung. Klopſtock's „Meſſiade" läßt ſich in ihren beſten Partien dieſem Freskobilde vergleichen. Alle Kopien weichen mehr oder weniger ab; ſie ſind geſchmückter in den Farben; im Originale iſt Chriſtus mehr traurigernſt als feſtlich-feierlich, Johannes naiv kindlicher. Der Arco della pace iſt bis zum Aufſatze der Mittelgruppe beendet; die zehn Bronzepferde, die bereits am Hauptwerke ſtehen, weichen auffallend von den antiken Venedigs ab; ſie ſind feuriger und haben insbeſondere ſchlankeren Bauch, der zierlicher, aber unwahrer iſt. An einigen neuen Bauten Mailands bemerkt man an der joniſchen Säulenordnung den Fehler, den die Modernen ſo häufig daran begehen, nämlich: die zu großen und ausgedrückten Schnecken. Der Dom zu Mailand geht zwar, vermöge der Ausdehnung, der Zierlichkeit und des weißen Marmors der Überkleidung, dem Stefansdome in Wien weit vor, macht jedoch weniger Effekt, da der Beſchauer nirgends eine Totalanſicht gewinnen kann, und da ſein Thurm verhältnißmäßig niedrig, unſelbſtſtändig iſt, und in eine Gräte ausgeht. Das ungeheure,

koſtbare Werk ſieht zerſtreut und mehr weitläufig als erhaben aus; gleichwohl iſt der Silberſchimmer desſelben im Mondſcheine von eigenthümlicher Wirkung. Seine Plateforme iſt eine kleine Stadt von Thürmchen, Zinnen und Statuen. Die letzte Zeit wurde ſehr viel daran gebaut. — Armer Galeazzo Visconti! Faſt fünfhundert Jahre zogen bereits über dein Grab, und dein Werk iſt noch nicht ganz beendet! — Die Alten hatten bei ihren Bauten viel weniger Egoismus als wir. Wir wollen Alles, das wir ſchaffen, auch ſelbſt genießen; ſie legten den Grundſtein, unbekümmert, ob ihr Auge je die Kuppel ſchauen werde. Es liegt der Stoff zu wahrer Rührung in dieſer Betrachtung.

Der Giebel des Doms biethet eine herrliche Ausſicht; ich lernte auf ſeinen Gallerien den Ausgang von Hoffmann's „Sandmann“ verſtehen; mir war, als wäre ich der Klöppel einer geſchwungenen Glocke. Der Taufſtein im Innern des Doms iſt vom herrlichſten rothen Porphir.

Der Bauſtil der übrigen Kirchen iſt nicht ausgezeichnet; der Dom hat die Kraft der Jahrhunderte an ſich geſogen. — Die heurige (1837) Kunſtausſtellung in Mailand war ſeit mehren Jahren die reichhaltigſte und glänzendſte, und enthielt ſehr gute Kopien und Originalſtücke; im Allgemeinen ließe ſich die Bemerkung machen, daß die neuen Künſtler zu ſehr für den Effekt arbeiten. Die Farben werden zu lebhaft und ſcharf gerandet; die Figuren, gleichſam ins Gevierte gearbeitet, treten beinahe aus dem Bilde. Ritter Pompeo Marcheſi aus Mailand, deſſen Bildhauer-Atelier man ja gewiß beſuchen muß, ſtellte ſeine würdige Statue Volta's auf, die für deſſen Denkmahl in Como

beſtimmt iſt. Die Bildungsanſtalt der Brera iſt höchſt lobenswerth; erfreulich iſt es auch, daß daſelbſt verdienten Akademikern Denkmahle errichtet werden. Das für Ritter Appiani iſt von Thorwaldſen, daran die drei Grazien mehr als halb erhaben, doch nicht außerordentlich ſchön ſind. Die Gemäldeſammlung der Brera ſteht den venezianiſchen Pinakotheken nach; gleichwohl iſt ſie reichhaltig und enthält ausgezeichnete Stücke. Eines der ſchönſten, und vielleicht das effektvollſte darunter, iſt Barbieri's da Cento, genannt Guercino „Hagar.“ Das Gemälde iſt wunderbar gelungen; die eiferſüchtig abgekehrte Sara iſt ungeachtet der grauen Haare noch immer ſchön, Abraham ernſt-patriarchaliſch; er ſchickt Hagar nur ungern fort, doch liegt ſeine Rührung unter der Würde verborgen. Hagar iſt voll des ſchönſten, reizendſten Schmerzes; ſie iſt eine ſchmerzlich Leidende; die aufgetriebene, feuchte Lippe verlor nichts von ihrer Anmuth, höchſt lieblich ſind die lichtbraunen Locken. Ihr Schmerz iſt wahr, ihre Thräne natürlich und reizend; ſie horcht halb gläubig Abrahams Sprüche. Nur der Knabe iſt zu groß und ſein Anzug verfehlt. Die Farben ſind zart und friſch, das Bild unſäglich ſchön. Gegenüber ſteht Raphael's „Verlobung,“ ein ſehr ſchätzbares Gemälde; doch dürfte es unter ſeine Jugendarbeiten gehören. Es hat zu viel Manier, alle Figuren tragen dieſelben Näschen und gezogene matte Augen. Maria erſcheint geduldig. Der in Rom lebende deutſche Maler Tunner malte Manches in dieſem Stile. Die Brera beſitzt Madonnen von verſchiedenſter Auffaſſung: eine alte von Carlo Crivelli auf Goldgrund, — eine herrliche, gekrönte Himmelskönigin aus kaum neuerer Schule

von Palmizzano, — eine ſchöne, braune Furlana, die etwas verdrießlich über das Kind erſcheint, von Giambellino, — eine ſtolze Jungfrau voll Liebreiz, von Ceſare da Seſto, — und eine klare Madonna von Saſſoferrato in gelbem Tone. Aus uralter italieniſcher Schule ſind in der Brera viele Stücke vorhanden, darunter Bernardino Luini's ſtrenge, blaſſe Bilder al fresco. Von Appiani ſieht man zwei ſchöne neue Fresken, darunter eine Daphne. Von Pouſſin ſind ein paar abgeſchmackte, ſentimentale Landſchaften ausgeſtellt, mit Mondſchein, Ruinen, Grabhügeln u. ſ. w., ſo wie von Canaletto zwei andere, die durch graue Gebäude und blaugehaltenen Baumſchlag von ſeinem gewöhnlichen Grundtone abweichen. Zwei ſchöne Stücke von Salvator Roſa, in braunem Tone, darf der Beſchauer nicht unbeachtend vorübergehen: „Das Fegefeuer,“ und: „St. Hieronimus Gottanbetung in der Wildniß.“ Den alten Malern war es mit der Frömmigkeit nicht immer Ernſt, zu den heiligſten Gegenſtänden malten ſie meiſt einen Affen, einen Hund, oder anderen Schnack und Unflath. — Unter den ausgeſtellten Preisſtücken der Akademiker iſt das von Giuſeppe Riva, vom Jahre 1827, brav und vorzüglich: „Ein verwundeter Ritter, daneben eine ſchöne, kniende Jungfrau, die mit ihren Haaren ſein Blut ſtillt.“ Noch ſind einige Statuen und Modelle vorhanden; unter den erſteren zeichnet ſich Marchetti's „Innocenza,“ ein mit einer Schlange ſpielender Knabe, aus. — Die Induſtrie-Ausſtellung Mailands für 1837 war vorzüglich an Reichhaltigkeit und ausgezeichneten Produkten. Die Lederarbeiten insbeſondere dürften ihres Gleichen nirgends finden.

Der ſchönſte Ausflug von Mailand iſt unſtreitig der nach Seſto-Calende, an den Lago maggiore, und weiter zu den borromäiſchen Inſeln. Endlich komme ich zum Titel der vorliegenden Skizze. Ich verſuchte vorher einen Theil des Rundgemäldes auszulegen, bevor ich den Leſer zum Hauptbilde führte.

Auf dem Wege nach Seſto-Calende kommt man bei Somma an einer uralten Cypreſſe, angeblich des Plinius, vorüber. In der Nähe ging Hannibal über den Ticino. Nun eröffnet ſich die Ausſicht in die Alpenwelt; der Monte rosa wird ſichtbar. Bei Seſto iſt der See eigentlich nur erſt erweitertes Bett des Teſſino. Hier ſteigt man in das Dampfboot. Der ſüdliche Theil des Langenſees iſt minder ſchön, doch von Miglie zu Miglie wird er reizender. Über Arona ſteht die metallene Rieſenſtatue des heiligen Carlo Borromeo. Auf ein 46 Fuß hohes Geſtell aus Granit iſt der Koloß geſetzt, deſſen Höhe 66 Fuß beträgt. Der Heilige iſt im Prieſtergewande dargeſtellt, und ſegnet über Thal und See. Das Innere der Statue iſt hohl und auf Treppen begänglich; aus den Augen derſelben genießt man eine herrliche Ausſicht über den See, die üppig bebaute Umgegend und die Alpen. Gegen Streſa wird der See immer ſchöner. Dieſen Punkt wählt der Reiſende gewöhnlich, um den See und die Inſeln zu beſuchen. Wie billig, machte ich mich mit dem Langenſee zuerſt durch ein Bad vertraut; ſein Waſſer war ſtill und grünlich, darüber lag der goldene Duft der Sonne. Otto von Müller's ſchönes Lied ſchien mir auf dieſen lauen, ſchmeichelnden Wellen gedichtet:

„Da lieg' ich, auf Wellen die Bruſt,
Auf dem Rücken der Sonne Gluth,
Scherz, ach! in erträumter Liebesluſt,
Während da unten nur Falſchheit ruht —
Und alle Gedanken und alles Glück
Kehrt wie die Welle zur Tiefe zurück!"

Als deutſcher Syſtematiker beſchloß ich, an dieſem Nachmittage nur noch das Seeufer und die Ausſicht auf demſelben kennen zu lernen; die Inſel- und Seefahrten blieben dem folgenden Tage vorbehalten. Ich ſtieg gegen den Abend auf einen Hügel über Streſa, der die reizendſte Ausſicht bietet, das Waſſergemälde war in all ſeiner Pracht aufgerollt; von dieſer Höhe erſchien er lichtblau, die kräftige Sonne bleichte ihn in langen, weißen Silberſtreifen. Der Vordergrund des Sees trägt allen Liebreiz Italiens, hinter ihm ſteigen die Berge, die Alpen auf. Links beginnen ſie mit dem Monte orfano, der den Granit zur Wiedererbauung der Paulskirche in Rom liefert. Die Felsblöcke legen den ganzen Weg bis Rom zu Waſſer zurück. Daneben liegen die Marmorbrüche für den Dom in Mailand; dahinter der beſchneite Sempione. Nun reiht ſich unbekannter Alpenhintergrund daran, ein Berg mit höchſt ſeltſamen, links gekehrten Umriſſen zeichnet ſich aus; in weiter Rundung ſenken ſich die beſchneiteren Berge bis rechts zum nahen, herrlichen Sasso di ferro herunter, an dem ſüdliche Berge auslaufen. Unter dem Sasso di ferro liegt das reizende Laveno, und mehre Städtchen und Ortſchaften erſcheinen am Seeufer zerſtreut.

Im Vordergrunde des Sees, an der linken Seite, liegen die zwei Inseln Bella und Madre. Die angemeſſene, ſteile Erhebung derſelben in Terraſſen ſtört etwas ihren lieblichen Anblick. Iſola Madre gleicht, von hier betrachtet, faſt einer manierirten Matrone, Bella einer erfahrenen Kokette; die Herrlichkeit, die einen auf Beiden erwartet, kann man nicht ahnen. Ich lag unter Weinlauben und Lorbeergebüſch, im reizenden Anblicke verloren. Nun ſank die Sonne gegen die Alpen hinab, nun ſtand ſie, eine glühende Krone, über dem Scheitel derſelben! Feurige Lava floß in breiten Strömen über den See, ſeine Nixe hob roſig ihr Haupt; aber in Oſten wurden die Farben gemäßigter, in blaßrothem Widerſcheine zitterte der Mond; und als ich nun wieder nach der Sonne ſchaute, konnte ich bereits in ihr halbgeſchloſſenes Auge blicken. Langſam ging ich vom Hügel; zwiſchen Roſengebüſchen lag ein Kirchhof, in deſſen Kammer aus weißgebleichten Todtenköpfen und Knochen zierliche Arabesken zuſammengeſtellt waren. In den Kaſtanienblumen, in den Lorbeeren ſchlugen die Nachtigallen!

Die Familie Borromeo gehört unter die älteſten Mailands; jederzeit war ſie ausgezeichnet in Krieg und Frieden, in der Hierarchie wie im weltlichen Stande. Die Grafen von Borromeo ſind Grands von Spanien; gegenwärtig leben ſie in Mailand. Der heilige Carlo Borromeo iſt aus dieſer berühmten Familie; im Jahre 1538 wurde er zu Arona, dem Stammſchloſſe ſeiner Familie, geboren; 1584 ſtarb er; 1616 wurde er heilig geſprochen. Er bewirkte die Wiedereröffnung und den glücklichen Ausgang des Konziliums zu Trient; als Erzbiſchof von Mailand hinterließ er

daſelbſt glänzende Spuren ſeines edlen Lebens; insbeſondere war er während der Peſt im Jahre 1576 Mailands kräftigſter Hort. Manzoni behandelt dieſes Thema, ſo wie insbeſondere Carl's Thätigkeit dabei, auf eine würdige Weiſe in den „Sposi promessi.“ Die Grafen Borromeo haben weitläufige Beſitzungen am Lago maggiore, die ſchönſten darunter ſind unſtreitig die nach ihnen benannten Inſeln. Unter den borromäiſchen Inſeln verſteht man fünf dieſes Sees; vier davon, die Bella Madre, St. Giovanni und Caſtello di Canero, gehören ihnen eigenthümlich; auf der Inſel dei Pescatori haben ſie nur Fiſchfang und oberherrliches Recht. Früher waren dieſe Inſeln nur nackte Felſen; Vitaliano Borromeo ließ im Jahre 1671 Gartenerde auf dieſelben führen und Terraſſen aufmauern, deren die Iſola Madre ſieben flachere, die Bella zehn erhöhtere beſitzt, die pyramidenförmig auslaufen.

Mit dem aufgehenden Morgen fuhr ich von Streſa zur Iſola Madre, die faſt eine Stunde davon entfernt liegt. Ihre Terraſſen erheben ſich ſanft und natürlich; die höchſte ſchmückt ein Palaſt, der jedoch bereits zu verfallen anfängt. Auf den Felſenabſenkungen des Ufers ſtehen rieſige Kakten und Aloen, die auf die Pracht des Gartens, der die ganze Inſel bedeckt, vorbereiten. Dieſe Inſel verwirklicht Taſſo's „Garten Armida's;“ Camellien ſtehen in Bäumen, Orangenduft würzt die Luft der Inſel, Kampher- und Magnolienbäume, rieſige Rhododendrons bilden einen exotiſchen Hain; aber der Geruch der Azalea glauca iſt Duft aus Eden. Hier ſteht der Lorbeer, hier blüht die Myrthe, die der Menſch doch nie erreicht! Die einzelnen Ausſichten auf die

ſchönſten Punkte des Sees ſind ſo reizend und ſchön, daß jede Beſchreibung verſtummen muß. Gold- und Silberfaſane bevölkern die Inſel, hundert Vögel ſingen in ihren Gebüſchen, vorzüglich Amſeln und Nachtigallen. Der Effekt der Ausſicht iſt ungezwungen zur Verſchönerung des Gartens benutzt: plötzlich ſieht man, inmitten im reizenden Haine, ein Stück des ſonnigen blauen Sees, eine Ortſchaft des lachenden Ufers, den Gipfel des verſchneiten Simplon's in den ausgeſchnittenen Zweigen ſchweben. Dieſe Inſel iſt ſo unendlich ſchön, daß das Übermaß des Entzückens in Rührung übergehen muß, daß ſich kaum Ein Auge der Thränen enthalten möchte. Alle Gedanken der Jugend, alle frühen Hoffnungen des Herzens, — die ganze Sehnſucht werden wach; das Herz fühlt es, wie glücklich es werden könnte, und wie wenig es ihm hienieden gegönnt iſt. In den großen duftenden Blüthen der Magnolien wiegten ſich die ſchönſten Träume meines Lebens, in den Tönen der Nachtigallen glaubte ich längſt verwehte Seufzer zu vernehmen. — Da dacht' ich auch Deiner; als friſcher Morgenſtern glänzte dein Antlitz in dieſem blauen Himmel ungenoſſener Seligkeiten, und in den geheimen Jaſmin- und Myrthengebüſchen glaubt' ich deine holde, furchtſame Stimme zu vernehmen. Es war ein Traum, holder Morgenſtern! aber das brauch' ich Dir ja nicht zu ſagen; Du weißt es ja ſo gut, als ich, — und vielleicht würde all' die Staffage von Glückſeligkeit für uns Beide nun nicht mehr hinreichen. Was meinſt Du? — doch, was frag' ich Dich darum! — wird dein Auge doch nie auf dieſe Blätter fallen, — ferne von Dir werden ſie, wie die matten Roſen, verweht werden und welken! Auf

der Isola Madre lebte Federigo Borromeo die letzten Tage seines Lebens; nach vier gewonnenen Schlachten, deren Gemälde im Palaste hängen, starb der alte Feldherr im J. 1734 in seliger Zurückgezogenheit auf dieser Insel. In einem andern Saale desselben ist ein feierliches Echo.

Von der Isola Madre fuhr ich zur Bella, die dem Ufer bedeutend näher liegt. Von der Seeseite gewährt der Park einen lieblichen Anblick, dessen sie vom Lande entbehrt; gegen diese stehen die Häuser der Bewohner und die zehn Terrassen mit geschmacklosem Zierrathe, bunt bestreuten Beeten und dem riesigen Wappen-Einhorne der Borromäer auf der 190 Fuß hohen Giebelterrasse. Von dieser Plateforme genießt man der vollständigsten Aussicht über den See, die den verfehlten Geschmack des französischen Ziergartens alsobald vergessen läßt. Der tiefer gelegene Park ist sehenswerth, unter Tannen, Pinien und Cypressen bietet er eine herrliche Gallerie vor dem Palaste. Unfern steht ein freies Orangenwäldchen; die unteren Terrassen haben kühle Mauerhallen und Gänge, mit Epheu bewachsen. Gegen den See stehen große, alte Lorbeerbäume. In einen derselben soll Napoleon nach der Schlacht von Marengo das Wort: „Battaglia“ eingeschnitten haben; Fremde haben die einzelnen Buchstaben seitdem ausgegraben, man sieht nur mehr die Narbe des Baumes.

Rosenguirlanden durchschlingen die Gebüsche. Sehenswerth ist der große Palast auf dieser Insel; er enthält alte und neue Gemächer, darunter das Napoleon's mit seinem Bette und herrlichster Aussicht auf den Simplon. Die Gemäldegallerie ist nicht vorzüglich; drei große Tableaux von

Von Gierden verdienen Aufmerkſamkeit, obwohl ſie etwas ſchleuderiſch ausgeführt ſind: „Die Flucht nach Egipten,“ der „Raub der Europa“ — ſie und der Stier ſind brav gemalt, — und das „Urtheil des Paris.“ — Venus iſt darin eine ſehr reizende Geſtalt, Pallas wird aus Zorn plötzlich verſchämt und zieht eilig das Hemdchen an. Prioraini hat ſeine „Verklärung Chriſti“ genial aufgefaßt; Chriſtus erſcheint in matt roſigem, bläulich durchſchimmertem Lichte. Lobenswerth iſt noch Pordenone's „Amor,“ auf Marmor gemalt, und eine ſehr ſchöne „Venus“ von Contarini. Die berühmten Sale terrene ſind, ſtatt des Verwurfs, grottenartig mit Steinchen überkittet, wodurch ſie kühl und friſch erhalten werden. In denſelben findet man mehre Bildwerke aus Marmor; ein „Faun“ und eine „Fauna“ ſind ſehr brav, ihren Bildner konnte ich nicht erfahren. Mehre Guide ſchreiben eine Achillbüſte, eine Hebe und eine Flora Canova zu; ſie ſind jedoch nicht von ihm, deſſen Stil ſie auch durchaus nicht tragen, ſondern von Monti, einem ſeiner Meiſter, der ſie hier vor mehr als 60 Jahren ausführte und Canova als Lehrling mit ſich hatte. Die Hebe iſt genial gedacht; ſie iſt, auf die Knie geſunken und mit hängenden Armen dargeſtellt, ein Bild in ſich verlorner Jugend. Eine Venus, die auf einer gehefteten, in Stein ausgeführten Matratze auf dem Bauche liegt, iſt eben durch dieſe Staffage ein Muſter von Geſchmackloſigkeit.

Bei der Rückfahrt von den Inſeln kam ich bei vier einſamen Thränenweiden vorüber, die auf einer unter dem Seeſpiegel verborgenen Klippe wachſen.

Das Chamounythal.

Zu Streſa, am Lago maggiore, ſtiegen wir in den Eilwagen, der von Mailand nach Genf geht. Ein nordamerikaniſcher Quäcker, ein piemonteſiſcher Intendant, ein römiſcher Kaufmann und ein ausgedienter franzöſiſcher Kapitain, aus Ancona, waren unſere Reiſegefährten. Die Unterhaltung wurde theils italieniſch, theils franzöſiſch geführt; man verſuchte auch das Deutſche und das Engliſche, und der Kapitain begann ſelbſt lateiniſch zu reden. Der Quäcker ſprach gar nicht, ſondern las ein puriſtiſches Gebetbuch; ich ſah ihn auch während der dreißig Stunden, die er mit uns reiſte, nicht eſſen; hielt der Wagen bei einem Gaſthofe an, und wurde das Mahl aufgetragen, ſo war der Rundkopf verſchwunden. Sehr viel machte uns das Latein des Franzoſen zu lachen. Er verſicherte, der Schwärmer rede nicht puritatis causa, eſſe nicht paupertatis causa, deſto mehr er ſelbſt curiositatis causa.

Der Kapitain hielt mich mit Gewalt für einen Engländer, ſprach von unſerm Miniſterium und den ſpaniſchen Angelegenheiten, und errieth liſtiger Weiſe unſere Abſicht auf Cuba. Die Piemonteſer ſprechen das Italieniſche im Schweizer Accente des Deutſchen; ſie lieben ihre Regierung

außerordentlich, erzählen mit Enthusiasmus von ihrem Könige, der zu Pferde, nur von einem Adjutanten begleitet, das Land bereise, und lobten insbesondere damals (Juni 1837) seine väterliche Vorsorge, die den darniederliegenden Seidenhandel mit einer bedeutenden Anleihe zu 4 Prozent eben unterstützt hatte.

In der Abendbeleuchtung sahen wir links das schöne Thal Ancasca und die vier Spitzen des Monte Rosa, nun von der nördlichen Seite. Mit der einbrechenden Nacht ging es über Domo d'Ossola auf den Simplon. Die Heerstraße über denselben ist großartig und herrlich; auf der italienischen Seite romantischer und viel besser erhalten, als auf der schweizerischen. Die herrliche Brücke von Crevola, die von einem Thurmbaue unterstützt ist, und den Felsschlund bei Divedro sahen wir beim Mondscheine. Mit dem hellen Morgen kamen wir in Simplon an, wo wir das erste Mal auf Schweizerart frühstückten; d. h. wir bekamen so viel Kaffee und dicke, köstliche Sahne, daß die Person sechs bis acht Schalen trinken konnte; dazu köstlichen Honig, Käse und herrliche Butter, in gepreßten Scheiben, die in Alpenwasser schwammen, und Schäferinnen, Jäger u. dgl. aufgepreßt hatten. Wer wollte da nicht Appetit haben? — Wer? — Niemand, außer unserm Quäcker. Ein solches Frühstück kostet 1½ bis 2 Franken; das zweite Frühstück von acht bis zehn Schüsseln 2 bis 4 Franken; ein Diner mit zwölf und mehr Schüsseln 3 bis 5 Franken, und ein Souper von neun bis zwölf Schüsseln beiläufig 3 Franken. Es ist also verhältnißmäßig gewiß nicht theuer in der Schweiz; dabei lebt man vortrefflich. Natürlich setze ich voraus, daß man die besten

Gaſthöfe wählt. Das Deutſche dieſer Gegend iſt kaum zu verſtehen, leichter das Franzöſiſche.

Vom Gipfel des Simplon ſah ich das erſte Mal die Schweizer Alpen mir gegenüber, und zwar jene Kette, die Wallis nördlich vom Berner Oberlande trennt; rechts das Finſteraarhorn, dann die Jungfrau; links ſchloß das Bietſchhorn die Ausſicht. Die Chorherren am Hoſpize des Simplons ſehen in ihren ſchwarzen Talaren und langen Mützen, mit weißer Zierrath auf ſchwarzem Grunde, Zauberern vollkommen ähnlich. Auf der Schweizer Seite der Simplonſtraße fuhren wir durch ein paar Gallerien, über die Waſſerfälle ſtürzten.

Wallis iſt kein reizendes Land; es iſt arm und ſchmutzig. Ich zähle es unter die Länder ohne Regierung; denn, außer ein paar Soldaten mit faſt zwei Schuh hohen, trommelähnlichen Tſchako's und einem Fracke, deſſen vorderer Ausſchnitt kaum eine Handbreit unter dem Halſe beginnt, gelang es mir nicht, Spuren von einer zu entdecken. Das Brückenweſen iſt in Wallis ſehr einfach; wo es möglich iſt, muß man mitten durchs Waſſer fahren. Die Ausſicht auf Bad Leuk iſt intereſſant; die Wände des Gemmi fallen in ſcharf geſchnittenen Stufen ins Thal. Man muß ihn theilweiſe über Leitern paſſiren. In Sion (Sitten) fängt die eigentliche franzöſiſche Schweiz an. Als auszeichnende Tracht der Walliſerinnen kommt der Hut zu bemerken, den dort alle Frauen tragen. Er beſteht in einem Filzgupfe mit mäßiger Krämpe, die aber durch die aufgebauſchten Schlingen eines bunten Bandes, das die Höhe des Gupfes hat, völlig verdeckt iſt, ſo daß der Hut abermals einer Trommel gleicht.

hübſche Frauen trifft man kaum in Wallis; dafür Cretins. Die Speicher und Heuböden in dieſem Kantone ſind meiſt auf vier Kegeln von 1 bis 2 Schuh Höhe erbaut, über die eine runde Scheibe horizontal gelegt iſt, worauf wieder ein Schuh hoher Schaft folgt. Der Endzweck iſt, um ſie vor Überſchwemmungen und Ungeziefer zu ſchützen.

Sion iſt eine alte, patriarchiſche Stadt; man lebt dort in einfachen, naturgemäßen Zuſtänden, ohne jede Spur von Luxus. Wir langten Abends an. Die Kühe kamen eben auf den Platz zu den zwei Brunnen zur Tränke; Mägde gingen, mit einem kleinen Milcheimer an jedem Arme, ſtrickend in die Alpen. Nun erſchienen die Stadtpfeifer, und ſpielten dem Landeshauptmanne und andern Würdenträgern des Kantons auf, die, in der weißwollenen Nachtmütze und in Hemdärmeln, mit ihren Familien vergnügt aus den Fenſtern zuhörten. Eine junge Mutter ſäugte ihr Kind am Rathhauſe; das Bild war abendlich ſchön. Um 12 Uhr in der Nacht kamen wir in Martigny (Martinach) an. Es regnete ſtark; der Himmel war vollkommen finſter. Wir ſchwankten, ob wir, ungeachtet der üblen Witterung, von hier Chamouny beſuchen, oder ohne Aufenthalt nach Genf weiterfahren ſollten. Während wir noch im Wagen überlegten, ſprang ſchon der Garçon mit Licht herbei; das Schickſal hatte entſchieden, wir blieben. Als wir, wohl nicht ſehr früh, erwachten, lachte uns der blaue Himmel und ein freundlicher Sonnenblick entgegen. Wir frohlockten. Auf Gras und Laub ſtanden Regenperlen; doch ſchien das Wetter vollkommen aufgeheitert. Führer mit Maulthieren erſchienen, und kündeten ſich als Retour-Gelegenheit nach Chamouny an.

Wir nahmen ſie, mußten jedoch faſt ſechs Stunden bis zur ſavoi'ſchen Grenze zu Fuße neben den wohlgenährten Mäulern hertraben. Die Sache verhält ſich ſo: die Maulthiertreiber und Führer von Martigny und Chamouny haben zum gegenſeitigen Vortheile und zum Schaden der Reiſenden einen Vertrag dahin abgeſchloſſen, daß, bei Vermeidung einer bedeutenden Geldſtrafe, die ſavoi'ſchen, ſo wie die Schweizer Führer, die Fremden nur bis zu ihrer Landesgrenze geleiten dürfen. Finden ſich da, oder auf dem weiteren Wege Führer des andern Landes, ſo werden die Fremden ohne weiters dieſen übergeben. Das Retour-Recht beginnt auch erſt an der eigenen Landesgrenze. Ein Führer koſtet hier für den Tag beiläufig 6 Franken; eben ſo viel ein Maulthier. Dieſe Führer ſind verläßliche, nicht ungebildete Leute, die meiſtens mehre Sprachen reden. Noch verläßlicher ſind die Maulthiere; ſie tragen einen unter eigener Verantwortlichkeit; nur muß man den Zügel auch ganz aus der Hand geben, wenn man vollkommen ſicher ſein will. Ihre Kaprize iſt, immer ſtreng am Rande der Abgründe zu gehen, wobei dem Schwindel Unterworfene allerdings ſchlecht fahren.

Zuerſt ſchritten wir ein paar Stunden die ſanfte Böſchung der Forquela hinan. Hinter uns lag zwiſchen den zwei rieſigen Bergreihen das lange, ſchmale Walliſerthal, von der Rhone und der ſchnurgeraden Straße durchſchnitten. Je höher wir kamen, deſto ſchöner wurde die Ausſicht über dieſen herrlichen Plan, den in der Ferne leichte Nebel verwiſchten. Um uns lagen blumige Alpenwieſen, und der Kuckuck rief unſern. Schönes, ſchwarzes Rindvieh, mit kurzen

Kegelhörnern, ſtand zerſtreut auf der Weide; die meiſten Kühe trugen breite Halsbinden aus Leder, mit Vergoldungen und einer Glocke. — Nun trennte ſich der Weg; wir ließen den über den Col de Balme, ungeachtet der ſchöneren Ausſicht, die er biethet, links liegen, und wählten den bequemeren Weg über den Tête noire. Wir mußten jetzt die Bergſcheide der Forquela jenſeits abwärts ſteigen. Grüne Wieſen, ein ſchöner, lichter Lerchenwald, Alpenbäche und Alpenhäuſer lagen um uns. Links in der Ferne erſchien der Glacier de Trient; wir gingen durch das Thal von Trient, das ein Sturzbach durchzieht. Dieſe Parthie des Weges iſt höchſt intereſſant; ſie zieht an der linken Seite einer Wildſchlucht über einen Sattel des Tête noire am ſchwindelnden Abgrunde vorüber. Hohe Granitfelſen ſtarren von allen Seiten empor; ihre Gipfel ſind verſchleiert; über ungeheure Schluchten hängen ſchwankende Stege; man kommt durch Felsgallerien und über Lawinengänge. Unzählige Waſſerfälle hängen in der Ferne wie ſtille Silberbänder von den Felſen, rieſige Granitblöcke, von den Gebirgen abgekollert, liegen herum; dazwiſchen prangt die üppigſte Alpenflur, voll Vergißmeinnichte, Anemonen und blühendrother Rhododendrons. Das Eau noir ſtürzt dem Wanderer entgegen, Maulthiere ziehen im feinen Staubregen, und die toſende Kaskade des Col de Balme ſummt aus unſichtbarer Ferne, fein wie ein Bienchen.

Wir kamen an der Grenze an, die ein Stein mit beider Länder Wappen und den Jahrszahlen 1733 und 1737 bezeichnet. — Wir waren von dem herrlichen Gange, der faſt ſechs Stunden gedauert hatte, nicht im Geringſten ermüdet, ſondern begeiſtert von der hohen Schönheit deſſelben.

Von hier aus machten wir einen stundenlangen Abstecher zum Wasserfalle von Barberine. Wir fanden einen herrlichen Punkt, von dem wir ihn, von seinen Flugnebeln bestäubt, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, aus beträchtlicher Höhe in drei Regenbogen, die er bildete, mit einem einzigen Sturze fallen sahen. Darüber und darunter zeigt derselbe Bach noch sehr viele Kaskadellen Bemerkenswerth ist, daß die kleinste Alpenquelle die Atmosphäre um sich bedeutend verkühlt. Die Granitgebirge werden hier immer höher und spitzer auslaufend; man nähert sich dem ersehnten Thale; es wird kälter. Wenige hundert Schritte von der Straße aufwärts sieht man hier selbst in den Sommermonaten liegenden Schnee; die Zahl der Wasserfälle nimmt zu. Gegenüber erscheinen die Aiguilles rouges, rechts die Loriä. Die Häuser, Wiesen und Herden reichen hoch an die Berge; der Glacier duet wird sichtbar. Nun passirt man einen Bergsattel, mit Granitblöcken besäet, wo sich die Lawinen kreuzen; fromme Mahle bezeichnen die Stellen, an denen Menschen verunglückten.

Jetzt ritten wir ins Thal von Chamouny. Der Glacier [illegible] die Aiguilles de Druse erschienen zuerst; dann die Ortschaft Tour, und gleich darauf Argentière, das Stiefkind des Chamounythales. Argentière liegt höchst malerisch, im wilderen, romantischeren Theile des Chamounythales; nur sieht man hier den Montblanc schlechter als in Prieuré (auch Dorf Chamouny), wo alle Fremden absteigen. Um ein einfaches Kirchlein, mit grauem Schieferdache, runden sich die netten Häuser, bis zu welchen der Glacier d'Argentière über die Granitwände der gleichnamigen Aiguilles herunterſteigt, und daneben eine bläuliche Eis-

grotte und Waſſerfälle bildet. Der Farbenton um Argentière iſt blauweiß und winterhaft. Rechts brauſt die Arve in mehren Stürzen durch das Thal; darüber ſtehen lichtgrüne Alpenwieſen mit Blumen, Lerchenbäumen und Felspartien; auch ein paar herrliche Birkengruppen lagern ſich dicht an die Arve.

Das Thal von Chamouny (im Orte ſelbſt trifft man auch o ſtatt ou, und ir ſtatt des y geſchrieben) iſt an wenigen Stellen über eine Viertelſtunde breit; ſeine Länge vom Eintritte an der Walliſer Seite bis Prieuré beträgt anderthalb Stunden. Nach 8 Uhr Abends ritten wir in Prieuré ein, welches der Hauptort des Thales iſt. Es iſt ein ſchönes, großes Dorf, mit fünf eleganten Gaſthöfen, die den Namen „Hotel“ allerdings verdienen. Wir ſtiegen im vortrefflichen Hôtel d'Angleterre ab. Man iſt in demſelben ungemein gut beſorgt, und bezahlt für ein recht nettes Zimmer nur 1½ bis 2 Franken.

So war ich denn nun in Chamouny! In meiner Kindheit dachte ich mir dieß Thal allerdings ganz anders; es ſollte höher liegen, der Montblanc ſchnurgerade daraus empor ſteigen, Lämmer bis an die Gipfel der Berge weiden, und von einigen Felszinken Waſſerfälle, breiter als der des Rheins bei Schaffhauſen, herabſtürzen; auf den andern dachte ich mir wenigſtens ſitzende Hirten, die Schalmeien bliesen. Ich fand es zwar verſchieden, aber doch unendlich ſchön. Eine unſerer erſten Fragen war nach dem Montblanc. Wolken zogen um den höchſten Alpenſtock; er war nicht ſichtbar. Jetzt, und wieder jetzt erſchien ein rieſiges Berghaupt, und darauf ein noch rieſenhafteres; wir hielten jedes neue für den Erſehnten.

Endlich enthüllte er ſich in der ſpäten Abendröthe. In blauer, einſamer Ferne ruht er auf den ſchneebedeckten Granit-Giganten. Man merkt ihm ſeine Präeminenz an; doch erſtaunt war ich nicht über ihn; denn rings um ihn ſtürmen die Berg-Titanen den Himmel. Sein Gipfel iſt vom ſchneeweißen ſanftgelehnten Buge; die Granitnadeln um ihn ſind alle mit Schnee verhüllt. Das Mer de glace und der Glacier de Pleuré ſteigen unfern des letzteren Ortes vom Montblanc ins Thal. — Die folgenden Tage habe ich mich oft damit vergnügt, daß ich bei heiterſtem Wetter den Montblanc hinanſah. Anfänglich war kein Wölkchen am blauen Himmel zu ſehen; aber plötzlich blies um den Montblanc eine leichte Nebelflocke, wie eine Seifenblaſe, auf; zuerſt ſchmiegte ſie ſich kreiſelnd um ſeinen Scheitel; dann ward ſie ſchwerer, und ſank endlich über den Himmel, bis ſie ſich an den gegenüber ſtehenden Aiguilles anſetzte. Dem erſten Nebelflöckchen folgte ein zweites, und noch mehre, und in wenigen Stunden war der ganze Himmel mit Wolken verdeckt. Man kann ſich in Chamouny überzeugen, daß [illegible] unter der Geburtsſtätte des Wetters lebt. Weiter entfernt vom Montblanc ſtarren in dünnen, nadelähnlichen Spitzen die Graniteſtöcke in die Höhe, die man hier ſehr paſſend „Aiguilles“ nennt. In der ganzen Schweiz ſieht man nur äußerſt wenige ſolcher Granitnadeln, während das Chamounythal von unzähligen eingeſchloſſen iſt. Sie ſind ſo ſteil und glatt, daß auf vielen ſelbſt im Winter der Schnee nicht lange liegen bleiben kann. In mehren Schluchten ſteigen die Gletſcher bis in die tiefſten Thäler herwieder. Unter „Gletſcher“ verſteht man aber, insbeſondere in dieſer Ge-

gend, nicht Eisberge und Spitzen, ſondern abſtarrende Schluchten und Thäler, mit ewigem Schnee und Eiſe ausgefüllt. Im Chamounythale ſteigen die meiſten Glaciers bis mitten in die friſchgrünen Wieſen. Der eigenthümliche Reiz des Chamounythales ſind gerade dieſe ſonnigen Wieſen, deren fröhliches Grün und glühenden Schmelz man ſeines Gleichen kaum irgendwo findet, und der zaubergleiche Kontraſt, der wenige Schritte davon ewiges Eis mitten im heißen Sonnenſcheine erhält. Dazu kommt das nicht zu unterdrückende Bewußtſein am Fuße des höchſten Berges Europas zu wandeln, und der ſeltſame Eindruck, den die abenteuerlichen Granitnadeln und wunderlichen Felsbildungen hervorbringen. Der Boden dieſes Thales iſt nicht mit dem Staube tauſendjähriger Verweſung bedeckt, nicht mit dem matten Moder, der ſchon aus unzähligen Bildungen zerfiel, ſondern mit körnigem, urkräftigem Granitſande, dem dieſe geheimnißvolle Wandlung erſt bevorſteht. — Schade, daß die Arve immer mehr Gerölle mit ſich führt und anſetzt, ſo daß ſie im Laufe der Zeiten das ganze Thal zu verwüſten droht!

Da die Bewohner des Chamounythales größtentheils von den Fremden leben, ſo ſind ſie gegen dieſe im höchſten Grade höflich, ja, ſelbſt unterwürfig. Fremde, denen man nicht an der Ausſprache den gebornen Franzoſen anmerkt, werden für Engländer gehalten; an deutſche Reiſende glaubt Niemand. In Prieuré bekommt man ſchöne Mineralien-Sammlungen, geſchnittene und geſchliffene Steine und Holzarbeiten zu kaufen. Das Thal iſt voll Indulgenzkreuze.

Der Aufenthalt in Chamouny iſt höchſt angenehm und reizend. Das Thal iſt den Bewunderern der Natur Preis

gegeben; die Fremden sind die Herren desselben; die eigentlichen Bewohner nur die Diener, besorgt, ihre Wünsche zu befriedigen und ihre Befehle zu vollziehen.

Die bequemste Stelle den Montblanc näher zu beschauen, ist der Mont-anvert; seine Erhöhung aus dem Thale beträgt nur 2568 Fuß; er ist ohne Beschwerden in weniger als drei Stunden, auch beritten zu ersteigen. Er liegt neben dem Eismeere. Die meergrünen Zinken, Spalten und Zacken desselben scheinen Wogen, die ein Zauberspruch mitten in der Brandung erstarrte. Die Einsamkeit in dieser Eis-Region ist schauerlich und ergreifend. Der höchste Theil des Eismeeres heißt: „Taleire;" er hat die längsten Eisspitzen. Mitten in demselben erhebt sich ein runder Fels, den im August Alpenblumen bedecken, und der daher der „Garten" genannt wird.

Nach mehren Tagen verließen wir Prieuré in einem Bank-Wagen mit Quersitzen und gingen nach Sálanche. Der Weg führt durch den minder beliebten Theil des Chamounythales. Birkenwäldchen und wilde Rosenhecken wechseln mit Wasserfällen, die über Granitfelsen herabstürzen. Rechts liegt eine herrliche Berghöhe, bis zum Gipfel bebaut; links blumige Wiesen und zerstreute Häuser. Die Prairien des Chamounythales tragen in ihrem Grün nicht die gelben und weißen Blumen gewöhnlicher Wiesen, sondern so bunte und glühende Farben, daß die Juwelen der Feenmährchen darüber ausgestreut scheinen. Kinder bieten Blumen und Krystalle an. Je mehr man sich auf dieser Seite von Prieuré entfernt, desto besser sieht man den Montblanc; er erhebt

ſich immer höher über ſeine Nachbarn. In der Morgen- und Abendbeleuchtung iſt ſein Anblick von unglaublicher Wirkung. — Bei einer Sägemühle dreht ſich das Thal rechts; man fährt höchſt natürlich durch einige Gießbäche. Einzelne Häuſergruppen liegen zerſtreut; darüber hochgebaute Berge. Jetzt führte der Weg maleriſch über eine Felſenſchlucht; um die Berggipfel flogen Geier; ein paar Knaben bliesen auf langen, ſchwarzen Düten den Kuhreigen. Die Arve durchzieht die ganze Länge des Thales. Am linken Ufer, der Straße gegenüber, liegen hier die Ruinen von St. Michael. Bald darauf kommt man über den Torrent noir und zum kleinen Lac de Chêde (man findet auch Gède geſchrieben). Er liegt, eigentlich lag (denn noch im Spätſommer 1837 verſchwand er unter einem Erdſturze) höchſt romantiſch zwiſchen alten Eichen und Nußbäumen; in ſeinem kleinen, ſchwarzblauen Spiegel widerſcheint der Montblanc. Nicht weit darüber brauſt die ſchöne Cascade de Chêde, mit breitem Waſſerſtrahle und ſchönem Sturze. An den Waſſerfällen dieſer Gegend kurſirt unter den führenden Knaben die Sage von einem deutſchen Studenten, der das Thal zu Fuße durchwanderte und nach jedem ſchönen Platze einen Führer nahm. Der Baccalaureus zog an Ort und Stelle jederzeit eine ſilberne Brille hervor, nahm alle Naturſchönheiten ſorgfältig in Augenſchein, und ließ ſich dann wieder zur Hauptſtraße des Thales geleiten. Dort angelangt, vermißt er, als er die bonne main geben will, regelmäßig mit großer Beſtürzung die ſilberne Brille, er ſendet den Knaben zurück und verſpricht einen Franken für den Fund des Augenglaſes. Der Savoyarde entfernt ſich gläubig, ſucht emſig,

aber vergebens. Der Zurückkehrende findet jedoch den Studenten nicht mehr; noch weniger den Führerlohn.

Nun endet, nach einem Wege von beiläufig drei Stunden, das Chamounythal; das Thal von Sálanche beginnt. Plötzlich hören die Nadelhölzer, die seltsamen Felsbindungen auf; Laubbäume und Weinbau stellet sich ein. Das Thal ist milder, aber doch noch romantisch schön. Die Savoyardinnen dieser Gegend haben fast durchaus runde, volle Gesichter, mit etwas stumpfem Ausdrucke, und tragen seltsamer Weise auch auf dem Felde weiße Hauben mit breiter Krause.

Links von der Straße liegen die romantischen Bäder von St. Gervais; sie sind jedoch erst im Aufnehmen; selbst das weitläufige, schöne Badehaus ist noch nicht ganz beendet. Von Genf und Frankreich werden sie stark besucht; sie müssen in der That heilsam sein, da ich unter den beiläufig 60 Badegästen viele Alte und Dreßhafte sah. Über dem Badehause ist ein sehr reicher aber nicht schöner Wasserfall.

In Sálanche nahmen wir auf dem Balkon des Hotels „Belle vue" Abschied vom Montblanc. Er präsentirte sich in den blau-goldenen Abendlüften ganz unvergleichlich.

Der Genfer-See.

Der Weg von Sälanche nach Genf führt theilweiſe durch wilde Roſengebüſche. Der Waſſerfall „Nant d'Arpenas“ ſtürzt in einem Falle von 800 Fuß tief; macht jedoch nicht verhältnißmäßige Wirkung. Alpen-Dohlen umflattern ihn. Nun hört die Region der Alpen allmählig auf; ihre Auszweigungen werden niederer und verlaufen endlich in Hügel. Gegenüber wird in der Ferne der ſanfte Jura ſichtbar; die Landſchaft gewinnt franzöſiſchen Zuſchnitt.

Genf liegt auf einem ſanften Hügel an der Rhone und am kräftig blauen See gleichen Namens. Mehr als beim Eintritt in dieſe Republik, wird der Fremde mit Paß-Viſirung u. dgl. nirgends beläſtiget. Die Stadt trägt allgemeinen Wohlſtand und franzöſiſchen Geſchmack zur Schau; die Häuſer ſind groß und ſchön, die Promenaden ſehr zierlich, die Anzahl und Eleganz der Landhäuſer außerordentlich. Die Uhren ſind hier unmäßig theuer; wenn man aber in einer Niederlage eine, anderswo und wohlfeiler gekaufte Genfer Uhr vorzeigt, erregt man nur mitleidiges Lächeln. Die Einwohner ſind ſehr gewinnſüchtig; um die leeren Wände der Calvin'ſchen Kathedrale zu ſehn, muß man 2 Franken zahlen. Die Grabmähler der Familie Rohan in derſelben vertilgen dieſe Ausgabe nicht.

Man verſäume ja nicht, das nahe gelegene Ferney im Departement Ain zu beſuchen! Leider fuhr ich in einem Omnibus hin, und machte paſſive Bekanntſchaft mit einigen unerträglichen Genfer Republikanern. Ferney liegt in ſchöner, ſanfter Gegend. Die hübſche Kirche trägt die Aufſchrift: „Deo erexit Voltaire.“ Das Schloß, und beſonders der Park, iſt recht ſchön. Im Erdgeſchoſſe des erſteren ſind die zwei Zimmer, die Voltaire gewöhnlich bewohnte, noch in demſelben Zuſtande, in dem er ſie im Februar 1778 verließ. Voltaire's Fauteuil und übrige Meubles, ſo wie ſeine kleine Bibliothek, ſind noch vorhanden. Ein paar Büſten und mehre ſehr ſchöne Bilder, im Geſchmacke ſeiner Zeit, ſchmücken das Appartement. Einige nackte Weiber ſind wunderſchön; vorzüglich eine Venus. Ein Gedicht von ihm wird gewieſen, worin er verſichert, daß Ferney immer der Aufenthalt ſeines Herzens ſein wird. Ein Gang durch den Park macht dies begreiflich; ohne elegant zu ſein, hat er Plätze, von denen man ſich nur ſehr ungern trennen kann. Noch ſteht die Ulme, die Voltaire gepflanzt hat. — Der Abend, den ich in dieſem Parke zubrachte, war außerordentlich ſchön und belebend. Die Sonne verſank hinter dem violett-duftigen Jura; die Sterne leuchteten mild und lieblich. Die Alpen haben ſchroffe, abenteuerlich-bizarre Umriſſe; die des Jura ſind ſanfter und nähern ſich der Schönheitslinie. Am nächſten Tage befuhr ich den Genfer-See.

In dieſem Jahre (1837) lief das vierte Dampfſchiff auf dem See vom Stapel. Ich befand mich am Bord des „Winkelried.“ Im Hafen ſteht auf einer kleinen Inſel Rouſſeau's ſitzende Statue. Das Seeufer iſt zuerſt wenig intereſſant;

das Grün iſt matt und langweilig. Das ſavoiſche Ufer trägt keinen Charakter; das ſchweizeriſche hat zwar viele Städte und Villen, darunter Coppet, aber, vom See aus betrachtet, doch matte Einförmigkeit. Aber je weiter man fährt, deſto ſchöner wird der See; ſchon zwiſchen Nyon und Rolle entzückt er. Das ſüdliche Ufer wird immer romantiſcher und wilder; hohe Berge und ſteile Felſen treten hervor, und hoch darüber thront in der Ferne der Montblanc. Das Grün der nördlichen Seite wird lebhafter, die Szenerie abwechſelnder. Die herrlichen Villen zwiſchen Pappelwäldchen gleichen Tempeln des Friedens und ländlicher Ruhe. Der See, deſſen unerklärliche Seiches die Ebbe und Fluth des Meeres nachahmen, dehnt ſich hier von Oſten nach Weſten unabſehbar um das Dampfſchiff; der Farbenton der Ferne iſt bei hohem Sonnenſtande bleigrau und verſchwimmt in myſtiſchen Nebeln. — Am nördlichen Ufer liegt eine Ortſchaft, die St. Preux heißt. Wir nähern uns dem klaſſiſchen Boden der Novelle „Heloiſe." Hier liegt Lauſanne und Vevay; gegenüber die grauen, düſtern Felſen von Meillerie. Über den See erräth man den Fußweg, den St. Preux und Julie gingen. Die Geſchichte, wie ſie uns Rouſſeau erzählt, iſt einfach und rührend; ſie iſt die Epiſode ſo manches Menſchenherzens. Ach, und wenn ſie auch längſt ſchon hinter uns liegt: vermag ſelbſt eine Reiſe um die Welt das kleine Städchen am Fuße der Alpen und Julie aus unſerm Gedächtniſſe zu verwiſchen?!

Am ſüdlichen Ufer, in wilder Gegend, liegt St. Gingoulph; ein Gießbach trennt es, und bildet die Grenze zwiſchen Wallis und dem Königreiche Sardinien. In der

öſtlichen Tiefe des Sees erſcheint der gothiſche Thurm von Chillon, durch Byron's „Prisoner“ verewigt. Darüber, und insbeſondere gegen Südoſten, thürmen ſich wie himmelſtürmende Titanen die Alpen über einander. Zwiſchen ſo vielen Schönheiten und theuren Erinnerungen getheilt, ſchweift das Auge entzückt über den See; auch die Lieder deutſcher Dichter, die ihn beſungen haben, flattern auf ſeinen poetiſchen Waſſern, und der Geſammteindruck iſt großartig und ergreifend.

Ich landete am nördlichen Ufer. Die Ausſicht von Lauſanne's Hügeln iſt himmliſch. Noch reizender liegt Vevay; See und Landſchaft liegt hier unendlich ſchön. Waadt iſt ein herrliches Land; die Ausflüge von Vevay ſind ſehr lohnend. Bald über dieſe Stadt ſteigt der Weg aufwärts; rechts liegt die herrliche Schlucht der Veraiſe; darüber die Waadt-Alpen. Das Panorama über den See wird immer weiter und reizender; ſein Spiegel, von dieſen Höhen betrachtet, iſt tiefblau, der Farbenton des Alpen-Hintergrundes düſter, während das Waadtland froh und lichtgrün erſcheint. Es iſt ein Land ohne Regierung. — In dieſem Kantone gibt es recht hübſche Weiber; ihr ſinnlich heiterer Charakter zeigt ſich auch insbeſondere in ihrer Tracht; ſie wählen gern helle Farben, auch Scharlach, und tragen einen Knoten aus falſchen Zöpfen auf ihrem Kopf, der dieſen an Größe übertreffen muß. Sie ſammeln zu dieſem Endzwecke ſowohl die eigenen ausgehenden Haare, als auch die Geſtorbener, und bringen im Nothfalle unter dem Haar-Turbane noch eine unſichtbare Wollunterlage an.

Nirgends wechſeln Sitten und Trachten öfter und ſchroffer,

als in der Schweiz. Der nächste Kanton Freiburg bildet einen jähen Übergang in die deutsche Schweiz; in der Hauptstadt selbst liegen französische Gassen enge neben rein deutschen. In diesem Kantone sieht man häufig die schöne, uralte Schweizertracht. Das rothe Miederchen mit Ketten und Spangen, die kurzen, schneeweißen Bauschärmel, das noch kürzere, dunkle Röckchen, wie den kleinen flachen Schweizerhut, der schief über zwei herabfallenden Zöpfen sitzt und mit Alpenröslein und kleinen Blumen geschmückt ist. — Die französirte Sitte beginnt in Freiburg der alt-schweizerischen Platz zu machen. Die Stadt ist alterthümlich und war fest; sie schließt an den meisten Seiten, bis an kleine Pässe, einen Theil der ländlichen Umgebung in ihre Vertheidigungslinie ein. In Freiburg hängt fast an jedem Hause ein öffentliches Verboth angeschlagen, z. B. „die Republikaner dürfen bei 4 Franken Strafe nicht in des Handschuhmachers offenen Garten ohne dessen Erlaubniß gehen;“ — „die Republikaner dürfen unter doppeltem Bönfalle des Schneiders Haus nicht verunreinigen;“ oder: „in die Erdgeschoß-Fenster des Rathsherrn schauen,“ u. dgl. In Freiburg ist die in der deutschen Schweiz so sehr beliebte Gewohnheit, Fenster an Fenster zu bauen, bereits allgemein.

Die Drahtbrücke über das Galternthal ist höchst merkwürdig. Fein, wie ein Spinnengewebe, hängt sie 400 Schritte über das tief bewohnte Thal, durch welches Wege und Wasserleitungen gehen, und in welchem Mühlen und Hammerwerke klappern.

Berner Oberland.

Der Kanton Bern ist bis auf einen Theil des Oberlandes und einige vorher unterthänige Ämter durchaus sehr wohlhabend, und auch in dieser Hinsicht ein ehrenwerther Repräsentant der deutschen Schweiz. Man findet hier noch jene ursprünglichen, naturgemäßen Zustände der Gesittung, die immer mehr und mehr von der Erde verschwinden. Der größte Theil der Einwohner erfreut sich eines mäßigen Grundeigenthums, oder gehört doch der Familie eines solchen Besitzers an. Dieser mit seinem Weibe, Kindern und Verwandten bebaut seine Felder und Wiesen, und die allenfalls aufgenommenen Gehilfen — Knechte kann man sie wohl nicht nennen — bilden mit ihnen eine Familie. Die Tracht des weiblichen Geschlechtes ist hier einfach und edel. Es geht in ziemlich kurzen schwarzen Röcken, die jedoch bis zu der Brust aufsteigen, die Brüste bekleidet ein schneeweißes weites Hemd, mit halblangen, bis über den Elbogen reichenden Bauschärmeln, das hoch am Halse mit einer fingerbreiten Krause endiget, und über das die schwarzen Achselspangen des oben beschriebenen Rockes laufen. Der Miederlatz ist ebenfalls schwarz und von den weißen Bauschen des Hemdes durchbrochen, so wie mit Kettchen, Knöpfen und Rosen von Silber

gezirrt, die ſchwarzen geſtrickten Handſchuhe ohne Finger reichen bis gegen den Ellbogen, und auch der Strohhut mit breiter Krämpe und hohem Gupfe iſt ſchwarz, das Vortuch aber weiß. Dieſe Beſchränkung auf die weiße und ſchwarze Farbe, ſo wie der Schnitt des Gewandes geben der Bernerin eine beſcheidene ſittſame Haltung. Die verheiratheten Weiber tragen die Haare meiſtens geſchürzt, die Jungfrauen laſſen ſie wohl auch in zwei Zöpfen über die Schultern fallen. Dieſe Tracht iſt ſelbſt in der Stadt Bern unter den erſten Ständen gewöhnlich. Die Männertrachten ſind hier ſo wie allenthalben in der Schweiz, weder ſchön noch eigenthümlich, ſie gleichen der unſerer ärmern Bürger. Luxus kennt man in Bern nicht, ſondern nur Wohlhäbigkeit. So wie der Gutsbeſitzer mit ſeiner Familie ſelbſt auf dem Felde arbeitet, ſo hat auch andererſeits der bezahlte Arbeiter Antheil an ſeiner Bildung. Als wir von Freiburg nach Bern fuhren, war gerade die Zeit der Heumahd; auf den Wieſen waren allenthalben Gruppen von Landleuten damit beſchäftigt, und überall duftete das friſch gemähte Heu. Aber als die Sonne zu heiß zu glühen anfing, ſetzten ſich die Mäher im Baumſchatten, und es wurde aus Zeitungen und Büchern vorgeleſen.

Die Häuſer dieſer Landleute ſind durchaus aus Holz gebaut, aber im anmuthigſten Schweizerſtile, die Fenſter ſind groß und zahlreich, unter der Dachſpitze erhebt ſich das Haus nicht ſelten bis zu vier Stockwerken. Ein auch zwei Holzgänge laufen rund um das Haus, Bäume und Blumen ſtehen vor demſelben, und faſt jedes weiſet einen frommen alterthümlichen Spruch gemalt oder in Holz geſchnitten auf der Straßenſeite. In dieſen Häuſern aber wohnt ländliche

Ruhe und stillbegnügte Glückseligkeit, wenigstens alle Elemente dazu. Die Zimmer sind höchst reinlich und hell, die Einrichtung aus gebohntem Holze ist bequem und altväterlich, Geschirr und Gläser blinken, und fast kein Bauernhaus entbehrt weißer Vorhänge, eines Piano, einer kleinen Büchersammlung. Landmädchen, die selbst Heu mähen, lesen in den Feierstunden in Okens Naturgeschichte, in Humboldts Reisen, in Müllers Geschichte. Sie sprechen das Deutsche in der naiven schweizerischen Mundart, aber fast durchaus auch das Französische und selbst Englische besser als manche unserer Damen. Die Erziehung ist hier mehr nach innen gerichtet, die äußere elegante Façon wird wenig geachtet; die Bildung besteht in Realitäten, und vernachlässigt in ihrer Würde den Schein, der nur auf der Folie eines glänzend dekorirten Salons, und kaum die paar Stunden einer Gesellschaft sichhält. Die Trennung der arbeitenden Klasse von den übrigen Ständen der Gesellschaft fand hier nicht statt. Alle arbeiten, und Alle wollen menschlich edel genießen, und auch an den geistigen Gütern Theil haben. Dadurch wird einerseits die rohe Verwilderung, die nach verdrüßlicher Arbeit als höchster Wunsch nur träge Ruhe und grobsinnliche Genüsse kennt, und andererseits jene hohle Verfeinerung vermieden, die allmählig jeden Stoff, jeden Inhalt als zu beschwerlich aus ihrem Lebenskreise verbannt, und die Bildung des Menschen in gehaltlose oberflächliche Redensarten und elegante Grimassen setzt.

Dem erinnert durch die Hallengänge, die an beiden Seiten der Gässen hinlaufen, an italienische Städte; ich habe mich an Ort und Stelle vergebens bemüht den Grund des

fremden Bauſtils zu erforſchen. Als wir uns in Bern befanden, ward dort eben die jährliche große Tagſatzung abgehalten. Die Offiziere aller Kantone waren dort verſammelt, und gaben ein großes Militärfeſt. Wir bekamen Karten, und nahmen daran Theil. Das Feſtmahl wurde im Freien auf der hierzu dekorirten Baſtei unter Laubzelten eingenommen. Schöner nahm ſich das Feſt jedoch Abends aus. Die langen Tiſche waren glänzend beleuchtet, an den grünen Bogen und Gängen liefen architektoniſche Verzierungen bunter Lampen hin; die transparenten Wappenſchilde aller Kantone ſtanden beleuchtet vor der Hauptfronte. Die verſchiedenen mitunter recht ſchönen Uniformen aller Kantone und Waffengattungen miſchten ſich bunt untereinander, die drei Grundſprachen der Schweiz plauderten in allen erdenklichen Mundarten, und die ländlichen Trachten der Schweizer Maide, die hier und dort am Arme eines blanken Offiziers gingen, vermehrten den eigenthümlichen Reiz dieſer Szene noch mehr. Die allgemeine Freude wurde durch Luftfeuerwerke und Muſik gehoben. So oft ein hoher Toaſt ausgebracht wurde, fiel ein Trompetenwirbel ein, und einige Kanonenſchüſſe ſollten gelöſt werden. Aber die Kanoniere, die ſie bedienten, beeilten ſich erſt ſelbſt ihre Becher zu leeren, liefen dann in unbeholfener Eile zu den Kanonen, und fielen regelmäßig ein paar Male auf der Raſenböſchung der Baſtei, wobei ſie Helme und Seitengewehre verloren. Gleichwohl bewunderten die freien Schweizer allgemein ihre prompte Disziplin und große Geſchicklichkeit. Die Wachpoſten, die auf Ordnung zu ſehen hatten, mußten dießfalls manchen Streit mit ihren Mitbürgern beſtehen; ſobald aber der Un-

geſtüm der letzteren zu groß wurde, ſtellten ſie entrüſtet die Gewehre fort, und ſtemmten die Arme in die Seite. Auch wenn ihnen ein Bekannter einen Humpen zutrank, verließen ſie ihren Poſten, eben ſo im Falle anderweitiger Bedürfniſſe. Ein ſchönes feines Mädchen trug höchſt reizend franzöſiſche Chanſons und Romanzen mit zarter lieblicher Stimme vor.

Der ſchöne Julius rief uns zu einem Ausfluge in das herrliche Berner Oberland. Schon auf der Fahrt nach Thun werden ſeine Alpen ſichtbar. Ein franzöſiſcher Stabsoffizier mit zwei Töchtern war unſer Reiſebegleiter in der Diligence, er hatte vor Kurzem ſein geliebtes Weib, die jungen Mädchen ihre Mutter verloren, ſie gingen ins Oberland, um den erſten Schmerz ihres Verluſtes zu ſtillen.

An einem heitern Morgen beſtiegen wir das Dampfſchiff Belle vue auf dem Thuner-See. Die Einrichtung des Bootes, ſo wie die Reiſegeſellſchaft iſt ſehr elegant, der See wunderſchön. Ein paar junge engliſche Damen zeichneten am Verdecke; ich lehnte an der Balluſtrade und verlor mich in die Schönheiten der Natur. Rechts gleich am Aarausfluſſe ſehen ein paar reizende kleine Inſeln mit herrlichen Baumgruppen, wie Nachtigallengebüſche. Von drei Seiten iſt der See mit Alpengebirgen umgeben, deren Schatten ſich in ſeiner Mitte faſt vereinigen; links erſcheinen liebliche Boskette, an einer Felswand wird ein Trompetenwirbel geblaſen, und ein helles, vielfaches Echo tönt von den Höhen herunter. Am jenſeitigen Ufer beginnt das Oberland. Der Name und die rieſigen Alpenhäupter, die uns gegenüber ſtanden, ließen mich eine beſchwerliche Fortſetzung der Reiſe vermuthen,

ich hatte Furcht bei der großen Anzahl unserer Reisegefährten keine Maulthiere mehr für uns zu finden. Wie groß war jedoch mein Erstaunen, als wir beim Aussteigen hier am Eingange ins Oberland über zwanzig Equipagen jeder Art und Größe zum Empfange der Reisenden bereit fanden. Um Übervortheilung und lästiges Zudrängen zu verhüthen, hat die Regierung von Bern Taxen festgesetzt und befohlen, daß kein Kutscher sich den Reisenden nähern darf, bis er nicht von einem dieser zur Fahrt gewählt wird. Die Unruhe, mit der die Rossebändiger in Reihe und Glied auf dem Lenkbrete sitzen, so wie die kokettirenden Blicke, mit denen sie die Reisenden ansehen, machen viel Spaß. Ich zog meine Lorgnette heraus, besah mir gemächlich Fuhrwerke und Pferde, und schwelgte in der komischen, doch schweigenden Ungeduld der Kutscher. Das Ufer des Thuner-Sees ist das Fegefeuer der Kutscher; Dante vergaß es in seinem Buche. Endlich dingte ich für mich und Eugen einen leichten char-à-banc zur Fahrt durchs Oberland. Wir fuhren nach Unterseen und Interlaken; hier ist der gewöhnliche Aufenthalt eleganter Reisender im Oberlande. Beide Orte haben unzählige Hotels und Pensionate, mehr als viele große Städte. Die meisten befinden sich in geräumigen hölzernen Häusern, sind jedoch höchst zierlich und anlockend, und in jeder Hinsicht mit Allem versehen, was selbst ein verwöhnter Reisender fordern kann. Der Wohlstand dieser zwei Ortschaften, so wie die Menge elegantester Fremder mitten zwischen den höchsten Bergen Europas erregt Erstaunen. Unterseen steht voll Rosengebüsche. Man braucht hier Molken- und Luftkur. Dieses Thal, Bödeli genannt, ist unsäglich schön, diese Na-

tur mag ſchmerzſtillend ſein, doch ſie weckt auch Sehnſucht, die böſe Sehnſucht —

Still, o ſtille! und vom Herzen
Scheuche nichts die Nebel ab,
Alte Liebe, alte Schmerzen
Überblüht im Lenz ein Grab —

Von hier wendeten wir uns das Ufer der weißen Lütſchine entlang ins Lauterbrunnenthal. Dieſes Thal beherrſcht die Jungfrau; es hat ſeinen Namen von der Menge klarer Quellen; dreißig Bäche fallen in dasſelbe hinab und mehr als zwanzig ſehenswerthe Waſſerfälle. Es rauſcht auf allen Seiten, und das Grün ſeiner Matten iſt feucht und heiter. Statt des ſchwarzen Hutes tragen die Weiber hier einen weißen mit mäßigem Gupfe und breitem ſchwarzen Sammtbande, der vorne über dem hohen Kamme ſitzt und am Zopfe befeſtigt iſt. Je weiter man in dieſem Thale vorwärts kommt, deſto ärmlicher werden die Bewohner; die Häuſer kleiner und ſchlechter. Das Lauterbrunnenthal ſteht an Naturſchönheiten merklich hinter dem Chamounythale zurück. Ich beſtieg den Sausberg, und den Fuß der Jungfrau. Ein Haus am Eingange in das Thal, das eine volle Anſicht dieſes Gebirgſtockes (12,872 Fuß hoch) biethet, führt den Namen „Jungfernblick.“ — Ihre niedrige rechte Spitze, ſtets mit Schnee bedeckt, heißt das Silberhorn, weiter vor ihr ſteht der ſchwarze Mönich, links nur auf Höhen ſichtbar, der weiße. Den ſogenannten Staubbach bildet der Pletſchbach durch ſeinen 780 Fuß hohen Sturz; ſein Waſſer kommt

unten in fliegenden Nebeln an, die der Wind bewegt, und die im Sonnenſchein ein ſchöner Regenbogen durchſchimmert. Doch macht dieſer Waſſerfall nicht die Wirkung, die man in Folge der meiſten Beſchreibungen desſelben erwartet.

Aus dem Lauterbrunnthale fuhren wir in das von Grindelwald, das nach einer Stunde Weges an Schönheiten immer reicher wird. Wir ſtiegen aus und gingen eine Strecke zu Fuße. Über den Sausberg fielen durch ſchwachen Regen einzelne, dumpfe Sonnenſtrahlen, rechts am Abgrunde der ſchäumenden, ſchwarzen Lütſchine ſteht ein ſchönes Alphaus, darüber hängt im Hochgebirge ein Waſſerfall; noch fünf bis ſechs andere ſind ſichtbar.

Das Thal von Grindelwald kann mit dem von Chamouny wetteifern, ja man ſchwankt, welchem von beiden man den Vorzug geben ſoll. Blumige Wieſen bedecken die ſanften Hügel dieſes Thales; es blühte hier eben erſt der Flieder und die Schlehen. Dieſer verſpätete Frühling übte einen eigenen, ſeltenen Reiz. Zwei Gletſcher reichten bis an die ſchönen Dorfhäuſer, die Lütſchine brauſt daneben, darüber gruppiren ſich die ewigen Alpen. Ich ging ſchon am erſten Abend zum obern Gletſcher; ein fünfzehnjähriges Mädchen, zart und ſchmächtig wie eine morgenrothe Lilie, wies mir den Weg. Ich ſah die Abendröthe ſich auf ſeinen blauen Zacken und Spitzen brechen. Aber die nahende Nacht von meinem Fenſter im Hôtel à l'ours war noch ſchöner. Ich ſchaute über den grünen Abhang hinunter, die Reize des Thales flatterten durch die Nebel der Dämmerung. Rechts vor meinem Fenſter ſtand der Eiger, dann tiefer der Finſteraarhorn, darauf der Wettenberg, endlich das Wetterhorn;

über dem Wetterberg hoben ſich die Schreckhörner in die blauen Lüfte, an ſeinen Seiten ſteigen die zwei Gletſcher ins Thal. Jetzt ſchimmerten ſie blaß, kaum heller als die Sterne; aus zwei Eisthoren rauſchte die Lütſchine hervor, von ein paar Alpenwieſen tönte der Kuhreigen.

Wie Bienen ſchwelgten wir an den Schönheiten des Grindelwaldthales, auch unſer Wirth fütterte uns mit Honig und Butter, und Eugen hätte in ſeiner Luſt ſelbſt zum Honigbären werden mögen.

Am frühen Morgen fuhren wir in unſerm char-à-banc das Thal zurück und weiter. In Wenigen kamen wir im heiterſten Sonnenſcheine am Brienzer-See an, und beſtiegen ein Ruderſchiff. Der Brienzer-See iſt ein einſamer hochgelegener See, faſt an allen Seiten ſteigen die Berge unmittelbar aus ſeinen Wäſſern in die Höhe. Seine Farbe iſt berggrün, hier und dort faſt bleigrau, voll Gebirgsſchatten, zu denen ſich während unſerer Überfahrt noch die ſtreifenden Wolken geſellten. Die Ufer des Brienzer-Sees haben wenig Weiler und Häuſer. Die deutſche Sprache wird an ſeinen Ufern in ſanftem gutmüthigen Accente faſt unverſtändlich geſprochen. Am Anfange iſt der See melancholiſch und einförmig, wozu die hohen Gipfel des umſtehenden Hochgebirges beitragen. In der Mitte wird vorzüglich das rechte Ufer des Sees romantiſcher. Es erſcheint eine Bucht zwiſchen Felſen und eine Landzunge mit dem Dörfchen Eſeltraut und einem ſchönen Landhauſe ſammt einigen Gärten. Daneben liegen ein paar Inſeln ebenfalls mit Anlagen, dann noch eine Bucht. Hier iſt der See ſehr ſchön, die Uferfelſen ſind ſteiler, links über Brienz ſteigt der Rothhorn in die Wolken.

Wir landeten gegenüber am rechten Ufer, um den „Sieß-bach“ zu beſehen. Er iſt nebſt dem Rheinfalle der ſchönſte Waſſerfall der Schweiz, ſein wildes Getöse weit über den See hörbar. Er zeichnet ſich weniger durch die Höhe des Sturzes, als durch Waſſerfülle und wechſelvolle romantiſche Wildheit aus. Er ſtürzt, brauſt und wüthet über beiläufig zehn Felsterraſſen gegen den See. Eine der ſchönſten Anſichten hat man gerade unter ihm, wo man ſeine ganze Höhe ſieht, dann neben der zweiten Terraſſe unter einer Linde den ruhig großartigſten der Hauptabtheilung; weiter oben kann man in den Felſen hinter ſeinen Sturz klettern, oder auf einer ſchwankenden Brücke gerade darüber ſchweben. Unterm vorletzten Falle nach oben ſtürzt er aus ſelbſterzeugten Waſſerſtaubwolken.

Nachdem wir dieſes herrliche Naturſchauſpiel genug betrachtet hatten, fuhren wir nach Brienz hinüber, von wo wir ins Haslithal einen Ausflug machen wollten. Die Einwohner dieſes Gebirgsthals ſind von großem, faſt ſchmächtigem Wuchſe, hellblond, und ihr Stammtipus zeichnet ſich vorzüglich durch die lange gezogene Naſe aus. Die Weiber ſind hier in ihrer erſten Jugend ſehr hübſch, welken aber ſchnell; ihre Haare ſtreichen ſie nach rückwärts. Sie tragen meiſt weiße Röcke mit buntem rothen und blauen Bruſtlatze, der faſt bis zum Halſe reicht, und mit einer zweiten Farbe umgeben iſt. Kurze Zeit bevor wir den See befuhren, fand der bekannte Aufſtand des Haslithals ſtatt, unſere vier Ruderer hatten daran Theil genommen. Einer derſelben, ein ſchmalſchultriger blonder Burſche, erzählte uns den Vorgang. Faſt alle männlichen Bewohner des Haslithals ſtiegen mit

Stöcken und Knitteln zum Seeufer herunter, ſie wollten bis Bern, und wenn es nöthig wäre, noch weiter vordringen, aber das Exekutionskorps der Eidgenoſſenſchaft erſparte ihnen die Mühe. Ein paar hundert Soldaten ſchwammen auf einigen Fahrzeugen den See zu ihnen herüber, ſie hatten ſogar ein Feldſtück bei ſich. Nahe am Ufer hielten ſie an. Man parlamentirte. Die Haslithaler fraßen Eiſen, aber der Kommandant drohte auf ſie ſchießen zu laſſen. Das fruchtete wenig. Nun befahl er ſcharfe Patronen herauszunehmen, er ließ ſie die Haslithaler genau unterſuchen, und machte ſie auf die Kugeln aufmerkſam, die darin waren. Die Soldaten luden vor ihren Augen; die Haslithaler ſahen ſich eine Weile an, dann gingen ſie ruhig in ihre Gebirge zurück. —

Sie werden doch nicht wirklich ſcharf geladen haben? fragte ich.

— Das will ich meinen, Herr! antwortete der Ruderer.

— In der That ſogar ſcharf?

— Mit Pulver und Blei, Herr; ob aber auch das Feldſtück in Stande war, weiß ich nicht.

— Scharf geladen, ah — da finde ich es begreiflich, daß ihr nach Hauſe ginget.

— Das will ich meinen, Herr!

Mir ward bange mit ſo wilden Rebellen auf der einſamen Fläche des Sees allein zu ſein.

Unterdeſſen kamen wir glücklich in Brienz an. Von da machten wir einen Ausflug mit unſerm char-à-banc ins Haslithal. Gleich am Anfange desſelben bildet der Hölzlifall eine ſchöne Waſſergrotte. Nun kommt der Wandelbachfall;

beide ſind beinahe Staubbäche, ſie gehen der Aar zu. Hinter beiden kann man in die Felſen gehen. Romantiſche Felstrümmer liegen zerſtreut, daneben der Plattenſtock; vier geringe Waſſerfälle folgen, zwei ſtrömen aus kleinen kreisrunden Löchern, wenig unter der oberſten Felskante, wie Moſesquellen, hervor. Auch links der Straße ſind viele Waſſerfälle. Gegen Reichenbach wird das Thal ſchöner; links ſieht man die Trümmer von Reſti. Wir beſuchten das Bad. Der ſo ſehr geprieſene Reichenbach-Waſſerfall mit doppeltem ausgehöhlten Felsbette gefiel mir nicht ſehr, vielleicht war ich bereits waſſerfallſuperſötirt. Wir ſtiegen die linke Alpenlehne hinan, und kamen ins Bergdörfchen Geißholz. Wir beſahen das Innere eines anſehnlichen Alpenbauernhauſes, und fanden die anmuthigſte Szene in den luftigen weiten Stuben. Die verwitwete Altfrau begrüßte uns herzlich, ihre vier Söhne waren in den Alpen, zwei erwachſene ſchmucke Töchter und eine Magd webten Leinwand, die dritte war ein halbwüchſiges bildhübſches Mädchen. Nach einigem Aufenthalte gingen wir eine Strecke ins Oberhasli weiter.

Wir kehrten zu Wagen über das herrliche Dorf Meiringen nach Brienz zurück. Die anbrechende Nacht war hier am Seeufer unendlich ſchön. Der See lag dunkelneblig und ſtill, die Dorfmädchen, die beſten Sängerinnen des Schweizerlandes, ſangen darauf in hohen, hellen Tönen ein Alpenlied, Grillen zirpten, das ferne Rauſchen des Gießbaches war über den See herüber hörbar. Die Sterne leuchteten mondlos.

Jetzt aber kamen böhmiſche Muſikanten und ihre Dudelei übertäubte das ferne Nixenland.

So hatten wir denn nun zu unſerer größten Zufriedenheit die Fahrt ins herrliche Oberland beendet, und zwar, was ich dankbar anerkannte und im voraus kaum gehofft hatte, größtentheils zu Wagen. Andere Reiſende mögen vorziehen die drei Thäler Lauterbrunnen, Grindelwald und Hasli über die Grimſel, Faulhorn, Scheideck, Wengeralp zu beſuchen, ich aber liebe auch beim Reiſen jenen comfort, der die Blume des materiellen Lebens iſt. Wir haben vielleicht einige Schönheiten dieſer Thäler nicht geſehen, kamen aber unermüdet und empfänglich bei jeder die wir beſuchten an, und wurden durch Müdigkeit, phiſiſche Leiden nicht an den Genüſſen der Natur beeinträchtigt.

Das Thal ohne Namen.

Ich war über die Vorgebirge der Alpen geſtiegen, läſſig und in zögernder Beſchaulichkeit, wie es wohl dem Wanderer ziemt, deſſen Sehnſucht nach einem verrauſchten Sturme an kein Reiſeziel mehr geknüpft iſt, deſſen müdes Herz ſich nur langſam und furchtſam den Eindrücken und Rührungen des Schönen und Löblichen wieder hinzugeben beginnt. Wenn ich nun in geduldiger Ruhe an einem Bergabhange lag, und mein Blick dämmernd und trocken auf dem ſanften Grün der Matten verweilte, wenn der Frühlingshimmel und die Bergfernen kaum eine Regung in mir erweckten, wenn ich dann matt und langſam den Duft einer Blume einſog, da fühlt' ich wohl, daß ich ein Anderer geworden war und wußte kaum, ob ich die Flucht koſtbarer Erſchütterungen bedauern oder den wiederkehrenden Frieden meines Gemüthes ſegnen ſollte.

Und er brauſt mit ſchnellen Roſſen
Aus dem gold'nen Süd herbei,
Stürmt und ſtürzt verzückt, entſchloſſen
An das Herz voll Lieb' und Treu'.

Es war anders gekommen, als ich mir einſt gedacht hatte, ich zog langſam nach Norden; aber jeder Zuſtand eines redlichen Herzens iſt köſtlich. Sein Schmerz iſt voll erhabener Poeſie, der Baum der Unſterblichkeit rauſcht majeſtätiſch in ſeinen Stürmen, und wieder iſt ſeine Stille ſo feierlich, ſeine Ruhe die Pflanzenentwicklung edler Triebe. In früher Jugend iſt das Herz manchmal wild, übermüthig und herbe, aber da kommt der Schmerz und bändigt es. Ein großer edler Schmerz macht es demüthig, mild und liebevoll. Es hat nicht ſeine Kraft, nur ſeinen Trotz verloren, es erhebt ſich wieder aus ſeiner Zerknickung, auch die ſanfte Freude, die edle Neigung kehrt zurück. Wir ſollten neben der Weltgeſchichte auch die Biographie des Herzens fleißig ſtudieren. Der Gang ſeiner Erziehung und Fortbildung iſt kaum minder intereſſant, und ſo wie von den groſſen Ereigniſſen der Geſchichte hängt auch von ſeinen geheimen Gefühlen das Geſchick der Menſchheit ab. Den erſten Knoten der Verwicklungen ſchürzt gewöhnlich die Liebe, den letzten löſt erſt der Tod; die Übergänge und Zwiſchenſpiele vom Frühlinge dieſer Erde bis zur Feier der Ewigkeit ſind lehrreich und wunderbar.

Der Strich Landes vor den Mittelgebirgen erſchien zuerſt nicht reizend; der Boden iſt noch verbrannt wie in Wälſchland, und von den Alpen ſieht man um ſich kaum mehr als gelbgraue ſchmutzige Felſen. Endlich wird die Gegend intereſſanter, ein dunkler See hebt die Landſchaft, ſie gewinnt raſch an Schönheit. Noch ſieht man hier und dort Zypreſſenpiramiden und Maulbeerbäume, aber nach und nach nimmt Alles ein mehr nordiſches Anſehen an. Während die

Niederungen reich und wohl angebaut erſcheinen, neigen ſich ſanfte Alpenabhänge ins freundliche Thal, und Schneeſpuren ziehen darüber.

Das Städtchen liegt herrlich und maleriſch, ſein Bauſtil iſt ſeltſam zuſammengeſetzt, Bogengänge laufen durch mehre Gaſſen, an der vordern Mitte breiten ſich die Häuſer in den Stockwerken zu rieſigen Gangbogen mit zu oberſt offenen Fenſtern aus. Dadurch hat zwar jedes Haus das Ausſehen, als ob es den Schlund öffne, im Innern aber gewinnen ſie an Helle außerordentlich. Aber noch beſſer als die Wohnungen der Lebendigen iſt die der Todten beſtellt. Der Friedhof des Ortes iſt ein ſtiller Garten Gottes; ſeine viereckige Flur umlaufen Arkaden mit Familienbegräbniſſen. Die Denkmahle und Inſchriften erſcheinen in einfach edlem Lapidarſtile.

Wie faſt in allen Gebirgsgegenden erweiſen ſich die Weiber auch hier zu eigenthümlichen Trachten geneigt; ihre Phantaſie erſchöpft ſich insbeſonders in abenteuerlichem Kopfputze. Der beliebteſte iſt in ſtumpfdicker Eiform, aus Pelzwerk oder langhaarigem Plüſche von brauner Farbe verfertigt, Einige tragen ähnliche doch höhere weiße Thürme, Manche grüne Hüte, Andere ſchwarze durchbrochene Fächerhauben, die ſtrahlenförmig ausgezackt in die Höhe ſtreben. Man beging eben das Frohnleichnamfeſt, als ich im Städtchen ankam, lange Züge von Kirchgängern ſchritten hinter wallenden Fahnen und heiligen Bildern, die Haltung Aller war ernſt und fromm, und ihre Geſichtszüge wieſen einen einfachen holzſchnittartigen Ausdruck. Grüne Bäume, mit großen weißen und rothen Blumen geſchmückt, ſtan-

den vor den Häuſern, an denen der Zug vorüber ging, die Dirnen trugen einen Blumenſtrauß vor dem ſtre. ; verhüllten Buſen, und der Frühling ſchüttete überall ſeine Blüthen aus, der blaueſte ſonnige Himmel lag darüber.

Die Hauptkirche des Landſtädtchens iſt alterthümlich, der Kirchthurm hoch und von durchbrochener gothiſcher Arbeit, ſeine Ausſicht herrlich. Das Städtchen liegt in einem Rundtheater von Bergen, nach den vier Weltgegenden laufen die Straßen in ihre Einbüge. Die nach Norden iſt herrlich umgeben, ſie durchzieht den ſchönſten Theil des Thals, bringt dann durch grüne Waldwinkel; Felſenkanten und Schneeläufe neigen ſich herein, endlich verſchwinden ſie, und das Hochgebirge ſteht als ſchöne Deviſe darüber. Auf den Bergen rund umher wurde zur Feier des Kirchenfeſtes geſchoſſen, über dem Fluſſe nordöſtlich iſt im Mittelgebirge ein Echo, das die Schüſſe über das Thal von Felſen zu Felſen wirft. Das Land iſt herrlich, ſein Anblick kann auf Niemand ohne Wirkung bleiben. Jetzt läuteten alle Glocken, und der Kirchthurm unter meinen Füßen begann zu ſchwanken; der ſtille Grund meiner Ruhe hatte auf dieſer Stelle ſchon lang zu zittern und zu beben begonnen, um mich lag ja der klaſſiſche Boden meiner Liebe.

Ich hatte einmal geliebt, damit war's nun vorüber, damals malte mir eine theure zarte Hand ein unanſehnliches Landſchloß in mein Album mit unregelmäßigen Fenſtern und grün gedeckten Thürmen, und der Wunſch ſtand darunter geſchrieben, ich ſollte dieſen ländlichen Aufenthalt bald mit meiner Gegenwart erheitern. Dieſer Wunſch war auf-

richtig wie die Liebe, oft hatten ſich auch alle meine Gedanken dahin gedrängt, meine Sehnſucht hatte mich zum Doppelgänger gemacht, und doch hatte ich jene Flur, jenes Haus nie betreten. Hinter einem dieſer fernen Hügel mußte es liegen, ich ſah die grünen Thürme nicht, aber ich wußte, daß es dort zu finden ſein müſſe. Zwiſchen jenem Bilde meines Albums und der Gegenwart dehnte ſich jetzt eine weite Kluft. Ich hatte einſt den Beſitz jenes Weſens für das größte Glück meines Lebens gehalten; dieſer Wunſch war ſeitdem aufgegeben, ſeine Trümmer lagen in dem Abgrunde; ich war dann lange bedauerungswerth, unſelig geweſen, aber wie alles hienieden vergeht auch die Liebe. Gerade vor einem Jahre ſah ich die Alpen im verdämmernden Hintergrunde eines weiten Landſees, und ſie erſchütterten mein Gemüth aus der Ferne mehr, als nun ihr naher Anblick am Giebel des zitternden Kirchthurms. Heute, noch ein paar Jahre ſpäter, da ich dies ſchreibe, ergreift mich nur noch eine ſanfte Rührung, die zwiſchen Freude und Schmerz die Mitte hält.

Das Herz ſetzt immer mehr Roſt an und Heloiſe verſchwindet aus der Wirklichkeit in ſeine ideale Tiefe. Die Wellen des Lebens branden oder kräuſeln ſich darüber, und nur ſelten bei Windſtille wird das ſanfte heilige Bild auf ſeinem Grunde ſichtbar. Aber die Liebe hat doch das Gemüth veredelt, und wer einmal geliebt hat, der liebt nicht wieder. Ich ſpürte unter ihren Landsmänninnen nach Nationalähnlichkeit, und fand ſie; viele Mädchen hatten denſelben furchtſamen Wuchs, dieſelben ſchüchternen, frommen Züge.

Ich erinnerte mich aus ihren Erzählungen, daß ſie aus dem Städtchen oft zu Fuße nach dem Landgute gegangen war; weder ſie noch ihre Familie befand ſich jetzt dort, ich beſchloß es zu beſuchen. Ich mußte ja mein Wort löſen, und jenen Landaufenthalt einmal mit meiner Gegenwart erheitern. Ich kannte die Gegend, in der das Gut liegen mußte, und begab mich allein auf die Wanderſchaft. Ein ſchöner Weg führt durchs herrliche Rundthal, der Wieſenwuchs um mich ſtand hoch und voll Feldblumen, der goldne Sommertag lag ſchwer und drückend darüber. Alles um mich war ſo ſtill und wie in Erwartung eines nahenden noch unſichtbaren Gewitters. Ich erzählte mir ſelbſt wieder ein Mal die Geſchichten meines Lebens, manche klang ſogar meinem eigenen Ohre ſeltſam und wunderbar. Der Held derſelben hatte übrigens das Schickſal mit den meiſten gemeinſchaftlich, daß er ſo viel Edles aufrichtig wollte und ſo wenig erreichte. Nebſtbei war aber auch das Maß ſeiner Glückſeligkeit von jeher karg ausgemeſſen, und nur ſein feſtes, ſtetes Vertrauen auf eine ewige Welt hielt ihn aufrecht in Sturm und Stillſtand. Wie manche Gefühle wurden im armen Helden wieder wach, aber nicht mehr mit dem Feuer der Gegenwart, ſondern im Zwielichte der Vergangenheit, das ihren Schimmer aufgetrunken hatte.

Ich ging, wie ſtets, in gerader Richtung dem unſichtbaren Ziele entgegen, es mochte viel ferner liegen als ich gedacht hatte, nirgend ließen ſich die grünen Thürme der Hoffnung ſehen. Nach ein paar Stunden zog ein trüber tiefgegrabener Strom zu meinen Füßen, ich ſtand in einer

einſamen Au, und drüben lagen Rebenhügel, das Schloß konnte jenſeits nicht fern ſein. Aber eine Brücke, ein Boot waren nirgend zu ſehen; ich hätte den Fluß freilich durchſchwimmen gekonnt, doch oft, gerade in entſcheidenden Augenblicken haſſe ich Gewaltſchritte.

Ich ging den Strom wohl lange hinunter, und endlich fand ich eine Brücke; eine Ruine lag maleriſch darüber, Kronen in Stein gehauen, ſchmückten die Thore.

Ich überſchritt den Fluß, auf gutes Glück gings einen troſtloſen Hohlweg aufwärts. Die begegnenden Landleute erwieſen ſich hinlänglich ſtupid, zuerſt befragt: ſie wiederholt, dann antworteten ſie nichts und wußten eben ſo viel. Ich verirrte mich jetzt vollkommen, und wußte ſogar die Richtung des grünen Schloſſes nicht mehr zu errathen: da erreichte ich eine Bauernſchenke, und trieb einen Wagen auf. Jetzt gings, und ſo wars immer. Geld hätte mich ja ſtets zu ihr gebracht, — nur der empfindſame Reiſende verirrt ſich.

Bald erſchien die Kirche am hohen Bergrain, darunter auf mäßigen Hügeln lagen ein paar Dörfer, am Ende des einen ſtand ein Herrenhaus mit grünen Thurmdächern neben Nußbäumen. Es war das Schloß der Hoffnung.

Es lag nicht ſo ſchön als ich geglaubt hatte, auch ſein Inneres erſchien nicht reizend und elegant. Ich fragte nach der alten Hausſchließerin, deren Namen ich noch wußte; ſie war geſtorben; eine kaum jüngere führte mich umher, und verwunderte ſich über meine genaue Kenntniß der Eintheilung und Anordnungen, während ſie aus ihrer

Erinnerung behauptete, daß ich doch nie im Schloſſe geweſen ſei.

In einem Vorſaale hängen Familienbilder; einer der Ahnherren war 1460 Maltheſerritter geweſen. Ich durchſtrich die übrigen Zimmer, und gedachte in getheilten Empfindungen der Familienglieder, denen ſie zur Wohnung beſtimmt waren. Einige Gemächer boten recht hübſche Ausſicht. Endlich kam ich ins Jungfernzimmer; das ſie zu bewohnen pflegte, ich hielt vor ihrem Bildniſſe länger als irgendwo im Hauſe an. In Trauerkleidern entſchwand ſie mir vor mehren Jahren am Ende eines engen Gäßchens, jetzt ſah ich ihre frommen Züge nach ſo langer Zeit wieder ein Mal. Ich ſtand ſtumm und bethend an dieſer Stelle, und hinterließ ihr einen ſtillen Segen für ihr Glück. Ich dankte ihr wie ſtets für all ihre Liebe, obgleich mich dieſe nicht beglückt hat, und gab ihr heimlich ein Stelldichein über den Gräbern.

Wie, Thränen? Noch heute Thränen! Es ſcheint unglaublich bei einem ſo feinen ſtudirten Herrn. Um zum Schluſſe zu kommen, muß ich den Leſern mein damaliges Ungeſchick bekennen, das mich die koſtbare Gelegenheit verſäumen ließ, einige allerliebſte Verſe in das Fremdenbuch des Hoffnung-Schloſſes zu ſchreiben, die vielleicht unſterblich geworden wären, obwohl der gütige T. S. oder S. T. mir nur Proſa zu ſchreiben anräth.

Im Garten hatte mir vorher die Haushälterin ein paar Roſenknoſpen, die an einem Stängel gewachſen waren, als eine beſondere Gunſtbezeigung von ihrer Seite überreicht. Jetzt riß ich ſie zu ihrem Schrecke auseinan-

der und ſteckte die eine vor's Bildniß, die andere legte ich in meine Brieftaſche. Ich ſchrieb ein Mal eine Strophe, die begann:

Verlorne Zwillingroſen
Gint oft ein lindes Weh'n,
Doch wir geh'n auseinander
Auf Nimmerwiederſeh'n!

Deutſche Studien.

Für einen Deutſchen iſt es wohl billig, daß er Deutſchland zuerſt kennen lerne; erſt über der breiten, ſichern und ſchönen Grundlage des Vaterlandes ſollte ſich der babiloniſche Bau der übrigen Länder und Völker aufrichten. Und in Deutſchland iſt am füglichſten mit dem Rheine und deſſen Umländern zu beginnen. Der Rhein iſt ſo zu ſagen ein Gleichniß deutſchen Sinnes und deutſchen Weſens; ſeine Rebhügel, ſeine Dome, Burgen und Städte ſind die ſchönſten Urkunden deutſcher Entwicklung und Geſittung, und der nahe Gegenſatz am jenſeitigen Ufer dieſes Grenzſtroms trägt zur ſchnelleren Auffaſſung deutſcher Zuſtände, zur ſcharfen Abrundung des Bildes bei.

Aus Neigung zu Gründlichkeit und ſtätigem Fortſchreiten fange man mit dem Alpenreviere des Graubündner Landes an. Es iſt ein ſchöner Frühlingstag, der Himmel iſt blau wie junge Hiazinthen, die Sonnenſtrahlen flattern gleich goldnen Wimpeln darüber. Der Splügen und Bernardin ſtehen als treue Wächter vor dem ſchönen Italien und das Mittaghorn und der Löchliberg ſtarren zwiſchen unzähligen Eisgipfeln einander gegenüber. Dazwiſchen liegt begraben und verſchloſſen das Rheinwaldthal. Nur einzelne

sonnige Flecke sind erst vom Schnee entblößt, und tragen Primeln und das dunkle Gebüsch der Alpenrosen, das oft auch mitten im Schnee hervorwächst; zerstreut stehen Häuser und Alpenhütten und überall ragt in Granitspitzen und Eismassen die ewige Alpenwelt herein. Das Hornvieh weidet noch nahe an den Häusern, an hohen Lehnen sind einzelne Gemsen sichtbar, und der Adler umkreiset einsame Gipfel.

Wir standen erschüttert und bewundernd vor dieser uns neuen Natur. Unser Blick forschte schüchtern nach sichern Bauwerken, nach Damm und Brücke und nach dem dünkelhaften zuversichtlichen Getriebe der Marktleute. Aber nur hier und dort saß ein stummer Hirt auf einem Granitblocke, der Schritt kühner Jäger und Bergsteiger verlor sich in die Eiswelt, und über der kleinen schwankenden Hütte schien die lauernde Lawine zu zittern. Der scharfe Alpenföhn vermehrte noch das unsichere Gefühl der Verlassenheit.

Der gesellschaftliche Mensch findet sich nicht leicht in die einsame große Gegenwart der Natur. Lackirte Handschuhe, feine Redearten geben ihm keine Zuversicht in ihrer Gesellschaft; selbst die beliebte Keckheit langt nicht mehr aus. Er schneidet eine gefeierte Grimasse, doch die Natur bleibt stumm, ihr reines Antlitz belohnt ihn mit keinem aufmunternden Lächeln. Selbst der edlere Mensch wird nach langer Abgewöhnung durch ihre feierliche Einfalt überrascht und befangen. Aber bald hat er sich den sozialen Staub von den Füßen geschüttelt, er macht einen langen Athemzug, die reine Luft der Natur stärkt seine Lunge, der Umtrieb seines Blutes wird rascher und durchgreifender und sein Auge hell. Gerührt erkennt er die gütige Erdemutter wieder, und schaut

freudvoll in ihre ewig jungen Züge. Die gesellschaftliche Kruste ist nur dünn und springt bald, nur die Neuheit hatte ihn überrascht, eine so erhabene Szene hat er selten gesehen. Südlich steht das Tombohorn, seine Gletscher steigen bis ins Thal hernieder. Ein blaues Eisthor führt in seine nie betretenen Gewölbe; ein lebenskräftiger Wasserstrahl stürzt daraus hervor; noch eilf Bäche fallen aus der Eiswand; es sind die Quellen des Hinterrheins.

Wir durchschwärmten hierauf ein paar Kantone, und brachen dann ins Vorarlberg'sche hinaus. Es ist ein schönes eigenthümliches Land; da an dasselbe so vieler Herren Länder grenzen, so hat es seltsame und vielgebildete Zustände. Die Einwohner sind ein biederes Bergvolk, das sich gleichwohl von den Alttirolern merklich unterscheidet.

Wälder und Matten bedecken das Land; letztere sind schön und lichtgrün; dazwischen stehen große helle Bauernhäuser nach Schweizer Sitte mit vielen Fenstern versehen. Die Thätigkeit des ganzen Ländchens ist auf Manufakturen und Fabriken gerichtet; fast jede Familie ist einer solchen Anstalt eingereiht, und verrichtet in den Gebäuden des Unternehmers oder im eignen Hause irgend einen Zweig der getheilten Arbeit. Die alten Schloßgebäude sind fast sämmtlich in Fabriken umgewandelt, in denen Wolle gesponnen und Kattun erzeugt wird. Daneben liegen große Schnellbleichen. Die einfachsten Bauernmädchen, insbesonders im Bezirke Bregenzer-Wald, sticken auf das Zierlichste in freier Hand oder über Spannrahmen. Jüngst wurden einige Pariserinnen hierher verschrieben, um sie die schönste und feinste Ausführung zu lehren. Das verständige Zusammen-

wirken der Bewohner einer Landſchaft zu irgend einem löblichen Ziele macht ſtets einen erfreulichen Eindruck auf den Beobachter; ganz Vorarlberg erſcheint wegen der eigenthümlichen und durchgängigen Richtung ſeiner Thätigkeit als eine einzige rieſige Fabrikanſtalt. Rohe Baumwolle wird eingeführt, ſie läuft durch hundert Hände, und verläßt in kurzer Zeit das Ländchen als bunter, geſtickter und koſtbarer Stoff.

Bei Rheineck ſetzten wir über den Rhein. Er fließt hier vor ſeiner Einmündung in den Bodenſee noch ganz trüb und unanſehnlich. Dieſer See iſt ein intereſſantes Binnenmeer und paßt vollkommen zur eben geſchilderten Umgebung. Vom Gebhardberge bei Bregenz hat man eine herrliche Ausſicht über ſeinen blaugrünen Spiegel, ſo wie über die angrenzende Landſchaft. Städte und einzelne Gebäude liegen nahe aneinander an den Ufern, und dazwiſchen ziehen Dampfſchiffe und Segelbarken.

Nun gingen wir unmittelbar nach Schafhauſen. Gleich nach dem Ausgange aus dem Bodenſee begrüßte uns der Rhein in ſeiner eigenthümlichen hellgrünen Farbe und zog in junger Kraft durch's deutſche Land. Der Bodenſee hat den Rhein bereits abgeklärt. Dieſer verlor, wenn ich mich eines umgekehrten Bildes bedienen darf, die ſubjektive Abgeſchloſſenheit; wie fremde Ideen nahm er fremde Waſſer in ſich auf und klärte die ſeinen in anſchließender Objektivirung; der Umgang, den er im Bodenſee genoß, gab ihm Erfahrung und heitere Haltung. Sein Fall bei Schafhauſen oder eigentlich bei Lauſen iſt bereits eine männliche Kraftübung, und entbehrt ſchon der trüben Aufregung ju-

gendlicher Unbändigkeit. Dieſer Waſſerfall theilt das Schickſal ſo vieles Herrlichen, Erhabenen dieſer Erde; ein großer Theil der Beſchauer will die überragende Größe dieſes Naturſpieles und ſomit die eigene Kleinheit nicht eingeſtehen oder verläugnet wenigſtens in Eitelkeit und Selbſttäuſchung die Überraſchung und Erſchütterung. Viele Reiſende ſind überdies für reine ungemiſchte Natureindrücke unempfänglich. So kam es im Laufe der Zeit, daß es Mode unter den Reiſenden wurde, den Rheinfall unter der Erwartung zu finden. Um ſich des Gegentheils zu überzeugen, muß man ſich ihm aber auch zur rechten Stunde und am rechten Orte nähern. Man ſteige am ſpäten Nachmittage den Gartenabhang des Schloſſes Laufen hinunter. Ein Pavillon auf einem Felsvorſprunge bietet die erſte volle Anſicht des Waſſerfalls aus geringer Erhöhung. Mit donnerähnlichem Rauſchen ſtürzt die breite geſchwollene Waſſermaſſe über die jähe abgeſchnittene Felswand hinunter, einzelne Zinnen und Blöcke des Steingerippes ſtarren hervor, der Rhein aber wirft ſich in vollem unzerſplitterten Sprunge hinunter und theilt ſich erſt unten in Brandungen und Staubregen. Faſt noch anziehender iſt die tiefere Anſicht von der Fiſcherhütte; auf einem Holzgange nähert man ſich dem Waſſerfalle an ſeiner halben Tiefe. In rieſigen Maſſen ſpringt er vom Felſen herunter, und droht den Beſchauer zu erfaſſen und mit ſich hinunter zu reißen; aber ſchon folgt die Fluth dem Geſetze der Schwere und nur der Staubregen erreicht Einen noch. Ziſchend und aufſchäumend brauſt er unten im tiefern Bette, Nebel flattern empor, und im Abendſcheine wirft er unzählige Brillanten. Erreicht die untergehende Sonne dann

einen gewiſſen Punkt, ſo ſchimmert durch ſeine aufſteigenden Staubwolken das Fenſter eines fernen unbekannten Berghauſes wie ein ſchöner winkender Stern. Jetzt ſteige man noch an den Fuß des Waſſerfalles hinunter, nehme einen Nachen und laſſe ſich von den noch weit hinaus bewegten Wellen wiegen, bis das Abendroth verfliegt und der aufſteigende Mond den Waſſerfall in gemildertem Silberlichte erſcheinen läßt.

Wir verfolgten mit unſerer Reiſe den Lauf des Rheins, ſchweiften aber in verſchiedenen Kreuz- und Querzügen oft tief in das anliegende Land. Eine ſolche Rheinreiſe hat das Vortheilhafte, daß ſie nicht nur durch das fortwährende Entwickeln und Wachſen des Stroms einen ſiſtematiſchen fortſchreitenden Charakter gewinnt, ſondern daß dieſer Eindruck auch noch durch die anliegenden Zuſtände ausgebildet und erhöht wird. Das Schwabenland ſcheint gleichſam nur eine reifere gemilderte Wiederholung der Gebirgsthäler des grauen Bundes zu ſein. Auf ſanften Wellenbergen ſtehen die dichten Fichten-, Tannen- und Föhren-Waldungen des Schwarzwaldes; dazwiſchen ſchreiten die ehrlichen Schwaben mit den vorn ſpitz geſtülpten Hüten, mit ihren breiten Rockſchößen und noch breiterer Ausſprache, die doch ſo rührend klingt, und die Schwarzwälderinnen mit ihren dunklen Trachten, ſchwarzer Haube oder hellgelbem Strohhute. In der Ferne liegen auf den Kuppen, ſelbſt im Sommer, einzelne Schneeſtreifen. Aber die Städte am Rheinufer werden allmälig größer und zahlreicher, die Münſter von Baſel und Freiburg eröffnen die Reihe altdeutſcher Bauwerke und weiſen auf das Mittelalter, auf Deutſchlands Jugendzeit

zurück; in den anliegenden Burgruinen ſo wie in reichſtädtiſchen Zuſtänden haben ſich noch auffallendere Erinnerungen an dasſelbe erhalten. Der moderne Wohlſtand, der geſchmackvolle Luxus mancher größern Städte, insbeſonders auch der Badeorte, verſetzt Einen wieder plötzlich in die verfeinerte Gegenwart. Die Geſchichte und die Zeit ſind älter geworden; das berechnende Jahrhundert belächelt den verſchwenderiſchen Aufwand an Liebe, Frömmigkeit und Romantik, den ſeine Vorfahren machten; ſeine Kaſſe iſt daran völlig erſchöpft, dafür vergeudet er aber Geld, Produktion und Genuß. Was wird der ſpäteren Nachkommenſchaft aus der doppelten Gantmaſſe zurück bleiben? Auf dieſe ferneren Zeiten ſcheint der letzte Abſchnitt des Niederrheins zu deuten. Das deutſche Element, ja ſelbſt der ſchöne Name verliert ſich; zwiſchen Kanälen, Dämmen und Schleußen zerſplittert ſich die gewaltige Kraft, und wird nur noch Laſtträger und Radſchwinger; ja ſelbſt die matte Erinnerung an die alte ſelbſtſtändige Fülle wird als widerlich vermieden, und der Dampf ſcheint die folgſamere, gelehrigere Kreatur des Menſchen. Das Waſſer kann ſeine Alpenträume, ſeine Sturzlaune nie vergeſſen.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung kehre ich wieder zu unſerem Reiſegange zurück; wir verließen ihn noch tief im Schwabenlande. Den Park zu Donaueſchingen beſuchte ich bei Sonnenaufgange eines herrlichen Spätfrühlingtages. Der Park iſt im reinſten Stile angelegt; die Natur wird darin nirgends verdrängt oder bezwungen, die Kunſt hilft ihr nur nach. Der Park verliert ſich ohne Mauer, ohne Hecke, ohne jede Einfriedung allerhalben in die Landſchaft;

Wiesen und Baumgruppen verbinden ihn mit bebauten Feldern. Ein paar Schwanenteiche liegen in seinem Reviere; in einem kleinen Weiherabschnitte ist ein wilder Schwan eingehegt, den die zahmen nicht unter sich dulden; die Flügel sind ihm gebrochen, so daß er den abgeschränkten Raum nicht verlassen kann. Ich fand mich von seinem scheuen unruhigen Wesen angezogen und gerührt. Während die zahmen Schwäne leise und glücklich mit geblähten Flügeln über die Fluth zogen, schoß er schnell und unstät in seinem Gefängnisse umher; jetzt begann er das berüchtigte einförmige Schwanenlied. Seine wilde Brust mochte voll Sehnsucht sein, — was half ihm das fette Futter? Der Morgen war wunderschön; Vogelgesang tönte von allen Seiten; welches Herz ist da jeder Sehnsucht bar? Ein stiller Trieb drängt sich in solchen Stunden aus der Brust, und wüßt' er auch nicht wohin und warum. Wir horchten ergriffen dem melancholischen Schwanengesange, der nur aus drei Noten besteht, deren zweite steigt und die dritte um so tiefer sinkt.

Der westliche Theil von Deutschland ist an Parkpartien und Gartenanlagen außerordentlich reich. Die Freude der Bewohner, in einer schönen Natur zu leben, der Trieb sie wo möglich noch reizender zu gestalten, ist hier allerhalben erkennbar, und scheint dem frommen deutschen Gemüthe angemessen und eigenthümlich. Zu Schwetzingen ist einer der größten Parke Deutschlands; alle Badeorte dieser Gegend sind mit Anlagen, Aussichten und Spaziergängen reichlich versehen, und eines edlen deutschen Fürsten Residenzschloß liegt zur Hälfte in seiner Hauptstadt, und halb im fröhlichen Sterne langer Waldstraßen. Die deutschen

Studenten dieſer Gegend wiſſen nicht wie gut ſie es haben. Freiberg und Heidelberg liegen in paradieſiſchen Anlagen, und die ſtrengen gelehrten Muſen wandeln in einem Tempe. Wir beſuchten auch das faſt vergeſſene Bad Hub, das im Schwarzwalde in ländlicher Einſamkeit liegt. Von dort beſuchten wir im Gebirge den einſamen Mummelſee und die nähere Ruine von Windeck. Alois Schreiber hat in einigen ſeiner Gedichte den eigenthümlichen Ton dieſer Gegend unvergleichlich getroffen; wenn man ſie lieſt, glaubt man im Moosdufte alter Ruinen zu liegen oder das Schilfrauſchen eines abgelegenen Bergſees zu hören. Vom Thurme zu Windeck ſo wie von den meiſten Höhen dieſer Gegend genießt man die herrlichſte Ausſicht. Den Vorgrund bildet ſtets die vielfach abwechſelnde deutſche Ebene, in der weſtlichen Ferne blinkt und ſchimmert der Rhein und dahinter ſtehen die Vogeſen.

Die Entfremdung einiger abgeriſſenen Theile des linken Rheinufers bringt auf den deutſchen Reiſenden einen befangenden Eindruck hervor. Insbeſonders iſt das elſaſſer Blut noch ſo blauaugig und blondhaarig, die Landmädchen in ihren bunten Kleidern mit den vielfarbigen Bändern und Goldflittern auf dem Kopfe ſehen ſo treuherzig und leichtgläubig aus, daß man ſie für geſchmückte Opfer halten möchte. Ihre deutſche Mundart iſt gedehnt und ſingend, die eleganteren Städtebewohner ſetzen freilich bereits einen Stolz darein, nur Franzöſiſch zu ſprechen und das Deutſche gar nicht mehr zu verſtehen.

Beſonderen Antheil erregt das Münſter von Straßburg. Macht das Freiburger durch nette allſeitige Vollen-

dung einen abgerundeten erfreulichen Eindruck, ſo ergreift andererſeits das ſtraßburger durch größere Anlage und verwickeltere Ausführung noch mehr. Selbſt der Umſtand, daß ſein zweiter Thurm nicht vollendet iſt, ſtört nicht und läßt der Phantaſie nur deſto freieren Spielraum. Das ſteinerne Bruſtbild des Bauherrn, das die Hand als Dach über die Augen hält, und begierig nach der unausgebauten Höhe des zweiten Thurmes blickt, drückt auf rührende Weiſe den unerfüllten Wunſch aus auch dieſen vollendet zu ſehen. Von der Plateforme des Münſters ſieht man die häufigen Storchenneſter an den Schornſteinen. Die Störche glauben wohl noch in Deutſchland zu ſein. Unüberſehbar und verſchwimmend dehnt ſich die Ebene gegen Paris; heiße Nebel trinken die Ferne. Der Telegraph iſt faſt immer mit ſeiner fliegenden, unheimlichen Korreſpondenz beſchäftigt.

Der Dom von Speier wird dem Reiſenden ſchon von fern auf's rechte Rheinufer herüber ſichtbar; ſein Anblick iſt in der Ferne außerordentlich großartig. Rieſig überragt er alle Gegenſtände der Landſchaft und ſcheint ein Bollwerk des Himmels zu ſein. Zwei kleine Thürme ſtehen an der vordern Fronte, die in ein Dreieck ausläuft. In der Nähe verliert dieſes Bauwerk an erhabener Würde. Auch der Dom von Worms iſt höchſt intereſſant, insbeſonders durch ſein uraltes Ausſehen. Um ſeine Giebel laufen bizantiniſche Bogen, an den vier Ecken ſtehen vier kleine runde Thürme. Bemooſte fabelhafte Thiergeſtalten aus grauem Steine, zum Theile in unanſtändiger Stellung, recken ſich rieſig mit geöffnetem Rachen hervor. Das Innere trägt häufige Spuren von Verwüſtung, die der Dom während früherer fran-

zösischer Kriege erlitt; ein Grabstein, auf dem drei burgunder Könige ausgehauen sind, rettete ihn einst vor gänzlicher Zerstörung. Unwillkührlich denkt man dabei an Günther und seine zwei Brüder im Nibelungenliede. So wie der Dom zu Worms, ist auch leider der von Mainz roth übertüncht, was dem ehrwürdigen alterthümlichen Eindrucke großen Abbruch thut. Der Mainzer Dom ist beinahe in byzantinischem Stile aufgeführt, nur die späteren Zubauten sind gothisch. Sein Plan so wie sein Aussehen erscheint verwirrt. Im Dome befindet sich eine Marmortafel, die eine rührend zärtliche Inschrift Karl des Großen an seine geliebte Gattin Fastrada enthält. Ob sie echt sei, wäre zu bezweifeln. Der schon wieder stark beschädigte Grabstein Frauenlob's ist aber zuverlässig nur eine Kopie.

In Mainz bestiegen wir einen Kahn zur Weiterreise. Deutschland kann durch keine einzelne Landschaft eigenthümlicher vertreten werden, als eben durch den Rheingau; seine Besitzthümer, so wie seine Eigenschaften finden hier ihre würdige Darstellung. Die fröhlichen Wiesen, die reichen Felder und schönen Waldungen bezeugen seine Fülle an Fruchtbarkeit und Wohlstande; die heiteren Rebhügel, diese Brunnen duftigen edlen Weines, weisen auf feineren heiteren Genuß, der die Grenzen blos sinnlicher Sättigung überschreitet. Aber bei diesem Reichthume zeigt sich nirgends Verschwendung oder Ausschweifung. Die vielen Städte und Flecken, Landhäuser und Paläste bestätigen die Durchbildung eines sichtren fröhlichen Besitzes in allen gesellschaftlichen Lagen. Alte Burgen, Dome und Kirchen zeigen die Richtung des Deutschen nach löblichen Zielen, seine innige

Frömmigkeit, ſeine biedere Romantik. Dampfſchiffe und Eiſenbahnanlagen endlich beweiſen, daß auch die neueſten Richtungen der Zeit, wenn gleich von anderen Völkern ausgegangen, bei ihm ſchnellen und werkthätigen Eingang gefunden haben. Überall zeigt ſich reiche Anlage, bedächtige wohlgeſinnte Abſicht und ſtille raſtloſe Fortbildung. Der moderne Deutſche verließ weder in der inneren Entwicklung noch in der äußeren Erſcheinung die Typen ſeines edlen Ahnherrn. Die Geſchichte der Deutſchen iſt eine goldene Kette, die aus der bewegten Gährung unverdorbener Barbarei bis zur Höhe lebensthätiger Civiliſation in ununterbrochener Stätigkeit fortläuft; kein Ring fehlt, die organiſche Vergliederung und Muskulatur läßt ſich noch überall nachweiſen.

Vorzüglich am Rheine ſind die treuen blauen Augen, das altgermaniſche blonde Haar noch allgemein; lang hängende Haarflechten der Weiber, alterthümliche enge prächtige Trachten erfreuen das Auge; die Heſſinnen ſchmückt ſogar noch das bei den alten Katten ſo häufige rothe Haar.

Unſer Nachen trieb langſam den breiten fröhlichen Rhein hinunter; ſeine dunkelgrüne Fluth und das Rheinthal lagen in herrlicher Morgenbeleuchtung. Schon bei Bingen werden die matteren Rebgelände von häufigen Bergwäldern und großartigem Gefelſe unterbrochen. An jeder ſchönen Stelle landeten wir und beſtiegen Burgen und Ausſichten.

Im herrlichen Buchenwald hinter der Roſſel klang ein vierfaches Echo; vor ihrem Felſenfuße liegen die zwei Windungen des Rheines. Gegenüber bricht die Nahe in den Rhein, und ihre rothe Fluth läuft ſtundenlang getrennt und

kenntlich in ſeinem Bette. Färbte ſie das Blut der Niebelungenhelden ſo roth, deren Burgen die Höhen ihres Thales ſchmückten? Ihr Hort liegt im Rheine, aber ihr Gedächtniß feiert das unſterbliche deutſche Lied.

In einer Rebenlaube, um welche Roſenhecken ſtanden, brachten wir dem Rheine ein Lebehoch. Der rothe Asmannhäuſer war voll feinen flüchtigen Duftes, die Liebfrauenmilch glühte in mildkräftiger ſanfter Wärme. Ich vergällte ſie einer engliſchen Dame, als ich ſie ihr auf ihre Frage aus dem Stegreife überſetzte.

An einem ſchönen Abende kam unſer Kahn die Lurlei vorüber; an einer Rheinwendung ſteht der hohe geiſterhafte Fels mit dreifachem Ausbuge. Wir ließen auf einem Waldhorne blaſen. Mit ſchöner heller Stimme fing oben auch die blonde Fei daſſelbe Lied zu ſingen an, und wiederholte es immer wieder, bis es zuletzt in leiſen Seufzern verklang. Nun aber goß der Abend zauberiſche Schimmer über die reizende Landſchaft, der Himmel glühte, die Felskuppen und Ruinen ſtanden im rothen Lichte, und über den Waſſerſpiegel zogen wunderbare Halbtinten von grüngoldnem Schmelze. Aus der Tiefe des Rheins ſchien der verſunkene Niebelungenhort zu funkeln. In der Dämmerung fuhren wir zur Philippsburg und brachten dort die Nacht zu. Ich ſaß noch lange in traumhafter Beſchauung im hohen alten Saale mit den rieſigen Kirchenfenſtern. Der Rhein zog unten tonlos im blaſſen Mondlichte, vor den Fenſtern ſchwankten Roſen, am Felſen darüber ſtand die ſchwarze geiſterhafte Marxburg.

Auch die nächſten Reiſetage bothen unſägliche Schönheiten. Ehrwürdig und feſt in den Horizont geſchnitten erſchien

der hohe Ehrenbreitſtein; die Ausſicht von ſeiner Höhe übertrifft noch die vom Druſusſteine bei Mainz. Rolandseck hat einen herrlichen Bogen auf ſteilem Felſe; Andernach liegt in düſterer Gegend wie ein lebendig Überbleibſel uralter Zeiten. Das Siebengebirge ſtand in Regennebeln; die vielen Windmühlen mit rieſigen Flügeln erſcheinen mährchenhaft, und erzählen Epiſoden aus Don Quijote.

Aber der Eindruck, den Köln macht, iſt einzig und außerordentlich. Die Phiſiognomie Kölns trägt noch die unverkennbaren Lineamente der alten Reichſtadt und mittelaltriger Zuſtände. Seine Gaſſen entbehren des modernen Zuſchnittes, ſeine Häuſer haben an den Dächern geſtufte Grenzmauern, gothiſches Bildwerk und Thürmchen ſind häufig. Das Haus Gürzenich, der Tummelplatz des Kölner Mummenſchanzes, das Rathhaus gehören der guten alten Zeit an, und vermehren das ehrwürdige altdeutſche Ausſehen der Stadt. Die Weiber ſind ſchön und von deutſchem Schlage; man könnte darunter Vorbilder zum Gretchen im Fauſt finden, — dieſelbe beſchränkte Bürgerlichkeit mit der dunklen unendlichen Sehnſucht, dieſelbe engbrüſtige Sitte mit der Ahnung freieren Glückes, die Gretchen darüber erhebt und vernichtet. Die fleiſchige Fülle der Kölnerinnen mahnt an die niederländiſche Nähe; die jungen tragen weiße Hauben mit kleinem, nur zollbreiten Gupfe und rieſiger fliegender Krauſe, die alten eine Mantilla ohne Ärmel, die ober dem Kopfe in einem Kapuzenkranze endet. In den abgelegneren Gaſſen wird der halbe Tag in offnen Stuben, vor Hausthoren und auf Thorbänken gevatterlich verlebt. Die Kirchen, vor allen der Dom, ſind alte herrliche Bau-

werke, und werden fleißig und mit frommer Andacht beſucht. In ihren Vorhallen und Kreuzgängen knieen und ſitzen Krüppel und alte Weiber, die laut bethen und die entfleiſchten Hände um eine Gabe aus ihren Kölner Mänteln hervorſtrecken. Bei ihrem Anblicke muß man unwillkührlich der erhabenen Worte des Meiſters gedenken: Selig ſind die Einfältigen, ſelig ſind die Gichtbrüchigen, denn ihrer wird das Himmelreich werden. Die ſtolze Wiſſenſchaft dieſer Erde iſt nicht ſtets der Wegweiſer zum Himmel; vor ſeiner Herrlichkeit werden tauſend eitle Kenntniſſe irdiſcher Dinge wie Spreu verfliegen, und wie wenig mehr, als ein dumpfes gläubiges Herz, weiß ſelbſt der tiefſte Denker von göttlichen Dingen? Selig ſind die Einfältigen! Im Taumel der Geſundheit und des Genuſſes wenden wir uns mit Ekel von den Kranken und Preßhaften; irdiſche Hoffart und Wohlhäbigkeit verbiethen, uns den armen Verſtoßenen gleich zu halten, in vergoldetem Staube verſpotten wir den Nackten, Ausſätzigen; aber riecht unſere Naſe denn nicht mitten durch die verſchwenderiſchen Wohlgerüche den Duft des eigenen Moders und der Verweſung? Selig ſind die Gichtbrüchigen! Die Sternennacht, ihr Traum und ihr Glaube öffnet ihnen die Glorie des Himmels, und im Hauſe Gottes ſind ſie ſchon hier auf Erden willkommene Gäſte. Dieſe Säulenhallen mögen ſie das Elend ihrer Hütten und Strohlager vergeſſen machen, die Ehre, die ihrem hohen Meiſter dargebracht wird, ſtärke ſie die eigene Schmach zu ertragen; Große und Künſtler wetteifern ja das Haus des Herrn, das auch das ihre iſt, zu ſchmücken, und Petri Dom iſt herrlicher als der erſte Palaſt irdiſcher Größe.

Der Dom von Köln ist, wie der von Worms, auf einer erhabenen Stelle aufgeführt; ungeachtet er bei weitem nicht ausgebaut ist, dürfte er doch der schönste in Deutschland sein. Der eine Thurm ist nur wenig über ein Drittheil ausgeführt, doch vom vorzüglichsten gothischen Stile, mit riesig hohen fein durchbrochenen Fenstern, lang gestreckten ausspringenden Thiergestalten, gothischen Rosen und anderem Zierathe, der zart wie Spitzen ausgearbeitet ist. Der zweite Thurm ist nur erst angefangen, doch bildet er mit den riesigen abgerissenen Thorspitzbogen, mit dem Buschwerke auf seiner Platte, mit den ungeheuern Säulenbündeln eine majestätische ergreifende Ruine. Von der Kirche ist außen nur etwas über ein Drittheil an der Hinterseite ausgebaut; der Stil entspricht dem der Thürme, die Seiten sinken ab, und schließen sich in freien riesigen Bogen außerhalb an die Hauptmasse der Kirche an. Statt den spielenden Thürmchen anderer ähnlichen Bauwerke ist hier reinere, ernstere gothische Dekoration angebracht. Das Mangelnde am Gebäude wurde nothdürftig mit Holz angezeigt oder ergänzt. Im Innern sind nur die ausgebauten Seitengänge und der Vordertheil des Schiffes nächst dem Hochaltare zugänglich, die mittleren Räume sind mit Holz verschlagen und liegen im Dunkel. Aber Alles, was ausgeführt ist, trägt den reinsten vollendeten gothisch-deutschen Stil zur Schau; wäre dieser Dom beendet worden, es gäbe Seinesgleichen nicht auf dieser Erde. Die Säulen sind leicht und fliegend, das Chor von ungeheurer Höhe. Der Eintritt in dies dunkle gothische Heiligthum ist von ergreifender Wirkung; alle religiösen Gefühle, die vergessenen Schauder der Kindheit müssen er-

wachen; das Herz fühlt ſich gerührt und erhoben. Die ganze Ausſchmückung des Innern vermehrt noch dieſen Eindruck. Die vielen Steingrabmahle ziehen die zweite Welt ſichtbar in ſein Bereich, die uralten Glasmalereien der Fenſter werfen eine fremdartige geheimnißvolle Beleuchtung durch ſeine Räume.

Aber der ſchönſte Schmuck in den innern Räumen des Doms iſt unſtreitig die dreifache Bildertafel des Meiſters Stephan von Köln. Das Mittelbild ſtellt Maria mit dem Kinde und die Anbethung der drei Könige aus dem Morgenlande vor, der linke Flügel weiſet die heilige Urſula mit den Jungfrauen, der rechte den heiligen Gereon mit ritterlichen Jünglingen. Alle drei Tafeln ſind auf Goldgrund gemalt und gehören der Blüthe altdeutſcher Malerkunſt an. Die Figuren des Bildes ſind unvergleichlich. Gelangen der Malerei je wahre Jungfrauengeſtalten, ſo ſind es Urſula und die zwei ihr links ſtehenden; in dieſen Adern fließt Milch, die Haut ſchimmert perlgrün, ſelbſt ihre Schönheit ſcheint ihnen eine Laſt. Ihre Hinneigung zum Himmel macht ſie befangen, ja faſt verdrüßlich in irdiſchen Dingen. Wie eigenthümlich und erhaben iſt dann wieder Maria aufgefaßt; auch ſie iſt eine Jungfrau, aber die zur Mutter Gottes gekrönte; ſie darf holdſeliger, zuverſichtlicher und ſüßer blicken, denn ihr naht ſich keine Anforderung der Erde mehr. Die Jungfrauen tragen Gold- und Blumenkronen, Urſula eine breite Glorie. Gereon und ſeine Begleiter ſind reine Jünglinge, würdig an der Seite der jungfräulichen Himmelskönigin zu ſtehen.

Ich verweilte tief ergriffen vor dieſem herrlichen Werke;

die ehrwürdige Umgebung ſteigerte noch den Eindruck dieſes ſchönſten Bildes germaniſcher Kunſt. Das vielfach begabte Land, durch das mich die Reiſe in ſtätigem Vorſchreiten geführt hatte, die hohen Denkmahle hatten mich zu ernſtem Nachſinnen aufgefordert, und alle meine Gedanken in Ehrfurcht dem Auffaſſen des Weſens und der Würde des deutſchen Vaterlandes zugewendet. Ja unſer Deutſchland iſt hochherrlich und ewigen Preiſes werth. Als die Antike unwiederbringlich zertrümmert war, und ihre Anſichten und Satzungen nicht länger für die Menſchheit paßten, als auch der Orient nur Genuß, feige Erſchlaffung neben verheerender Überſpannung both, war dem Norden die doppelte Wiedergeburt der Erde und des Geſchlechtes vorbehalten. Der Hunne und Seinesgleichen mochten zertrümmern, der Germane erſchuf. Hinter Klippen und Wäldern des Nordens war ein Reſt des urſprünglichen unverdorbenen Geſchlechtes aufbewahrt worden; zur rechten Stunde brachen die Recken mit blauen Augen und blonden Haaren hervor und bauten die neue Welt über den Trümmern der alten. Ihre Muskeln waren Stahl, ihre Nerven der Verführung nicht zugänglich; ſie wußten wenig, aber nichts Falſches. Wie den Hirten des Gebirgs verkündeten ihnen Engel die chriſtliche Sendung, und fanden reine willige Herzen. Die Antike wollte in Schönheit und Genuß den Himmel auf die Erde ziehen; das Chriſtenthum bildete in Wahrheit und Entſagung die Erde für den Himmel. Die Deutſchen hatten nichts zu vergeſſen, nichts abzulegen, — nur zu erlernen, zu erſtreben. Beides thaten ſie redlich und ureigenthümlich. Aber bald fanden ſich abtrünnige Stämme; während Longobarden und Normannen

ſich in die Völkertrümmer der Lateiner verloren, Gallien die Franken verſchlang, und Britannien die Stämme der Angeln und Sachſen, — während die Weſtgothen ſich in Hiſpanien provinzialiſirten, und die alte nordiſche Heimath andere Stämme in langſamer ſekundärer Bildung zurückhielt, ward das große Germanien die eigentliche Wiege der jungen ſelbſtſtändigen Entwickelung.

Die Provinzialen pfropften anderwärts auf den Trieb der verpflanzten Eichenſchößlinge die halbwelken Keime des Alterthums. Das deutſche Mark gab ihnen zwar neue Kraft, aber die deutſche Entfaltung ward dort doch gehindert. In den Wäldern Germaniens trieb aber die Eiche nur eigenthümliche Zweige. Die Bildung ſchritt hier allerdings langſamer vor, aber organiſch und dauernd. Von innen heraus geſtaltete ſich das Leben; die deutſche Geſittung iſt nicht erlernt und eingeprägt, ſie iſt erfunden und angelebt.

Lange bemitleideten die neuen Italiener und Franzoſen die rauhe ungeſchliffene Mundart ihrer zurückgebliebenen Brüder. Die Geſchichte ſollte ſie ſchamroth machen; ſie fielen über die bereits vollkommen gebildete lateiniſche Sprache her, zerriſſen und verdarben ſie in barbariſche Mundarten, die erſt nach Jahrhunderten wieder zur Würde eigner Sprachen erhoben wurden; wir bildeten die alte Sprache des Nordens und der Barbarei bis zu den Bedürfniſſen der höchſten Kulturſtufe hinan. Wahr iſt es, daß wir mehr Zeit dazu brauchten; aber zerſtören iſt leichter als aufbauen. Die neuen romaniſchen Sprachen ſind aus dem Stamme der altrömiſchen geſchnitzt, und nicht daraus hervorgewachſen.

Selbſt unſere eckigen gothiſchen Schriftzeichen ſind ein

löbliches Denkmahl eigenthümlichen unabhängigen Fortſchreitens. Glücklich umſtaltete Ulphila die mithiſche Runenſchrift. Der Deutſche iſt ſelbſt noch ein ſcharfer, eckiger Urgranit; die Völkerwanderung trug ihn aus den Höhen des einſamen Nordens; er iſt noch nicht abgerundet und vermorſcht in tauſendfacher geſellſchaftlicher Umwälzung. Die Deutſchen ſchufen was ſie bedurften; ſie raubten nicht aus den Trümmern. Ihre ſchönſte Zeit ſteht ihnen noch bevor.

In jedem Fache des deutſchen Strebens zeigt ſich friſche ſelbſtſtändige Richtung. Der Deutſche verließ die alte Tempelform; er hatte ſie nicht erfunden, ſie entſprach nicht ſeinen frommen Bedürfniſſen. Seine Dome ſind nicht reizende Wohnungen Sterblicher, ſie ſind verſteinte heilige Haine, wie ſolche ſchon vor der chriſtlichen Zeit der Schauplatz ſeiner Andacht waren. Die ſpitze Tanne des Nordens iſt das Vorbild ſeiner Bauwerke; ihre ſchlanken Stämme vereinen ſich zu ſeinen Säulenbündeln; in tauſend Spitzen und Thürmchen dringt ſie allerhalben aus der Maſſe ſeiner Bauwerke hervor. Seine Dome ſind durchbrochen wie es das Dunkel geweihter Haine war. Drachenleiber und abenteuerliche Thiergeſtalten ſcheinen haſtig und geſtreckten Leibes daraus hervor zu ſpringen; alles Unreine muß die Gegenwart Gottes fliehen. Aber in den Niſchen und Zwiſchenräumen ſtehen Heilige und andere fromme Bildwerke. Wie die Wipfel des Waldes weiſen ſeine Münſter zum Himmel, und wo ſie abbrechen, führt ein Kreuz oder ſonſt ein heiliges Simbol die unſichtbare Verbindung weiter.

Ebenſo iſt auch die deutſche Malerei beſchaffen; ſie wollte nicht die ſchönſte menſchliche Geſtalt zeigen, ſondern

die ewige Sendung im ſichtbaren Menſchen darſtellen. Nicht eine warme üppige Landſchaft dient als fröhlicher Hintergrund; ihre Folie iſt der Himmel, überirdiſcher Goldgrund, ein Abglanz der ewigen Glorie. Die alten deutſchen Meiſter ſcheuten ſich, oder verſchmähten die irdiſche Schönheit in ihren Reizen hinzuſtellen, ſie verzeichneten oft ſogar die menſchliche Figur, als hätten ſie nie ein Weib geliebt; aber die Ahnung des Paradieſes, ein frommes Vergeſſen der Welt lag in ihren Geſtalten. Der Mangel der gemeinen Naturkenntniß ward reichlich durch die Wiſſenſchaft göttlicher Dinge erſetzt. Sie machten ihre Studien nicht an profanen Dirnen, ſondern an himmliſchen Viſionen. Die Italiener liebten und malten, die Deutſchen verherrlichten Gott durch ihre Arbeiten.

Die Scheu vor dem Nackten, die züchtige Unkenntniß desſelben trägt Schuld, daß die Skulptur in Germanien nicht recht fortkommen wollte. Der unſchuldige deutſche Sinn erſchrak vor dem Bloßſtellen gefährlicher Reize; die Bildnerei blieb ihm eine heidniſche Kunſt.

Schön und erſprießlich iſt es auch, daß es nicht einen deutſchen Staat, ſondern einen deutſchen Bund gibt. So findet jede Neigung, jede Anlage um ſo leichter ihren Schauplatz; hundert Muſenſtädte blühen, aber keine Centralſtadt zerſtreut oder verdirbt die deutſche Jugend. Die Säfte der Intelligenz pulſiren gleichmäßig vertheilt über die ganze Oberfläche. Nach alt hergebrachter Weiſe ſchreitet die deutſche Bildung und Geſtaltung weiter; weiſe Fürſten und treue Völker arbeiten daran in redlichem Einverſtändniſſe. Unſer Deutſchland hat noch keinen Tirannen. Leiſe und mild wie Pflanzenſäfte treiben die Lebenskräfte

in ſeinen Adern; jeder Fortſchritt iſt organiſche dauernde Errungenſchaft. Es mag ſich nicht mit Blutkitte fremdartige Flitter anſetzen. Aber der Wunderbalſam der Weltweisheit wird in ſeinem Schooße ausgekocht. Deutſchland iſt die Vorrathkammer der Siſteme. Es erwägt immer auch den Gegenſatz; darum treten ſeine Theſen nur allmählig und vorſichtig ins Leben.

Wie herrlich waren endlich auch von jeher die deutſchen Dichtwerke. Dem homeriſchen Epos ſtellt ſich das Nibelungenlied in würdiger Eigenthümlichkeit an die Seite. Sein Hintergrund iſt das ſchöne hügelige Rebenland, das der breite blaue Rhein durchzieht, und die herrliche Mark von Öſterreich. Helena war das helden- und götterumworbene Weib der Antike, verführeriſch reizend, wandelbar und gefährlich. Chriemhilde iſt die treue züchtige deutſche Frau. Eine Liebe erſchöpft den Reichthum ihres Herzens; ihr folgendes Leben iſt nur ein Klagelied, ein Todtenopfer für Siegfried. Aber noch viele heitere zärtliche Sängerſtimmen ſchallen an der deutſchen Liedertafel, und alle feiern Liebe, Ehre und Frömmigkeit.

Italieniſche Studien.

Ich ſtand auf einem Alpenpaſſe, der nach Italien führt. Ein blauheller Gießbach ſtürzt wild mit weißem Schaume bedeckt in die Tiefe, furchtſam ſchleicht die Straße daneben, weiter unten hängt der alte Saumweg. Rieſige Felſenwände ohne einen Halm, ohne Moos ſtarren an beiden Seiten in die Höhe und verlieren ſich in grauen Nebeln; Granitblöcke liegen zerſtreut umher, die Teufelsbrücke zittert, von Staubregen beſpritzt, über dem Abgrunde. Dieſe Schlucht ſcheint ein Sitz verbannter Geiſter zu ſein. Aber plötzlich öffnet ſich ihr ſchauerliches Thor, ein kleines freundliches Bergthal mit Raſen und Wiesblumen liegt zwiſchen Felſen und Gletſchern, das Bergdorf daneben trägt nicht unverdient den Namen Andermatt. Weiter hinauf geht ein angenehmer Fußweg durch Wieſen mit Alpenroſen, daran drängen ſich Schneewände und Lawinengänge. Am Gipfel des Gotthard kommt man zu zwei kleinen Alpenſeen, über die ſich ſelbſt im hohen Sommer eine leichte theilweiſe Eisdecke breitet; aus einem derſelben entſpringt die Reuß, aus dem andern der Ticino; jene brauſet in die Schweiz hinunter, dieſer führt nach Italien. Herrliche Alpenflora bedeckt den ſüdlichen Abhang des Gebirges, große Anemonen, Aurikeln, Rho-

hohenbren und Vergnelken blühen bunt durch einander, und zu den Füßen des Reisenden liegt Italien. Wohl Niemand seit Hannibal überstieg ohne seltsame Aufregung das erste Mal die Alpen; die Longobarden, als sie nach vielen Irrfahrten die unendliche glückliche Ebene vor sich sahen, fielen erstaunt auf das Angesicht und priesen ihre deutschen Götter. Doch dies Land war zu reizend, zu verführerisch; sie vergaßen das Walhalla ihrer Väter und wurden Italiener. Aber billiger Weise hält noch heute zu Tage jeder Wanderer aus Norden auf der feierlichen Länderscheide an; hinter ihm ragen unzählige namenlose Gipfel der Alpen, ewige Eisberge, Granitsäulen, über denen noch kein Aar, nur der Geist Gottes geschwebt hatte; vor ihm liegt Wälschlands grüne üppige Ebene. Sonnenstrahlen spielen auf tausend Tinten der Vegetation und des Lebens; so weit das Auge reicht, so weit das Fernrohr späht, dehnt sich lachende Ebene und Sonnenschein; lustige gold'ne Nebel verhüllen den fernen Apennin und die blaue ewige Meerfluth.

Die Straße senkt sich schnell in vielen Windungen; helle Lerchenbäume reihen sich dann an ihrer Seite; endlich kommt man durch Kastanienwälder; in der Ferne erscheinen die Seen Oberitaliens. Wir traten nun in den entzückenden Zauberkreis dieser Wasser, deren Wellen ein Paradies bespülen. Natur und Kunst reichte uns als ewig jugendliche Hebe den doppelten Nektartrank des Lebens; wir zogen in leichter Barke über den See von Como, und ihre Schale floß über. Unzählige Villen und Ortschaften liegen um seinen berggrünen Spiegel, Buchten mit Lorbeergebüschen schließen sich an Bergzüge und Rebgelände. An diesem See la-

gen einſt die zwei Villen des Plinius; er nannte ſie die Komödie und die Tragödie. Wo ſich jetzt die villa dell' olmo erhebt, dürfte die heitere Komödie geſtanden ſein; aber eine düſtere Felsſchlucht, Waſſerfall und Baumſchatten bezeichnen noch den Platz, den einſt die Tragödie einnahm, die er uns im dreißigſten Briefe ſeines vierten Buches beſchreibt. Auch die Villa, die ſich jetzt unter dem Namen der Pliniana an ihrer Stelle befindet, iſt ſchon eine Ruine. Aber der lacus larius iſt der Nähe des Genius gewohnt; noch wiederhallen ſeine Ufer vom Liede der geſtorbenen unſterblichen Malibran, und die freundliche Villa Pasta iſt für eine andere Königin des Geſanges beſtimmt. Die Marmorhallen an ſeinen Ufern ſind mit Meiſterſtücken der Plaſtik und Malerei erfüllt. Schlank und reizend ſpringen die Säulen empor, und tragen freie helle Wölbungen; darunter prangt an den Wänden des Saales Alexanders Triumphzug von Thorwaldſen. In Marmornischen ſpringen Fontainen, Blüthenduft durchwürzt die Zimmer, und Geiſt und Sinne ſchweigen zugleich. Was die neueſten Schulen der franzöſiſchen und wälſchen Malerei Herrlichſtes hervorgebracht haben, ſchmückt dieſe Räume: Romeos Abſchied, die ſterbende Atalie, der in ſich ſelbſt verſinkende Narziß weiſen die Kunſtſtufe der Gegenwart, und alle Farben ſind prächtig und hell, als wären ihnen Flammen beigemiſcht worden. Marmorbilder und Hermen ſtehen daneben, eine Fauna lächelt voll ſchwerzlicher Seligkeit, die Unſchuld koſt mit einer Schlange.

Aber vor Canova's Amor und Pſyche bebt das Herz, fliegen die Pulſe. Dieſe Gruppe, obwohl nicht von ausge-

zeichneter Schönheit in den Geſichtszügen und nicht ohne ſonſtige Fehler, iſt durch ihre kühne Bewegung, ihren hinreißenden Sinn erſtaunungswerth. In vergehender Sehnſucht ſinkt Pſyche gegen rückwärts gekehrt, auf Flügeln der Liebe eilt der jugendliche Amor herbei; er eilt, er fliegt, er ſtürzt, und kniet zu ihren Häupten. Amor neigt ſich ſie zu küſſen; Pſyche hebt ſich nach rückwärts ihm entgegen und hält die Hände ideal über ſein Haupt, gleichſam um ihn anzuziehen, um ihn für immer zu halten. Jedes Glied dieſer Gruppe iſt voll glühender Phantaſie, voll leidenſchaftlicher Bewegung. Sehnſüchtig und jubelnd werden ſie jetzt im Kuſſe zuſammenſtürzen und ſelig ſein, und die Kunſt wußte noch den letzten Augenblick für irdiſche Anſchauung zu erringen.

Wenige Tage darauf wandelten wir auf den glücklichen Inſeln des Langſees. Wäldchen von Lorbeern und Myrten umgaben uns, wir ſaßen im Schatten und Dufte der Orangebäume und Magnolien, unter ihren großen, weißen Zauberblumen. Am Uferfelſen blühten rieſige Aloen, die Umgebung bevölkerten nur Singvögel und Goldfaſanen, und über den See ſpielten goldene ſelige Lüfte. Wir erlagen der allerhalben einſtürmenden Schönheit, dieſe Seligkeit zwingt faſt zu Thränen.

Und weiter ging die herrliche Südenfahrt; jede Stadt mit ihren Kunſtwerken, jede Flur, jedes Wäldchen mit ſeinen Reizen wurde geiſtig erobert. Die Kaſtelle und Mauertrümmer, jetzt mit friedlichem Epheu überwachſen, weiſen auf die alten guelfiſchen Zeiten; das Herz fühlt die Vergangenheit und die Weltgeſchichte vor ihren großen rührenden

Denkmahlen. Jener ferne Staub auf der Heerſtraße mußte vor hohenſtaufſchen Rittern aufſliegen, — an dieſem Sarge aus rothem Marmor ſollte jetzt und jetzt der ſüße Ruf ertönen:

Giulietta, o mia Giulietta,
Dove sei tu? . . . . .

Venedig ſtieg aus den Fluthen, die mehr als tauſendjährige Meerbeherrſcherin; — in dieſem Garten von Ferrara wandelte einſt Taſſo und Eleonore; — Florenz wies Wunderwerke antiker Kunſt.

Endlich erhob ſich über den grauen wüſten Freithof der Kampagne die ewige Roma, das unſterbliche Monument der Vergangenheit.

Wenn man ſich auch ſchon durch ernſte fordernde Kunſtſtudien vorbereitet hat, ſo ſchaudert man doch vor Erſtaunen, vor Begeiſterung, wenn man mitten unter den marmornen Göttern ſteht, die unſterblich ſind, wie die olimpiſchen. Hier ſieht man die ewige Schönheit, wandellos und nothwendig, von Menſchenkraft ſo vollendet und unüberſchwänglich ausgeprägt, als ſie die irdiſche Natur nicht hervorzubringen vermag. Die verſteinten Ideen uralter Jahrhunderte enthüllen ſich in ehrwürdiger Pracht. Man beginnt mit egyptiſchen und etruskiſchen Anfängen der Kunſt, bewundert die herrlichen Gebilde des griechiſchen Genius, ſtudiert die Fortſetzungen der römiſchen Epoche und ſtößt dann wieder auf Abnahme und Verfall. Aber neue Kunſtbeſtrebungen ſchloſſen ſich bald daran; zwar iſt an ihren Geſtalten alte kraftloſe Manier oder junge barbariſche Unbehilflichkeit

ſichtbar, doch bald ſchwingt ſich aus dieſen Verſuchen ein neues Ideal der Schönheit empor, von einem andern Lebensprinzipe beſeelt, aber darum nicht minder herrlich und werth der Bewunderung. Wollte die Antike das Irdiſche im Schönen dem Ewigen zuführen, ſo prägt die Romantik durch dasſelbe vermittelnde Glied das Unendliche im Begrenzten aus. Die alte Kunſt ſtrebte nach der Vergötterung, dem Pantheismus des Endlichen, die neue predigt die Inkarnation des ewigen Geiſtes. Aber löblich iſt es, daß außer der Tugend und dem Streben nach Wahrheit zu allen Zeiten noch ein Trieb im Menſchen thätig war, der uneigennützig nicht auf materiellen Genuß gerichtet, Kräfte und Mühe aufwendete, um eine erhabene, ewige Richtung zu verfolgen. Dieſe edle Thätigkeit, das Kunſtbeſtreben der Menſchheit mochte in einzelnen Perioden allerdings zurückſinken, ja ſich gänzlich zu verlieren ſcheinen, aber immer geſchah es nur, um auf neuer Grundlage noch ungewagte Verſuche zu machen, und ſo endlich durch Vielſeitigkeit den Kreis des Schönen abzuſchließen. In dieſem Sinne knüpft ſich die moderne Kunſt an die alte, und die unzähligen Nüancen beider, ja jedes einzelne Genie und Talent iſt ein neuer Ring der großen, goldenen Kette.

Daß aber die chriſtliche Kunſt das leichtere Mittel der Farben dem ſpröden des Marmors oder Metalls vorzieht, iſt nur zum Theile durch die größere Ökonomie der Gegenwart zu erklären, obwohl auch dieſe Beſchränkung in einem Fache der Thätigkeit durch die Vielſeitigkeit der Beſtrebungen, durch das nöthige Gleichgewicht zu entſchuldigen wäre. Ein weiterer und tiefer liegender Grund der größern Nei-

gung zur Malerei dürfte insbeſonders in der oben angedeuteten Richtung der modernen Kunſt zu finden ſein. Ihrem Grundſatze zu Folge iſt ihr der Stoff nie Gegenſtand der Verherrlichung, ſondern nur Mittel zum Ausdrucke ihrer ſchönen Ideen; gerade um das Übergewicht des Geiſtigen geltend zu machen, um das Hinabſinken zur Materie zu verhindern, trägt ſie einige Scheu vor Arbeiten in vier Dimenſionen, und wählt ein Medium, das mit der möglichſten Unkörperlichkeit alle Illuſionen wirklichen Daſeins vereint. Aus demſelben Grunde iſt in der Gegenwart auch die Muſik ſo ſehr beliebt und ſchreitet bei uns ſo raſch vorwärts. Die Plaſtik täuſcht das Auge durch Anregung und fingirte Thätigkeit des Taſtſinns, die Malerei hintergeht dieſen durch den Gehſinn, die Muſik wählte das feinſte irdiſche Kunſtmittel; die Töne ſchweben wie Geiſter in dünnen unſichtbaren Lüften.

Aber im Umſchwunge der Zeiten iſt die Bemerkung tröſtlich, daß das Gediegene, Würdige keiner Epoche verloren geht. Wenn auch erſt nach zeitweiliger Verſchüttung und Vergeſſenheit, — das Wahre, Schöne und Gute flüchtet ſich aus jeder verſunkenen Epoche, und eine herrliche fördernde Tradition bleibt die dauernde Errungenſchaft des menſchlichen Geſchlechtes. Die Menſchheit ſchreitet vorwärts. Die Uranfänge geſelliger Zuſtände, die Bücher Moſes, der Glaube an Gott ſind die unſchätzbare Überlieferung urälteſter Zeiten. Die frohe Pracht der Antike, — die Verjüngung der Gattung durch unverdorbene Barbaren, — die edle Chevalerie des Mittelalters ſind die Andenken folgender Zeiten. Dieſes dunkle, ſo oft gänzlich verdammte Mittel-

alter hat Ideen von Frömmigkeit, Ehre und Liebe ausgesonnen, zu deren Auffindung die Philoſophie und hohe Bildung des Alterthums nicht genügend geweſen war. Die neuere und neueſte Zeit endlich arbeitet redlich an Entwicklung und Ausgleichung der Zuſtände, an Vermehrung der allgemeinen Schätze; klare Verſtändigkeit, ſcharfſinnige Auseinanderſetzung aller Verhältniſſe, glänzende Induſtrie ſind die Zweige, auf die ſie ſich vorzugsweiſe verlegt. Manche Definition kam ihr theuer zu ſtehen. Das Gute beſteht, nur das Zufällige, Werthloſe geht zu Grunde. In dieſem Sinne wird jedem edlen Beſtreben, jeder löblichen Leiſtung der Lorbeer der Unſterblichkeit; mag auch der irdiſche Name vergeſſen werden, die fördernde Wohlthat dauert. Die Summe des Wiſſens ſteigt; — die gewaltſamen blutdürſtigen Verbrechen ſind faſt ausgerottet und verbannt, — weitere Fortſchritte werden auch die ſtillen Sünden, die geheimen Laſter beſchränken; das Gefühl wird veredelt, das Glück der Erde iſt im Zunehmen. Eifrige Forſcher graben und ringen nach dem Vortrefflichen aller Zeiten und Enden. Während mehr als ein herrliches Pompeji und Herkulanum der Vergangenheit aufgedeckt wird, eignet ſich die Kernmaſſe des Geſchlechtes auch die geiſtigen Beſitzthümer ausgeſchiedener vereinzelter Stämme an. Das Fördernde der abgetrennten Bildungsgänge entlegener Erdſtriche wird der allgemeinen Civiliſation einverleibt und die Mauern von China ſcheiden dies Land vielleicht noch von Europa, doch gewiß nicht mehr Europa von China.

Durch Reiſen erhöht ſich der Standpunkt, aus dem wir die Dinge betrachten, der Geſichtskreis, die Weltanſicht

wird erweitert. Die Kunſt eröffnet einen neuen Weg zu veredelnder Einſicht, und überall und insbeſonders in Italien ſind Natur, Kunſt und Geſchichte auf das Innigſte mit einander verwebt. Auch die italieniſchen Meiſterwerke redender Kunſt werden auf dem Boden, wo ſie gedichtet wurden, am klarſten.

Italiens vier größte gekrönte Dichter gehören dem Mittelalter an, und keine folgende Epoche hob ſeine Muſen mehr auf ſolche Höhe. Die neuere Zeit lag noch im tiefſten Dunkel, kaum regten ſich die erſten Anfänge der wiedergebornen bildenden Künſte, als ſchon Dante Alighieri ſeine divina commedia ſchrieb, ein Gedicht, deſſen heiliger Kreis alle Zeiten, alles Herrliche, alles Verruchte, Hölle und Himmel umſchließt, und das durch tiefe Auffaſſung wie durch meiſterhafte Darſtellung die Bewunderung aller Zeiten erregen muß.

Frühe ſchon liebte Dante die edle Beatrice Portinari. Ihre frommen Augen, ihr geliebtes Antlitz führte ihn den Pfad der Tugend, den Weg zum Himmel. Aber Dante war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, als Beatrice ſtarb. Andere Reize nahten ihm; er war zu ſchwach, er vergaß die Verſtorbene und folgte der Sünde. Umſonſt war's, daß ſie ihm in Träumen erſchien, in plötzlichen Eingebungen ihn zur alten Tugend lenkte; Dante war ſchon zu tief geſunken, dieſe kurzen Erhebungen verſchwanden ſchnell, er irrte weglos im dunklen Walde, in der wilden Wüſte der Sünde, des Irrthums. Aber Beatrice konnte ſelbſt im Himmel ihre erſte Liebe nicht vergeſſen; weinend bat ſie am Throne Gottes um Dante's Heil, und ihre

fromme Bitte ward ihr gewährt. In der inneren Anſchauung der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieſes ſollte Dante den hohen Weltgang, der zum Guten, zur Seligkeit lenkt, erkennen. Phantaſie und Poeſie übernahmen dieſe Bilder auszuſpinnen und in ſeiner Seele zu fixiren. Mit Augen, leuchtender denn Sterne, mit ſüßer, leiſer, engelhafter Stimme bat das ſelige ſchöne Weib den Dichter Virgil, Dante auf ſeinem Fluge zur Erkenntniß zu begleiten. Dieſe Reiſe beſchreibt die divina commedia. Im erſten Theile führt ihn Dante durch die zehn Höllenkreiſe; ſie ſehen im ſteigenden Fortſchritte alle Laſter und Martern. Francesca von Rimini und ihr geliebter Paolo fliegen ihnen gleich zärtlichen Tauben ſchon im zweiten Kreiſe entgegen. Francesca erzählt die rührende Geſchichte ihrer Liebe, ihres Verbrechens. Eines Tages las ſie mit ihrem Geliebten das Buch, das Lancelot's Liebequalen beſingt. Sie waren allein und ohne Verdacht auf ſich ſelbſt. Sie liebten ſich ſchon lange ſtill und unbewußt und kein böſer Gedanke war noch je in ihre Herzen gekommen. Aber jetzt ſeufzten und weinten ſie mit einander über Lancelot's Liebe, der warme Hauch ihres Athems vermiſchte ſich, und als ſie endlich von Lancelot's Kuſſe laſen, da küßte auch der Geliebte Francescas Mund das erſte Mal ſchmachtend und zitternd, und an dieſem Tage laſen ſie nicht weiter. Traurig und mitleidig weinte Dante über ihre Liebe, ihre Schuld und ihre Qualen. Aber das Gemälde der Laſter und Strafen wird bald wilder und empörend. Im zehnten Kreiſe nagt Ugolino an Ruggieris Haupte, und die letzte Sphäre des letzten Höllenkreiſes iſt die Giudecca; ſie enthält die Verräther, und Ju-

das iſt ihr letzter. Im zweiten Theile führte Virgil ſeinen Schutzbefohlenen durch das Fegefeuer. Dante entwickelt abermals ſeine Kenntniß, ſeinen warmen Antheil an vaterländiſchen und auswärtigen Geſchichten. Als er im Aufſteigen ermüdet, ſagt ihm Virgil, daß ſie am Gipfel des Berges Beatrice finden werden, und unſer Dichter hatte alle Mattheit verloren. An der Ausgangſchwelle des Fegefeuers, jenſeits der Lethe, erſcheint nun wirklich in Blumennebeln Beatrice. Doch ſchon ſo lange war er nicht in ihrer Gegenwart geweſen (Dante begann ſein Gedicht, als er bereits vierzig Jahre alt war), daß er ihre Augen nicht mehr erkennt; nur zitternd, zagend fühlt er die geheime Rührung ſeiner alten Liebe, und ſie ſtreckt ihm, überraſcht vom eignen Herzen, die Arme entgegen, und ruft:

Guardami ben: ben son, ben son Beatrice!
. . . . . .
Ella si tacque, e gli angeli cantaro
Di subito . . . . . .

Aber Beatrice erinnert ſich ſeiner Verirrungen, und zürnt nun himmliſch ſtolz und macht ihm Vorwürfe, dann ſchimmert aber wieder durch ihr Sternengewand die alte Liebe durch, und leuchtet ſchöner und herrlicher ſelbſt als die ewigen Sonnen. Dante bekennt und beweint ſeine Thorheiten und Verirrungen: ohne Reue überſchreitet kein irdiſch Weſen die Waſſer der Lethe. Endlich darf er aus Lethe trinken; Virgil verſchwindet, und Beatrice geleitet ihn in den Himmel.

Wie ſich in Italien die Kunſt in das Leben verſchlingt,

ſo greifen auch die einzelnen Künſte unterſtützend in einander, und die herrliche Natur iſt der hebende Hintergrund für alle. Wer kann die zuletzt beſprochene Stelle der göttlichen Komödie leſen, ohne ſich einer Marmorgruppe zu erinnern, die am reizenden Ufer des Comerſees, im zauberiſchen Garten der Villa Melzi ſteht. Sie ſchreibt ſich nicht aus den letzten Zeiten her, hat mehre Mängel in der Ausführung, ſtellt aber auf rührend ſchöne treffliche Weiſe dieſe Stelle des Gedichtes dar: Beatrice tritt im Aufwärtsſchreiten auf die Erdkugel, die der Thierkreis umgibt; mit der linken Hand weiſet ſie empor, mit der rechten leitet ſie Dante, der aus der Tiefe zum Lichte aufſteigt.

Im dritten Theile beſingt Dante ſeinen Flug durch das Paradies. Dante entwickelt eine Fülle von Phantaſie und Anſichten, die — insbeſonders ſeinem Zeitalter entgegen gehalten — mit bewunderndem Erſtaunen erfüllt. Die göttliche Komödie iſt ein ſchönes, heilig erhabenes Denkmahl ſeiner Liebe zu Beatrice Portinari, der frühe Verſtorbenen. Er hatte Gemma Donati geheirathet und war unglücklich; aber jene erſte Liebe vergaß er nie ganz, im dunkelſten Augenblicke weihte ſie ſein Daſein wieder und führte ihn aus Verirrungen und Leidenſchaften zur Erkenntniß und Tugend, zum Himmel. Kein Dichter kann ſeine Liebe würdiger feiern als durch die Veredlung ſeines Lebens, durch ein unſterbliches Gedicht.

Auf der Fahrt durch das Paradies verſank Dante in Beatrices Anblicke; wenn er ſie ſah, war er frei von jeder andern Sehnſucht, ihm genügte der Abglanz der Himmel auf ihrem Antlitze. Ja Beatrice mußte ihn lächelnd

zurückweiſen, daß nicht nur in ihren Augen das Paradies ſei. Im Himmelskreiſe der Kontemplanten ſchweigt die Harmonie der Sphären. Er fragt nach dem Grunde dieſes Verſtummens:

. . . . . qui non si canta
Per quel che Beatrice non ha riso . . . .

Hier weben die Rathſchläge der Vorſehung, der ewigen Barmherzigkeit; die Stelle iſt zu hochheilig für Lächeln und Sphärenchor. Geängſtigt durch die feierliche Pracht der Himmel muß er ſich immer wieder an Beatrice wenden, wie das Kind, das ſtets dahin flüchtet, wo es am meiſten vertraut. Dante fliegt jetzt über das Geſtirn der Zwillinge, unter deren Zeichen er einſt geboren wurde; eine fromme, rührende Erderinnerung überkommt ihn, dann aber gedenkt er wieder entzückt ſeines demüthigen Triumphes, und ſchlägt ſich die Bruſt, weinend über frühere Sünden und nur über ſeine Reue freudig. Was Dante während des Aufſchwungs in den neunten Himmel ſah, ſchien ihm ein Lächeln des Univerſums zu ſein, alle Genüſſe der Kunſt und der Natur ſind ihm nichts gegen die neue göttliche Freude. Über den neunten Himmel hinaus blickt Dante in den Abgrund des ewigen Lichtes. Alle Seligen, auch Beatrice, die jetzt auf ihren Platz zurückgekommen iſt, ſitzen in himmliſchen Kreiſen umher. Dante gelangt zum Ende jeder Sehnſucht, ſein Herz zieht ſchon mit in der Harmonie der Sphären, und in Gott verliert ſich ſogar ſeine Liebe zu Beatrice.

Der Genius des vierzehnten Jahrhunderts wird durch

Francesco Petrarca gleichwürdig gefeiert; ſeine Sonette und Kanzonen an Madonna Laura ſind ein unſterbliches Heldenlied der Liebe. Mit ſanfter Rührung ſtand ich in ſeiner Villa zu Arquà; über Weinlauben und Lorbeergebüſchen verſank die Sonne hinter den Euganeen; die Lieder des gekrönten Dichters ſchienen noch in den Hallen, die er einſt bewohnt hatte, wiederzuklingen. Das Erhabenſte, das er dichtete, ſind ſeine trionfi, in denen er auch in dieſer ernſten Gattung faſt Dante erreicht. Aber allen ſtechen Liebepoeten gab ſein hohes Lied das Signal der Thränen und er eröffnet als erſter Weiner ihren Reigen.

Kaum war wieder ein anderes Jahrhundert entſchwunden und Ludovico Arioſto ſang ſeinen Orlando furioso. Petrarca hatte bereits den Übergang von der himmliſchen Liebe gefunden, und Arioſto beſang die Liebe zum größten Theile leichtfertig und ſcherzend,

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto ....

beginnt Arioſto und hält Wort. Angelika iſt die Dame, um die ſich Alles bewegt, die Blüthe chriſtlicher und mauriſcher Ritterſchaft buhlt um ſie. Wie ſchön iſt die Erfindung von den zwei Zauberquellen, aus denen Rinaldo und Angelika tranken; eine erweckt Liebe, die andere Haß.

Orlando und Rinaldo ſind Nebenbuhler. Ruggiero und Bradamante ſind das zweite hervortretende Liebepaar. Nun aber ſchießen um den dünnen loſen Hauptfaden unzählige ernſte und ſcherzhafte Epiſoden. Arioſto's

Phantaſie iſt unerſchöpflich und ſüdlich lebhaft, ſie gleicht dem Hippogriphe des Zauberers Atlante. Wie herrlich iſt das Abenteuer, wo Ariodante unerkannt, in ſchwarzer Rüſtung für die Rettung der von ihm treulos gehaltenen Geliebten Ginevra kämpfen will. Aber gleich daran ſchließen ſich wieder ſchlüpfrige lüſterne Hiſtörchen, die jedoch alle mit unverletzender Naivetät vorgetragen werden.

Das romantiſche Gewirre wird ſtets verwickelter, irrende Ritter und fahrende Damen kreuzen durch einander, kämpfen unmäßig und genießen nicht minder der Liebe. Die einzelnen Fäden verſchlingen ſich immer mehr und die Abſicht des Ganzen wird beinahe unklar. Orlando und Angelika erſcheinen nur ſelten. Schon im neunzehnten Geſange (das Werk hat ſechs und vierzig) wird dieſe durch ihren verliebten Umgang mit Medoro mehr als zweideutig. Ein heiteres Beiſpiel wälſcher Übertreibung gibt Arioſto, indem er vom Seeungeheuer, das Orlando bezwingt, behauptet, daß es wie eine aufſteigende Regenwolke Alles verdunkelt und das ganze Meer bedeckt habe. Rolands Schwert Durindana übt Wunder in ſeiner Hand. Auch Mambrins Helm und ein Prinz Zerbino kommen vor und erinnern an ſpätere ſpaniſche und deutſche Dichtwerke. Der Orlando furioso iſt ein großes poetiſches Novellen- und Mährchenbuch, deſſen Hauptplan faſt unbeherrſcht und zufällig weiter läuft. Der eigentliche Held iſt wenig intereſſant, und dies noch um ſo minder, als er wegen Angelikas Untreue nackt und wüthend umher rennt, und bei geſeiter Achillhaut unbewußte Heldenthaten übt. Seltſam iſt es, daß in den Sagen und Heldenliedern der meiſten Völ-

ker ein gehörnter Held beſteht; Achill, Siegfried und Orlando ſind es. Endlich im neununddreißigſten Geſange kommt Orlando zu Verſtande und wird ſeiner Liebe bar. Er gebärdet ſich zum Schluſſe klug, bleibt aber wie vorher nur Namensträger des Gedichtes.

Im ſechzehnten Jahrhunderte ſang Torquato Taſſo, entflammt von Begeiſterung, Jugend und Liebe, ſein herrliches Lied vom „befreiten Jeruſalem.“ Wenige Dichterwerke ſind ſo tief bedacht und ſo fleißig ausgeführt worden. Taſſo's Gedicht iſt vielleicht weniger eigenthümlich als das ſeiner Vorgänger; Homers und Virgils Vorbild ſind darin nicht zu verkennen; Taſſo verſtand jedoch, die aus ihnen geſchöpften Studien auf ſchickliche Weiſe der chriſtlichen Zeit anzupaſſen. Ich möchte ſein Gedicht einen romantiſchen Reflex der Iliade nennen. Auch im Gerusalemme liberata handelt es ſich um Eroberung einer Stadt; Bouillon iſt Agamemnon, Rinaldo Achill, Tancredi Ajax Telamonius; ſtatt der Einen Helena erſcheinen hier Klorinde und Armida, auch Erminia; und ſelbſt die Bildwerke am Schilde des Achilles finden in der Beſchreibung von den Waffen Rinaldos und von den Thoren an Armidas Palaſte ihren Gegenſatz. Die heidniſche Armida hält Rinaldo in ihren Banden; von ſeinem Heldenarme hängt gleichwohl der Fortgang des Kreuzzuges ab. Wie weiſe ordnet Taſſo Alles nicht nur im Hauptgange des Gedichtes ſondern auch in den Epiſoden. Armida iſt liebeglühend und ſtolz, Erminia ſehnſüchtig; er bereitet keiner von ihnen ein hartes Loos; der Leſer kann nach dem Bedürfniſſe ſeines Herzens für Beide noch das Beſte hoffen.

Der Geiſt chriſtlicher Romantik ſchwebt über dem ganzen Gedichte. Homeros arbeitet in farbloſem Marmor, in pariſchem; gewaltig und groß ſpringen ſeine Göttergeſtalten aus dem Steine, ſeine Heroen reifen der Apotheoſe zu. In einfach erhabenen Gruppen legt er ihre Thaten aus einander. Taſſo malt; jede Geſtalt hat charakteriſtiſche helle Farben; was an der individuellen Faßlichkeit, am Gevierten mangelt, erſetzt der genaue Auftrag der Lokaltinten. Statt des einfachen Piedeſtals wählt er einen bedeutungsvollen Hintergrund.

Der zwölfte Geſang iſt unſäglich ſchön. Tankred tödtet im nächtlichen Zweikampfe unwiſſentlich ſeine heidniſche Geliebte, die amazonenhafte Klorinde. Bei ihr war bisher Liebe und Haß im Streite, jetzt aber wird ihr erſt ihre Liebe klar; ſie liebte ihn ſtets unendlich; ſterbend verzeiht ſie ihm und bittet auch ihn um Vergebung. Er möge ſie taufen und für ſie bethen. Eine vorausgehende herrliche Epiſode erzählt Klorindes Geburt: ſie ſtammt von chriſtlichen Ältern. Tankred tauft die Sterbende. Er wird ſchwer verwundet und ſie todt ins chriſtliche Lager getragen. Seine Klagen ſind unermeßlich.

Dunque l' vivrò tra memorandi esempi
Misero mostro d'infelice amore!

Er ſieht die theure Leiche und vergeht vor Schmerz, als er die von ihm ſelbſt geſchlagene Wunde erblickt. Ihr blaſſes Antlitz gleicht dem nächtlichen Himmel, der noch heiter iſt, doch ohne Glanz. Aber im Traume erſcheint ihm Klorinde, umgürtet mit geſterntem Kleide. —

Bella assai più; ma lo splendor celeste
L'orna, e non toglie la notizia antica ....

So mußte eine Liebe enden, die diesſeits durchaus nicht gedeihen konnte; der Himmel nahm ſie auf. Das Schickſal und die poetiſche Gerechtigkeit verſtehen ſich auf ſolche Schlichtung.

Taſſo mußte die wollüſtige Schönheit Italiens kennen, um den Garten Armidas ſo ſchildern zu können, als es ihm gelungen iſt. Wie rührend und ſchön tönt in dieſem Haine das Lied des Zaubervogels von der Roſe, die die Jugend und die Liebe iſt. In dieſem Garten liegt der chriſtliche Held im Schooße der reizenden heidniſchen Zauberin. Sie neigt ſich lächelnd über ihn, und er ſeufzt ſo tief vor Wonne und Sehnſucht, als wollte ſeine Seele ſich in Armida überſtürzen. Aber die zwei Abgeſandten des chriſtlichen Heeres wiſſen ihn gleichwohl aus ihren Armen zu reißen. Armer Rinaldo, ſolchen Zauber löſeten ſie dir! Armida jammert, erſchüttert nimmt er Abſchied; endlich bricht ſie in Wuth und Drohungen aus; er beharrt dennoch auf ſeinem Entſchluſſe. Armida aber wollte ihn nicht nur dem Unternehmen des Kreuzzuges entfremden, ſie liebte ihn wirklich. Als er ſich losreißt, wird ſie ohnmächtig. Rinaldo weint, aber der Himmel mißgönnt ihr ſogar die Tröſtung, ſeine bittern Thränen zu ſehen. Ihre Augen ſind geſchloſſen. Sie erwacht endlich, Rinaldo iſt fort; ſie hält ihn nun für völlig kalt und grauſam. Sie ſchwört ihm Rache: wer ihn erlegt, dem verſpricht ſie ſich zum Lohne. Sie ſucht ihn auf in der Schlacht; ſie ſchleudert wuthentbrannt ihre

Pfeile gegen Rinaldo, aber ſobald ſie fliegen, da zittert ſie wieder, daß ſie wirklich den noch immer Geliebten treffen möchten. Rinaldo erſchlägt all' ihre neuen Ritter, doch nie vergißt er, daß er ſelbſt ein Mal geſchworen hat ihr Ritter zu ſein. Troſtlos flieht ſie endlich, am Haſſe wie an der Liebe verzweifelnd. Er trifft ſie im Haine, wo ſie ſich ermorden will, und rettet ſie. Wie ſchön verklingt dieſe Stelle in Armidas Worten:

Ecco l'ancella tua: d'essa a tuo senno
Dispon (gli disse) e le fia legge e cenno.

Am Schluſſe wird Jeruſalem befreit, und nach herrlichen Thaten und prächtigen Abenteuern iſt das Werk wie billig geendet.

Aber muß uns nicht nothwendiger Weiſe Erſtaunen ergreifen, daß ſchon vor ſo vielen Jahrhunderten das neue Italien ſo weit fortgebildet war? Allerdings trat dort ſeitdem in vielen Fächern und insbeſonders in der Dichtkunſt ein ſeltſamer Stillſtand ein, deſſen Ende erſt die neueſten Beſtrebungen erwarten laſſen.

Sollte man gleichwohl den eben beſprochenen Meiſterwerken einen Vorwurf machen, ſo träfe er mehr deren Äußeres und zugleich die ganze italieniſche Poeſie, und beſtände darin, daß die vielen Zuſammenziehungen, ja gerade die zu große Sucht nach Weichheit manchmal zu Härten führt, und daß die Silben für den wälſchen Vers gezählt, aber nicht gemeſſen werden. Die feſte meiſt unveränderliche Silbenlänge griechiſcher und lateiniſcher Wörter gibt dem Rhythmus dieſer Sprachen eine überlegene Sicherheit, Klar-

heit und Reinheit. Das ſchwankende, häufig nur auf dem Sinne des Satzes beruhende Silbenmaß der Deutſchen kann dieſe Vorzüge nicht erreichen, und unſere Verſe erſcheinen daher beinahe barbariſch. Aber der eben bemerkte Grundſatz der italieniſchen Poeſie ſcheint wenigſtens der Theorie einen noch niedrigeren Standpunkt, als den die deutſche inne hat, anzuweiſen. In der Ausübung iſt dieſer Mangel minder bemerkbar, da der italieniſche Dichter ſeine gezählten Silben noch ein Mal nach dem Ohre mißt, und italieniſche Ohren den Inſtinkt des Wohllautes beſitzen. Aber wie ſehr iſt überhaupt der Italiener (doch minder als der alte Lateiner) durch das Befugniß begünſtigt, die Worte ſeines Satzes vielfach zu verſetzen, und wie noch mehr dadurch, daß die italieniſche Sprache faſt nur zwanzig beliebte Wortausgänge hat. Die Reime ſtrömen ihm zu und ſind bei den wenigen Tonnüancen der italieniſchen Ausſprache, bei einfacherer Orthographie faſt durchaus reine Reime. Der deutſche Dichter arbeitet dagegen im Schweiße ſeines Angeſichts.

Zu ähnlichen Studien und Betrachtungen fordert die herrliche vielbedeutende Umgebung Italiens auf; aber auch die Regungen des Herzens, die Liebe werden dort mächtiger als im Norden. Sind Wälſchlands Fluren nicht ſo unendlich ſchön, daß das Bedürfniß nach Glück dort lebhafter wird als irgendwo? Iſt ſeine Meerfluth, ſein Himmel nicht ſo ſehnſuchtsvoll blau, daß ſie zu ſeligen Thränen rühren? Welches junge Herz kann den Duft der Orangenblüthen einathmen, ohne in Schauern der Liebe zu beben, — einer wirklichen oder geahnten? Wie glücklich verlangt der Menſch unter dieſen Nachtigallgebüſchen zu ſein, wie berechtigt zu Liebe und

Seligkeit fühlt er ſich unter dieſen blühenden Myrthenlauben! Da erwacht jede vergeſſene Klage der Sehnſucht, verlorne Erinnerungen tauchen wieder empor, und die alten Bilder der Liebe ziehen in goldenen Nebeln vorüber. Die Sehnſucht nach Glück iſt ſo ſchuldlos und erhaben als irgend ein ewiger Trieb in unſerm Herzen, — aber nur die Liebe könnte den Menſchen ſo ſelig machen, um eine würdige Staffage heſperiſcher Fluren zu ſein.

In Neapel hält ſich dann der Reiſende gern länger auf als irgendwo, dieſes Land hat eine beſondere Anziehungskraft für Jeden. Der Veſuv mit ſeinem ewigen Rauche, den die untergehende Sonne feuerroth färbt, iſt ein paſſender Hintergrund für ſtumme einſame Gedanken, ſo wie die Stadt andererſeits das frohſte einladend heitere Bild des Lebens.

Kann man dich aber auch ungerührt ſehen, ſchöne wunderbare Parthenope? Streckt nicht ſelbſt der alte Okeanos die blauen Arme ſehnſüchtig nach dir aus, und ſendet dir nicht auch der Hades ſeine liebeglühenden Grüße aus dem Krater des Feuerbergs? Du aber kümmerſt dich wenig um die greiſen Götter, und liebäugelſt mit dem heiteren Genius der Gegenwart. Deine Straßen ſind mit tauſendjährigen Lavablöcken ausgelegt, doch das leichtfertigſte Mädchen, der jüngſte Lazzaroni iſt dir lieber als der klaſſiſche Moder der Vergangenheit. Du ſchmückſt dich immer neu und heiter mit blühenden Roſen, mit goldenen Orangen, mit Blumen und Flitterwerke, und mit der lebendigen Perlenſchnur ſchöner Geſtalten. Dein Stolz jedoch iſt und bleibt die herrliche Straße Toledo, der Brennpunkt deines Lebens, das Herz

deines Daſeins. Selbſt der Wanderer aus Norden, der dieſe Feſt- und Prunkgaſſe ſieht, muß in den Jubel des echten Neapolitaners einſtimmen:

Vedi Napoli e poi muori!

Paläſte drängen ſich eine halbe Stunde lang zu beiden Seiten an einander, die Erdgeſchoſſe bilden einen glänzenden Bazar. Was die Mode und der Luxus erfand, wird hier in geſchmackvoller Vertheilung ausgebothen, und darüber hebt ſich die ſchlanke prächtige Säule und die heitere Kuppel ſchwebt in ſicherer Freiheit. Dreißig Fuß beträgt die Breite der Straße Toledo, aber doch vermag ſie kaum das Gewühl drängender und eilender Menſchen zu faſſen, die alle in ihrem Raume ſich umhertreiben wollen. Wenn man ſich hier glücklich durchgearbeitet hat, kommt man am königlichen Palaſte vorüber auf den minder beſtürmten prächtigen Kai und zu dem herrlichen Spaziergange Villa reale. Weitläufige ſchöne Gartenanlagen ziehen ſich am Seeufer hin, Springbrunnen und Eisbuden biethen doppelte Erfriſchung, und die höchſten Meiſterſtücke des Meißels ſtehen zwiſchen dem Laubwerke in braven Nachbildungen in weißem Marmor. Palmen, Kakten und andere herrliche Bäume, Blumen und Buſchwerke wechſeln mit einander, der Poſilippo ſchließt im Weſten die Ebene und über der Stadt erhebt ſich das Kaſtell. Aber die Meerfluth unter den Terraſſen iſt ſilbern und duftig und das Plätſchern der ſanften anſchlagenden Wellen tönt wie ein mährchenhaftes Schlummerlied.

Spoleto.

Die Straße von Ankona bis Rom über die Apenninen iſt nicht unintereſſant; man ſieht den dazwiſchen gelegenen Städten und Flecken ihre mittelalterige Entſtehung und die Eigenthümlichkeiten der italieniſchen Entwicklung an. In Deutſchland bauten nur einzelne Ritter und Herren ihre Burgen auf Felsſpitzen und ſteile Berge, in Italien zog ſich die ganze Bürgerſchaft hinauf, und die edlen Familien wohnten neben ihr, höchſtens in kaſtellähnlichen Paläſten abgeſondert. Die deutſche Freiheit jener Zeiten bildete ſich ariſtokratiſch, die italieniſche bürgerthümlich. Noch heut zu Tage ſtehen die Mittelkuppen des Apennins mit alten Städten beſetzt, und die Poſtſtraße läuft zwiſchen ihnen wie närriſch ab und auf. Aber an der Seite dieſer Straße breitet ſich die Hügelkette des Apennins in den mannigfaltigſten Abwechslungen aus, rieſige Eriken, Ginſter und andere hohe Blumen und Geſträuche bedecken die Abhänge, während der Berg der Sibilla und der Somma noch ganz mit Schnee bedeckt erſcheinen. Schöne Öhlwälder ſchmücken die Bergraine, alte Baumſtämme ſcheinen vom Epheu faſt erdrückt, und einzelne verfallene Kaſtellthürme, hier colonne genannt, ragen darüber hervor. Die Flora

des Apennins ist schön und duftig, unzählige Nachtigallen schlagen in den Gebüschen. Camerino ist ein uralter, verfallener Ort mit Häusern wie Burgen, doch noch viel merkwürdiger und höchst interessant ist Spoleto. Vom Ufer der Mareggia über eine mäßige Anhöhe, die für den Krater eines ausgebrannten Vulkans gelten kann, breitet sich die Stadt aus; obwohl sie die Hauptstadt einer päpstlichen Delegazion ist, zählt sie doch nur mehr 6000 Einwohner, und ist in fortschreitendem Verfalle begriffen. Einst war sie der Sitz der gewaltigsten Herzoge in Italien, Guido von Spoleto fühlte sich mächtig genug um für die römische Kaiserkrone in die Schranken zu treten, und im Kampfe der Guelfen und Gibellinen wird Spoleto oft und bedeutungsvoll genannt. Seine historische Berühmtheit erstreckt sich jedoch noch viel weiter zurück.

Hannibal zog nach seinem Siege am thrasimenischen See gegen Spoleto, wurde jedoch durch die Tapferkeit seiner Bewohner nach langer Belagerung vertrieben, und noch der heutige Reisende wird durch zwei unbedeutende antike Thorbogen, porta della fuga oder d'Annibale genannt, an dieses glorreiche Ereigniß erinnert. Neben dem nach Foligno führenden Thore wurde im alten versandeten Flußbette der Mareggia eine römische Brücke ausgegraben, deren höchste Geländer noch mehre Fuß tief unter dem heutigen Wasserspiegel liegen. In dem darüber angeschwemmten Steingerölle und Bauschutte liegt ein Stück zertrümmerter Weltgeschichte. Auf einer Anhöhe der Stadt erhebt sich der kleine runde Palast des Theodorich, schmale unregelmäßige Fenster geben ihm nur mäßige Helle, bizantinische

Schwibbogen dienen dem Giebel zum Schmucke und ein ſanft anlaufendes Rundbach endet in einer einzigen Spitze. Die Flügelbauten ſind aus ſpäterer Zeit. Unfern des Gothenpalaſtes ſteht der uralte Dom in bizantiniſchem Stile; auf ſeiner Vorderſeite iſt ein großes Moſaik angebracht, deſſen Meiſter Solſernus ſeinen Namen beiſetzte. Dr. Kugler gibt in ſeiner Kunſtgeſchichte an, es ſtehe die Jahrzahl 1207 darüber, ich ſelbſt las jedoch ganz deutlich 1090. Die eigenthümliche Großheit und harte Würde des Bildwerkes, das den Erlöſer mit Maria und Johannes an ſeinen Seiten darſtellt, dürften auch mehr dem elften Jahrhunderte entſprechen. Im Chore des Domes ſind Fresken von Fra Filippo Lippi mit anmuthigen Weihnachtgeſchichten. Am höchſten Punkte der Stadt erhebt ſich das mittelalterige Kaſtell, aus hohen Mauern und Thürmen beſtehend, die an manchen Stellen ſchon ziemlich verfallen ſind; päpſtliche Artilleriſten bewachen hier Staatsgefangene, aber die Ausſicht von ſeinen Zinnen über die Bergzüge des Apennins iſt reizend und maleriſch, und der häufige Epheu ſchleicht als ein Bothe des Frühlings zu den Gefangenen hinauf. An der Stelle dieſer Veſte muß noch ein viel älterer Bau geſtanden ſein, wie dies die Reſte von kiklopiſchen Mauern zweifellos darthun. Für die alten Herzoge von Spoleto hatte dies Kaſtell militäriſche Bedeutung, es mag damals beinahe unbezwinglich geweſen ſein, und um es für alle Zeiten mit Waſſer zu verſehen, legten ſie einen Aquädukt von einem Berge zum andern über eine tiefe grüne Schlucht an, der noch gegenwärtig auf einer der höchſten Stellen der Stadt mächtig wie ein Waſſerfall hervorbricht, und in vielen

Springbrunnen und unsichtbaren Wasserkanälen die ganze Stadt hinunterlauft. Die herrliche Bogenflucht der Wasserleitung läuft noch immer durch das Thal. Der Abhang des Berges, auf dem die Stadt sich erhebt, ist mit Bauwerken und Gartenanlagen bedeckt, auch die Umgegend schmücken Kirchen, Klöster und Thürme. Es bleibt kein Zweifel übrig, daß man sich hier im Mittelpunkte vergangenen mittelalterlichen Lebens befindet. Auch Ruinen alter Tempel sind noch in den christlichen Kirchen erhalten, und die junge Natur und die alte Geschichte stehen nahe und freundlich neben einander. Einzelne Häuser gleichen mehr Burggebäuden, als Privatwohnungen, die Steinblöcke des stile rustico springen bis zu den ersten Geschossen hervor, die Fenster sind erst in bedeutender Höhe eingesetzt, und die Thore werden von eisenbeschlagenen Flügeln beschützt. Altane biegen sich in die Gassen und einzelne Thürmchen erheben sich über die Häusergiebel. In den weiten Vorhallen hängen hier und dort noch alte Waffen, oder die Steinwaffen bezeichnen doch die Stelle, wo sie sonst an den hohen Wänden gehangen. An der Außenseite der Häuser sind schön gearbeitete Ringe aus Bronze oder Eisen angebracht, um daran die Rosse anzuhängen, weiter darüber stehen künstlich getriebene Nägel, um bei festlichen Gelegenheiten die Fackeln daran zu befestigen.

Die Ausdehnung von Spoleto ist für die einstige Volksmenge berechnet, und beträgt über eine Stunde im Umkreise, der Terrain ist bergig, fast alle Straßen sind steil, enge und finster. Nur der untere Theil der Stadt ist spärlich bewohnt, der obere ist fast ganz verödet.

Wer Spoleto in ſeiner wahren Bedeutung kennen lernen will, der mache bei der Nacht, am beſten bei trüber, einen Gang durch die Stadt. Man beſuche Rom in der heiligen Woche, Neapel im Karneval, Spoleto aber zur Nachtzeit. Der Mond iſt die Sonne von Spoleto. Finſter und abenteuerlich ſteigen die ſchmalen krummen Gaſſen empor, kaum erblickt man noch in der erſten Hälfte hier und dort ein Licht, aber bald umgeben Einen nur hohe verlaſſene Häuſer. Die Thore ſind vernagelt, die Fenſter geſchloſſen, oder es ſtehen wohl auch beide ganz geöffnet, und durch ſie und die verfallenen Dächer ſchauen die Sterne und das ſchwermüthige Mondlicht herein. Alle Wände ſind dunkel, kein menſchlicher Laut iſt zu vernehmen. Plötzlich tritt man dann wieder auf einen offenen Platz, und ein reicher Springbrunnen plätſchert in der tiefen Stille in der Nacht. Auf der Höhe des Berges zertheilt ſich der Aquädukt in mehre ſolche, und jeder derſelben ſollte wieder die nächſten Quartiere der Stadt durch verdeckte Röhren mit Waſſer verſehen. Aber viele dieſer Röhren ſind längſt gebrochen, das Waſſer fand an manchen Stellen einen Durchbruch, und in den ſchwarzen verödeten Häuſern tropft, rieſelt und rauſcht es jetzt unheimlich und unaufhaltſam. Kalt und langſam ſchlagen hier gleichſam die Pulſe des Lebens. In dunkler einſamer Nacht zeigt Spoleto ſeine wahre Phiſiognomie, es iſt eine Stadt der Todten, und der Geiſt des kühnen Karthagers und Theodorich und Narſes wandeln geſpenſtig um die bedeutungsvollen Ruinen. Vom Platze vor der Burg öffnet ſich eine Fernſicht über die

Apenninen, die Nebel der Nacht verhüllen ſie halb, und ihre Hügel erſcheinen wie düſtere Gräber der Weltgeſchichte. Der Wachruf der päpſtlichen Schildwachen unterbricht dann auf ſeltſame Weiſe die Träume des Wanderers, und der Geſpenſterſpuk der Nacht entflieht vor der Bravour des Neu-Italieners.

Ponte molle.

Jeder, der ſich Rom das erſte Mal nähert, hat ſich wohl ſchon vorher in ſeiner Erwartung ein Bild der unſterblichen Stadt entworfen, in welches er außer den ſieben Hügeln, noch das Merkwürdigſte, das ihm aus den Klaſſikern und Archäologen bekannt iſt, zuſammengepreßt. Schon von weitem ſollte ihn ein gewaltiger Anblick überraſchen, und in Verwunderung ſetzen. Anders verhält es ſich in der Wirklichkeit, mindeſtens wenn man von Norden gegen Rom kommt, man iſt ihr ſchon ſehr nahe, und noch findet ſich keine außerordentliche Schau; ja wer die großartigen ſchwebenden Linien der Campagna, ihre wunderbaren mit der Jahrszeit wechſelnden Lokaltinten, die ſeltſamen Wolkenbildungen nicht beachtet, der müßte Roms Umgebung einförmig, öde und trübſelig nennen. Die nächſten Städtchen zeigen keinen Wohlſtand, ſondern nur altes Gemäuer mit Immergrün bewachſen, zerfallene Bogen von Waſſerleitungen, und ſonſtige Trümmer; über die Campagne ſind zwiſchen den Strohzelten der Hirten einſame Thürme, Grabmähler und andere Bauwerke unbekannten Gebrauches zerſtreut. Von den meiſten dieſer Ruinen kennt man weder Namen noch Geſchichte, ſie ſtehen ſtumm und traurig am Strome der Zeit,

wie die namenlosen Schatten am Ufer des Kozitus. Der Reisende ist je nach seiner innern Anlage entweder unbefriediget, oder fühlt sich durch dieses stille Herannahen der großen Vergangenheit in seiner feierlichen Stimmung, in seinem Bedenken ihrer Bedeutung und Ergebnisse gesammelter und befördert. Man bleibt, wenn man an ein paar Stellen den fernen Hügel, der nichts als der Dom von St. Peter ist, zufällig übersehen hat, fast bis zur porta del popolo seinem eigenen Nachsinnen überlassen. Die neuern Häuser, die vor diesem Thore bis gegen den ponte molle hinaus gleichsam Roms Vorstädte bilden, sind wenig bedeutend. Auf dieser Brücke überschreitet der Reisende die Tiber. Marcus Ämilius Scaurus erbaute sie im siebenten Jahrhundert der Stadt, in ihrer jetzigen Gestalt wurde sie erst 1805 wieder hergestellt; sie hieß damals pons Aemilius oder Milvius, und besteht aus vier schönen, flachen Bogen, über denen sich ein moderner Haupteingang für die Wagen befindet. An dieser Brücke wurde im Jahre 312 unserer Zeitrechnung die Schlacht zwischen Konstantin dem Großen und Marentius geschlagen und entschieden, die in einer der Stanzen des Vatikans als Freskogemälde dargestellt ist. Raphael entwarf den Karton dieses höchst bedeutenden Werkes, Giulio Romano führte es nach dem Tode des Meisters genau nach dieser Zeichnung aus. Das Verdienst beider daran ist nicht zu verkennen, dennoch macht das Werk keinen besonderen Eindruck; die Menge der Figuren, das Getümmel der Schlacht verwirrt den Beschauer, und fast nur der Imperator Konstantin, und die nächste Gruppe um ihn gewähren einige Ruhe. Marentius ringt besiegt mit den Fluthen des

Waſſers, weiter zur Rechten ins Bild hinein zieht ſich Kampf und Flucht, und noch tiefer erblickt man die milviſche Brücke und darüber Fliehende und Verfolger.

Ponte molle nennen aber nach dieſer Brücke noch heute zu Tage die Künſtler in Rom gewiſſe ihrer Gelage, und von denen will ich eigentlich ſprechen. Seit dem Wiederaufleben der Bildung war Rom der Mittelpunkt der Künſte, aus allen Ländern verſammelten ſich dort ihre Jünger, ſtudierten an den herrlichen Denkmählern des Alterthums und förderten durch Verein und Zuſammenwirken ihre Beſtrebungen. Berühmte Meiſter ſahen ſich wohl von einer bedeutenden Menge von Schülern aufgeſucht, und wie ſie dieſe in den Geheimniſſen der Kunſt belehrten, ſo bildeten andererſeits die Lehrlinge ein Gefolge um ſie, das mit dem der vornehmſten Perſonen wetteifern mochte. Dabei fehlte auch Ehre und Reichthum kaum je dieſen Fürſten der Kunſt. Aber überdies waren auch noch alle Künſtler unter ſich gleichſam zu einer Republik vereinigt, deren Abſicht und Zweck das Zuſammenſtreben nach dem Preiſe der Schönheit war. Sie hatten Regeln, nach denen ſie lebten und arbeiteten, Altmeiſter, die ſie leiteten, Verſammlungen, in denen ſie ihre gemeinſchaftlichen Intereſſen beſprachen. Auch an Feſten und heitern Spielen fehlte es nicht. Ihre Gilde genoß allgemeine Achtung, und jedes Mitglied derſelben war ſtolz auf dieſe Verbindung. Fremde Künſtler, welche ankamen, mußten erſt eine Prüfung beſtehen, und Proben ihrer Tüchtigkeit ablegen, um in die edle Zunft aufgenommen zu werden. War nun ein Meiſter von bereits bekanntem Rufe angeſagt, ſo pflegte man ihm mit feſtlichem Gepränge entgegen zu ziehen, er wurde, da die

meiſten aus Norden kamen, gewöhnlich ſchon am ponte molle eingeholt, dort legten ihm die Älteſten Fragen über ſeine Kunſt vor, und begleiteten ihn nach genügender Löſung mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele in ſein Quartier nach Rom, wo bereits ein heiteres Zechgelage vorbereitet war. Man betrieb die Kunſt ernſthaft, nicht als Tändelei und Zeitvertreib, ſondern als edle Aufgabe des Lebens, glaubte aber gleichwohl naiven Scherz, Heiterkeit und feſtlichen Frohſinn davon nicht ausſchließen zu dürfen.

Jene Zeiten ſind in der Vollheit ihres Beſtrebens ihrer Sitte und ihrer Beluſtigungen vorüber, aber noch immer wird die Kunſt gepflegt und geachtet; faſt jeder Künſtler ſtudiert mindeſtens ein Mal in ſeinem Leben in Rom, und alle zuſammen bilden dort eine tüchtige edle Gemeinde. Der Wechſel der Zeiten übte auch auf dieſe Vereinigung ſeinen ändernden Einfluß, man betreibt jetzt die Kunſt ſo wie das Leben leichter, gewandter, und manche ernſte Regel der alten Meiſter ward zur ſpielenden Form. Dennoch fehlt es auch gegenwärtig unter den Künſtlern in Rom nicht am Zuſammenſtreben und einem Mittelpunkte; obwohl ſich dieſer faſt nur auf ſcherzhafte Beziehungen gründet, ſo erzielt er doch Vereinigung, und auch aus dem Scherze erwächſt gelegentlich die Frucht des Ernſtes. Die Deutſchen ſind jetzt unter den Künſtlern in Rom die zahlreichſten, bedeutendſten, bei ihrer Neigung für alte Sitten und Gebräuche der Vorfahren ging der Impuls zu deren heiterer Nachahmung auch in der That von ihnen aus. Die andern Nationen ſchloſſen ſich beifällig an ſie. So leben denn die Künſtler in Rom noch heute zu Tage in fröhlicher Gemeinſchaft, und

verſtehen auf geiſtreiche Weiſe ihre Berührungen zu erheitern. Im caffè greco am ſpaniſchen Platze, und in dem delle belle arti am Corſo trifft man täglich eine bedeutende Zahl der Kunſtjünger; hier wird ein eigenes Regiſter geführt, in das jeder neue Ankömmling Name und Wohnort einträgt. Als Speiſehaus iſt unter den deutſchen Künſtlern vorzüglich das zu den Katakomben beliebt, eine Spelunke, die allerdings kaum eleganter iſt als diejenige, in welche Göthe Fauſtinen beſtellte. Aber der Mangel äußern Aufwandes iſt vielfach durch die Würze lebhaften und fördernden Verkehrs erſetzt, und mit wahrer Freude bemerkt man, wie ernſt es den meiſten von ihnen mit der Kunſt iſt. Auch die Künſtler halten ſie nicht für eine leichtfertige Ausſchmückung eleganter Räume und Zuſtände, ſondern für einen edlen Theil unſerer Erdeſendung.

Die Künſtler in Rom erwählen für ihre fröhlichen Zuſammenkünfte einen Präſidenten und Staatsſekretäre. Der gegenwärtige Präſident der Muſen iſt der liebenswürdige Rheinik, als Dichter und Maler in gutem Angedenken. Ein heiterer Scherz iſt es, daß man ihm aufbringt, die Maler ſagten, er ſei ein Dichter, dieſe aber, er ſei ein Maler. Die Geheimſchreiber erlaſſen die Rundbriefe, womit frohe Zuſammenkünfte getagt werden, der Präſident führt ſelbſt dabei den Vorſitz und hält die Feſtreden. Künſtler, die länger in Rom waren und ſich in Ernſt und Scherz hervorgethan haben, erhalten einen durchſchlagenen Bajocco *) an einem Bande, Minderverdiente einen halben Bajocco als

*) Große päpſtliche Kupfermünze.

Orden, und heißen dann Bajocchoritter. Zu deſſen Feier ein Gelag gegeben wird, der erſcheint im Lorbeerkranze.

Zur Erinnerung an das feſtliche Einholen an der milviſchen Brücke geben noch gegenwärtig neu ankommende Künſtler ein Trinkgelag, bei welchem ſie erſt förmlich in die Geſellſchaft der Kunſtgenoſſen aufgenommen werden, und ein ſolches Gelage heißt ponte molle. Die beliebten Lokalitäten hierzu ſind die Speiſehäuſer falcone, lepre und lano. In Hufeiſenform wird im Saale gedeckt, auch die Seitengemächer ſind ausſchließend den Künſtlern vorbehalten; die Sekretäre erlaſſen ein Feſtprogramm, alle Künſtler in Rom ſind eingeladen. Es erſcheinen wohl zwei bis drei hundert von ihnen, der Feſtgeber bewirthet ſie mit gewöhnlichem Weine von Orvieto oder Velletri, und die allgemeine Freude koſtet ihm kaum mehr als zehn bis zwölf Skudi. Die Muſen ſind mäßig, und der Rauſch ihrer Begeiſterung iſt ebenſo wohlfeil als edel. Die Gefeierten ſitzen mit Kränzen und Orden dem Präſidenten zunächſt, der nun mit einer feſtlichen Tiſchrede die Verſammlung eröffnet. Er läßt ſich über die hohe Stellung der Kunſt heraus, ſpricht im Ernſt und Scherz über Bezügliches und Neues, und wechſelt zwiſchen Proſa und Verſen. Seine Anrede wendet ſich endlich insbeſonders an den Ankömmling, dem dann von ihm und dem Altmeiſter ſchalkhafte Fragen über ſeine Kunſt vorgelegt werden. Dieſer beantwortet ſie auf ſchickliche heitere Weiſe, und muß am Ende noch irgend eine Probe in ihrer Ausübung ablegen. Einem Bildhauer wird wohl eine mediceiſche Venus oder der Apollo vom Belvedere in Wachs oder Lehm zugemuthet, ein Maler müßte z. B. das Por-

trait des Mannes im Monde, ſein Ideal, oder irgend eine heimliche Situation ſkizziren. Sowohl in den Standreden, als auch in dieſen Darſtellungen iſt ein weites Feld für Laune und Scherz geöffnet, und doch verläßt kaum ein Mitglied eine ſolche Verſammlung, ohne ſich nicht auch im Ernſte gefördert zu fühlen. Endlich wird der Fremdling für tüchtig erklärt und in die Künſtlergilde aufgenommen, und das Feſt ſetzt ſich nun in eben ſo heiterer Weiſe fort, als es begonnen wurde.

Wenn einer dieſer Bündner nach vollendeten Studien Rom verläßt, ſo geben ihm ſeine Genoſſen ein ähnliches Scheidemahl, er wir dabei mit einem Lorbeerkranze geſchmückt, iſt der König des Feſtes und hält eine Abſchiedsrede, ſo wie auch auf ihn in Proſa und Verſen improviſirt wird. Man dankt ihm für ſeine gute Kameradſchaft, lobt ſeine Tüchtigkeit, und wünſcht ihm das beſte Glück in den neuen Verhältniſſen. Am Schluſſe wird wohl auch nicht vergeſſen, die Erwartung und Hoffnung auszuſprechen, ihn wieder ein Mal zu Rom im heiteren Kreiſe zu begrüßen, worauf der Scheidetrunk aus der Fontana Trevi folgt. Eine Jungfrau entdeckte einſt für durſtige Soldaten eine Quelle acht Miglien von Rom entfernt, Markus Agrippa leitete ſie zu ſeinen Thermen nahe beim Pantheon, jetzt bildet ein Theil derſelben die Fontana Trevi oder Vergine links vom Corſo unter dem Quirinal. Die Façade iſt ſchön und großartig, Nikolaus Salvi im Vereine mit mehren Künſtlern errichtete ſie unter Klemens XII. Reichliches Waſſer ſpringt aus den Spalten künſtlicher Felſen, über denen der koloſſale Ozean auf einem Muſchelwagen von Tritonen und Meerungethümen umgeben erſcheint. Zu dieſer Fontaine

wird nun der Scheidende im Feſtzuge begleitet, aus ihrem Waſſer muß er trinken, und dies wird dafür angeſehen, als müſſe er jetzt noch ein Mal nach Rom wiederkehren.

Gleich heiteren Sinnes feiern die Künſtler in Rom am erſten Mai ein Frühlingsfeſt. Sie verſammeln ſich beritten auf Eſeln, Pferden und Maulthieren zu mehren Hunderten, und reiten dann gemeinſchaftlich in abenteuerlichem Zuge nach Cervaro. Dort in den Tuffſteinhöhlen unter altem Mauerwerke, mitten in der einſamen Campagne, ſind gehörige Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen; die Räume erſcheinen mit Laubwerk und Blumen behangen, auch die Muſen ſind mit blühenden Zweigen und Kränzen geſchmückt, und Wein, Scherz und Muſik ſteigern die Freude des Feſtes. Bei ſolchen Gelagen geſchieht es wohl auch, daß die Künſtler Maskenzüge veranſtalten, und ein Theil derſelben endlich gar als Mädchen verkleidet erſcheint. Wo ſo ſchöne jugendſtarke Kräfte ſich vereint finden, kann es wohl am geiſtreichſten dithirambiſchen Aufſchwunge nicht fehlen, aber ſelbſt im Scherze und Muthwillen kann ſich das edle Beſtreben nicht verleugnen, und wo die tollſte Freude auszuarten droht, erhebt ſich eben die Kunſt, die ſie alle verbindet, zu ſchöner Begeiſterung. Man wird kaum einen Künſtler antreffen, der längere Zeit in Rom geweſen, in deſſen Zeichenmappe ſich nicht geiſtreiche Skizzen dieſer frohen ſinnigen Feſte und Ausflüge vorfänden.

Das jüngſte Gericht.

Sobald die nächſten Bedürfniſſe des Tages gedeckt ſind, ſo überfällt uns die Sorge um unſern Zuſtand jenſeits des Grabes. Es gibt wohl kaum einen Menſchen, und noch viel weniger ein Volk, das ſich dieſes Gedankens ganz entſchlagen hätte. Das Fortdauern nach dem Tode iſt aber eine unabweisliche Forderung unſeres Weſens. Selbſt der Atheiſt, wenn es je wirklich einen gegeben hat, entäußert ſich ſeines Daſeins nicht völlig an die Würmer des Grabes, ſein Staub theilt das Geſchick fortſchreitender Erdbildungen, wächſt wieder als Grashalm und Geſträuch, und ſteigert ſich endlich bis zum Antheile lebendiger Weſen. Er bekennt mindeſtens die Unſterblichkeit der Materie. — Der Glaube an eine irdiſche Seelenwanderung ſchließt ſich zunächſt hieran. — Der alte Grieche wies ſeinen Geſtorbenen ſchon ein eigenes Reich jenſeits der Gräber zu, aber ſie ſaßen und irrten noch traurig am Ufer des Kozitus, und zehrten gleichſam nur von der Erinnerung, vom Schatten ihres irdiſchen Daſeins. Der Indianer verſetzt ſeine todten Väter in weite ſchöne Jagdreviere, ſie rauchen unter rieſigen Sikomoren die Friedenspfeife, tödten ſiegreich das Gethier des Waldes, und der große Geiſt wandelt unter ihnen. Der Moslemin ſteigert

im Paradieſe ſein irdiſches Daſein zu den hellſten üppigſten Farben; dort grünen die Gärten immer, friſche Quellen ſpringen unter den Roſenlauben, und auf den ſchönſten Teppichen erwarten die Houris den Seligen.

In den mannigfaltigſten Abarten erſcheint die Anſicht über den Zuſtand nach dem Tode in den verſchiedenen Zeiten bei den verſchiedenen Völkern und Individuen fortgebildet. An der Spitze all dieſer Meinungen ſtehen die zwei folgenden. Die eine enthält das Erdeleben des Menſchen nur für einen geringen Theil ſeines Weltdaſeins, auf jener Stufe, auf der ihn hier der Tod getroffen, erwacht er dort wieder und nimmt ſein Tagwerk unter freieren günſtigeren Verhältniſſen auf. Sein Ziel iſt die Vervollkommnung, eine ſtets ſteigende Annäherung an Gott, ſeine Seligkeit das Bewußtſein ſeines Fortſchrittes. Miriaden Sterne ſcheinen zum Aufenthalte dieſer Weltwanderer angemeſſen, überall wird ihm neue Erkenntniß möglich, in jeder folgenden Wohnung beſchränkt ihn die Materie weniger. Dies Erdeleben wird als zu gering betrachtet, um an deſſen Erfolg das Schickſal einer Ewigkeit zu knüpfen, das Böſe iſt eigentlich nur Folge der Unwiſſenheit, und jeder Irrthum, ſo wie er den Schmerz der Unbefriedigung und Täuſchung in ſich trägt, endet in der Erkenntniß. Jene zweite Anſicht aber, die chriſtliche, legt dem irdiſchen Leben das Gewicht der Entſcheidung bei; man erklärt ſich ſchon hienieden im Denken und Handeln für oder gegen Gott, und wird dereinſt nach dieſem Entſchluſſe gerichtet werden. Im Sinne der Bedeutenheit dieſes Lebens werden wir auch dort aufſtehen in unſerm Fleiſche, der Himmel belohnt den Guten mit der ewigen

Seligkeit im Anſchauen Gottes und mit der Freude des Wiederſehens, aber auch die Hölle hat nie endende Strafen, und zwiſchen beiden liegt die müheſelige Straße des Fegefeuers.

In der chriſtlichen Mithe ſpielt vorzüglich die Dichtung des jüngſten Gerichts eine wichtige Rolle; es konnte daher nicht fehlen, daß insbeſonders in den mittelalterigen Zeiten des Religionseifers Philoſophen, Dichter und Künſtler dieſen Gegenſtand in den Kreis ihres vielfachen Nachdenkens und ihrer Darſtellungen zogen. Man findet wohl kein religiöſes Buch jener Zeiten, das nicht auch darüber ſeine Meinung abgäbe; die Dichtkunſt hat dieſen Gegenſtand auf das herrlichſte in der göttlichen Komödie gefeiert, und auch die malende und bildende Kunſt hinterließ ihn in reichen Denkmahlen verſchiedener Auffaſſung und Werthes.

In Italien findet man kaum eine Stadt ohne eine ſolche Darſtellung des jüngſten Gerichtes. Eine der bedeutendſten in Bildhauerarbeit befindet ſich an der Fronte des Doms zu Orvieto; ſie läuft in Basreliefs am unteren Theile derſelben im Höhedurchmeſſer von ungefähr 20 Schuhen hin, und iſt ein Werk des Nicolò da Piſa. Die Kompoſition und Ausführung iſt herrlich, und erweckt um ſo mehr Bewunderung, wenn man die frühe Zeit der Entſtehung erwägt; vielfache, wohlgeordnete Gruppen reihen ſich neben und über einander, und ſtellen nebſt dem letzten Gerichte, Auferſtehung, Hölle und Himmel in ſinnigen Geſichten dar. Die Anzahl der einzelnen Figuren iſt außerordentlich groß, das Geſchick der geiſtreichen Vertheilung, der Fleiß in der Ausführung Erſtaunen erregend, und einzelne Gruppen und Geſtalten bis zu wahrer Schönheit durchgebildet. Als naives Gegen-

ſtück dieſer höchſt bedeutenden Bildwerke erſcheinen einzelne Hochbildgruppen an der Fronte des Domes zu Ferrara. Sie wurden laut daranſtehender Inſchrift im Jahre 1135 vollendet, und auch dieſe Basreliefs ſchreibt man in alten Urkunden einem Meiſter Nicolò zu; ſollten ſie von dem von Piſa herrühren, ſo müßten ſie wenigſtens 100 Jahre nach der Façade entſtanden ſein, aber ſie ſcheinen ihrem Stile nach einem ältern zugeſchrieben werden zu müſſen. Der große Gegenſtand iſt hier nur in einigen ſparſamen unbeholfenen Gruppen angedeutet: über dem Hauptthore öffnen ſich ein paar Särge und ihre Todten ſteigen mühſam hervor, darüber hält Gott Vater im Himmel ein Dutzend Leute mit Kronen in der Schürzenfalte ſeines Mantels, das iſt die ganze Glückſeligkeit, und in der Tiefe ſchürt ein rieſiger Teufel das hölliſche Feuer unter gemeinem Bettelvolke. Die Phantaſie, die ſo Dürftiges erdacht hat, kann nach meiner Meinung unmöglich die des Pisano geweſen ſein.

Die größte mir bekannte Vorſtellung des jüngſten Gerichtes in Öhlfarben iſt die des Jacopo Palma giovine im Dogenpalaſte zu Venedig. Ich erinnere mich nicht, das Jahr dieſes Bildes irgendwo angezeigt gefunden zu haben, doch muß es ganz am Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts entſtanden ſein. Es enthält einzelne Schönheiten, erſcheint jedoch durch den bedeutenden Raum, den es einnimmt, und durch die Menge der daran vorgeſtellten Geſtalten nicht groß, ſondern nur lang und breit, und macht keinen bedeutenden Eindruck. Wir fühlen dabei, daß die Größe eines Kunſtwerkes nicht in den Dimenſionen liegt. Chriſtus ſitzt in der Mitte ziemlich gleichgiltigen Ausdrucks auf einem Wolkenthrone von Engeln

umgeben, links darunter hängt ein mit dem Kopfe unnatürlich abwärts ſchwebender Engel, der die Poſaune bläſt; ähnliche falſche Stürze und Verkürzungen wiederholen ſich mehre Male im Bilde. Das Paradies bedeckt die beiden obern Seiten des Gemäldes, ſo wie auch den unteren Raum links vom Beſchauer; das rechte Untertheil ſtellt die Hölle dar. Die Geſtalten ſind unbedeutend, in großen Maſſen an einander gedrängt, und nur gewaltſame Bewegungen ſollten hier und dort das Einförmige der Kompoſition unterbrechen. Ins Paradies, mit dem der Maler begann, verſetzte er auch ſeine Geliebte, ein breites unſchönes Weib; da ſie ihm aber mittlerweile treulos geworden war, ſo finden wir ſie auch in der Hölle wieder, jetzt aber in der Entbehrung erſchien ſie ſeiner Sehnſucht unſtreitig ſchöner als vorher. Etwas weiter nach oben dürfte ſie das dritte Mal angebracht ſein, ein Engel ermahnt und tröſtet ſie nun, ſie erhörte den Maler wahrſcheinlich wieder, und mit Hilfe der Meditation und des Fegefeuers bahnt er ihr das zweite Mal den Weg zum Paradieſe.

Die Wände einer Kapelle des Doms zu Orvieto ſind mit der Darſtellung desſelben Gegenſtandes bedeckt. Lukas Signorelli malte ſie am Ende des 15. Jahrhunderts. Auferſtehung, Hölle und Himmel reihen ſich in etwas verwirrter Weiſe an einander, und dazwiſchen ſteht die phantaſtiſch erſonnene Predigt des Antechriſts. Die Sünder werden von zahlreichen Blitzen getroffen, drei ſchöne geharniſchte Engel ſchweben mit Schwertern darüber, auch die Barke Charons iſt dargeſtellt, und ſämmtliche Götter der alten Mythe finden ſich in kläglicher Lage in der Hölle. Die Kom-

poſition des Ganzen iſt tüchtig, bedeutungsvoll, die Ausführung großartig, und im Einzelnen ſogar ſchön.

Die Kapelle Strozzi zu S. Maria Novella in Florenz ſchmückten Andreas und Bernhard Orcagna mit Fresken desſelben Inhaltes. Sie dürften aus dem Jahre 1357 herrühren. Der erſtere der beiden Meiſter ſtellte an der Fenſterwand das letzte Gericht, an der dem Beſchauer links ſtehenden das Paradies, und ſein Bruder an der rechtſeitigen die Hölle dar. Dieſe Gemälde des Andreas ſind von großartiger, faſt architektoniſcher Anordnung und Durchführung, die ſich in den Geſtalten der Seligen und muſizirenden Engel bis zu heiterer Klarheit erhebt. Die Hölle des Bernhard Orcagna iſt nach Dantes Eintheilung derſelben angeordnet, und ihre Darſtellung roh und unkünſtleriſch.

Andreas Orcagna malte auch im Campo Santo zu Piſa das Weltgericht in einem großartigen Bilde voll mannigfaltig geiſtreicher Motive. Chriſtus erſcheint als zürnender Richter, Maria als die Trägerin himmliſcher Milde. Das Bild iſt reich ausgeſtattet mit großen Gedanken, wie ſehr muß es aber erſt die Zeitgenoſſen ergriffen haben, da ſich unter den Seligen und Verdammten viele Portraits damals berühmter und bekannter Perſonen befinden.

Ich wende mich jetzt mit Übergehung vieler anderer Darſtellungen derſelben Aufgabe zum Weltgerichte des Michelangelo Buonarotti, und zu dem des Fra Beato Giovanni Angelico da Fieſole. So wie beide das Vorzüglichſte über dieſen Gegenſtand malten, ſo ſind ſie darin zugleich die Repräſentanten der verſchiedenſten Richtungen.

Michelangelo Buonarotti begann ſein Weltgericht

im ſechzigſten Jahre ſeines Alters, es ſchmückt durch eine Höhe von ſechzig Fuß die Hinterwand der ſixtiniſchen Kapelle im Vatikan, und ſieben Jahre ſeines Lebens waren zur Vollendung nöthig. Wer dies jüngſte Gericht malte, ſo wie wer die göttliche Komödie ſchrieb, weiß Alles, was ein Menſch zu wiſſen braucht, und was dieſe beiden nicht wiſſen, iſt vergänglicher Tand, beide haben viele Vergleichspunkte und umſchließen den Weltkreis. Es iſt die großartigſte erhabenſte Darſtellung dieſes Gegenſtandes. Chriſtus, der die Mitte des Gemäldes bildet, iſt hier in ſeinem Amte als Richter, als Rächer aufgefaßt; die ewige Gnade, die Barmherzigkeit iſt in Maria dargeſtellt, die an ſeiner Seite gleichſam zaghaft und abwehrend ſich bewegt; er aber erhebt die Rechte voll verdammenden zerſchmetternden Zornes. In der Tiefe des Bildes rechts von ihm iſt die Auferſtehung und das Aufſchweben der Gerechten, zu ſeiner Linken ſieht man die Verdammten. Um ihn reihen ſich Chöre von Engeln, und die Schaaren der Seligen und Märterer. Rechts ober ihm trägt eine Gruppe Engel die Werkzeuge ſeiner Paſſion; die Darſtellung der gegenüberſtehenden Oberwand des Bildes iſt undeutlicher. Eine Säule hängt in ſchwebender Stellung, mehre Geſtalten verſchiedenen Ausdrucks und Bewegung ſind darum beſchäftiget; die oberen gleichen Engeln, die am Untertheile Vertheilten ſind nackt, und erſcheinen gigantenhaft. Es wird nicht klar, ob und welche von ihnen mit Aufrichtung oder mit dem Umſtürzen der Säule beſchäftigt ſind. Ähnliche Darſtellungen ſind in andern Bildern auf die chriſtliche Kirche zu deuten, als deren Simbol eben eine Säule beliebt wurde; Michelangelo aber ſcheint damit vielleicht, im Gegenſatze zur

liegenden, ewigen Richtung des Kreuzes, die irdiſche Pracht und Größe angedeutet zu haben, die am Tage des Gerichtes für immer umſtürzen wird, ob auch die Mächtigen der Erde all ihr Bemühen an deren Erhebung ſetzen werden. Bewegtes Leben und große Gedanken liegen in allen Gruppen des Gemäldes, da iſt kein Ermatten des Genies, keine Wiederholung zu verſpüren. Nichts iſt angebracht nur um den Raum auszufüllen, in jeder Geſtalt liegt eine neue unſterbliche Idee. Langſam und müde rauſchen die Todten aus den Gräbern, ihre Schädel ſind noch ſchwer vom bangen Schlafe; die Verdammten ſtürmen wild und verzweifelt den Himmel und werden im wüſten Sturze niedergeſchmettert, und ſelbſt die Seligen und Gerechten ſchaudern zurück vor der Strenge und Pracht des Gerichtes. Nahe bei Chriſtus ſitzt Bartholomäus, der weiſe Maler umkleidete ihn mit der Schönheit eines Seligen, aber ſeine Haut, ein Meiſterſtück anatomiſcher und verkürzender Malerkunſt, hängt gleichſam als Simbol an der Seite der Verdammten in die Hölle hinunter. Dahin gehört die irdiſche Richtung ſelbſt des Gerechteſten. Nahe an der Hölle erſcheint ein Kardinal in ungewiß ſchwebender Stellung, es bleibt nicht entſchieden, ob er zu den Seligen auffahre, oder ob er in ihren Rachen hinabſinke. Papſt Paul III. wollte ihn daraus befreit wiſſen; Buonarotti wies es zurück: führe er nicht in die Hölle, ſo ſei die Rettung überflüſſig, käme er aber in der That dahin, ſo ſei ſie, wie der Papſt wohl wiſſe, unmöglich. Übrigens fehlt es in ihren Kreiſen nicht an Kronen und an allen Abzeichen irdiſcher Größe. Man kann ſtundenlang vor dieſem Bilde verweilen, und entdeckt immer neue erhabene An-

deutungen über den Weltgang; ja der Ernſt, die feierliche Wahrheit desſelben iſt ſo überwältigend, daß man ſich nach tieferem Bedenken dem Bereiche der Kunſt entrückt fühlt, und wie von einer wunderbaren Viſion ergriffen wird. Aus jenen Gräbern erheben ſich auch unſere vorangegangenen Geliebten, die Poſaune ſchmettert ins Ohr, — ſind wir ſchon ſelbſt geſtorben? Was iſt es denn mit dem unheiligen Streben unſerer Gelüſte und Leidenſchaften? Die Bücher des Lebens ſind geöffnet, die ewige Wage klingt, — werden ſie ſtichhalten an jenem großen Tage des Gerichtes? waren ſie werth, unſer irdiſches Leben auszufüllen, und zu erſchöpfen?

In völlig verſchiedener Weiſe darſtellte Santo Toſini, in ſeinem Orden Fra Giovanni, und wegen ſeiner Frömmigkeit Beato Angelico genannt, das letzte Gericht. Er war im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Dominikanermönch zuerſt zu Fieſole, dann zu St. Marco in Florenz. Von ſeiner Lebensgeſchichte iſt uns ſonſt nur wenig bekannt, aber aus ſeinen Bildern erſehen wir, daß er frühe und ſchuldlos in das Kloſterleben eingetreten iſt, daß ſich ſeinem Herzen die Sünde nie genaht hat. So wie er malt kein Schuldiger; ſeine Bilder ſind Träume aus dem Paradieſe, ſeine Maria eine Gebenedeite, und ſeine Propheten und Apoſtel Kinderengel mit Bärten. Die ſüßeſte Ruhe des Gemüthes, Reinheit des Herzens, Seligkeit auf Erden liegt in ſeinen Bildern; er kannte vom Leben nur die Straße, die zum Himmel führt, und verkehrte in ſeinen innern Anſchauungen mit Engeln. Seine Bilder paſſen ganz zu jenen ſtillen freundlichen Kloſterhöfen, deren wir ſo manche in Italien finden; ein luftiges Viereck iſt mit Blumen bewach-

ſen, in der Mitte ſpringt ein friſcher Brunnen, heitere Hallengänge mit byzantiniſchen Säulenbogen und ſinnigem architektoniſchen Bildwerke umſchließen es. Dahinter ſteigen die Mauern der Kirche, des Kloſters empor, und abwehren von dieſen heitern Räumen jeden Ton des wüſten unfrommen Weltlebens. Fra Giovanni Angelico da Fieſole malte nie um Geld, er ging nie ohne Gebet an die Arbeit, und vergoß dabei häufig Thränen, wenn er die Paſſionsgeſchichte Chriſti oder ſonſt eines Heiligen malte. An ſeinen Bildern wollte er nicht nachbeſſern, denn er hielt ſie für Gnadengeſchenke des Himmels. Er begann ſeine Kunſtübung mit Miniaturbildern auf Pergament, malte dann Staffeleiſtücke, und endlich auch Fresken. Alle ſeine Bilder tragen eine wunderbare Süßigkeit, ſeine Farben ſind hell, wie ein Frühlingsgarten, Goldhintergründe deuten noch nachdrücklicher auf die Glorie der ewigen Welt.

Das jüngſte Gericht malte Fra Beato Angelico mehrmals, ich hebe insbeſonders drei ſeiner Darſtellungen desſelben heraus; die eine und größte befand ſich in der Gallerie Feſch zu Rom, die kleinſte bei einem Kunſthändler in Florenz, und die dritte ſchmückt eben daſelbſt die Akademie der bildenden Künſte. Durch alle drei Bilder läuft die Harmonie, der ſanfte Liebreiz ſeines Stils; das Weltgericht der Gallerie Feſch iſt auf Goldgrund gemalt, bei allen dreien, insbeſonders bei dieſem letztern, ſind die Köpfe miniaturhaft ausgeführet. Man kann zu dem Werke des Michelangelo kaum einen größern Kontraſt erdenken; ſtatt der freien heftig bewegten Gruppen dieſes Meiſters erſcheinen bei Fieſole ſtill geſchloſſene Kreiſe, ſein Chriſtus iſt kein Beſtrafer und

Rächer, ſondern der Seligſte der Seligen, und das Richteramt nur eine beiläufige Nebenaktion. Fra Angelico hatte keine Phantaſie für's Böſe, ſeine Hölle erſcheint unzulänglich und bedürftig, und die Fratzengeſtalten unſerer Ammenmährchen mußten ihm zu Hilfe kommen. Da zeigt ſich denn der Teufel als ein großer gehörnter Popanz mit Krallen und Feuereiſen, der wie ein Kaminfeger die Verdammten in den glühenden Ofen ſchürt, ſiedet und röſtet oder ohne weiters mit Haut und Haar kannibalenhaft verſchluckt. Die Böſen gebärden ſich unkräftig und kindiſch, Fra Angelico kannte ihre Laſter nur dem Namen nach aus heiligen Büchern, und verſuchte ſeiner Unzulänglichkeit dadurch nachzuhelfen, daß er ſie ohne weiters über einzelne Gruppen hinſchrieb. Wir finden daher Dieſe als Wollüſtlinge, Jene als Geizige, noch Andere als Verleumder bezeichnet, müſſen aber des Meiſters briefliche Verſicherung auf Treue und Glauben hinnehmen, denn alle dieſe Sünder erſcheinen übrigens nur als zaghafte arme Teufel, die in das Laſter wie haſenfüßige Rekruten in den Pulverdampf getrieben werden.

Voll ſüßer Anmuth, heiterſter Seligkeit ſind dagegen Fieſoles beigefügte Darſtellungen des Paradieſes, da iſt er unerſchöpflich in verklärten begeiſterten Gebärden, in Erfindungen unendlichen Liebreizes. Die Chöre der Engel ſind das Holdeſte, das man ſich denken kann, wunderſchöne Kinderköpfe lächeln unter ihnen, die Scharen der Erzväter und Heiligen leuchten gleichſam in ſanfter Würde und himmliſcher Wonne. Ihr Ohr ſcheint der Harmonie der Sphären zu lauſchen, ihr Auge trunken zu ſein vom milden Glanze des unendlich Gütigen. Glorien und Goldornamente

machen dieſe Gruppen noch feierlicher, ſie tragen wohl auch Kronen von Blumen oder Ölzweige und Lilien in den Händen. Im Weltgerichte der Akademie zu Florenz erſcheint links im Vordergrunde hohes Blumengras unter Palmen, Engel ordnen mit Seligen einen Reigentanz darüber und ſchweben voll himmliſchen Friedens durch einen Lilienwald. Weiter im Hintergrunde ſtehen die lichtſtrahlenden Pforten des Paradieſes, zwei ſeines Ordens in langen weißen Talaren ſchreiten die erſten hinein. Alles athmet Unſchuld und Frieden. Seine Heiligen ſind nicht vielgeprüfte Sieger, die manchmal doch auch unterlegen, ſondern ſchuldloſe Herzen, an deren Reinheit ſich der Verucher nicht einmal gewagt hatte. Seine Engel erfreuen ſich an dem himmliſchen Reigen, an Blumen, an Muſik und Kinderſpielen, und ſeine Madonna iſt der Höhepunkt aller Unſchuld, Milde und Seligkeit.

Villa Wills.

Keine Stadt der Welt beſitzt in ihrer Umgebung Villen von ſolcher Pracht und Abwechslung als Rom. Faſt jede derſelben trägt einen eigenthümlichen Charakter, und ſtellt in ihrer Art das Vollkommenſte dar, das man ſich wünſchen kann. Die Villa Albani iſt ein herrlicher Muſenſitz unter joniſchen Säulen in entzückender Ausſicht; das Nimpheum und die Waſſerkünſte der Villa Pamfilli ſind eben ſo einzig, als ihre Lage und Pinienwälder; die Farneſina ſchuf Raphael zur Götterwohnung; die Teichanlagen, die Lorbeeralleen und Kunſtſchätze der Villa Borgheſe laſſen wieder keine Nebenbuhlerſchaft zu. So könnte ich noch eine lange Reihe ähnlicher Landhäuſer anführen, aber ich will mich heute auf die Villa des Engländers Wills beſchränken. Sie gehörte vorher der Familie Spada, Mr. Wills kaufte ſie vor mehren Jahren um den mäßigen Preis von etwas über 20,000 Kolonnati, und die gegenwärtigen reizenden Anlagen ſind ſeine Schöpfung. Die Lage derſelben begünſtigte ihn allerdings, aber es gehörte ein gebildeter ausgezeichneter Geſchmack dazu, um ſie in dieſer Weiſe zu benützen. Die Villa liegt auf der Höhe des Palatins, mitten unter den frühſten und unter den größten Erinnerungen Roms.

Hier wohnte einſt Romulus; Cicero, Catilina und Craſſus folgten, der Palaſt des Auguſtus ſtand hier, Neros goldenes Haus, mit 3000 Säulen geſchmückt, dehnte ſich auch über dieſe Stelle. Unter der Villa liegt der Circus Maximus, der Hippodrom iſt noch jetzt erkennbar, näher ſteht ein runder mittelalterlicher Thurm, in dem man irriger Weiſe Seneca im Bade umgekommen ſein läßt. Aber über alle dieſe herrlichen Ruinen erhebt ſich die Villa Mills; ein antiker Aufbau und darüber eine Reihe alten Mauerwerks bilden die Balluſtrade, über die großartigen Trümmer hinaus dehnt ſich die bezaubernd̃ſte Ausſicht von der Welt, die römiſche Campagne bis an die Albanergebirge und ans Meer entrollt ſich, und im Rahmen zerfallener Bogen, mit Epheu umrankt, liegen reizende Rundgemälde. Mehre Trümmer der Villa ſollen zu den Bädern der Livia gehören, drei Säle des Auguſtus liegen jetzt unterirdiſch; die Mitte ihrer rundgewölbten Kuppel iſt durchbrochen, und rieſige Epheuſchleier hängen leiſe ſchwankend in die kühle Tiefe hinunter. Aber die Ruinen der Cäſarenpaläſte überblühen unzählige hohe Roſenlauben, Roſengänge verbinden ſie, Roſenbäume und Gebüſche leuchten und duften, wo man hinſieht. Dieſer Kontraſt iſt von reizendſter Wirkung, die klaſſiſche Erinnerung und das helle Leben der Gegenwart ſchließen gleichſam den Kreis des Weltgangs vor dem Beſchauer. Zwiſchen den Trümmern und Roſenanlagen breitet ſich üppiges Blumengrün, von Cypreſſen, Aloen und Palmen unterbrochen. In dieſen lichtgrünen Matten ſind noch überdies runde Hügelbeete angelegt, deren jedes von niedrigen Blumen einer Gattung überblüht iſt. Vergißmein-

nichte, Amaranthen, Reſeden wechſeln ab, und dieſe Farbengegenſätze entzücken das Auge, während berauſchende Düfte die Luft durchwehen. Im einfachen Hauſe der Villa ſind mythologiſche Geſchichten von Raphael dargeſtellt, jedoch wie der Beſitzer in liberaler Weiſe den Garten der Villa jeden Freitag dem Publikum öffnet, ſo geſtattet er den Zutritt zu dieſen Fresken nur ungerne. Sie ſind übrigens ſtark beſchädigt und reſtaurirt. Dieſer Garten aber dürfte leicht die reizendſte Stelle in Rom ſein; was der Frühling an Duft und Blüthen aufbiethen kann, iſt hier verſchwendet, der Sonnenſtrahl erhöht den wunderbaren Eindruck der Campagne, Lüfte und Wolken ſind anders als bei uns im Norden, alle Tinten heiß und glühend, und die Trümmer, die uns umgeben, gehören zu Roms Kaiſerpaläſten. Da begreift man, daß Taſſo, um die Gärten Armidas zu ſchildern, in Italien gelebt haben mußte, das Auge ſchweift trunken von Schönheit zu Schönheit, und wenn nun der Abend ſeine rötheren Strahlen ausgießt, da erſcheint der Palatin erſt im Kaiſerpurpur ſeiner vollen Hoheit.

Berenice.

Berenice, die Bringerin des Sieges, ist ein in der Geschichte des weiblichen Geschlechtes berühmter Name. Es scheint ihn fast stets ein besonderer Zauber zu begleiten, und die ihn trägt, ist mit außerordentlicher Schönheit begabt, aber auch einem besondern romantischen Loose vorbehalten. Selbst die Weltgeschichte erwähnt einiger Damen dieses Namens. Berenice hieß die schöne geliebte Gemahlin Mithridates, des Königs in Pontus; der Römer Lucullus besiegte ihn, und damit sie nicht in dessen Hände falle, ließ er sie ermorden (71 Jahre v. Ch.). Eine andere Berenice war die Tochter Agrippas und Gemahlin ihres Onkels Herodes; sie war schön und ausschweifend, und Vespasian und Titus schmachteten vor ihren Reizen. Als Gattinnen der Ptolemäer kommen mehre Berenice vor. Der ersten davon erwähnt Pausanias im sechsten Kapitel des ersten Buches seiner Periegesis. Sie kam mit Euridice, der Tochter des Antipater und Braut des Ptolemäus Soter an dessen Hof; der König entbrannte wegen ihrer Schönheit in Liebe zu ihr, und berief endlich nicht ein Kind seiner rechtmäßigen Gemahlin, sondern Ptolemäus Philadelphus, den Sohn dieser Berenice, zu seinem Nachfolger. Eine andere

Berenice war die Gemahlin Ptolemäus Evergetes, der 221 Jahr vor Chr. ſtarb. Sie war außerordentlich ſchön und liebte ihren Gemahl mit ſeltener Zärtlichkeit. Als dieſer in den Krieg nach Sirien zog, that ſie das Gelübde ihr ſchönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies ward ihr gewährt, und ſie ſchnitt ihre Locken ab, und opferte ſie im Tempel der Venus. Aber bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Aſtronom Konon aus Samos erklärte, die Götter hätten es, gerührt durch Berenices Schönheit und Treue, unter die Geſtirne verſetzt. Das Sternbild nahe am Schweife des Löwen, aus ſieben Sternen beſtehend, heißt noch heute zu Tage das Haupthaar der Berenice.

Egypten hatte unter den Ptolemäern die ſchönſten Königinnen der Welt, Kleopatra, die zwei Arſinoe, beide Berenice waren Frauen von hoher Schönheit. Der Kopf der Berenice, der zugleich mit dem ihres Gemahls Ptolemäus Soter oder auch allein deſſen Münzen ſchmückt, iſt voll idealer Schönheit.

Aber ſchön über jeden Begriff iſt eine Büſte aus Baſalt in der Villa Albani, die gegenwärtig von den Kunſtkennern und Alterthumsforſchern mit dem Namen Berenice bezeichnet wird; ſie müßte die Gemahlin des Evergetes ſein, da ſie mit dem Bildnißkopfe auf den Münzen des Soter keine Ähnlichkeit hat. Dieſe Büſte war vorher unter dem Namen einer Kleopatra bekannt, Winkelmann ſpricht von ihr, als von einem idealen weiblichen Kopfe. Da ſie in Baſalt gearbeitet iſt, zählte man ſie von jeher unter die in Egypten entſtandenen Werke, und die edle, hinreißende Schönheit in

den Zügen, die hohe Vollkommenheit in der Bearbeitung des ſtahlharten Steines ſcheinen in der That auf die Periode hinzuweiſen, da nach Alexander die Kunſt aus dem zerrütteten Griechenland floh, und am Hofe der edlen Ptolemäer eine neue Freiſtätte auffand. Der Bildhauer, der ſie verfertigte, iſt unbekannt. Der Kopf iſt in grünlichem Baſalt gearbeitet, und auf eine antike, doch nicht dazu gehörige Bruſt von Porphir aufgeſetzt. Meines Dafürhaltens iſt dieſer Kopf der ſchönſte weibliche, den wir in Stein beſitzen; Niobe und ihre Töchter erſcheinen noch zu ſtreng, zu hart in in ihren Geſichtszügen; die mediceiſche Venus beſticht durch die Vollendung ihrer Gliedmaßen, ihr Antlitz allein betrachtet, obwohl voll Liebreiz, trägt eine gewiſſe Bedürftigkeit zur Schau; die ſchöne Fauſtina der römiſchen Kunſtperiode iſt ſchon merklich manierirt. Alle modernen Köpfe zeigen aber zu offenbar, daß die Künſtler entweder nur zu portraitiren verſtanden, oder, wo ſie idealiſiren wollten, nicht der eingebornen Idee der Schönheit, einer eigenthümlichen Selbſtbegeiſterung folgten, ſondern irgend einen Schultipus, z. B. was man griechiſches Profil nennt, vor ſich hatten, und darnach, ſo gut es gehen mochte, modellirten. Die fixe Idee des ſogenannten griechiſchen Profils, ſo ſchön es iſt, wo es organiſch im Kunſtwerke hervortritt, hat Canovas Kunſt um die Apotheoſe gebracht. Man betrachte dagegen das Profil dieſer Berenice, es iſt das griechiſche in ſeiner edelſten Reinheit, nicht eingelernt und angemeiſelt, ſondern nothwendig, untrennbar. Wie ſüß ſchwebt die ſanft ausgeſenkte Linie dieſes jugendlichen Kopfes über Stirne und Naſe herunter, wie zärtlich iſt der Umriß dieſes

Geſichtes, welcher Liebreiz liegt auf dieſen zarten makelloſen Wangen. Die leiſe geöffneten Lippen ſchmachten nach Liebe und das ſanft gerundete Kinn vollendet das herrliche Oval des Geſichtes. Die Haare ſind am Wirbel des Kopfes zu einem Knoten verbunden, aber bis dahin nicht nach der unſchönen Weiſe heutiger Mode geſpannt, ſondern loſe zurückgedrängt, und bilden ſo den lieblichſten Umriß des Kopfes. Sie ſind ſchlicht ohne Locken und in leicht eingeriſſener Weiſe mit Vermeidung alles Manierirten, Störenden ausgeführt, ſie erſcheinen werth unter den Sternen zu ſtehen. Der Anblick dieſes Kopfes iſt hinreißend und ſehnſuchterregend, er wiegt ein Muſeum auf, und man kann ſich gewiß nur ſchwer davon trennen. Vor dieſer Büſte fühlt man es, daß die echte Schönheit kummer- und ſchmerzſtillend iſt, wer dieſe Berenice ſieht, dem fließt, wie Homer ſich ausdrückt, an dieſem Tage keine Thräne mehr über die Wangen. Ich hielt lange bei ihr an, und im Drange ſolcher Schönheit zu huldigen, drückte ich, bevor ich ſchied, einen Kuß auf ihre Lippen, — endlich ein Mal wieder nach Jahren ein Kuß — auf Baſalt.

Das Thal der Egeria.

Egeria! sweet creation of some heart,
Which found no mortal resting-place so fair
As thine ideal breast . . . .

Jedem, der ſich mit der Geſchichte des alten Roms auch nur oberflächlich beſchäftigt hat, iſt Numa Pompilius, Roms zweiter König, erinnerlich. Alles, was wir über ihn leſen, entwirft das Bild eines edlen Menſchen, eines milden Königs, eines weiſen Geſetzgebers. Er gab den tapfern rohen Kriegern des Romulus Geſetze und Religion, erſt durch die Schranken der Sitte gewannen Roms Mauern Dauer und Haltbarkeit, und mit den Göttern zugleich zogen Wohlſtand und Freude in ihre Thore. An ſeinen Namen aber iſt der der Nimphe Egeria untrennbar gebunden, ſie war ſeine Freundin und Rathgeberin, und wie ſie das Glück ſeines Herzens gründete, ſo verrieth ihm ihr Mund auch für Rom unſterbliche Weisheit. Erſchöpft von den Mühen und Sorgen der Regierung flüchtete ſich Numa in das heimliche Thal ſeiner Geliebten, in kühler Grotte unterm Rauſchen des heiligen Waſſers erſchien ſie ihm; für ihn legte ſie den Schleier ihrer Gottheit ab, und das liebende Weib ſank in die Arme des ſeligen Geliebten; aber zwiſchen ih-

ren Küſſen floſſen Worte ſanfter Weisheit, milder Humanität von ihren Lippen, und aus dieſen Umarmungen kehrte Roms König nicht nur beſeligt, ſondern auch edler auf ſeinen Thron zurück. Draußen aber ſaß ſie nun, während ihr Geliebter in Rom regierte, einſam und ſinnend im Felſenhauſe, in ſeliger Schönheit lehnte ſie über der Urne, und ſchaute dem kriſtallnen Waſſer nach, und ſehnſüchtig harrte ihr Herz auf die Stunde, wenn der Sterbliche ſie wieder mit ſeiner Liebe vergötterte. Numa ſtarb, und der Olimp trug keine Freude mehr für ſie; wohl goß ſie noch ihre Quelle aus, aber die Opfer der Hirten ſo wie der Triumphatoren konnten ihr nie mehr eine Stunde der Liebe erſetzen. Thränen trübten ihre Waſſer, langſamer, träger ſchlich der Quell, Egeria hat nicht wieder geliebt.

Die neuen Römer, ſo wie die Gelehrten ſind über das Thal der Egeria im Zwieſpalte, Viele verſetzen es mit Ovid nach Ariccia, Andere in den Umkreis der gegenwärtigen Mauern Roms an den Monte Celio; wer aber der Inſpiration eines deutſchen Dichters trauen will, der folge der dritten Meinung, und ſuche es vor der porta capena im valle della Caffarella.

Durch dieſes Thor, jetzt S. Sebastiano genannt, führt die berühmte appiſche Straße, man kommt alſobald in einen der intereſſanteſten Theile der Campagne, und Grabmähler, Tempel und andere Ruinen ſprechen von der Vergangenheit. Ein Tempel des lachenden Gottes ſteht ziemlich verbaut und röthlich an der Seite, zweiräderige Wagen mit Büffeln beſpannt begegnen uns, und die Aquäducte laufen in langen Linien durch die Campagne. Vor dem

Grabmahle der Cäcilia Metella biegt man links ein und gelangt dann alſobald zu einem Tempel des Bachus, von dem noch vier kannelirte korinthiſche Säulen und mehre ſehr ſchöne Verzierungen erhalten ſind. Die offenen Seiten dieſes Tempels ſind nun vermauert, und ein Eremit wohnt im heiteren Götterſitze. Unfern davon über einer unbedeutenden Wieſenſenkung liegt der heilige Hain der Kamönen, ein kleines rundes Boskett auf erhabener Stelle mitten in der Campagne. Seine Bäume ſind immergrüne Eichen und Lorbeern, im Graſe rings herum zirpen Grillen, und vom rundgeböſchten bewachſenen Hügel genießt man eine ſchöne freundliche Ausſicht über die Landſchaft.

Tiefer unten liegt ein ſtiller Grund zwiſchen geringen Anhöhen, dort ungefähr drei Miglien von Rom iſt das Thal der Egeria. An einem Frühlingsabende erſchien mir die ſanfte trauernde Nimphe in ihrem Heiligthume. Der Tag war bewölkt geweſen, noch lag ein grauer ſchwebender Schleier über dem Himmel, nur im Weſten glühten lange heiße Feuerſtreifen. Melancholiſch ſtille Grasplätze breiten ſich aus, rings erſcheinen die ruhigen, ſchwermüthigen, ſanften Hügelzüge der Campagne und jedes Herz gedenkt da gern der Vergangenheit und einer Liebe, die es einſt beglückte, und die nicht mehr iſt. Helle Freude und lauter Schmerz ſind dieſer Stätte gleich fremd, aber zur Wehmuth ladet ſie ein, zu heimlicher Betrachtung und Rückleben. Ein verfallenes Nimphäum lehnt ſich an die Anhöhe, darin entſpringt eine Quelle, das Waſſer der Egeria. Es iſt jetzt lau und ungeſchmack, kein frohes Plätſchern wiederhallt von den Wänden, langſam und leiſe rieſelt es nieder, wie Thränen fallen.

Nicht weit vor dem Grottenwerke verliert es ſich im Graswuchſe und verſumpft die Gegend. Ulmen und Weidenbäume ſtehen dabei, ein ſtiller Moorgrund breitet ſich aus, und wilde Pferde weiden unfern. Die Grotte der Egeria iſt verfallen, ihr Waſſer getrübt, Fledermäuſe umflattern ſie, keine Libation, kein Blumenopfer wird ihr mehr, ach ihr Geliebter ſtarb ja ſchon vor mehr als 2500 Jahren. Wer aber hatte nicht ein Mal im Leben auch ſeine Egeria, eine ſanfte Freundin, eine Geliebte, deren edle Liebe ihn über alles Irdiſche erhob, die durch ihre Worte ſein Herz beſeligte, deren ſtiller Anblick ihm ein Geheimniß des Friedens, der Harmonie des Weltalls war? Er mag ſie im Zuge der Zeit hinter ſich gelaſſen haben, ſie kann ſogar ſeiner Erinnerung faſt entſchwunden ſein, denn das Herz des Menſchen iſt gewandt im Scheiden und in der Untreue; aber es gibt Stunden, wo er aus dem Gedränge, aus dem Schmerze oder der Langweile, ja wo er aus der Freude der Gegenwart zu ihrem Gedächtniſſe zurückflüchtet, und ſich geſtehen muß, daß er edler, daß er glücklicher geworden wäre, wenn er das ſanfte Weſen nie verlaſſen hätte.

Als ich eben die lange Anhöhe zurückſtieg, kam ein trüber, melancholiſcher Abendregen, das einſame Thal ward noch elegiſcher, die Aquädukte erſchienen hinter Regenſchleiern. Aber die Nimphe ſaß im Abendgrauen hinter mir bei ihrer Urne, ſchön war ihr Antlitz und traurig beugte ſie ſich über die Quelle, wie eine Weide, und ihre Waſſer und ihre Thränen vermiſchten ſich.

Ein Diner im Venustempel zu Bajä.

„Der echte Bettler iſt der echte König.“

Die ſchlagende Wahrheit dieſes Satzes wird nie klarer als vor den Lazzaroni Neapels. Einſt gab es bei 40,000 ſolcher Nomaden in der Hauptſtadt; jetzt iſt ihre Anzahl viel geringer, aber ihr Charakter und ihre Sitten ſind noch eigenthümlich wie ſonſt. Der Lazzaroni trägt an Kleidung ſo wenig als möglich, die Füße aber ſtets nackt, die Reſte eines Beinkleides, dazu ein Hemd oder eine Jacke und eine Mütze ohne Schirm genügen ihm; dabei weiſt er aber durchaus nicht das Erbärmliche, Mühſelige deutſcher Bettler, er zeigt ſich heiter und unbedürftig, man ſieht ihm an, daß er ein Volontair in der Armuth iſt. Seine Wohnung ſind die Straßen und Paläſte Neapels; in dieſen ſtreckt er ſich allerdings nur in den Vorhallen, unter den Säulengängen nieder, jene aber ſind unbeſchränkt ſeiner Promenade ſo wie ſeinem Schlafe gewidmet. Die Straße Toledo iſt eine der prächtigſten in der Welt; ſie iſt ſo breit, daß darin außer einer unzähligen Maſſe von Fußgehern noch fünf bis ſechs Wägen ohne jede Ordnung in beliebiger Richtung an einander vorbei jagen können. In dieſer Gaſſe vereint ſich das tollſte Leben Neapels, das Gewühl der Menſchen iſt hier

jederzeit das größte, Wechſelbuden, Taſchendiebe, Verkäufer und Spekulanten aller Art verdrängen ſich gegenſeitig und Wägen jeder Form brauſen durch einander. Der Anblick dieſer Gaſſe verwirrt ſo, daß wir in Sachſen, als wir ein Mal aus dem Museo borbonico zurückkehrten, und von dem hier ſehr beliebten Sacktücherdiebſtahle ſprachen, gleichwohl in 5 Minuten allzumal ohne unſere waren; und doch findet man zu allen Tagzeiten mehre Lazzaroni in der Straße Toledo hingeſtreckt, und unbekümmert und gemüthlich Sieſta halten. Die Vorübergehenden ſind bemüht, ſie ja nicht zu erwecken, die Wägen weichen aus, das Geräuſch aber tobt erfolglos an ihrem ambroſiſchen Schlummer vorüber. Der Lazzaroni iſt ſtets ein Mann und ſelten verheirathet, ſeine Kaſte rekrutirt ſich wie die Vögel des Waldes. Er hat ein gutes Gewiſſen, das beweiſt ſein köſtlicher Schlaf, er iſt nie von Sorgen gequält, dieſen Vortheil verſchafft ihm ſeine Armuth. Mit Wohnung und Kleidung hält ihn der gütige, ſtets heitere Himmel frei, nur um die Nahrung hat er ſich ſelbſt zu bekümmern. Anaſtaſius Grün errieth den höchſten Wunſch der Lazzaroni, nemlich, daß die Maccaroni Schlangen ſein möchten, die ihnen in den Mund kröchen und ſo auch die geringſte Mühe erſparten. Große Anſprüche machen die Maccaroni aber ohnedies nicht auf dieſe Kinder des Südens, und die Lazzaroni verſtehen es ſchon, ſich zu beiderſeitiger Zufriedenheit mit ihnen abzufinden. Wie ſie ſo in den Gaſſen Neapels umher ſchwärmen, bieten ſie ſich Jedermann zum Tragen irgend eines Gepäckes an; jeder Fiaker hat einen Lazzaroni in ſeiner Begleitung, der die Leute zum Einſteigen nöthigt, den Wagenſchlag öffnet und ſonſt be-

hilflich iſt; im Geleite der Fremden ſind ſie ſtets zu finden, ſie weiſen ihm den Weg, laſſen ſich umherſchicken, oder machen ſich ihm ſonſt gefällig. Da trägt es denn immer ein paar Grani, mit denen ſich der Lazzaroni dann eilig zur Ruhe zurückzieht, und für dieſen Tag mit Allem was er braucht, verſehen iſt; bliebe dieſe kleine Einnahme aus, ſo ſucht er ſich unter den Abfällen der Gaſthaushöfe oder am Strande des Meeres ſein tägliches Brot. Der Lazzaroni liebt nicht viel zu reden, er ſchont den Hauch ſeines Athems; am liebſten iſt er ganz ſtumm, und verkehrt nur durch Zeichen. Auf dieſe Weiſe haben die wichtigſten Beſchäftigungen als Eſſen, Trinken, Stehlen bereits ihre ſtabile Hierogliphik. Fremde ſind ihm in der Regel vogelfrei; wem er jedoch dient, der kann ſich auf ſeine Treue verlaſſen. Der Lazzaroni iſt dabei der glücklichſte Menſch; ihm iſt das Leben keine Brotwiſſenſchaft; er iſt ein Dilettant in ſeinem Fache, aber der prächtige Himmel und der heilige Januarius ſind ihm hold, und das wunderſchöne Meer wallt vor ihm, und der herrlichſte Golf der Welt umgibt ihn.

Der berühmteſte aller Lazzaroni iſt Pascariello, wie ſein eigentlicher Name Pasquale ausgeſprochen wird. Er iſt beiläufig achtzehn Sommer alt (in Neapel gibt es keine Winter), platter, doch nicht unangenehmer Geſichtsbildung, breitnaſig, kurz behalſt und feueraugig; ſein dunkles Haar hängt ſchlicht und ziemlich lang um die offenen Züge; ein flacher Höcker charakteriſirt ihn ohne ihn zu verunſtalten. Pascariello hat eine ſchönere Stimme als die meiſten Tenoriſten der deutſchen Oper, die Fiſtel iſt ſeine Bravour, und um die Wirkung ſeiner Stimme zu ver-

größern, ſchlägt er fabelhafte Triller und erhebt die Stimme, daß ſein Hals ſchwillt und ſein Geſicht roth anläuft. Pascariello iſt ſtets wohlhäbig nach dem Schnitte der Lazzaroni bekleidet, Fremde verſorgen ihn darin gerne, aber die Nacktheit ſeiner Füße gäbe er um keinen Preis der Erde auf. Gegenwärtig erſcheint er vom Scheitel bis zu den Knöcheln krebsroth überzogen; ein Engländer ſteckte ihn in dieſe Livree Altalbions. Zuletzt war ſeine Tracht eſelgrau, wie ich aus ſeinem kolorirten Portrait erſah. Pascariello iſt nämlich ſo berühmt in Neapel, daß es dort in allen Kunſthandlungen zu verkaufen iſt, und den Journalen beilag; er iſt für dieſen Ruhm auch nicht unempfänglich, und erzählte es mir im Vorgefühle der Unſterblichkeit; wüßte er, daß ſein Freund ſeiner in einem deutſchen Buche gedenkt, er hätte mir ſeinen Poſſen damals unentgeldlich geriſſen.

Ich machte Pascariello's Bekanntſchaft bei einem Ausfluge nach Bajä, den ein Neapolitaner meiner Bekanntſchaft veranſtaltete. Die Geſellſchaft hatte in zwei Wagen Platz, und war doch aus allen Racen, Bekenntniſſen, ja ſogar aus ein paar Welttheilen zuſammengewürfelt. Pascariello ſtand rückwärts auf unſerm Wagen, und wurde allerhalben, wo wir vorbeifuhren, mit frohem Zurufe: **Ah Pascariello! Kviva Pascariello!** begrüßt; er aber blickte ſtolz auf den Pöbel, und bewahrte ſeine freundlichen Geſichter und Schwänke nur für ſeine Gönner.

Wir fuhren durch die Grotte des Poſilipps; an der Seite derſelben liegt ein unbedeutendes Denkmahl, das man das Grab des Virgil nennt; es iſt in einem kleinen akatholiſchen Freithofe angebracht, und man zahlt 2 Carlini

Eintritt. Die großen Todten müssen hier noch Komödie spielen. Die herrliche Kunststraße führt wohl eine halbe Stunde lang durch das Felsengewölbe; zu den verschiedensten Zeiten seit Strabo wurde an diesem großartigen Durchbruche gearbeitet, in der jetzigen Ausdehnung vollendeten ihn österreichische Soldaten im Jahre 1824, Felsenöffnungen und Lampen beleuchteten den Bergtunnel, und Kapellen und Verkaufsstände sind darin angebracht. Vor der Grotte des Posilipps öffnet sich bis zum Vorgebirge Misenum hinaus der herrliche Meerbusen von Bajä, mit den steil dem Meere entsteigenden Inseln Ischia und Procida. Bald kommt man zu Pfeilertrümmern, welche einer Brücke angehörten, die Caligula über den Golf von Bajä führte. Sie hatte 4000 Schritte in der Länge, und der Kaiser fuhr mit stolzem Hohne über diese Brücke, um die Weissagung zu widerlegen, nach der er eben so wenig Kaiser werden sollte, als im Wagen den Meerbusen von Bajä überschreiten. Endlich fährt man durch einen alten Thorbogen, die porta felice von Cumä, von welcher Stadt sonst nichts mehr existirt. Links der Straße liegt der Averner-See; er ist der eingesunkene Krater eines ausgeglühten Vulkans, und enthält heut zu Tage nichts Schreckliches mehr. Einst umgab ihn der kimmerische Wald, und Virgil versetzte hierher den Eingang in die Unterwelt. Nahe bei seinem Wasserspiegel liegen die Ruinen eines Tempels, einst dem Pluto oder der Proserpina geheiligt. Wir fuhren vom Averner-See zu dem von Fusaro, der moderner Gourmandie geweiht ist, und nahmen eine tüchtige Tracht der berühmten Austern mit uns, die in diesem See gehegt werden, und durch das

ganze Jahr genußbar ſind. Ein königliches Jagdhaus liegt im See, ein Kolumbarium wurde vor Kurzem daneben entdeckt. Von hier ging's geradezu nach Bajä. Es empfing einſt ſeinen Namen von Bajas, dem hier begrabenen Gefährten des Uliſſes; ſeine herrliche Lage machte es zum Lieblingsaufenthalte der reichen Römer; Pompejus, Julius Cäſar, Cicero, Marius, ſo viel als die Geſchichte der römiſchen Weltherrſchaft große Namen kennt, ſo Viele hatten hier Landhäuſer. Seneka warnt vor dieſem Orte, wenn man Herr ſeiner Leidenſchaften bleiben will. Die ganze Gegend iſt mit Ruinen und Subſtruktionen unterbaut; die Trümmer, die uns die Alten hinterließen, ſind ſo ungeheuer, daß ſie von Schutte und Vegetation bedeckt für uns zu Gebirgen werden, wir kriechen wie Ameiſen auf ihnen umher; zu Bajä findet man noch drei Tempel, einen der lichtbringenden Diana, einen des Merkurs, und den der Venus. Vom Merkurtempel ſteht noch das hohe Gewölbe, das oben in der Mitte ausgebrochen iſt, wodurch ein herrliches, donnerähnliches Echo entſteht, nebſt dem trägt aber die akuſtiſche Wölbung jedes an die Wand geflüſterte Wort ganz hörbar an die andere Seite des Tempels. Während die Zubereitungen zu unſerm Diner getroffen wurden, nahm ich ein Bad im Meerbuſen von Bajä; dies geſchah am 25. April, aber die Wellen ſpielten ſchon lieblich um meine Glieder, und ein Paradies lag um mich.

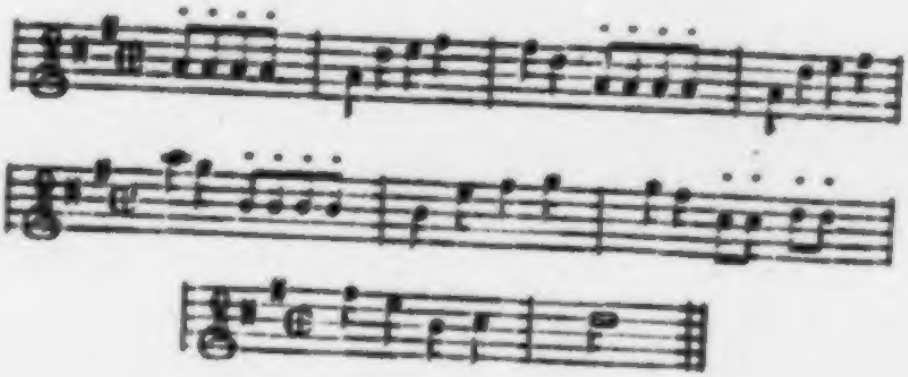
Nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis.

Erquickt durch die Meerfluth begab ich mich zu unſerm Diner; es war im Venustempel gedeckt worden, deſſen Zelle

mit großartigen Bogen eine der schönsten Ruinen bildet. Er wurde hinter uns geschlossen, gleichwohl waren seine Risse und Fenster von zahlreichen Bewohnern der Gegend besetzt, die von außen hinaufstiegen, und unserm Treiben lustig und neugierig zuschauten. Die bunt geputzten Leute, da es Sonntag war, nahmen sich mit den dunklen Kraushaaren und lebhaften Blicken ganz prächtig auf der rothen Ruine, unter dem grünen hängenden Epheu aus; durch das gebrochene Kuppelgewölbe schaute der Himmel von Bajä und draußen vor den Mauerspalten wallte das prächtige Meer. Wir tranken vom herrlichen Capriweine, und die Austern und Hühner schmeckten uns besser, als dem Kaiser von Rom seine Muränen, die einst unsern von hier mit Menschenfleisch gefüttert wurden. Pascariello bediente uns aufmerksam, und machte nebstdem köstliche eigenthümliche Schwänke; er wurde an Wein und Speisen reichlich bedacht, aß aber von jedem Beine nur einen geringen Theil des Fleisches ab, und trank keine Flasche zu Ende; den Rest warf er großmüthig dem Volke von Bajä zu, das in den Mauerspalten aufgeschichtet horchte und gaffte, seine Späße mit Jubel begrüßte, und an all unserm Treiben und Reden den lebhaftesten Antheil nahm, und mit uns um die Wette lustig wurde. Endlich begann Pascariello zu singen, er trug mit klingender fröhlicher Tenorstimme Stücke aus Opern und nationale Volkslieder vor, und die allgemeine Freude wuchs bei seinem heitern Gesange. Heroische Arien sang er mit hohem Pathos, bei komischen Weisen duckte er sich geheimnißvoll nieder, schnitt seinen Buckel und flisterte listig und winkend, dann sprang er wieder vor, schrie aus vollem Halse, und schlug

ſpringend mit den nackten Füßen ſchnell nach einander zuſammen, daß es hell und luſtig wie Händeklatſchen nach dem Takte klang. Den Chorus ſangen unſere ungeladenen Gäſte in der Ruine. Ein ſchwankhaftes Lied war folgendes, deſſen Melodie und Text genau nach Pascariello's Vortrage aufgezeichnet wurde, und das im neapolitaniſchen Dialekte unter Verwechslung des l mit r das Pech eines Franzoſen aus Mailand (!) beſingt, welcher endlich all ſeine Hoffnung und ſeine drei letzten Tari auf einen Terno ſetzt, der aber wegen Ungeſchick des Lottokollekteurs dennoch nicht herauskommt.

Tiki tiki tak ciòn Francese,
Tiki tiki tak ciòn Milanese,
Sono stato dentro li guai
Senza un grano desperado;
Io corro ov' io penzai,
Sopra un terno tre tari;
Ci ave corpa lu postiere
Che non suppe smorfiar,
Che non lo poxxo ammaza
Perzi un terno tre per tre.



Dieſes Lied verſetzte die Bajer in Jubel, Pascariello mußte es wiederholen, er ſang es nun jedem von uns mit Unterſchiebung unſerer Nationalität vor, was er für eine beſondere Artigkeit halten mochte; ein Nordamerikaner unſerer Geſellſchaft ſchien in dieſe Anſicht einzugehen, und gab dem Lazzaroni für ſein ciòn Americano einen halben ducato. Zum Schluſſe wurden ein paar geſchmückte Mädchen eingelaſſen, die, mit dem Tamburin in der Hand, die Tarantella tanzten. Stücke antiken Marmors, ſogenannte ausgeſtorbene Arten desſelben, Moſaikwürfel und bei Damen beliebte Amulette aus Bronze wurden angebothen und gekauft.

Wir gingen hierauf am todten Meere vorüber über die eliſäiſchen Felder, die jetzt eben nicht ſehr reizende Seewieſen ſind und einſt, nach den darauf befindlichen verfallenen Kolumbarien zu ſchließen, Begräbnißſtätten geweſen ſind. Von ihnen ſtiegen wir auf das Vorgebirge Miſenum empor; auch dieſes Kap hat ſeinen Namen von einem Gefährten des Uliſſes, den Triton hier ins Meer ſtürzte. Im Hafen von Miſenum und Bajä war einſt die Hauptſtation der römiſchen Kriegsflotte; es ſcheidet den Golf von Neapel von dem von Gaëta; viele Höhlen laufen ins ſeltſam ausgezackte Felsgebirge, darunter die der Geiſter und der Drachen die merkwürdigſten ſind. Obwohl eine diplomatiſche Beſchreibung des Ausflugs nach Bajä, die mir in Neapel mitgetheilt wurde, die Ausſicht von dieſem Kap nicht lobte, ſo fand ich ſie doch unübertrefflich und einzig; die zwei prächtigen Golfe liegen zugleich vor Einem ausgebreitet, und die herrlichſten Inſeln ſind wie Perlen darüber ausgeſtreut.

Vom Kap Miſenum fuhren wir zu den Stufe di

Nerone, ſchmale dunkle Felſengänge enthalten das ſtärkſte natürliche Dunſtbad. Nach wenigen Schritten, die man darin entkleidet zurücklegt, trieft man vom Schweiße; faſt alle Reiſende eilen auch alſogleich zurück; Eugenius machte aber, ohne ſich zu entkleiden, aus Scherz den ganzen unterirdiſchen Gang mit, und der nackte Führer erſtaunte im Ernſte.

Von dieſen Schwitzbädern fuhren wir zur Grotte der Sibilla von Cumä. Auf dem höchſten Punkte dieſer alterthümlichen Stadt lag einſt ein Tempel des Apollo, in dem die Sibilla weisſagte. Die erſte Sibilla kam mit der Stiftung der Kolonie aus Cumä auf Euböa zur Zeit des trojaniſchen Krieges hierher. Eine andere war 550 Jahre ſpäter hier geboren, und verkaufte dem Tarquinius Superbus die berühmten ſibilliniſchen Bücher. Wie dem auch ſei, die ſchönſte Sibilla von Cumä befindet ſich in der Gallerie Borgheſe zu Rom, ſie iſt von Domenichino gemalt und ein unübertreffliches Meiſterſtück. Sie iſt phantaſtiſch in orientaliſcher Weiſe gekleidet, ein Turban ſchmückt das ſchöne Haupt, der junge Buſen glänzt züchtig aus den bunten Gewändern. Die Laute ruht in den weißen Armen, ihr Mund iſt prophetiſch geöffnet und voll unausſprechlicher Süßigkeit. Auch in dieſe Grotte zu Cumä ward einſt der Eingang in die Unterwelt gefabelt, ſie iſt aber noch heut zu Tage ſchauerlich düſter. Das Waſſer des Acheron ſteht unten, der wehende Fackelſchein vermehrt den Eindruck, der jedoch dadurch wieder verloren geht, daß man huckepack auf dem Führer ſitzt, die ſich cavalli nennen, und am Ende unverſchämte Geldforderungen machen.

Wir kehrten über die Solfatara zurück, ſchon Strabo

und Plinius kannten ſie als ausgebrannten Vulkan. Mit Recht hieß ſie die phlegräiſche Ebene, mehr als eine halbe Stunde im Umkreiſe deckt weiße und gelbe Schwefel- und Ammoniakerde den Boden, warmer Rauch ſteigt allerhalben in die Höhe, die Erde iſt gleich unter der Oberfläche ſchon glühend, und an vielen Stellen ſpielen gelbe und blaue Flammen hervor. Das ganze Bereich dieſer Umgebung iſt fabelhaft; an vielen Orten iſt das Erdreich heiß, brennbare Stoffe entzünden ſich an den Ausdünſtungen mancher Stellen, der See von Agnano ſcheint an ſeinem Ufer fortwährend zu kochen, die Stufe di Nerone und von San Germano ſind eben ſo viele ſeltſame Naturſpiele, und in der Hundsgrotte treibt ſie ihre Launen auf die Spitze.

Es thut Einem aber wohl, aus dieſen Wunderlichkeiten endlich wieder in die Region der klaren heiteren Schönheit zu treten, ſei es der Kunſt oder der Natur. Im Serapistempel zu Pozzuoli begrüßt uns jene; die Ruine iſt prächtig, ſein Grundplan, obwohl handhoch unter Waſſer, iſt vollſtändig zu erkennen, leider wurden die ſchönen Säulen desſelben zur Ausſchmückung des königlichen Schloſſes nach Caſerta gebracht, was ſich aber noch an Sockeln und Kapitälen vorfindet, iſt von feinſter edelſter Arbeit.

Auch das Amphitheater des alten Puteoli iſt herrlich und noch recht wohl erhalten. Es iſt aus großen Quaderſtücken erbaut und konnte einſt 40,000 Menſchen faſſen. Unter Diokletians Herrſchaft ward darin der heilige Januarius enthauptet. Wenn man der See gegenüber auf der oberſten Stufenreihe desſelben ſitzt, ſo öffnet ſich über die entgegenſtehenden Sitze die herrlichſte Meerausſicht, das

Land davor iſt vom Gebäude verdeckt, das unſerne Meer mit den lieblichen Inſeln ſchließt ſich als prächtiges Panorama unmittelbar an den obern Rand dieſes Koloſſeums.

Die Rückfahrt wurde nicht durch die Grotte des Poſſilippo, ſondern auf dem über eine Anhöhe führenden herrlichen Fahrwege angetreten. Immer weiter hinaus ſtieg das Meer empor und der ſchönſte Frühlingsabend tränkte es mit Purpur. Wir drehten uns im Wagen um, damit wir das herrliche Schauſpiel ſo lange als möglich genießen konnten; Pascariello, der ſentimentale Lazzaroni, der auf unſerm Wagen rückwärts aufſtand, ſprang und beugte ſich bei jedem Umblicke auf die Seite und präſentirte uns gleichſam die ſchöne Abendausſicht: Che mostro di beltà, Eccellenza! Wir hatten ihm ein Zigarro geſchenkt und er ſchmauchte jetzt vergnügt, der Kutſcher ſchoß neidiſche Blicke wegen dieſes Vorzugs auf ihn, Pascariello warf ihm aber am Ende großmüthig den Stumpf desſelben zu, und der Fiaker verſchmähte nicht das Geſchenk des Lazzaroni. Der Meerbuſen von Bajä verdämmerte endlich hinter uns in Abendſchleiern, goldener Rauch ſtieg vor uns am Veſuv empor und das ferne Vorgebirge von Sorrent ſchloß den öſtlichen Horizont. Die Inſeln verblühten wie Roſen im Abendſcheine, und der Himmel am Rande des Spätrothes ſchimmerte ſmaragdgrün. Die griechiſchen Anſiedler hatten recht, daß ſie dieſe Stelle einſt Pausilypae, kummerſtillend, nannten.

Die Tänzerinnen und Kentauren von Pompeji.

Plaſtik und Skulptur war die eigenthümliche Kunſt des Alterthums, die ſinnliche Religion, der durchgehende Hang nach Objektivität wies den Griechen und auch den Römern dieſe Richtung an. Mögen Kunſtgenies unter ihnen auch in der Malerkunſt gleich Vortreffliches geleiſtet haben, ſo beſchränkte ſich dies doch mehr auf Einzelne und auf Einzelnes in ihren Hervorbringungen, die geſammte Kunſtſtufe der Malerei, in Beziehung auf die ausübenden Künſtler, ſo wie auf die dargeſtellten Gegenſtände, ſtand aber hinter dem Fortſchritte der chriſtlichen Malerſchule. Die Beweiſe für dieſe Behauptung würden die Grenzen dieſes Aufſatzes überſchreiten. Die Alten betrachteten die Malerei auch lange nur als eine Beigabe und Ausſchmückung der Baukunſt und Skulptur. Polignot aus Thaſos war beiläufig um 420 v. Ch. der erſte Maler, der ſeiner Kunſt ſelbſtſtändige Würde ſicherte. Die Beſchreibungen alter Gemälde, die wir in den klaſſiſchen Autoren, insbeſonders im Pauſanias leſen, geben uns allerdings einen hohen Begriff von jener Kunſtperiode, allein dieſe Schriftſteller wurden eigentlich nur durch die Neuheit dieſer Kunſt und durch den Abgang höherer Vergleichspunkte für ſie ſo ſehr begeiſtert. Nach der

Wiederbelebung der Kultur im Mittelalter war man durch jene Beſchreibungen mit Recht auf den wirklichen Anblick alter Gemälde auf das Höchſte geſpannt. Als Zierrath in architektoniſchen Räumen entdeckte man ſchon vor Raphael und insbeſonders zu ſeiner Zeit würdige Überbleibſel antiker Malerkunſt aus den Zeiten der altrömiſchen Kaiſer; da dieſe größtentheils zu Rom, und eben in ihren Paläſten, Bädern u. ſ. w. aufgefunden wurden, ſo war nicht zu zweifeln, daß dieſe Fresken das Beſte ihrer Gattung in jenen Zeiten vorſtellten. Sie wurden auch gleich bei ihrer Entdeckung ſo hoch gehalten, daß man Raphael zumuthete, ſeine herrlichen Arabesken und Ausſchmückungen in den Logen des Vatikans von ihnen entnommen zu haben, und Alles, was uns davon noch heute zu Tage zugänglich und erhalten iſt, gehört in ſeiner Gattung auch in der That zu dem Vorzüglichſten. Aber immer beſaß man noch kein antikes Gemälde, das der hiſtoriſchen Gattung angehörte; endlich am Ende des 16. Jahrhunderts fand man in der Nähe von S. Maria Maggiore in Rom, wohin die Archäologen des Mäcenas Gärten verſetzen, das erſte ſolche Bild, das eine Hochzeit von Göttern oder Heroen darſtellt, und zwar, wie Einige glauben, die des Peleus und der Thetis, oder nach der Meinung Anderer, die des Manlius und der Julia. Nach dem damaligen Papſte Clemens VIII. Aldobrandini erhielt dieſes Gemälde den Namen der aldobrandiniſchen Hochzeit; es befand ſich lange Zeit in einer Villa dieſer Familie, und iſt jetzt in der Bibliothek des Vatikans zu Rom. Seine Berühmtheit verdankte es mehr dem Umſtande, daß es lange Zeit das einzige erhaltene hiſtoriſche Bild des

Alterthums war, ſein innerer Kunſtwerth aber ſtellt ſich als nicht bedeutend dar. Die Zeichnung iſt weder wahr, noch kräftig, noch ſchön, die Farbengebung nicht lebhaft und nicht zart, und die Kompoſition, die Gruppirung iſt unzulänglich, vereinzelt, zerriſſen. Bei den Nachgrabungen in den durch die Ausbrüche des Veſuvs zerſtörten Städten, insbeſonders in Pompeji, das 1748 wieder entdeckt ward, wurde ſeitdem eine ſo große Anzahl antiker Fresken zu Tage gefördert, daß wir allerdings im Stande ſind über die Malerei jener Zeiten ein richtigeres Urtheil zu fällen. Pompeji verſchwand im Jahre 79 n. Ch. unter der Aſche und Lava des Veſuvs; da es kurz vorher im Jahre 63 durch ein Erdbeben größtentheils zerſtört ward, ſo dürften die dort aufgefundenen Fresken der Mehrzahl nach in den Jahren zwiſchen 63 und 79 n. Ch. entſtanden ſein. Wir finden dort nun wieder Arabesken und Verzierungen, aber auch viele hiſtoriſche Wandgemälde. Dieſe Städte Kampaniens waren durch Handel und Wohlſtand berühmt, und die beſten der dortigen Fresken dürften ſo ziemlich die allgemeine Stufe der Malerei jener Zeiten bezeichnen. Durch die Betrachtung derſelben wird beſtätigt, daß dieſe Stufe im Ganzen der chriſtlichen Malerei nachſteht. Wir finden zwar allerdings Perſpektive, Licht und Schatten u. ſ. w. angebracht, aber es fehlt die Tiefe der Kompoſition, und die allſeitige das ganze Kunſtwerk durchdringende Vollendung neuerer Werke. Die Darſtellung des Aktäon im Hauſe des Salluſt, das Opfer der Iphigenie, Achilles, Uliſſes u. a. haben entſchiedenen Kunſtwerth; ein Meduſenhaupt iſt voll erhabenen Ausdrucks und die Rückenlinie einer Io erinnert an Raphaels

Galathea. Ein Jupiter Serapis ſitzt dagegen in widerwärtiger Verkürzung, und die unzüchtigen Fresken aus dem Hauſe: „hic habitat Felicitas“ ſind eben ſo abgeſchmackt, als auch in Hinſicht der Ausführung werthlos.

Aber das Herrlichſte, das ich an antiken Fresken irgendwo geſehen, ſind die Tänzerinnen und die Gruppen der Kentauren und Mänaden, die ſich jetzt im bourboniſchen Muſeum zu Neapel befinden; die erſteren ſollen im Hauſe Diomedes, die letzteren in der casa del fauno zu Pompeji gefunden worden ſein. Früher wurden alle dort entdeckten Fresken von der Wand geſägt und nach Neapel gebracht, jetzt werden ſie an Ort und Stelle erhalten. Jene Tänzerinnen, 13 an der Zahl, jede 1½ Palme hoch, ſtellen in abgeſonderten Tafeln alle Stellungen des Tanzes dar, aber nicht unſeres modernen unſchönen, ſondern jenes antiken, den noch die Grazien lehrten. Sie ſind größtentheils bekleidet, nur die Arme ſind entblößt und der griechiſch-karge Buſen iſt an mancher unverhüllt. Die Farben der fliegenden Gewänder zeigen die angenehmſte Abwechslung, die flatternden Schleifen, der Faltenwurf iſt unübertrefflich; Alle tragen die Füße mit Sandalen geſchmückt, wohl auch Armbänder, und wo es zum Tanze paßt, die Kleider luſtig geſchürzt. Einige von ihnen haben bezügliche Inſtrumente in den Händen, die im gelben Kleide ſchlägt ſogar eine Art Kaſtagnetten, die mit kurzen Bändern geſchmückt ſind. Aber der Liebreiz der ſchwebenden Haltung, die Grazie der abſinkenden oder über das Haupt gebogenen Arme, die Abwechslung und Harmonie ihrer Bewegungen übertreffen Alles, was ſich die Phantaſie reizendes für den Tanz erſinnen kann. Dieſe Wirkung wird nicht durch

lüſterne Schautragung des Nackten, nicht durch zweideutige Gebärdungen hervorgebracht, ſondern in dieſen Darſtellungen des Tanzes liegt die zarteſte Sitte, eine heilige Kunſtweihe. Wenn man dieſe Tänzerinnen länger betrachtet, ſo wird dem Ohre gleichſam die Melodie der Tanzweiſe vernehmbar, man fühlt ſich hingeriſſen vom Rhithmus ihrer Bewegungen. Ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß kein neuerer Künſtler ſo außerordentliche Schönheit der Bewegung, ſo edle Grazie erfinden könne.

Von nicht geringerem Kunſtwerthe ſind die Darſtellungen der Kentauren und Bachantinnen, deren immer zwei zu einer Gruppe vereint ſind. Iſt das Maß, die ſittliche Grazie der ſchönſte Vorzug der Tänzerinnen, ſo wird die Freude, die Luſt in dieſen Darſtellungen von ihren mit jenen noch verwandten Anfängen bis zu bachiſcher Begeiſterung, bis zu gottbeſeſſener Tollheit geſteigert, und durchgeführt. Dieſe Gruppen ſind nackt dargeſtellt, nur lange Schurzbänder flattern im Sturme der Bewegung und Leidenſchaftlichkeit. Weinluſt und Götterwolluſt irrt bis an die letzten Grenzen der Schönheit. In dieſen Darſtellungen herrſcht ein ſtätiger Fortſchritt, die erſten davon weichen an ſittlicher Anmuth kaum noch den Tänzerinnen. Der Kentaur hält die Geliebte im Arme, ſie ſpielt die Leier, und der Thiergott bewegt ſich harmoniſch; doch die Luſt des Tanzes ergreift ihn, er dreht ſie im kühnen Aufſchwung empor, ſie preßt die Traube für ihn in die goldene Schale, ſie verfolgt ihn, ſie ſchwingt ſich auf ſeinen Rücken, ſtolz bewegt er ſich unter der herrlichen Bürde. Aber ſie iſt wonneberauſcht und gottverrückt, ihr Liebhaber regt ſich zu ſchwerfällig und unbehilflich, ſie lenkt ihn, ſie

treibt ihn, ſie zürnt und quält und beſeligt ihn. Doch Alles genügt ihr noch nicht, in wollüſtiger Wuth hat ſie ihn gefeſſelt, ſie kniet auf ſeinem Rücken, ſie faßt ſeine Haare und ſtemmt ihren Fuß gegen ihn. Sie ſchlägt und ſtachelt ihn mit dem Thirſus, und Beide fühlen Schmerzen und jauchzen. Da ſchließen die Darſtellungen, jede Weiterführung wäre für die Kunſt unmöglich, ſie ſteht an ihren Marken. Aber noch überſtrömen dieſe Bilder voll Rhithmus, wenn auch nur mehr von dem der Dithirambe.

Ausflug nach Pästum.

Wer nach Neapel kömmt, unterlasse ja nicht Päſtum zu beſuchen, der Eindruck der dortigen Tempelruinen iſt einer der großartigſten auf der Welt, und außer zu Agrigent und in Athen dürften ſich Ihresgleichen nicht mehr vorfinden. Da ich dieſen Ausflug in umfaſſender Weiſe nach mehrfachen Erkundigungen an Ort und Stelle, und Vorſtudien unternommen habe, und mit dem Erfolge in jeder Hinſicht höchſt zufrieden war, ſo will ich deſſen Darſtellung zum Behufe nachfolgender Reiſenden hier weitläufiger aufnehmen.

Nach einem frühen Diner verließen wir Neapel in einem Fiaker, und fuhren nach Portici. Die vier Miglien Straße bis hin ſind mit Häuſern bedeckt, ſo daß man noch fortwährend in der Stadt zu ſein glaubt. Auf einer leichten Anhöhe am herrlichen Meerbuſen von Neapel erhebt ſich das 1738 von Antonio Cannevari erbaute königliche Schloß von Portici; da wir mit Einlaßkarten verſehen waren, ſo beſahen wir den Palaſt und die Gärten. Erſterer iſt noch ganz in dem Zuſtande, in dem ihn Murats Gemahlin verließ, ergötzliche Bilder aus Don Quijote zieren ihn; letztere ſind voll prächtiger Anlagen, zwei hohe Palmen darin ſind von zwei Königen Neapels eigenhändig gepflanzt.

Durch den Hof des Palaſtes läuft die große Straße nach Salerno. Im Verfolge derſelben ſtiegen wir vor Reſina in das Theater von Herkulanum hinunter. Da nur der Ausſchnitt ſeines viertel Umfanges ſchachtmäßig ausgegraben iſt, ſo benöthigt man, um einen Totaleindruck zu gewinnen, einen Akt der Einbildkraft, was die Wirkung dieſes Bauwerkes ſehr ſchwächt, um ſo mehr, da es bei mäßiger Beleuchtung darin auch überdies zu finſter iſt. Die berühmten Reiterſtatuen der beiden Balbus, die ſich jetzt im museo borbonico zu Neapel befinden, wurden hier ausgegraben, und noch heut zu Tage erregt die Präziſion, mit der alles Steinwerk dieſes Theaters gemeiſelt iſt, unſere Bewunderung.

Von Reſina aus beginnt man gewöhnlich den Ritt auf den Veſuv, und faſt in jeder Reiſebeſchreibung rühmt ſich der Autor von dem berühmten Salvatore dahin geführt worden zu ſein. Die Sache verhält ſich wie folgt. Im goldenen Zeitalter der Reiſebeſchreiber wurde einer dieſer damals noch glücklichen Herren durch einen Führer auf den Veſuv begleitet, mit dem er ſehr zufrieden geweſen iſt. Dieſer Führer hieß Salvatore, und wurde von ſeinem dankbaren Leitling wie billig geprieſen. Da dieß, wie geſagt, noch im goldenen Zeitalter der Touriſten geſchah, damals nämlich, als man ihnen noch Glauben ſchenkte, ſo wollten nun alle nachfolgenden Reiſenden durch dieſen Salvatore auf den Veſuv begleitet werden. Er aber machte ſich Geld dabei und ſtarb; doch ſein Ruhm überlebte ihn, und iſt das Fideikommiß ſeiner Nachkommen. Von dieſen iſt nun eine Familie noch immer in Reſina anſäßig, und da deren Glie-

der bereits zu wohlhäbig ſind, um täglich den Veſuv zu erſteigen, ſo treiben ſie nur mehr Mäkelei mit dem Vulkane. Man unterhandelt mit ihnen über Saumthiere und Führer, bezahlt an ſie, und erhält von ihnen die Begleitung zugewieſen. Da nun die meiſten Reiſenden in Reſina noch immer nach Salvatore fragen, ſo ſchreit ihnen jeder Gewinnſüchtige Reſinas ſein: anch' io son un Salvatore! entgegen, und der ſchlaue Bergſenſal verſichert dann, Einem in der That einen cugino oder cognato zur Begleitung mitzugeben. Alle Maulthiertreiber, Pferdehälter, Eſeljungen, Träger, Führer, Cicerone, von denen es in Salvatores Hofe wimmelt, rechnen ſich den Fremden gegenüber in der That zu Salvatore's Familie, zerren, reißen, ſchleppen Einen voll Bretneid auf ihre Thiere und der Reiſende preiſt ſich glücklich, wenn er endlich aus dem wüſten ſchreienden Getriebe fort und zur Hofthüre hinaustrabt. Gleichwohl wird er doch noch am wenigſten betrogen und am beſten bedient, wenn er mit Salvatore unterhandelt.

In der glücklichen Lage von ſeiner Hofhaltung fortzutraben befanden auch wir uns noch vor fünf Uhr Nachmittags, und ritten nun im herrlichſten Sonnenſcheine zwiſchen den Weingärten, in denen die lacrime Cristi reifen, den Veſuv hinan. Immer weiter ſteigt der wunderbar ſchöne Golf von Neapel herauf, die prächtige Stadt, die lieblichen Inſeln enthüllen ſich, und der rauchende finſtere Berggipfel ſteht wie eine unheimlich ſüße Fabel über Einem. Als wir bei der Eremitage ankamen, entfaltete ſich eben der Sonnenuntergang über dieſer ſchönſten Landſchaft der Welt. Im

Weſten ſtand ein dunkles Waldgebirge, darüber Sonnenbrand, und wie glühende Lava, roth, hochgelb und purpurn floß es über den Meerbuſen von Parthenope.

Unter mancherlei Anſichten und Betrachtungen verfloß uns eine Stunde; wir konnten uns von dem magiſchen Lichtſpiele des Abends nicht trennen. Erſt als es in der köſtlichen Tiefe trüb und dunkel wurde, gingen wir in die Einſiedelei und verzehrten das Souper, das wir ſelbſt mitgebracht hatten, und dem vom garçon des Anachoreten nur noch ein Gericht Maccaroni beigelegt wurde. Dieſer iſt ein Geiſtlicher, der hier eine Art Gaſthaus hält, eine einfache Kapelle und ein Garten liegen daneben. Trefflich mundete uns der herrliche Thränenwein, den wir mitgebracht hatten, denn der des Eremiten verurſachet ſie nur; die kalte Küche fand nicht kärglichen Zuſpruch, und auch die Maccaroni verſpeiſten ſich an dieſer Stelle nicht übel. Aber der klare Mondſchein lockte uns bald wieder vor die Eremitage. Jeder wählte ſich nach beſonderer Stimmung ſeinen Standpunkt und verſank unwillkürlich in den träumeriſchen Anblick der Umgebung. Die einfachen Gebäude der Einſiedelei löſeten ſich nicht unlieblich vom dunklen Boden, einige düſtere Cypreſſen und Mauerpfeiler ſchienen einen Friedhof anzudeuten, und tief unten lag die Stadt und das Meer in ſüßer Dämmerung. Der Mondſchein leuchtete unſäglich ſchön, ſchwarz mit Lavagüſſen bedeckt ſtarrte der Berg hinan, um mich liſpelte ſeltſames Blattgeflüſter, glänzende Elfenfäden flogen im Mondlichte und die Nachtigallen begannen den erſten wollüſtigen Summpfiff des Frühlings.

Die romantiſche Szene nahm ein trauriges Ende, denn

die Schlafſtellen, die man beim Eremiten findet, ſind das verruchteſte unter der Sonne; Alles was Nikolai von mälſchen Flöhen erzählt, iſt ein Zeitvertreib gegen das, was man in der Klausnerei erlebt. Die Banditen Neapels ſind zahm gegen dieſe Beſtien, ich beſtand in dieſer Nacht die größte Lebensgefahr, in die ich in Italien gerathen bin. Während man in der Schweiz auf jedem beliebten Berge, oft mitten zwiſchen Gletſchern, die beſten Hotele findet, entbehrt dieſer beſuchteſte aller italieniſchen Berge noch immer leidlicher Unterkunft.

Zum Glücke ritten wir ſchon um drei Uhr Morgens beiläufig auf den Gipfel des Berges, wo wir eben zum Aufgange der Sonne zurecht kamen. Der alte Krater des Veſuvs iſt ſeit Jahrhunderten eingefallen, ſein Umfang dürfte beinahe eine halbe Stunde betragen. In ſeinem Innern, wohin man bis zum neuen Krater hinabſteigen kann, iſt gelbgrüner Schwefelanflug angeſetzt, als ob Moos oder Gras wüchſe. Seit Jahrhunderten wechſelt der neue Krater in der Tiefe des einſtigen vor oder während jedes Ausbruchs, der gegenwärtige iſt von geringem Umfange und läuft ſchief abwärts nach Südoſt. In wenigen Minuten gelangt man über ſchwarze Aſche und verwitterte Lava zu ſeinem Rande hinunter, während das Rückſteigen faſt eine müheſelige halbe Stunde koſtet. Hier und dort dampft der Boden und ein widriger Schwefeldampf erſchwert das Athmen. Als ich am Veſuv war, rauchte der Krater heftig, ein ſchnaubender Wirbelwind fuhr an die Wände, und mit dumpfem Gebrauſe ſchlug von Zeit zu Zeit die Flamme hervor. Dieſer Rauch ſetzt ſich dann außerhalb an der Windſeite des Ver-

ges als weißer Schwefelanflug an. Wenn der Vesuv ruhig iſt, ſo kann man ſich am Rande des Kraters niederlegen, und mit vorgeſtrecktem Oberleibe in ſeine Tiefe blicken, wo brodelnde Lava gährt, und bunte Flammen über der düſtern Gluth aufſchießen. Als ich oben war, blieb wegen des ſtarken Brandes jeder ſolche Verſuch unmöglich. Über den Berg liegen allerhalben in geſonderten dunklen Zügen die verſchiedenſten Jahrgänge der Lava, manche Straßen derſelben ſcheinen eben erſt erſtarrt; wenn man die Schlackenkruſte von der Lava der Jahre 1834 und 1839 aufſticht, ſo findet man ſie darunter noch ſo glühend, daß ſich Holz daran entzündet.

Wir hatten unſere Maulthiere unterdeſſen an die andere Seite des Berggipfels führen laſſen, und ritten nun von dort nach Pompeji hinunter. Ich beſah lang und aufmerkſam die weitläuftigen Nachgrabungen. Im antiken Pflaſter, das ſtets aus Polygonen und hier aus ſolchen von Lava beſteht, ſind noch tiefe Radgeleiſe ſichtbar, ſie ſcheinen abſichtlich eingemeiſelt, um das Fahren zu erleichtern. Auffallend bleibt aber die ſchlechte Nivellirung der antiken Straßen, die ohne jede Auswahl oder Zubereitung des Terrains ab- und auflaufen. Für die Fußgänger ſind an mehren Stellen hohe ſteinerne Fußſtapfen angebracht, um bei ſchlechtem Wetter ſelbe benützen zu können. Das einzige Haus des Diomedes beſitzt über dem Erdgeſchoſſe Stockwerke; im prächtigen Keller deſſelben fand man ſiebenzehn Skelette von Perſonen, die ſich dahin geflüchtet hatten. Dort entdeckte man auch jenen Lavaabdruck eines Weiberbuſens, der ſchon ungeſehen Schiller begeiſterte; dies wäre nach genommener Einſicht im burboniſchen Muſeum zu Neapel wahrſcheinlich

unterblieben. Vor dem Hauſe wurde das Skelett eines Weibes ausgegraben, das ein Kind umſchlungen hielt. Wie manche rührende Biographien mögen noch unter der Lava liegen. Die Stadtmauern ſind theilweiſe ohne Ziment erbaut; einſt ſchlug das Meer an ihren Fuß, jetzt iſt es eine Miglie davon entfernt. Im Hauſe des Saluſt ſind ſchöne Stuckarbeiten zu ſehen, die jedoch größtentheils mit Farbe betüncht ſind, was die ſchöne Harmonie und Einheit bricht. Eine der größten Ruinen iſt der Venustempel, nicht weit davon liegt eine Baſilika. An der Straßenſeite der Häuſer entdeckt man zahlreiche Bottegen, in denen noch thönerne Amphoren als Wein- und Ölbehälter u. ſ. w. auf der Steinbude eingemauert ſind. Unter dem Iſistempel fließt der Kanal des Sarnus noch ſo klar und ruhig wie vor zweitauſend Jahren. Den beſten Eindruck macht die Gräberſtraße, denn ſie enthält Monumente des edelſten Stils.

Doch ermüdet das genauere Anſehen von Pompeji, da faſt alle Bauwerke klein, ja kleinlich ſind. Marmor findet man dort ſehr wenig, ſondern Säulen und Ornamente beſtehen aus Stuck und noch dazu aus bemaltem. Alles iſt mehr intereſſant als ſchön; es kommt Einem vor, als erzähle Jemand ſtundenlang Neuigkeiten, hier freilich uralte. Wenn man jedoch auf irgend einen unabgegrabenen Erdhügel von Pompeji ſteigt, und die reichen Mais- und Getreidefelder, die Wein- und Jasminlauben überſchaut, zwiſchen denen die Ausgrabungen verſtreut ſind; wenn Einen der Himmel Neapels in ſeiner Pracht anlächelt, und in ſilberner Bläue draußen das Meer entgegenſchimmert, dann gewinnt

das Landſchaftsbild allerdings einen Reiz, deſſen Eigenthümlichkeit nirgends wiederholt iſt.

Auf dem Wege nach Salerno wird die Formation des alten Kraters in der Ferne erſt ganz deutlich; aus ſeinem weiten eingeſunkenen Umfange erſieht man, daß der Berg einſt viel höher war. Die Kultur dieſer Provinz gleicht der in der Lombardie, nur werden weniger Maulbeerbäume und die Reben höher gezogen.

Bei Nocera dei pagani gedachte ich des großen zweiten Friedrichs von Hohenſtaufen und ſeiner getreuen Sarazenen. Unweit davon ſteht die verlaſſene Kirche Santa Maria Maggiore delle colonne, ſie liegt im Geſtripp etwas tiefer als der Boden dieſer Ebene, und war einſt ein Tempel der Zibele. Die Rotonde ruht auf noch ziemlich erhaltenen Säulen, das hohe Gewölbe erhebt ſich in einem eiförmigen Kegel.

Im Verlaufe des Weges beſuchte ich das große Benediktinerkloſter San Trinità di Cava im herrlich grünen Engthale, das in ſeinem Verlaufe mit dem berühmten valle dei mollini zuſammenhängt. Die Bibliothek deſſelben ſteht nach der von Monte casino im größten Rufe; bei flüchtiger Durchſicht ſah ich dort eine Geſetzſammlung der Longobarden im Originalmanuſkripte mit höchſt ſeltſamen Randzeichnungen und Zierbildern.

In Salerno hielt ich mich nur die Nacht auf und fuhr ſchon am frühen Morgen nach Päſtum weiter. Der Meerbuſen von Salerno iſt zu weit, ſeine Küſten ſind zu flach, um maleriſch zu erſcheinen. Im Verlaufe des Weges wird die Gegend bald öde, faſt wie die Campagne um Rom oder

wie die pontiniſchen Sümpfe, nur nicht ſo reich an Vegetation wie dieſe, und nicht ſo ſchwermüthig feierlich als jene. Das Heideland iſt mit Dornen, Diſteln und ungeheuren Wetterroſen überſäet; Lerchen und Geier wiegen ſich darüber in den Lüften. Wilde Roſſe treiben ſich in Rudeln über die Steppe, Ziegen und Schafherden weiden von Hunden bewacht; ihre Farbe iſt meiſt ſchwarz, und ſtimmt gut zur einſamen, düſtern Gegend. Zeltartige Strohhütten für Hirten ſtehen vereinzelt, und im Schlamme wälzen ſich Schweine und Büffel. Manche der letztern ſtehen bis an den Hals im Sumpfwaſſer, ſie ſtarrten uns wild an mit den rohen vorgeſtreckten Köpfen. Eine Herde Verbrecher, von Gensdarmen geführt, bildeten eine paſſende Staffage dieſer traurigen Landſchaft, dumpf klangen ihre Ketten unter dem mühſeligen Gange. Endlich empfing uns eine lange gerad laufende Birkenallee, ſodann ſetzten wir auf der einzigen Überfuhr über die Sele. Die Gegend verliert allmälig den wilden Ausdruck; hoher Günſter erſcheint, und einzelne Felder ſind mit Roſenhecken umgeben. Es ſind die Roſen von Päſtum.

„Pestanis rubeant acmula labra rosis,“ — einſt blühten ſie zweimal im Jahre. Tirrhener gründeten wahrſcheinlich Päſtum, Sibariten vertrieben dieſe ſpäter und nannten die Stadt Poſeidonia. 274 Jahre vor Chriſtus ward ſie von den Römern erobert. Das Erdbeben vom J. 63 n. Ch. brachte die Stadt in Verfall, 915 wurde ſie von Sarazenen erobert, und gänzlich zerſtört. Aber die Trümmer, die noch davon vorhanden ſind, erregen die Bewunderung der Beſucher. Die Stadtmauern ſind kikloyiſch aus rieſigen Steinblöcken erbaut, und ſtehen noch in bedeutendem Umfange.

während die Stadt innerhalb ihres Bereiches bis auf drei Bauwerke faſt ausgetilgt iſt. Der Bogen des öſtlichen Thores iſt noch erhalten, am mittelſten Schlußſteine desſelben außerhalb eine Sirene, und auf der innern Seite ein Delphin eingegraben, der Aquädukt vor dieſem Thore iſt faſt ganz verfallen. Die Quaderſteine, aus denen die Stadtmauern erbaut ſind, meſſen bis zu zwanzig Fuß ins Gevierte.

Schon in einiger Entfernung von Päſtum erblickt man den Junotempel, in feierlicher Majeſtät erhebt er ſich über die Landſchaft; ſein Alter dürfte jünger ſein, als das des Neptuntempels, aber doch gegen 3000 Jahre betragen. Auf zwei Stufen ſteigt man zu den Vorhallen, auf vier weiteren dann in die Zelle. Sechs Säulen ſtehen vor ſeinen Fronten, dreizehn an den langen Seiten. Am Pronaos hat die Halle die beſondere Einrichtung, daß vier Säulen an dem Vordertheile, und gleichfalls vier an jeder Seite einen geräumigen Platz einſchließen. Auch vor dem Poſtikum liegt eine Halle, aber ohne Säulen. In der Zelle an ihrer hintern Mauer iſt eine kleine Kapelle angebracht, durch die man aus der Hauptzelle in die Halle des Poſtikum gehen kann. In der Zelle ſieht man noch die Stellen der Altäre. Die Säulen dieſes Tempels ſind doriſch, doch weicht dieſes Kapitäl von der alten Weiſe darin ab, daß es einen ausgeſchweiften mit Blättern verzierten Hals hat. Die Verjüngung der Säulen nimmt gähe zu, das Kapitäl hat ein ſtark vorſpringendes Profil. Dieſe Sonderbarkeiten ſo wie der komplizirte Plan des Tempels laſſen auf ſein geringeres Alter im Verhältniſſe zum Neptuntempel ſchließen. Überhaupt vergißt man vor der Erhabenheit des Tempels des Poſeidon auf den

Eindruck, den der frühere hervorbrachte. Auf drei Stufen, ein paar weitere dürften noch unter dem Schutte liegen, erheben ſich ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn an jeder der breiten Seiten, drei große Männer umſpannen dieſe Säulen bei weitem nicht, ihre Höhe beträgt ungefähr vier untere Durchmeſſer. Sieben und ſiebzig ſtarke Schritte miſt die Länge des Tempels innerhalb dieſer Säulen, zwei und dreißig ſeine Breite. Zwei Säulenreihen im Innern des Tempels deuten an, daß er ein Hipäthros war, ſie ſind verjüngten Maßſtabes und ſtehen auf zwei hohen Stufen. Die äußern Säulen haben vier und dreißig, die innern zwanzig lothrechte Hohlkehlen; ſie ſind altdoriſche Säulen ohne Baſen, aus Travertinſtein, der einſtens mit Stuck überkleidet, ja ſogar bemalt geweſen ſein mochte. Jetzt entdeckt man viele viereckige Aushöhlungen in dieſen Säulen, die von eingeſetzt geweſenen Steinwürfeln ſchadhafter Stellen herrühren, die nun wieder ausgefallen ſind. Ein ungeheurer Architrav trug das jetzt nicht mehr vorhandene Dach. Vor dem Tempel ſtand eine Fontaine, die jetzt in der Villa reale zu Neapel angebracht iſt. Im Veſtibul links iſt ein Loch im Boden, in welchem ſich einſt wahrſcheinlich der Ring zum Anbinden der Opferthiere befand. Um den Tempel laufen unterirdiſche nicht mehr praktikable Gänge von doppelter Mannshöhe, vielleicht Piszinen?

Das dritte Bauwerk von Päſtum iſt die Baſilika, eine Halle zu Verſammlung des Volkes. Neun Säulen, ſo wie jene des Zeres-tempels, ſtehen in der Breite, achtzehn in der Länge, wenn man ſo wie bei den andern auch hier die Eckſäulen zweimal zählt. Durch die Mitte läuft der Länge nach

noch eine dritte Säulenreihe, von der jedoch ſchon mehre Säulen fehlen. Alle drei Bauwerke haben einen ähnlichen Charakter, doch iſt die Wirkung der Baſilika die geringſte. Sie tragen die Zeichen ihrer Zeit an ſich, hohe, edle Einfalt. Der Säulenſchaft iſt, wie es in den Zeiten der Ausbildung der doriſchen Bauart beliebt war, noch ſehr koniſch und kannelirt, das Kapitäl macht einen anſehnlichen Vorſprung, und hat bereits das eigenthümlich bedeutende Profil. Die erhöhte Lage dieſer Tempel ſteigert noch ihren Eindruck; ich geſtehe, daß die einfache Hoheit des Neptunstempels mich tiefer ergriff, als der Anblick des römiſchen Peterdoms; durch ſeine bloße Gegenwart legt er Schweigen auf, wie die Nähe der Götter. Niederer, trockner Graswuchs umgibt ihn mit ganz kleinen, kurzen bunteſten Blumen, grünbauchige Lazerten ſchlüpfen als Tempelwächter in ſeinen Trümmern umher, Mandelkrähen und Raben umkreiſen ſeine Gibel. Eine wüſte, todte Landſchaft breitet ſich umher, die auf der einen Seite in mäßiger Ferne in ein grünes Gebirge aufſteigt, auf der andern Seite hinter den unſterblichen Säulen breitet ſich das Meer aus. Blutrother wilder Mohn leuchtet in den Feldern, die Blume des Schlafs und der Vergeſſenheit. Die Stimmung würde noch reiner ſein, wenn nicht einige abſcheuliche alte Bettelweiber den Beſchauer unleidlich verfolgten, und Ladies mit grünen Schleiern und Gentlemen mit weißen Hüten, dieſe unvertilgbare Staffage italieniſcher Landſchaften, mit ihren Reiſebüchern in der Hand, die ſtumme Erſchütterung verkürzten. Dieſe ermangeln nun nicht kleine thönerne Zeresköpfe, die im nahen Salerno verfertigt, und in Pä-

kaum einige Monate vergraben bleiben, als rare Alterthümer von geprellten Antiquaren zu kaufen.

Auch von einem Theater und Amphitheater liegen einige kaum mehr kenntliche Trümmer umher mit Dornen und wildem Gestrippe überwachsen, in welchen sich Schlangen und Vipern aufhalten sollen; aber der Grundplan noch eines dritten Tempels, der aus mir unbekannten Gründen der des Friedens genannt wird, ist noch vollkommen erhalten. Sein Umfang ist auf erhöhter Stelle mit Steinplatten ausgelegt, auf deren mittelster ein Delphin eingerissen ist, der wegen dieser Wiederholung das Wahrzeichen von Pästum gewesen zu sein scheint. Dieser Tempel war ursprünglich ebenfalls in dorischem Stile erbaut, dann aber vielleicht eben durch das obenerwähnte Erdbeben völlig in Verfall gerathen; die Römer wollten ihn später in korinthischer Weise restauriren, aber bevor das Werk vollendet war, ist es unterblieben, wahrscheinlich wegen des Ausbruchs des Vesuvs, der die Städte Kampaniens gestörte. Diese Daten liegen unwiderlegbar in den umher zerstreuten Trümmern; man entdeckt noch die Reste der zerbrochenen dorischen Säulen und daneben festlich geschmückte korinthische Kapitäle aus schönem weißen Marmor, die offenbar nie aufgesetzt waren, und zum Theile noch unvollendet sind. Die Arbeit daran ist sehr sauber ausgeführt und nicht unschön in der Erfindung, schöne Steinrosen waren zu Verzierungen bestimmt und auch einige Basreliefs sind noch vorhanden, darunter ein schreitendes Weib und ein Krieger lanzenschwingend mit seinem Schilde gedeckt. Enge an das Grundquadrat dieses Tempels stößt in verschrobener Richtung der Durchmesser eines, einem

länglichen Halbkreis bildenden Gebäudes, das für ein Gimnaſium ausgegeben wird. Dieſes gegenſeitige Mißverhältniß iſt ſchwer zu erklären. Das Gimnaſium mag, während dieſer Tempel bereits in Trümmern lag, und in der Vorausſetzung, daß dieſe weggeräumt werden ſollten, erbaut worden ſein; wahrſcheinlich wurde dann wieder andrerſeits bei der Reſtauration des Tempels auf dieſes vielleicht auch vor ſeiner Vollendung durch das Erdbeben zerſtörte Gebäude keine Rückſicht genommen, ſeine Ruine war beſtimmt entfernt zu werden, wo dann der Tempel ganz frei geſtanden hätte.

Die Gegend von Päſtum iſt insbeſonders im Sommer ſehr ungeſund; die wenigen Bewohner dieſer Gegend tragen den Stempel des Dahinwelkens im Geſichte. Um ſo überraſchender war es, hier eine recht gute Reſtauration zu treffen, reinlicher und billiger als die meiſten in Unteritalien; wegen der böſen Luft gehen deren Bewohner während der heißeſten Monathe alle Abende in das nahe Gebirge ſchlafen.

Höchſt befriedigt von Päſtum, erhoben durch den großen Anblick ſeiner Ruinen, kehrten wir nach Salerno zurück. Im Vorhofe des Domes daſelbſt ſtehen ſechs der innern Säulen des Zerestempels aus Päſtum, im Innern nebſtdem ein großer mit einem ſchönen Arabeskenkranze eingefaßter Moſaikfußboden, ſogenanntes opus alexandrinum, und zwei Säulen aus verde antico aus dem Neptuntempel. Auch einige Basreliefs, darunter der Raub der Perſephone, und ein paar Särge kamen von dort hierher. Einer davon ſtellt den Zug des Alexanders, der andere Bacchus und Ariadne vor. Nicht die Kirche, wie Dr. Neugebauer irrig berichtet, ſondern ein freiſtehendes Thor in

ihrem Schiffe ruht auf Porphir- und Granitſäulen von Päſtum. Das Schiff der Kirche iſt leider modern weiß übertüncht, doch entdeckt man noch Reſte alter Moſaiken aus der Zeit Robert Guiscards. Unter der Kirche befindet ſich eine Kriptera, in welcher der Evangeliſt Matthäus begraben ſein ſoll; ich fand die Marmorwände dieſer Todtenkapelle mit friſchen Blumen bedeckt. Johann von Procida iſt nicht in dieſer Kirche begraben, wie ebenfalls Reugebauer erzählt.

Am frühen Morgen ſtiegen wir auf die Normannenburg, die gerade über Salerno liegt; die Ausſicht iſt ſchön, gegenwärtig hauſ't eine Bauernwirthſchaft darin. Von Salerno fuhren wir in einer Ruderbarke, von ſpielenden Delphinen begleitet, nach Amalfi. Unweit Vietri ragen zwei Felsblöcke aus dem Meere, die die Brüder heißen, und an die eine aus dem Titel ſich leicht ergebende Geſchichte geknüpft wird. Fiſcher-Städtchen und Hütten ſtehen an den Landungsplätzen die Küſte entlang, auf den Felſen darüber Normannenwarten; endlich läuft gar eine Mauer das ganze Ufer faſt bis Neapel entlang, in mäßigen Zwiſchenräumen mit Thürmen verſehen: vielleicht waren es Befeſtigungen des Freiſtaats Amalfi gegen Normanen und Sarazenen.

Nicht weit von Amalfi wird Maſaniellos Wohnhaus gezeigt. Aber allerhalben herrſcht hier eine ſeltſame Schiffer- und Fiſcherwirthſchaft, weite Meerſtrecken fanden wir mit Thunfiſchnetzen beſetzt, und auf einer Felſenwacht darüber ſteht dann ein Fiſchergeſelle auf der Lauer, und verräth den Gefährten unten das nahende Fiſchvolk. Ferne Lieder und Töne gleiten ſeltſam über das ſtille, ſonnige Meer.

Unſere Ankunft in Amalfi veranlaßte einen Volkstumult, Schaaren halbnackter Kerle liefen herbei, und jeder von ihnen both uns ſeine Dienſte oder ſonſt etwas an. Wir ſtiegen aus, und machten einen kurzen Ausflug in das unter den Malern ſo ſehr beliebte Mühlthal. Siebzehn Papiermühlen ſtehen den Sturzbach entlang, das Thal ſelbſt iſt ſo romantiſch, ſo pittoresk und lieblich wild wie wenige, es könnte füglich die neapolitaniſche Schweiz heißen. Ein Wildbach ſtürzt ſich über Felſen, die Thalſchlucht iſt voll lichtgrünen Waldſchlages, darüber ſtehen Felſen im Nebel, hoch in der Ferne auch ein prächtiges Sarazenenſchloß. Gerade über Amalfi gegen das Meer iſt die berühmte Grotte mit herrlicher Ausſicht, darunter eine im Meere mit intereſſantem Echo. Die Leute ſetzen in der Ausſprache hier häufig r ſtatt l, auch umgekehrt und verſetzen die Mit- und Selbſtlaute beliebig, ſo daß ſie Armaſi, Amarſi ſtatt Amalfi, und Carpi, Crapi ſtatt Capri ſagen. Merkwürdig war mir bald darauf im Pauſanias zu leſen, daß die Spartaner häufig den Buchſtaben r zu verſetzen pflegten, und wirklich ſind dieſe Gegenden einſt theilweiſe auch von dorther bevölkert worden.

Endlich fuhren wir die drei Sireneninſeln vorüber, es taucht hier ein Theil des Hintergrundes der Odyſſee auf; auch die Läſtrigonen mangeln nicht. Das Ufer wimmelt von Fiſchern und Seebieben, die Bezeichnung Pirat wäre zu wacker und ſchreckhaft, aber unleidlich bleibt das ſchreiende, zudringliche, niederträchtige Volk dieſer Küſten Beim Landungsplatze Scaricatore, wo wir uns ein Segel beilegen wollten, mußten wir unverrichteter Dinge vorüberfahren, weil ſämmtliche Anſiedler ungefähr zwanzig an der Zahl uns

ſchon ins Meer hinein Waſſer, Wein, Brot, Barke, Bemannung, ja Alles, was ſie hatten, brüllend anbothen, ſich als Ciceroni aufdrangen oder wenigſtens unſer Gepäck übernehmen wollten. Als wir in einiger Nähe des Geſtades waren, kam ſchon ein großer Theil von ihnen uns entgegengeſchwommen, wollte uns eine andere Barke aufſchwätzen [1]), und machte Miene in der unſern eine kleiderloſe Viſite zu machen. Sie klammerten ſich an den Nachen, zogen ihn, ſchrieen, lärmten, beſchworen und fluchten, bis ſich Eugen drohend in ſtummer Länge erhob, Rudolph mit ihnen um die Wette zankte, und ich meinen ſchweren ſizilianiſchen Palmenſtock ſchwang. Ohne ein paar Male an jedem Tage den Leuten das Todtſchlagen anzutragen, kommt man dort nicht leicht durch. Überhaupt wäre es etwas ſchwer, in Unteritalien die idilliſche Stimmung zu erhalten, in der man ankömmt. Mit lieblichen Illuſionen reiſet man allenfalls nach Italien, und hofft daſelbſt die goldene Herrſchaft Saturns und heſperiſche Schäferwelt zu finden.

Schon lange roch man im Norden in günſtigen Träumen an Orangenduft; endlich erſcheint der lang erſehnte zärtlich blaue Himmel, Nachtigallen ſchlagen verliebt, und die ſüße Idille ſollte beginnen. Wirklich erſcheinen einige halbnackte Kerle, ohne Zweifel ſind es die zwei Schäferknechte Mopſus und Melampus, und Chloe lauſcht hinter dem nächſten Jasmingebüſche. Einer ergreift den

[1]) Auch die Kiaker in Neapel entblöden ſich nicht, wenn man auch bereits in einem Wagen fährt, Einen zum Überſteigen in den ihren bereden zu wollen.

Mantelſack, der zweite den Hut, der dritte das Felleiſen des empfindſam Reiſenden u. ſ. w., — unſchuldige gaſtfreundliche Sitten der Kinderwelt! aber die geöffnete Hand ſieht bereits modern aus, und das Zanken, Schmähen und Fluchen klingt durchaus nicht mehr bukoliſch. Ein Vierter will ſelbſt die blankſten Stiefel putzen, ein Fünfter dein ſpiegelglattes Kinn mit Gewalt noch einmal raſiren, ein Sechſter ſchreit dir von Alterthümern vor, noch Andere bieten Mädchen aus, und der Ehrlichſte von Allen iſt der geradezu bettelt, oder der aufrichtige Gurgelabſchneider. Laſtträger, alte Hexen, Zöllner und ſchöne Dirnen liegen ſich um dich in den Haaren. Einer ſchmäht den Andern, dich wollen aber Alle einmüthig prellen. O Land der Idille! lange da deine derbe ſizilianiſche Palme hervor, und mache Miene ſie geradezu wie Seehunde todtzuſchlagen, ſchone keines Einzigen, mag er Mopſus oder Melampus heißen, ſchlage ihn todt und bezahle überall ſo wenig als möglich.

In duftiger Nacht bei ſchimmerndem Mondſcheine landeten wir auf Capri. Steil und dunkel ſtieg das Felſenufer hinan, und ließ uns die Reize, die es umſchließt, errathen, die Sehnſucht darnach erweckte uns ſchon am frühen Morgen. Wir beſuchten die Ruinen von Tibers Rieſenſchloſſe, unferne darunter ſteht ein natürliches Felſenthor am Meere. Von da ritten wir bis an die 536 Stufen hohe Felſenſtiege, die nach Anacapri führt, und ſtiegen ſodann über dieſe in den zweiten Theil der Inſel, auf dem wegen der ſteilen Lage kein vierfüßiges Thier lebt, das größer als Hunde und Katze wäre. Auch das Kaſtell Barbaroſſas über Anacapri beſtiegen wir, das Echo in einem

ſeiner Gewölbe, ſo wie die Ausſicht von ſeinem Gemäuer iſt wundervoll. Das Meer darunter liegt kornblumenblau mit aquamarinfarbnen Flecken. Hierauf ſchifften wir noch Vormittags zur azurnen Grotte; erſt vor wenigen Jahren entdeckte ſie ſchwimmend ein Engländer; wir beſuchten ſie ebenſo. Der Eingang in dieſelbe iſt wirklich kaum drei Schuh hoch und auch ſchmal, nur bei ruhiger See kann man ihn paſſiren. Innerhalb trifft man ein geräumiges Grottengewölbe, deſſen Boden das Meer iſt, gegen dieſes hinaus wird es ebenfalls bis auf den obenbeſchriebenen geringen Eingang durch Felſen geſchloſſen, die jedoch einige Schuh unter dem Meerſpiegel unterſpült ſind und abbrechen, und ſo die Sonnenbeleuchtung von unten durch das Waſſer einbrechen laſſen. Dadurch eben wird der wunderbare Azurſchimmer aller Abſtufungen hervorgebracht, der Meer und Luft in dieſer Grotte bedeckt. Die Wirkung desſelben insbeſonders über Wellenkreiſen iſt feenhaft. Man befindet ſich in einer Grotte der Kalipſo.

Aber dies Alles mögen meine Leſer bereits aus Reiſebeſchreibungen wiſſen, ganz neu wird es ihnen jedoch ſein zu erfahren, daß wir eine ungeheure Flaſche mit herrlichem Capriweine auf einem Eſel während unſeres Umzuges auf der Inſel mit uns führten, und in wenigen Stunden ausleerten. Dieſer Wein iſt aber wirklich einer der beſten auf der Welt, ähnlich dem Rheinweine, nur feuriger, duftiger und nicht ſo ſchwer. Wir nahmen vom hochgelben, der dem rothen vorzuziehen iſt, aber im elenden Wirthshauſe erhält man ihn freilich nicht, ſondern man muß ihn bei einem Weinbauer zu finden wiſſen.

Nachmittags fuhren wir nach Sorrent hinüber. In einer Bucht vor dieſem Städtchen nahmen wir das lieblichſte Meerbad. In dieſer Bucht fiel mir der „Schutt“ von Anaſtaſius Grün in das Meer, wahrlich ein Opfer dieſer Stelle angemeſſen. Die Bilderfülle dieſes Dichters war mir ſonſt manchmal läſtig, da bei ihm oft jede Zeile ein ganz verſchiedenes bringt; wer aber in dieſer Gegend ſeinen „Cincinnatus“ lieſet, dem werden alle die bunten zauberiſchen Bilder klar, dieſe himmliſche Umgebung reicht den beſten Kommentar zum Gedichte. Eine Reiſe an dieſer Küſte iſt ein Flug durchs Paradies, und Anaſtaſius wird in den bezüglichen Schilderungen nicht mehr übertroffen werden.

Sorrent liegt in Orangenwäldern; Taſſos väterliches Haus gehört jetzt dem Herzoge Laurita, es gleicht einem Palaſte und hat die herrlichſte Meerausſicht von der Terraſſe, unter der Orangengärten ſtehen. Von Sorrent ritt ich über die Waldhügel nach Caſtellamare, umduftet, umblüht von Orangen, von ihren goldenen Früchten umglänzt. In Thalriſſen prangen Öhlwälder, der Weg ſteigt ſanft, die Ausſicht über das göttliche Land, über das lachende Meer wird immer ſchöner. Im Abſenken verliert er jedoch wieder an Intereſſe, und endlich gelangte ich mit einbrechender Nacht auf der prächtigen neuen königlichen Straße nach Caſtellamare, das über'm verſchütteten Stabiä ſteht. Die Nacht war laut und hell, es wurde eben ein Madonnenfeſt gefeiert, Illumination und Feuerwerk überbothen einander, Geſang und Muſik trieb ſich durch alle Gaſſen, es wurden ſogar hohe breite Freudenfeuer auf offenen Plätzen angezündet, und des Jubels und Schwärmens war kein

Ende. Blaß und ſtill lag das Meer davor und die Sterne blitzten und funkelten, wie nie in Deutſchland.

Am frühen Morgen beſuchte ich das Schloß der Anjou, das am Meere liegt, und dann das nahe königliche Luſtſchloß Cuiſiſana. Allerhalben tönten Maipfeifen, ſchlugen die Nachtigallen, überall Leben und heitere Sinnlichkeit. Ich hörte mehr Nachtigallen, als alle deutſchen Dichter zuſammen. Der königliche Park iſt ſehr ſchön, die Ausſicht von der Plateforme des Schloſſes über das Meer herrlich, rückwärts ſteht ein Bergwald von genießbaren Kaſtanien. Aber auch Private haben hier allerliebſte Landhäuſer, Reben- und Roſenterraſſen, Blüthenlauben und Blumengelände umgeben ſie; an einem kleinen Caſino ſteht die ſchöne Aufſchrift: Morituro satis.

In einem Fiaker fuhr ich nach Torre del greco, von dort auf der Eiſenbahn nach Neapel; ſie iſt nicht beſonders elegant, doch zweckmäßig und ſchnell. Wieder lag die herrliche Parthenope, das wundervolle Meer, der rauchende Veſuv vor mir, die prächtige Szenerie, von der ich ausgelaufen war, umgab mich wieder, und ich hatte in ſieben Tagen einen der ſchönſten Ausflüge von der Welt gemacht.

Eisa.

Sizilien ist nicht mehr Italien, die Erdoberfläche, so wie die Einwohner beider sind merkwürdig von einander verschieden. Wer von Neapel nach der Kiklopeninsel fährt, wird bald durch den stets rauchenden Bergkegel von Stromboli auf ungewöhnliche Erscheinungen vorbereitet. Die äolischen Inseln, deren Stromboli eine ist, sind gleichsam die Ouvertüre Siziliens. Fünfzig Stunden weit sieht man in dunklen Nächten den Feuerblitz dieses Vulkans, seine Rauchsäule bei Tage in kaum geringerer Entfernung. Lipari war einst der Wohnsitz des Äolus, Vulkano der des Hephästos (jetzt gedeiht nur noch die herrliche Malvasia auf ihnen). Aber noch lange behielten diese Inseln etwas Fabelhaftes an sich, und Brydon getraute sich nicht, Stromboli zu besuchen, weil er die Einwohner noch halb wild vermuthete. Spallanzani rühmt sich, im Jahre 1788 Alikuda und Felikuda der erste in wissenschaftlicher Absicht besucht zu haben.

Das Meer ist hier kornblumenblau, der Himmel lachend und sonnenverklärt, und bevor noch der Vulkan von Stromboli aus dem Gesichte verschwindet, erscheint schon der Ätna in Südosten hoch über dem Meerspiegel. Ich fuhr diesen

Weg am erſten Mai und die Schneepracht des Feuerbergs überraſchte mich. Ich war ſeit vielen Jahren gewohnt, den erſten Mai als einen Feiertag des Frühlings feſtlich zu begehen. In meiner Heimath, in einer Thalebene Kärnthens, pflegte ich ſonſt in Geſellſchaft meines Freundes Paulus an dieſem Tage alljährlich einen Morgengang zu veranlaſſen. Die jungen Wieſen im Juwelenſchmucke des Frühthaus, der blaue ſtille Fluß, der ſich durch die Fluren ſchlängelt, der ruhige klare Himmel, Alles was ſich dort zeigte, ſchien einer lieblichen Idille entnommen. Unſere Stimmung mochte oft nicht zum Frieden jener Umgebungen taugen, aber ganz ohne Einfluß blieb die naive Natur doch nicht und wenigſtens in Erinnerung oder Sehnſucht bemeiſterte ſich unſer die Stille des Frühlings. Unfern dem Landſtädtchen, von dem wir auszogen, liegt eine anmuthige Anhöhe, ich verſchweige ihren ſlaviſchen Namen, um durch den barbariſchen Klang desſelben keine Illuſionen zu verſcheuchen; an ihrem öſtlichen Abhange ſteht am grünen Raine ein armſeliges Bauernhaus, unter deſſen Strohdache Menſchen und Vieh bukoliſch bei einander hauſen, daneben wachſen einige Kirſchbäume und Gemüſeſtauden hinter einem Gartenzaune, ein paar Bienenſtöcke durchwürzen im Frühlinge die Luft mit Honigduft, und eine Kuh und eine Ziege finden am Bergraine ihre Weide. Dahinten erhebt ſich ein niedriger Fichtenwald, und ganz nahe der Hütte ein Elſenbaum, der am erſten Mai gewöhnlich ſchon in voller Blüthe ſteht.

Am Hügelvorſprunge unter demſelben bildet der hohe Raſen einen einfachen Sitz, Maslieb blühen daneben, die kühle Frühlingsluft treibt weiße Blüthenblätter darüber.

Aber der Anblick des reizenden Thals, die flatternden Schleier der Frühlingsnebel, der ernste Bergzug im Hintergrunde erwecken eine neue Reihe lieblicher Gefühle, und die Landschaft erscheint zwischen den Baumstämmen und den sanften Linien des Strohdaches und des Geheges gemildert und unbeschreiblich sanft. Unwillkührlich erwacht an dieser Stelle die Melancholie des Frühlings in der Brust des Wanderers, jene wehmüthig heitere Beschaulichkeit, die sich so gern in den Anblick des geheimen Naturlebens versenkt, und dann für Alles Gleichnisse und Citate in der Menschenbrust findet. Auf dieser Stelle im hohen Blumengrase brachten Paulus und ich an jedem ersten Mai dem Frühlinge eine Libation. Heute aber goß ich einen Becher des dunkelrothen sikuler Weines in die blaue heilige Meerfluth. Doch die Erinnerung an die Heimath überkam mich auf der Höhe des kalabrischen Meeres, und wie dünner Meerrauch stieg eine leise Dämmerung der Sehnsucht in der nördlichen Ferne. Ich wußte, daß Paulus beiläufig um dieselbe Stunde den Weihguß unter dem Elsenbaume der Heimath darbrachte.

Endlich erscheint Palermo; zwischen dem Vorgebirge Zaferano und Pellegrino öffnet sich der Meerbusen, das Land umher ist gebirgig voll zerrissener rother Kalkfelsen. Roth ist überhaupt die Grundfarbe dieser Landschaft: der Boden ist roth, die Sonnenstrahlen sind es, der aufliegende Staub; selbst die Häuser sind roth oder gelb übertüncht. Die weiße Farbe taugt für sie nur bei uns im Norden, hier wo die Sonne strahlt und glüht, wäre das nüchterne Weiß nicht die schickliche Färbung. Vom Monte Pellegrino schaut das Standbild der heiligen Rosalie in die Meerfluth, im

Hintergrunde ſteigt das ſchöne Hügelland gegen Monreale, die Normanenſtadt, vorne aber ſchwelgt berauſcht und beſeligt Palermo am Buſen des Meeres.

Sizilien iſt nicht mehr Italien, es ſieht aus, wie der Orient oder wie Granada in der Maurenzeit. Die Erdgeſchoſſe in Palermo ſind in ihrer ganzen Ausdehnung zwiſchen Säulen und Pfeilern gegen die Gaſſe geöffnet, jedes Fenſter in den Stockwerken hat einen Balkon, die oberſte Etage wird oft von einem ringsum laufenden Gange mit Gitterwerk gebildet. Sie ſcheint den Frauen des Harems vorbehalten. Orangenbäume und Lauben vertreten hier und dort die Stelle des Daches. Die Tracht der Straßenjugend in Palermo iſt die des erſten Paars im Paradieſe. Dazwiſchen erheben ſich Normanenbauwerke, die Kathedrale gleicht der Moſchee in Granada, und ſeltſame Spitzbogen verbinden den bizantiniſchen Stil mit dem gothiſchen. Die Landſchaft um Palermo ſtimmt ganz zum fremdartigen Eindrucke der Stadt; Zitronen- und Orangenwäldchen hängen voll goldener Früchte, dazwiſchen ſteht der Johannesbrotbaum und der cactus opuntia, die indiſche Feige. Um aber den Nordländer völlig zu verwirren, ſind hier die Zitronen ſüß, und die Orangen herbe. Rieſige Aloen bilden das wilde Geſträuch dieſes Landes und die ſchönſten fremdartigſten Ausſichten eröffnen ſich. Ganze Truppen ſeltſamen Volks begegnen Einem geſchaart oder zerſtreut auf Pferden und Eſeln beritten, jeder trägt das geſpannte Gewehr vor ſich quer über dem Sattel; wenn irgendwo ein Vogel fliegt, reiten und laufen ſie wie närriſch zuſammen, und feuern ihm nach, ſie ſcheinen aber auch eben ſo bereit einen Menſchen niederzuſchießen.

In einer Vorſtadt von Palermo liegt das ſarazeniſche Luſtſchloß Ciſa, von der Plateforme ſeines Daches hat man volle Gelegenheit die Eigenthümlichkeit dieſer Gegend zu betrachten. Der rothe Grundton der Landſchaft iſt auch von dieſem Standpunkte allerhalben zu bemerken; das eigenthümlich glänzende ſaftige Grün der Agrumen wird durch die blaßgrünen Kaktusgebüſche gehoben, die Konturen der Berge ſind wild und ſcharf in die prächtig blauen Lüfte geriſſen, und das weite Meer iſt ein zweiter wallender Himmel. Helle Häuſer, Wohnungen von Fröhlichen ſind über die Landſchaft ausgeſtreut, hier und dort erhebt ſich der Thurm einer alten Baſilika oder das fabelhafte Minaret einer einſtigen Moſchee. Ciſa iſt angeblich vor 900 Jahren gebaut worden, die Wahrheit dieſer Nachricht kommt aus dem gegenwärtigen Baue ſchwer zu entwickeln. Sein Inneres iſt noch wohl erhalten und bewohnt; in ſeltſamer Vertheilung laufen die Gemächer neben einander hin, eine ſchöne Treppenflucht ſteigt zwiſchen ihnen empor und führt zum Plattdache des Gebäudes, wo ſich deſſen Sonderbarkeit am eigenthümlichſten darlegt. Die Terraſſe wölbt ſich zwiſchen Zinnen und Mauerkronen über den ganzen Umfang des Schloſſes, Einſenkungen und durchbrochene Fenſter erſcheinen, und Zacken und Gitterkörbe ſpringen hervor. Der wunderbare Bau und die herrlichſte eigenthümliche Ausſicht verſetzen in die Maurenzeit zurück. Darunter ſtehen blühende Granatbäume, Jasmin und Orangenblüthen duften herauf, eine Mandoline klingt irgendwo unſichtbar in einer Laube, und die befangenen Sinne erwarten jetzt und jetzt den Selam einer bezauberten Prinzeſſin.

Die Katakomben zu Palermo.

Die Phantaſie der Italiener iſt viel aufgeregter und produktiver als die der Deutſchen; dies zeigt ſich in Allem, ſogar in der Weiſe der Begräbniſſe, und in den dazu beſtimmten Stätten. Der Deutſche fährt ſeine Todten in ihrem Wohnzimmer auf, mit verhülltem Sarge, manchmal ſogar zur Nachtszeit trägt oder fährt er ſie auf den Kirchhof, und ein einfaches Grab, nur noch ſelten eine geſchloſſene Gruft empfängt ſie. Seine Freithöfe ſind einfache Wieſenplätze, die der größern Städte werden wohl durch mehre Steinmahle geſchmückt, aber über die Schlummerſtätte der Landbewohner breitet höchſtens eine alte Linde ihre ſchattigen Äſte. Anders iſt und war es jederzeit in Italien. Das Leichengepränge der alten Römer iſt bekannt genug. Einzelne Reiche beſorgten ſich dann rieſige Mauſoleen, und die Klienten, Freigelaſſenen und Sklaven lagen in einem eigenen Grabgebäude nahe an der Seite des pater familias. Viele dieſer letztern Begräbnißplätze ſind uns erhalten worden, und jetzt unter dem Namen der Kolombarien bekannt. Ein rundes oder viereckiges Dachgebäude erhebt ſich, ein mäßiger Gang bleibt

um daſſelbe frei, und eine dem Mittelgebäude entſprechende Mauer umſchließt das Ganze. Dies iſt die gewöhnliche Form der Kolombarien. Die innern Wände ſind in mehrfachen Reihen mit regelmäßig geſtellten kleinen Niſchen verſehen, in denen die Aſche der Geſtorbenen beigeſetzt iſt. Dieſe Niſchen gleichen den Öffnungen der Taubenhäuſer und gaben den Gebäuden ihren Namen. Dazwiſchen ſieht man anmuthige Malereien, Vögel, Blumen, Arabesken, gewöhnlich eine abgeſonderte, über jeder Todtenöffnung, gleichſam als ſollten die nächtlich umirrenden Seelen, wie bei Bienenſtöcken, daran ihre ſtille Wohnung wieder erkennen. Die einzelnen Grabniſchen haben kaum einen Fuß ins Gevierte, ein Aſchentopf, ein Thränenfläſchchen, und meiſtens auch der Schädel des Todten liegen darin; oft iſt auch ſein Name außerhalb in Stein zu leſen. Im Garten des Ritters Campana in Rom wurde ungefähr vor einem Jahre ein ſolches Kolombarium entdeckt, es gehörte dem Pomponius, einem Freigelaſſenen des Auguſtus. Auf einer Urne darin ſteht die einfach rührende Inſchrift: Ne tangito, o mortalis, reverere manes deos! und daneben bietet der freigebige Grabwärter Knochenreſte der zweitauſendjährigen Todten den Reiſenden zum Andenken.

In der Kirche S. Sebaſtiano vor Rom ſind die altchriſtlichen Katakomben, viele Miglien weit dehnen ſich in verſchiedener Tiefe die niedern engen Gänge in dem Tuffſtein- und Thonboden der römiſchen Campagne aus. Die heilige Helena wurde hier im porphirnen Sarge aufgefunden, der jetzt im Vatikan zu ſehen iſt. In doppelter und dreifacher Reihe laufen die ſchmalen Gräber an den Wänden hin, hier

und dort ſieht man Inſchriften und Kreuze, manchmal wölben ſich die Gänge zu geräumigen Gewölben aus, in denen dann gewöhnlich eine Kapelle angebracht iſt. Der Mönch, der mich begleitete, verſicherte mich, hier ſeien 174,000 Märterer begraben, jedenfalls aber macht dieſe Stadt der Todten einen ſchlicht feierlichen Eindruck.

Der Campo santo von Piſa iſt mit den abenteuerlichſten Darſtellungen der letzten Dinge bemalt; dieſem Beiſpiele folgten mehre andere Städte Italiens. Auf vielen Freithöfen dieſes Landes ziehen ſich herrliche Bogengänge an den Einfriedmauern hin, Kloſterhallen öffnen ſich für Begräbniſſe, und der Schmuck der Gräber iſt bunt und ſonderbar.

In Neapel wurde erſt vor wenigen Jahren ein neuer ungeheurer Gottesacker angelegt. Das Etabliſſement wird ins Große betrieben, die bequemeren Wohnungen darin ſind etwas koſtſpielig, und die Freiquartiere der Armen mindeſtens herzlich ſchlecht. In geräumigen Gruben werden ſie möglichſt ökonomiſch aufgeſchichtet, durch mehre Tage ſtets neue Penſionäre in dieſelbe gelegt, bis darin kein Raum mehr übrig iſt; es geht ihnen nach dem Tode faſt eben ſo ſchlecht, als vor demſelben. Die Ruheſtätten der Reichen ſind aber mit ſchönen Blumenanlagen überdeckt, es ſind dabei mehr Gärtner als Todtengräber angeſtellt, die alle, den Portier eingezählt, in netten Livreen erſcheinen. Armes Geſindel darf lebendig dieſen Freithof gar nicht mit ſeiner Gegenwart verunreinen, bei gut Gekleideten wird ein freigebiges Trinkgeld vorausgeſetzt. Ungeachtet der allerhalben aufwuchernden Blumen roch ich, als ich dort war, doch die

Verweſung durch ihre Düfte, da damals eben ein Großer des Reichs aus dem ſchon vier Monate bewohnten Grabe in ein neues prächtigeres umzog. Es müſſen ſich ſeine Umſtände nach dem Tode verbeſſert haben; ſolche Leichenwanderungen ſind dort aber, wie ich erfuhr, eben nichts Seltenes. Wenn man Abends aus dem campo santo von Neapel nach Hauſe geht, ſo fahren Einem moderne elegante Kutſchen in ſchnellſtem Galoppe entgegen, ſie ſind vorne hell erleuchtet, und über und über mit Kränzen behangen. Darin ſitzen ein paar Geiſtliche, ſtatt des Bedienten rückwärts aber iſt der Todte querüber in ſeinem Sarge angeſchnallt.

Derlei ſonderbares Gepränge gefällt dem Italiener, und ſtatt in ihrer Kammer ſtellt ſelbſt die Armuth die Todten in Hausthoren, in Miethgewölben, ja ſogar auf freier Gaſſe aus. In manchen Orten liegen die Todten in den Kirchen aufgebahrt, oder doch an denſelben in unterirdiſchen Grabkapellen, die wohl auch nach oben eine Gallerieöffnung haben, damit das fahle, ernſte Antlitz des Verſtorbenen ja gewiß von allen Seiten geſehen werden könne. Auch bei Leichenzügen werden die Todten gewöhnlich offen, ja häufig nur auf einer Tragbahre weiter befördert. In fabelhafter Vermummung folgen dann die Todtenbruderſchaften, Kinder und Greiſe ſtecken in weißen oder ſchwarzen, ja ſogar in rothen Kutten, Kapuzen verhüllen Kopf und Geſicht, und nur für Augen und Mund ſind kleine Öffnungen eingeſchnitten.

Das eigenthümliche Reich des Todes iſt aber in den Katakomben von Palermo eröffnet. In der dortigen Kapuzinerkirche befindet ſich ein Kellergewölbe, deſſen Erdſchichte

und Luftart an Leichnamen einen ungewöhnlichen Gang der Verweſung hervorbringt; in etwas mehr als vier Monaten haben ſie dieſen Kurs glücklich überſtanden, und befinden ſich in einem halbvermoderten Zuſtande, der ſich dann durch Jahre wenig mehr ändert. Sie gelangen nicht zur ſächlichen Dichtheit der Mumien, die ſie dem Kreiſe menſchlicher Erinnerung entrückt, ſie trocknen nicht in dem Grade aus, wie es in manchen Grabhöhlen Oberitaliens geſchieht, noch erhalten ſie jenen Schein des Lebens, den man in noch andern vorfindet, ſondern das Fleiſch ſchrumpft zu einer zähen Gallerte zuſammen, die durch einige Jahre feſter wird, am Ende ſich aber wieder abbröckelt oder verſtaubt. Die Farbe dieſer Leichname läuft vom Gelbſahlen bis ins Aſchgraue und Bleiblaue, der individuelle Charakter des Antlitzes iſt nicht verwiſcht, ſondern die Züge werden nur je nach dem verſchiedenen Grade der Austrocknung geſpannt und verzerrt. Unter ihrer Kirche und dem Kloſter haben nun die Kapuziner von Palermo hohe, weite Gänge ins Gevierte angelegt; für wen ein gewiſſer Zins bezahlt wird, deſſen Leichnam kommt auf einige Monate in jenes Modergewölbe, und wird dann in dieſen Todtenhallen aufgeſtellt. In mehrfacher Reihe ſtehen, ſitzen und liegen dort die Todten, von unſichtbaren Drahtzügen gehalten, über einander. Jeder erſcheint in den traurigen Sterbekleidern mit gefalteten Händen; die Haare hängen wüſt um den eingetrockneten Schädel, und die Geſichter zeigen alle blöden Verzerrungen des Todes. Es ſcheint, als ob Jeder die Grimaſſe ſeiner Sterbeſtunde zur Schau trage; rund aufgeſperrte Rachen, ſchief hängende Kinnladen.

verdrehte Augen, ſchmale gezogene Naſen ſtehen neben einander und jedes Antlitz erzählt Einem mit unerſchütterlicher Beredſamkeit, daß das Sterben bitter ſei. Am Gräßlichſten zeigen ſich die Mönche in den dunklen Kutten mit weißem Bruſtlatze und viereckigem Barette. Für ihre Bezahlung haben die Verſtorbenen das Recht zehn Jahre in dieſem Salon des Todes Konverſation zu halten, dann kommen ſie aus der Mode, und werden in abgelegenen Beinhäuſern beigeſetzt. Über Jedem ſteht ſein Name und Sterbtag. Man findet dort alſo Geſtorbene weniger Monate, ſo wie Leichname eines Jahrzehendes, und dieſe Stufen des Todesalters erweiſen ſich auf das Entſchiedenſte. Während im Geſichte des Einen noch eine ſchleimige Beweglichkeit zu gähren ſcheint und ſein Auge hervorglotzt, iſt die Naſe des Andern eingeſunken, gequetſcht, und die morſchen Lippen fielen ihm bereits von den blöckenden Zähnen. Aber die Haare der Meiſten ſträuben ſich gräßlich verwirrt in die Höhe, als wären ſie ſich in mitternächtlicher Stunde in gräulichem Zwieſpalte in den Haaren gelegen. Dennoch kommen die Verwandten der Todten oft in dieſe weiten hellen Gewölbe, und beſuchen ihre verſtorbenen Geliebten, und ſitzen ſtundenlang bei ihnen, und forſchen dem entflohenen Geiſte der Liebe nach in den ſtarren trüben Geſichtern. Die Weiber ſind größtentheils in liegender Stellung untergebracht, die Jungfrauen erſcheinen mit verwelkten und mit künſtlichen Blumen und Kränzen geſchmückt, und an der Seite mancher Todten ſtehen koſtbare Särge in rothen ſammetnen Paradedecken. Ein verdächti-

ger heiliger Blumenduft weht durch dieſe Räume, aber mißtrauiſch wittert die Naſe des Lebenden nach ekeligem Modergeruche. Man ſteht hier gleichſam vor einem abgedeckten Freithofe, alle Abſtufungen der Verweſung ſind verrathen und das Feſtmahl des Todes iſt üppig und abwechſelnd.

Eine Terraſſe in Meſſina.

Schon beim Klange des Namens Meſſina fallen Einem denkwürdige und die Phantaſie aufregende Eigenthümlichkeiten dieſer Stadt ein. Die nahe Skilla und Charibde verſetzen in die klaſſiſche Welt, die fata morgana auf der gegenüber liegenden Küſte von Reggio ins Reich der Feen, und das fürchterliche Erdbeben vom Jahre 1783, die „Braut von Meſſina“ bieten in anderer Weiſe anregende Stoffe. Aber nicht Vielen dürfte es bekannt ſein, daß Göthe ſein unſterbliches Lied:

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blüh'n,

auf einer Terraſſe in Meſſina gedichtet hat.

Man naht ſich der Stadt zur Seeſeite von Palermo herüber durch die berühmte Meerenge von Meſſina, und alſobald wird Einem die Skilla und Charibdis gezeigt, unſterblich durch den Geſang Homers und Virgils. Wenn man ſich aber an irgend einem Gedichte von der Übertreibung der Poeten überzeugen kann, ſo iſt dies mit den bezüglichen Herametern der Fall. In der Meerenge von Meſſina beſtehen nämlich zwei Strömungen, die eine an der ſiziliſchen Küſte treibt gegen, die an der kalabriſchen von Meſſina. Jene heißt Calofaro und ihr einſtiger Name Cha-

ribdis iſt den Anwohnern kaum mehr bekannt, dieſe geht nahe an der kalabriſchen Ortſchaft Scilla vorüber. An der Seite der Charibde iſt das Ufer nieder und ſandig, flache Bänke mögen hier auch unter dem Meere fortlaufen, über ihnen ſtehen platte Waſſerkreiſe, und dazwiſchen ſeltſam aufwallende hüpfende Wellen. Aber die Erſcheinung ermangelt ganz und gar des Außerordentlichen, man fährt ohne die geringſte Gefahr in allen Richtungen darüber, ein nicht unangenehmes Schaukeln oder Tanzen des Schiffes iſt die einzige Wirkung und Spur, Sage, ja Kenntniß des Ortes verlieren ſich allmälig. Am kalabriſchen Ufer gegenüber heißt ein Flecken und Kaſtell Scilla, bei dem ſeltſam zerriſſene und geklüftete Felſen voll Wogengebraus aus dem Meere ragen. In die hohlen Windungen derſelben dringt das Waſſer rauſchend ein, wird ächzend durch- und aufgetrieben, und fällt dann wieder mit wildem Geheule. Noch bellt die Skilla, aber die Gefahr iſt vorüber und nur bei konträren Winden, im Sturm erfaſſen ſich die Doppelſtrömungen der Meerenge, verwirren den Schiffer, und machen ihm einen Lotſen nothwendig.

Meſſina liegt unter unregelmäßigen zackigen Bergreihen, die darüber im Halbkreiſe aufſteigen. Die Fundamente der Häuſer ſind koloſſal, ſchwere Säulen erheben ſich auf mächtigem Unterbaue, brechen aber vor ihrer halben Länge ab, weil die Einwohner ſeit jenem Erdbeben ſie weiter fortzuführen nicht mehr wagen. Übrigens iſt die Phiſiognomie der Stadt zu modern, um beſonders zu intereſſiren. Ein paar mittelalterliche Kaſtelle über der Stadt ſtimmen wenig zu ihren eleganten Promenaden. Doch die reizenden Frauen

machen auch dieſe anziehend, ihre Feueraugen ſind glühend, brennend, liebewüthig und wahnſinnig. Die deutſchen Bürgertöchter, Stubenmädchen und Salondamen würden ſich daneben wie Waſſerweiber produziren. Als ich das Theater in Meſſina beſuchte, wurde dort eben Beatrice di Tenda gegeben, aber das Schauſpiel diesſeits des Vorhanges war intereſſanter als die opera jenſeits. Allerhalben flogen und ſchoſſen die mährchenhaften Blicke umher; wer ſich die Braut von Meſſina holt, der verzichte auf die blauäugige deutſche Treue; mit dieſen Gluthblicken müſſen die himmliſchen Weiber ſelbſt neben dem Schaffote Beatrices auf verbothene Liebeshändel ſinnen. Hier glüht und überſtrömt der Taumelkelch des Lebens.

Hinter dem Gitterwerke der Sprachſalone in den Frauenklöſtern ſprüht und glitzert ein ähnliches Augenfeuerwerk. Die unzähligen Herzoge, Fürſten und Barone der Kikloveninſel, die ihren Adel väterlicher Seite auf Polyphem und mütterlicher bis zur ſchönen Galathee mit Leichtigkeit hinaufführen, laſſen dort ihre Töchter erziehen; die jungen Prinzeſſinnen bleiben im Kloſter eingeſperrt, bis ſie der Bräutigam abholt und aus dem Chorſtuhle geht es unmittelbar ins Brautgemach. Guſtav Schilling kannte dieſe Penſionate nicht, ſonſt hätte ſein „Mädchenhüther“ andere Farben bekommen. Es liegt vollkommen im Plane der Familien, daß zu ihren Töchtern der Zutritt offen ſei, ja daß ſelbſt den épouseurs ihre verborgenen Reize nicht ganz entzogen bleiben. Hierzu iſt nun ein geräumiges Sprachzimmer geöffnet, dem es nie an zahlreicher eleganter Geſellſchaft gebricht, und in dem die ſeltſamſte Nonnenwirthſchaft

beſteht. Die jungen Damen in halb klöſterlicher Tracht drängen ſich an das Sprachgitter, es wird auf das Lebhafteſte geplaudert, geſcherzt, gelacht, und das vergoldete Holzgitter lauft immerwährend Gefahr von den Feuerblicken dahinter in Flammen verſetzt zu werden. Es mögen die ſchüchternſten zaghafteſten Mädchen dort eingeſperrt ſein, aber was kann eine Meſſineſerin für die Gluth ihrer Augen?

S. Gregorio iſt eines der ſchönſten dieſer Nonnenklöſter von Meſſina, die Wände der Kirche ſind ganz mit koſtbarem florentiniſchen Marmor bedeckt, allerhalben hinter goldenen Engelköpfen und buntem Laubwerke befinden ſich kleine geheime Gitterlucken, und plötzlich ſprechen mit dem Fremden, dem die Erlaubniß zu Theil wird die Kirche wegen irgend eines Bildes zu ungewöhnlicher Stunde zu beſuchen, alle Wände und Wölbungen.

Aber vor der Kirche eröffnet ſich die wunderbarſte Ausſicht: eine weite Terraſſe endet mit einer Baluſtrade und alle Reize des abenteuerlichen Südens liegen vor den Blicken ausgebreitet. Von der Höhe des Kloſters ſenkt ſich die Stadt hinunter, der majeſtätiſche Quai, der Hafen, der Leuchtthurm liegen tief unten, davor wallt das prächtige Meer, und gegenüber nur halb enthüllt ragt die wilde Küſte Kalabriens mit den ſeltſamen Luftſpiegelungen empor. Durch die Meerenge fahren Schiffe mit weißen, weit geöffneten Segeln, in der Ferne erſcheinen blaſſe Meerſtreife und der Glanz der Sonne vergoldet den Azur des Himmels. Heimlich und abgeſchränkt liegt unter der Terraſſe ein Orangengärtchen mitten zwiſchen den Häuſern, Myrthen blühen

neben dunklem Lorbeergebüſche darin, und über der ewigen Blüthe glänzt die prächtige Goldfrucht.

„Kennſt du das Land, wo die Zitronen blüh'n? ꝛc.“

Das wunderbare Lied des deutſchen Meiſters klingt hier im Ohre des Wanderers, er ſteht an der Stelle, wo es gedichtet ward. Es iſt ein Lied, das bei uns im Norden alle Sehnſucht nach dem wunderbaren Süden aufregt, ein Lied, das in jenem herrlichen Lande jedem Deutſchen doppeltes Recht gibt, ſich der Pracht der Natur und des unſterblichen deutſchen Dichters zu erfreuen.

„Kennſt du das Land, wo die Zitronen blüh'n?“

dort auf der Terraſſe von Meſſina liegt es vor dir ausgebreitet in all ſeiner Schönheit, mit ſeinen überwältigenden Reizen, herrlich und einzig, wie es Homer beſungen vor 3000 Jahren, herrlich und einzig, wie's dem deutſchen Dichterfürſten erſchienen, und wie es noch nach 3000 Jahren den fernſten Enkel begrüßen wird.

Sibilla von Cumä.

Vor Sibilla faſt verzagend
Stand ich nach ſo mancher Fahrt,
Um das Ziel des Wand'rers fragend,
Antwort gab ſie ſelt'ner Art.

— Kehre um, du nord'ſcher Wand'rer,
In die Heimath geh' zurück,
So wie du erſchien manch' And'rer,
Alle fragten mich um Glück.

Wo die Nachtigallen ſchlagen,
Glaubten ſie ihr Lied erklärt,
Holden Spruch auf theure Fragen,
Ihren ſchönſten Wunſch gewährt.

Eine Sonne, fremd im Norden,
Strahlt hier wohl in ew'ger Pracht,
Doch iſt Sehnſucht wach geworden,
Nicht begnügt durch ihre Macht.

Hier erſteht, zu früh zertrümmert,
Hohe, alte Götterwelt.
Die azurne Grotte ſchimmert
Wie ein zweites Himmelszelt.

Schatten ſind hier Flammenſchleier,
Myrthen und Zitronen blüh'n,
Aber wirft du größer, freier,
Wo ſie blühen, duften, glüh'n?

Orkus gähnt dir hier entgegen,
Und Elyſium lacht um dich,
Doch des Himmels wahren Segen
Trägt ein Herz, das liebt, in ſich.

Was die Jugend einſt empfunden,
Blüht in keinem Lenze mehr,
Iſt es einmal dir entſchwunden,
Bleibt die ganze Welt dir leer. —

Und es ſchloß d'rauf die Sibille
Den prophetiſch-ſüßen Mund,
Heil'ge Nacht und tiefe Stille
Gab die Götternähe kund.

Doch zum Land' des Nebels nahm ich
Jetzt die heil'ge Fahrt zurück;
Zum geliebten Herzen kam ich
Nicht zu ſpät war's noch zum Glück.

Und das ſchöne Herz, das einſt,
Das mir einſt in Liebe ſchlug,
Hegte noch die Gluth, die reine
Wie es einſt für mich ſie trug.

Was du glaubſt, für dich hat's Leben,
Was du liebſt, nur das iſt dein,
Was du hegſt, muß ſich begeben,
Und ſo wirſt du glücklich ſein.

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe & Sommer.

Bei Pfautſch & Comp. in Wien

iſt ferner ſo eben erſchienen:

Wolfstetter, J. B. Profeſſeur, Recueil de Lectures intéressantes pour servir de passe-temps agréable. Livraison 1. 2. 16. 1842.
br. 40 kr. C. M. (⅔ Rthlr.)

Levitſchnigg, Heinrich Ritter von, Gedichte. Mit Bildniß und Facſimile des Verfaſſers. 8. 1842.
broſch. 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

Vezlederer, J. C., Mimoſen. Ein Kranz Novellen und Dichtungen. 8. 1842. broſch. 1 fl. C. M. (⅔ Rthlr.)

Seidl, Johann Gabriel, Viſolien. Dichtungen. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1841. broſch. 1 fl. 48 kr. C. M. (1⅓ Rthlr.)

Selinger, Dr. C. M., Gräfenberg. Einladungen. Mittheilungen. Betrachtungen. 8. 1841.
broſch. 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

Tſchabuſchnigg, Adolf Ritter von, Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Mit Bildniß und Facſimile des Verfaſſers. 8. 1841. broſch. 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

— — humoriſtiſche Novellen: 1. Metamorphoſen. — 2. Die Kinder der Sonne. — 3. Der ſechſte Akt. — 4. Die Weltverbeſſerer. 8. 1841. broſch. 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

Vogl, J. N. Die älteſten Volksmärchen der Ruſſen. 8. 1841. broſch. 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

Wirer, Dr. Franz de Paula, **Ritter von Rettenbach**, Ritter des kaiſ. öſterreichiſchen Leopold- und des königl. däniſchen Dannebrog-Ordens, weiland Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Rudolf Hofrath und Leibarzt, emeritirter Rektor der Hochſchule zu Wien, Präſident der k. k. Geſellſchaft der Ärzte ꝛc. ꝛc., Iſchl und ſeine Heilanſtalten. Ein Handbuch für Ärzte und Laien, welche dieſen Kurort und ſeine Umgebungen in heilkräftiger oder pittoreſker Beziehung zu kennen oder zu beſuchen wünſchen. 8. 1842. broſch. 2 fl. C. M. (1⅓ Rthlr.)